

John
Dunning

Die
Radiosängerin
Roman

Aus dem
Amerikanischen
von Thomas
Haufschild

Rütten &
Loening

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano
Unter Verwendung eines Fotos von Naoyuki Mori, Photonica

Die Originalausgabe unter dem Titel
Two O'Clock, Eastern Wartime erschien 2001 bei Scribner,
New York.

ISBN 3-352-00586-9

© Rütten & Loening Berlin GmbH

Amerika in den vierziger Jahren: Das Land befindet sich in einem Zustand höchster Nervosität. Überall werden japanische oder deutsche Spione vermutet. Ein Medium erlebt in all den Wirren seine Blütezeit: das Radio.

Jack Dulaney wird - beinahe wider Willen - zu einem der ersten Helden des Radios. Nach einer gefährlichen Irrfahrt, die mit seinem Ausbruch aus einem Gefangenenlager beginnt, gelangt er nach New Jersey zu einem kleinen Radiosender. Schon nach kurzer Zeit sorgen die Hörspiele, die er wie im Fieber schreibt, für Furore und Begeisterung. Doch eigentlich ist seine Existenz als Autor nichts als Tarnung, um hinter die Kulissen des Senders blicken zu können. Er sucht seinen alten Freund Carnahan, der gleichfalls an der Radiostation arbeitete, bis er sich scheinbar in Luft auflöste, und dessen Tochter Holly, das Mädchen, das Jack heimlich liebt. Auch Holly hat ihre Identität geändert. Jack findet sie in einer Strandbar - als Sängerin in einer Band zieht sie ihre Zuhörer in den Bann. Als Jack sich ihr nähert, gibt Holly vor, ihn nicht zu kennen, und geht auf keine seiner Anspielungen ein. Sie hat offenkundig Angst. Ihr Vater, so glaubt sie, sei ermordet worden, weil er Verschwörern auf die Spur gekommen war, deren Kopf Loren Harford, der Besitzer der Radiostation, ist. Jack erfährt bald, daß Hollys Ängste begründet sind. Ein Schauspieler des Senders ist vor sechs Jahren gleichfalls verschwunden.

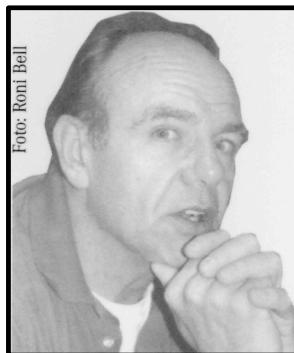


Foto: Roni Bell

John Dunning, Jahrgang 1942, war viele Jahre lang nicht nur Journalist und Schriftsteller, sondern auch Buchhändler und Antiquar. Sein Geschäft in Denver galt als eine Kultstätte für Bücher. Außerdem hatte er eine eigene Radiosendung mit dem Titel »Old-Time Radio«. Er besitzt eines der größten Archive über die Geschichte des Radios. Für einen seiner früheren Romane erhielt er in den USA den begehrten Nero Wolfe Award. John Dunning lebt in Denver, Colorado.

John Dunning

Die Radiosängerin

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Thomas Haufschild

Rütten & Loening
Berlin

Die Originalausgabe unter dem Titel
Two O'Clock, Eastern Wartime erschien 2001 bei Scribner,
New York.

ISBN 3-352-00586-9

1. Auflage 2003 © Rütten & Loening Berlin GmbH, 2003

Copyright © 2001 by John Dunning

Umschlaggestaltung Patrizia Di Stefano

Druck und Binden Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.ruetten-und-loening.de

Vorbemerkung

Dieses Buch erzählt eine erfundene Geschichte. Alle Namen, Schauplätze und Ereignisse entstammen entweder der Phantasie des Verfassers oder werden zu Zwecken der Fiktion benutzt. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Vorfällen, Orten, Personen oder Institutionen (einschließlich der Radiosender WHAR und WROK) aus Vergangenheit oder Gegenwart wäre ganz und gar zufällig.

Für Phyllis Westberg - und im Gedenken an Harald Ober

DAS GESICHT AUS DER VERGANGENHEIT

1.

Dulaney träumte, es gäbe keinen Krieg und es wären tausend Jahre vergangen. Er hätte das Ziel einer ewigen Reise erreicht und dadurch einen endlosen Kreis in Zeit und Raum geschlossen. Aber als er die Augen aufschlug, war es immer noch Sonntag, der 3. Mai 1942.

Er hatte weniger als zwei Stunden geschlafen. Zwar war es draußen inzwischen dunkel, doch der Mond stand am Himmel und ließ die Welt zu einem kleinen silbernen Quadrat auf dem Boden dieses zweieinhalb mal drei Meter messenden Käfigs zusammenschrumpfen. Dulaney starnte in die Schatten jenseits der Zelle - auf den dunklen Korridor und den Lichtstreifen genau gegenüber, dort, wo das Büro lag. Er war mit dem Gedanken an Holly aufgewacht.

Sein Seelenfrieden war erschüttert. Seine Abgeklärtheit ließ immer mehr nach, und zurück blieb ein stetig wachsendes Gefühl des Unbehagens. Im vorderen Raum dröhnte das Radio. Der Wechsel von Charlie McCarthy zu Walter Winchell war ohne einen spürbaren Verlust an Komik vonstatten gegangen, aber sogar als der Wärter über irgendeine von Winchells Äußerungen lachte und somit ganz in der Nähe eine andere menschliche Stimme erklang, fühlte Dulaney sich isoliert, als wäre er ganz allein auf einem fremden Planeten und würde sich kaum zurechtfinden.

Winchell benutzte einen eigenen Namen für Hitler und seine Spießgesellen. Die Ratzis hatten wieder zugeschlagen. Als Vergeltungsmaßnahme für Angriffe der Royal Air Force auf Lübeck und Rostock war Exeter bombardiert worden. Es gab eine kaum wahrnehmbare Pause, bevor Winchell ein Wort benutzte, das über sein Grundschulvokabular hinausseine. Baedeker-Angriffe, dachte Dulaney, als wolle er soufflieren. Man nannte sie Baedeker-Angriffe, weil sie sich gegen die Städte richteten, die in den Reiseführern als Symbole der britischen Geschichte und Kultur bezeichnet wurden.

Tatsächlich wählte Winchell diesen Begriff, aber da hörte Dulaney ihm nur noch mit halbem Ohr zu. Er dachte an Holly und an ihr letztes Treffen vor fast zwei Jahren in New York. Er hatte sich sein Geld abgeholt und war zu seiner Wohnung zurückgekehrt, um seine Habseligkeiten zusammenzupacken, und da wartete sie auf ihn. Sie hatte den ganzen Abend im Treppenhaus vor seiner Tür gesessen. Gemeinsam gingen sie durch den Central Park; die Luft war klar und kalt. Die Bäume hatten in dieser dritten Herbstwoche bereits sämtliche Blätter verloren. Über den Wipfeln ragte die Skyline der Stadt empor, und schließlich faßte Holly sich ein Herz, um zu sagen, was sie ihm mitteilen wollte. Sie hakte sich bei ihm ein und zog ihn nah zu sich heran. »So etwas kommt vor, Jack. Niemand ist schuld daran, am wenigsten du.« Aber er ließ nicht zu, daß sie sich ausführlicher zu dem Thema äußerte.

Holly begriff, daß es hoffnungslos war. Sie verließen den Park und standen bald wieder verlegen vor dem Apartmentgebäude, das nur noch eine Stunde lang sein Zuhause sein würde. Dulaney lud sie auf einen Kaffee ein, aber sie lehnte ab und sagte, sie wolle sich lieber gleich hier auf der Straße von ihm verabschieden. Dann gab sie ihm die Hand. »Es ist schon in Ordnung, Jack.«

Unmittelbar bevor sie wegging, brachte sie noch einen letzten Punkt zur Sprache. »Du hast vor einiger Zeit etwas zu mir gesagt, und es geht mir seitdem nicht mehr aus dem Sinn. Ein Mann braucht etwas Überlebensgroßes, wofür er sogar sterben würde. Ich muß schon den ganzen Abend daran denken.«

»Das klingt ganz nach mir. Hört sich ein wenig albern an, nicht wahr?«

Sie schüttelte den Kopf. Es gefiel ihr nicht, daß er es herunterspielen wollte. »Auf Wiedersehen, Jack. Ich wünsche dir nur das Beste. Ich hoffe, du findest irgendwann etwas, das dir dieses Gefühl verleiht.«

Doch er hatte es bereits gefunden. Er wußte es damals in New York, und er wußte es auch jetzt, während er allein in einer kalifornischen Gefängniszelle hockte.

2.

Falls Holly sich heute durch irgendeinen Trick neben ihm im Gefängnis materialisieren würde, könnte er ihr eine bessere Erklärung liefern. Zunächst einmal ließ sich nicht leugnen, daß sein bester Kumpel sie zuerst gesehen hatte. Dulaney würde die beiden immer als Paar betrachten, selbst wenn die Welt noch dieselbe wie früher gewesen wäre und obwohl sie nie tatsächlich geheiratet hatten. Holly wußte das natürlich, aber die Wahrheit weist vielerlei Schattierungen auf. Er und Tom hatten sich nähergestanden als zwei Brüder.

Die meisten Leute würden behaupten, daß dies mittlerweile wohl keine Rolle mehr spielte, denn Tom Rooney lag auf dem Meeresgrund vor Pearl Harbor. Doch sogar nach seinem Tod war sie für Dulaney immer noch Toms Frau. Er würde sich nicht wie irgendein Schwindler an sie heranmachen, der versuchte, eine einsame Soldatenbraut ins Bett zu kriegen. Tom würde ihn als Gespenst mit rasselnden Ketten heimsuchen. Aber er mußte ständig an Holly denken, während er durch das Land zog, und seit gestern mittag war sie ihm gar nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Angefangen hatte es mit dem Klinnen der

Gefängnistür und dem Deputy, der ihn aus einem leichten Schlaf weckte. »Dulaney, Sie haben Besuch. Der Kerl sagt, er sei Ihr Anwalt.«

Dulaney hatte keinen Anwalt. Es mußte sich um Kendall handeln; niemand sonst würde sich dafür interessieren, wo er sich aufhielt. Der Deputy schloß die Zelle auf und bedeutete Dulaney, er möge durch den halbdunklen Flur zu dem kleinen Raum am Ende des Korridors vorangehen. Das Fenster dort war vergittert, und das gesamte Mobiliar bestand aus einem schäbigen Holztisch und zwei wackligen Stühlen.

Auf einem dieser Stühle saß Kendall. Er wirkte nicht wie ein Anwalt, sondern eher wie ein Arbeiter. Seine Schuhe waren abgewetzt und ausgetreten. Er sah genauso aus wie das, was er auch war: ein arbeitsloser Radioschauspieler, der schon bessere Tage erlebt hatte.

Sie gaben sich die Hand, und Dulaney nahm am Tisch Platz. Der Deputy blieb im Zimmer, knapp außer Hörweite.

»Wie hast du mich gefunden, Marty?«

Kendall lächelte traurig. »Du warst nicht im Hotel, daher hab ich's im Cafe versucht. Als ich ankam, fuhr der Streifenwagen gerade weg.«

»Ich bin ein wenig erstaunt, daß man dich hier hereingelassen hat.«

Kendall senkte die Stimme und warf einen kurzen Blick in Richtung des Deputy. »Das habe ich dir doch schon immer gesagt, Jack. Ich war damals ein verdammt guter Schauspieler. Also, was ist passiert?«

Dulaney lächelte. »Eine kleine Schlägerei. Widerstand gegen die Staatsgewalt. Angriff auf einen Polizeibeamten. Kinderkram.«

Kendall mußte sich ein Lachen verkneifen. Dulaney bemerkte die grauen Strähnen in seinem Schnurrbart und in dem lockigen Haar um seine Ohren. Er hatte Kendall stets für ungefähr vierzig gehalten, aber wahrscheinlich war er um die fünfzig.

Er erzählte Kendall, wie alles angefangen hatte. Er wollte irgendwo etwas essen, und ein paar Matrosen und ihre Mädchen fingen an, ihn damit aufzuziehen, daß er offenbar nicht zur Armee gehörte. »Ich war dort der einzige Kerl ohne Uniform. Aber das ist nichts Neues. Schon während des Bürgerkriegs wurden Männer öffentlich von Frauen bloßgestellt, wenn sie keine Uniform anhatten.«

Kendall erwiderte nichts.

»Dich wird man vermutlich nicht mit so etwas beheligen«, sagte Dulaney. »Du bist ein wenig älter als ich. Mir ist es meistens auch egal. Aber dieses eine Mädchen wollte einfach keine Ruhe geben. Sie ließ mir durch den Kellner eine Portion Mohrrüben bringen. Das gilt so ungefähr als die ultimative Beleidigung. Man gibt den Drückebergern Mohren zu fressen, wie es sich für Angsthasen gehört.«

»Und was hast du gemacht?«

»Mann, ich mag Karotten. Ich dachte mir, ich könnte sie genausogut essen.« Dulaney beugte sich vor. »Ich bin oft genug hungrig gewesen, also widerstrebt es mir, gutes Essen einfach wegzwerfen. Was dann passiert ist, steht wohl im Haftprotokoll.«

»Es heißt, du hättest den ganzen Laden auseinandergenommen.«

»Eins führte zum anderen. Am Ende sagte ich zu den Jungs, sie würden sich einen Tripper einfangen, falls sie sich weiterhin mit Nutten abgäben. Die Matrosen konnten sich das natürlich nicht gefallen lassen und haben leider den kürzeren gezogen. Wenn das die besten Vertreter unserer kämpfenden Truppe in diesem Krieg waren, bekommen wir Schwierigkeiten.«

Der Deputy räusperte sich. »Werdet langsam fertig, Leute.«

»Es hat nicht lange gedauert. Die Polizei kreuzte auf, vier große Cops mit ihren Knüppeln in der Hand.« Dulaney berührte eine Beule an seinem Kopf.

»Ich wünschte, du wärst nicht auf die Bullen losgegangen, Jack.«

»Eigentlich habe ich gar nichts gegen Cops, aber beim Anblick eines Schlagstocks richten sich mir die Nackenhaare auf.«

»Soweit ich weiß, werden die Richter ziemlich ungemütlich, wenn man sich mit Polizisten prügelt.«

»Der Wärter sagt, ich muß mit sechs Monaten rechnen, sofern ich nicht genug zusammenkratzen kann, um die Geldstrafe zu bezahlen. Falls ich mich freiwillig zur Zwangsarbeit melde, wird die Haftzeit halbiert.«

»Willst du etwa ein Kettensträfling werden?«

»So nennen die das hier nicht, und sieketten die Leute auch nicht aneinander. Die Wärter erzählen es dir unter der Hand: Falls du arbeitest, bleibst du nicht so lange da; falls nicht, wandlerst du in den Knast und sitzt die volle Strafe ab.«

»Mann, das stinkt. Der verdammte Richter wird wahrscheinlich geschmiert.«

»Kann schon sein. Ich werde mich trotzdem dafür entscheiden. Vielleicht kann ich's später in einem Buch verwenden.«

Kendall sagte nichts, aber Dulaney verspürte schon wieder eine gewisse Anspannung im Raum. Er konnte nicht genau festmachen, was ihn von vornherein an Kendall gestört hatte, aber er vermutete, daß es irgendwo eine Unwahrheit gab. Kendall konnte nicht lügen, ohne daß man es ihm anmerkte. Der Mann war zwar ein vollendet Radioschauspieler gewesen, aber im wirklichen Leben war er wie Dulaney: Er konnte einen Freund nicht hinters Licht führen.

»Was ist los mit dir, Marty? Schon seit wir uns kennen, nagt etwas an dir.«

Die Stimme des Deputy hallte durch das Zimmer. »Seid ihr soweit?«

»Noch eine Minute«, sagte Dulaney. Er beugte sich vor. »Hast du Ärger mit dem Gesetz?« flüsterte er.

»Nein, zum Teufel. Ich bin heute zum erstenmal in einem Gefängnis. Mein Gott, wie kommst du bloß auf diesen Gedanken?«

»Ich habe inzwischen schon so viele Leute auf der Flucht kennengelernt, daß ich es ihnen ansehen kann. Dich hat von Anfang an etwas beschäftigt.«

Kendall schüttelte den Kopf. »Wie könnte ich auf der Flucht vor dem Gesetz sein und trotzdem versuchen, wieder ins Radio zu kommen?«

Dulaney wartete ab, aber Kendall äußerte sich nicht weiter. Der Wärter bedeutete ihm mit einer Geste, daß die Zeit nun endgültig abgelaufen sei.

»Hör mal, könntest du mich bitte aus dem Hotel abmelden?« bat Dulaney. »Und nimm meine Unterlagen und Notizen mit. Da gibt es eine halbfertige Story, an der ich zur Zeit arbeite. Achte drauf, daß du sie auf jeden Fall einpackst. Steck einfach alles in einen Karton, und lege ihn in den Kofferraum meines Wagens.«

»Kein Problem.«

»Schluß für heute, Jungs«, sagte der Deputy.

»Nur noch eines«, wandte Kendall im letzten Moment ein.
»Kennst du eine Frau mit Namen Holly Carnahan?«

Dulaney erstarre. »Ja, ich kenne Holly.«

»Im Hotel ist heute ein Brief für dich angekommen. Er ist bereits drei Monate alt.«

»Geh bitte sofort dorthin zurück«, sagte Dulaney. »Mach den Brief auf, lies ihn, und dann komm morgen wieder her und erzähl mir, was drinsteht.«

3.

Er dachte den ganzen Nachmittag über Holly und über Kendall nach. Er glaubte immer noch, daß sein Freund irgendwo irgendwas angestellt hatte. Kendall war letzten November ganz unvermittelt in Santa Anita aufgetaucht, ein vom Pech verfolgter Zeitgenosse, den es irgendwann auf eine Pferderennbahn verschlagen hatte. Es war ein karges Dasein. Ein Mann konnte sechs Stunden lang Pferde herumführen und damit drei Dollar verdienen. Da er zudem kostenlos auf einer Pritsche im Geräteraum übernachten durfte, stellten diese drei Dollar gar kein so schlechtes Einkommen dar, wenn er sich davon lediglich Essen und gelegentlich neue Arbeitskleidung leistete. Dulaney kannte Männer, die ihr Leben lang nichts anderes getan hatten.

Zwischen Männern, die füreinander auf Kochplatten in Gerätekammern Mahlzeiten zubereiteten und gemeinsam in den Rennbahnküchen zu Abend aßen, entstand eine enge Kameradschaft. Man nahm für den anderen die Post entgegen, schlief im selben kleinen Zimmer und wusch sich in derselben offenen Duschkabine. Doch in jenem Winter kam die Rennsaison nie richtig in Gang. Nach dem Bombenangriff auf Pearl Harbor wurde die gesamte Westküste unter Militärhoheit gestellt und auch die Rennbahn von der Armee übernommen. »Es geht das Gerücht, wir würden für die Dauer des Krieges schließen«, sagte Kendall eines Abends. »Das Gelände hier soll in ein Lager für amerikanische Japaner umgewandelt werden.«

Aber bis es soweit war, mußten die Pferde regelmäßig bewegt werden. In gewisser Weise war es sogar gleichgültig: Sowohl Kendall als auch Dulaney strebten nach Höherem. Dulaney wollte ein Buch schreiben, und Kendall sprach immerzu davon, wieder groß ins Radiogeschäft einzusteigen. Früher hatte er zu den meistbeschäftigte Radioschauspielern von New York gezählt. 1938, während seines besten Jahres, kam er quer durch alle Sendernetze auf fünfzehn Shows pro Woche und brachte in den Soap-Serien von Frank und Anne Hummert die

volle Bandbreite seines Talents zur Geltung. Er war ein älterer Ladenbesitzer in John's Other Wife und ein reizbarer Konzertpianist in Just Plain Bill. Er half Stella Dallas, ihre verschwundene Tochter Laurel zu finden, und verschwore sich in Our Gal Sunday gegen Lord Henry Brinthrope. Kendall erzählte dermaßen oft von diesen Melodramen, daß Dulaney sie beinahe wirklich zu hören glaubte, obwohl er sich ansonsten kaum für Radiosendungen interessierte. Für Kendall war das alles Teil einer glorreichen Vergangenheit, die dem Alkohol zum Opfer gefallen war. Die Hummerts gaben niemandem eine zweite Chance: Kendall verpaßte eine Probe und wurde auf einen Schlag aus sechs täglichen Fortsetzungsrollen gefeuert. Die Nachricht machte in der Branche schnell die Runde: Kendall hing an der Flasche. Nach einem Jahr war er erledigt.

Dulaney hatte Kendall wenig von sich erzählt. Kendall wußte, daß er an einem Buch schrieb, aber Dulaney hatte ihm weder verraten, worum es dabei ging, noch wieviel Zeit er benötigen würde. Er hatte sich selbst etwas geschworen: Dulaney würde mit seinem neuen Roman, der seinem toten Freund Tom gewidmet sein sollte, endlich Ernst machen. Er mietete sich ein Zimmer abseits der Rennbahn, wo er mittags mit der Arbeit begann, sobald das letzte Pferd sich abgekühlt hatte und wieder in der Box stand. Gegen neunzehn Uhr erlosch dann der kreative Funke, und er kehrte zu Fuß zur Rennbahn zurück, überquerte den riesigen Parkplatz bis zu den Ställen, aß mit Kendall zu Abend und begab sich um einundzwanzig Uhr zu Bett. Am Morgen ging alles von vorn los. Sie teilten die Arbeit untereinander auf, und Kendall holte stets für sie beide die Post ab. Es war ihm besonders wichtig: Wenn die Poststelle morgens öffnete, stand Kendall immer schon bereit, und das kam Dulaney im Rückblick ziemlich merkwürdig vor. Dulaney erhielt nie irgendwelche Post. Nach Toms Tod hatte er sich treiben lassen und war von einer Rennbahn zur nächsten gezogen, ohne kaum jemals seine neue Adresse zu hinterlassen, bis er in Santa Anita Kendall kennenlernte.

Wenn er mit seinem Roman ins Stocken geriet, schrieb er Kurzgeschichten über das Leben auf der Rennbahn. Sein

Agent hatte einige davon bei Zeitschriften unterbringen können, und eines Tages sah Kendall eines dieser Magazine und fragte, ob er Dulaneys Story einmal lesen dürfe. Es war die traurige Geschichte eines Mannes, der ein billiges, vorgeblich lahmendes Rennpferd gekauft hatte, um es vor dem Abdecker zu retten. Er hatte dazu seine Ersparnisse verwendet, die eigentlich die Ausbildung seiner Tochter sichern sollten, und er schaffte es tatsächlich, das Tier wieder aufzupäppeln. Aber dann, als das Pferd wieder zu den Gewinnern zu zählen versprach, wurde es von einem skrupellosen Trainer gestohlen, der sich als Freund des Mannes ausgab.

Nach der Lektüre kam Kendall ganz aufgeregt zu ihm. Er folgte Dulaney mit funkelndem Blick über den Reitplatz und schwärzte überschwenglich von der Wahrheit, die in seiner Geschichte lag.

Dulaney hatte zu dem Zeitpunkt sechs dieser Geschichten veröffentlicht, auf die Kendall sich sofort stürzte. In Dulaneys kleinem Erfolg sah er die Chance seiner eigenen Errettung. »Jack, das wären phantastische Hörspiele. Falls du eine Skriptfassung erstellen würdest, könnte ich mit Sicherheit einen Sender dafür interessieren.«

Dulaney wurde unwillkürlich neugierig, und Kendall war Feuer und Flamme. »Mann, wir reden hier von echtem Radio, nicht von dem Schrott, den ich für die Hummerts gemacht habe. Wir reden von etwas so Neuem und Aufregendem, daß kaum jemand begreift, wie gut es sein kann.«

Dulaney führte sein Pferd unter die Bäume, damit es sich im Sand wälzen konnte. Kendall blieb ihm hartnäckig auf den Fersen. »Du hast eine Begabung, Jack, und ich werde deine Visitenkarte auf dem direkten Weg an die Spitze sein. Ich kenne viele wichtige Leute in New York. Ich bin dein Agent.«

»Ich habe schon einen Agenten, Marty. Sein Name ist Harold Ober.«

»Schick ihn in die Wüste. Ich kann mehr für dich tun.«

»Ich habe lange gebraucht, um bei diesem Agenten aufgenommen zu werden. Er vertritt William Faulkner und

einige andere Schriftsteller, die ich bewundere.« Dulaney sagte das nicht gern. Er kam sich dabei wie ein billiger Angeber vor.

Kendall lächelte bekümmert. Er sah aus wie ein Mann, der eine Auseinandersetzung verlor, die er von Rechts wegen gewinnen müßte. »Verdammt, Dulaney, du könntest ein zweiter Norman Corwin werden. Verstehst du überhaupt, was ich sage?«

Sogar Dulaney hatte bereits von Corwin gehört, dem Genie der Columbia-Gruppe, dem man nachsagte, er würde die erste echte Literatur über den Äther transportieren.

Sie standen in der Poststelle von Santa Anita und füllten Adreßänderungsformulare aus, als er Kendall sagte, er würde darüber nachdenken. Vielleicht würde er Ober in einem Brief um seine Meinung fragen, sobald sie in Tanforan eintrafen.

Am nächsten Abend brachte Kendall ein Radio in den Geräteraum mit, und am Montag hörten sie sich *Die Geschichte zweier Städte* an, mit Ronald Colman in der Rolle, die er auch in der Verfilmung gespielt hatte. Dulaney kannte sich mit Dickens aus, und seiner Meinung nach hatte die Bearbeitung den Kern des Romans gut erfaßt und ihn mit Musik und Geräuschen im Kopf des Hörers zum Leben erweckt. Das alles in nur sechzig Minuten, abzüglich der Werbeeinblendungen für Lux-Seife. Dulaney stand im Stall und füllte sein Wasserglas, als der Funke übersprang. Er blickte in Richtung der Hollywood Hills, keine fünfundzwanzig Kilometer von ihm entfernt, wo genau in diesem Moment eine weitere solche Sendung produziert wurde, und er spürte, wie die Magie von ihm Besitz ergriff.

Sie legten ihr Geld zusammen, fünfundsiebzig Dollar, und kauften einen Wagen: einen zwölf Jahre alten, leuchtendroten Essex, dessen Radio funktionierte. An einem warmen Sonntagabend fuhren sie nach Norden, um sich neue Jobs zu suchen. Unterwegs hörten sie sich erst ein kitschiges Liebesdrama und dann ein Mädchenorchester an, das aus Cincinnati zu ihnen ausgestrahlt wurde. Das sei WLW erklärte Kendall. »Das stärkste Rundfunksignal des Universums. In

Dayton kannst du nicht mal dein Klo spülen, ohne daß WLW aus den Leitungen dröhnt.«

Dulaney war vor allem über die Vielseitigkeit und Bandbreite erstaunt. Erst hörte man etwas Großartiges und dann etwas dermaßen Schlechtes, daß es fast in den Ohren weh tat. Schlecht oder gut, es hörte niemals auf. Das Radio verschlang Material wie eine Feuersbrunst. Es verbrannte Worte wie Zunder.

Sie kamen in Tanforan an, unmittelbar südlich von Frisco, aber auch hier hatte man die Pferde bereits weggeschafft und statt dessen japanische Familien in den Ställen untergebracht. Am Tor stand kein Wachmann, sondern ein Polizist, so daß man sich spontan an ein Konzentrationslager erinnert fühlte. Dulaney umrundete das Gelände und beobachtete, was dort hinter dem hohen Maschendrahtzaun vor sich ging. Neuankömmlinge stiegen von einem Lastwagen herunter, während ein fetter Uniformierter mit lauter Stimme ihre Namen verlas. »Mr. Ben Doi«, sagte der Mann. Mr. Doi trat vor und sah dabei Dulaney am Zaun stehen. Seine Begleiterin, vermutlich seine Ehefrau, starre ins Leere. Ihre Kinder blickten den Schrecken des Lagers mit tapferen Augen entgegen. Das kleine Mädchen entdeckte Dulaney und winkte ihm schüchtern zu, und plötzlich wallte Empörung in ihm auf. Was hatten diese Japaner getan, daß man sie aus ihren Häusern zerrte und in einem Stall einschloß, der immer noch nach Pferdescheiße stank? Ich werde hierüber schreiben, dachte er.

Entlang der Küste schienen die Pferderennen sich tatsächlich vorerst erledigt zu haben. Sie hörten, daß vielleicht in Bay Meadows noch etwas los sei und daß Longacres womöglich öffnen würde, aber dazu hätten sie auf Verdacht nach Seattle fahren müssen. Doch es gab auch sonst genug zu tun; die Wirtschaftskrise war vorüber, und sie fanden problemlos andere Jobs. Kendall ließ ihre Post an ein Postfach umleiten, und sie begannen ein neues Leben abseits der Pferde. Sie arbeiteten halbtags für eine Zeitarbeitsfirma, so daß Dulaney rund fünf Stunden täglich zum Schreiben blieben. Abends kam Kendall vorbei und brachte die Post mit; dann aßen sie gemeinsam und

hörten manchmal danach noch eine Radiosendung an oder sprachen darüber, nach Osten zu ziehen. Bald würde das alljährliche Sommerloch bevorstehen, wenn die bekannten Komiker und etablierten Krimireihen eine achtwöchige Pause einlegten. Das war genau der Moment, etwas Neues zu versuchen.

Für jemanden, der die Highschool vorzeitig verlassen und noch nie einen Rundfunksender von innen gesehen hatte, besaß das alles durchaus beängstigende Züge. Dulaney schob den Brief an Ober immer weiter auf und fing statt dessen mit einer neuen Rennbahngeschichte an. Dann wurde er verhaftet, und nun würde es noch eine ganze Weile dauern, bis Ober überhaupt irgend etwas von ihm hörte.

4.

Am Morgen brachte man ihn wieder in das kleine Zimmer, wo Kendall bereits an dem Tisch auf ihn wartete. Kendall sah blaß aus, als habe er schlecht geschlafen. Oder zuviel getrunken. Dulaney machte sich auf schlimme Neuigkeiten gefaßt, aber als Kendall das Wort ergriff, ging es gar nicht um Holly. »Was ist los mit dir, Jack?«

»Wie bitte? Was redest du da?«

»Gestern hast du mich gefragt, was mit mir los sei. Jetzt stelle ich dir die gleiche Frage. Da gibt es etwas, wovon du mir nichts erzählt hast.«

Dulaney riß sich zusammen. »Das könnte alles mögliche sein. Wenn zwei Typen sich erst seit knapp sechs Monaten kennen, gibt es wahrscheinlich jede Menge, was sie nicht voneinander wissen. Verdammt, Marty, du weißt doch, daß ich nicht besonders geschwätzig bin.«

»Ich rede hier nicht von deinem Liebesleben.« Kendalls Augen waren rot und wässrig.

»Trinkst du wieder?« fragte Dulaney.

»Keinen Tropfen, Jack. Ich schwör's dir, ich habe dieses Jahr noch keinen Drink gehabt.«

»Aber was fehlt dir denn?«

»Ich muß dir lediglich etwas sagen. Ich denke schon einige Zeit darüber nach, aber ich weiß nicht, wie ich's anpacken soll.«

Kendall hatte sich auf seinem Stuhl halb zur Seite gewandt und spähte zu Dulaney herüber. Er hat Schmerzen, dachte Dulaney. Jemand hatte ihn sich vorgenommen.

»Was ist passiert, Marty? Du siehst aus, als könntest du kaum geradesitzen.«

»Ich bin gestürzt, das ist alles.« Aber als sie sich in die Augen sahen, kam er mit der Wahrheit heraus. »Man hat mich gestern abend überfallen.«

Dulaney wollte etwas sagen, aber Kendall kam ihm zuvor. »Dieser Wärter wird uns nicht den ganzen Tag quatschen lassen.« Dulaney wartete, was folgen würde; wieder vergingen einige Sekunden.

»Dieses unstete Leben stellt komische Sachen mit zwei Kerlen wie uns an«, sagte Kendall schließlich. »Nach einer Weile gewöhnt man sich aneinander. Verstehst du, was ich sagen will?«

Dulaney nickte, ohne sein Mißtrauen abzulegen.

»Also, was denkst du, Jack? Bin ich dein Freund oder nur irgendein Kumpel, mit dem du dir die Zeit vertreibst?«

Kendall sah ihm nun direkt ins Gesicht, und Dulaney begriff, was er wollte. Bekanntschaften kamen und gingen, aber ein Freund war etwas für's Leben, und Dulaney hatte noch nie schnell Freundschaften geschlossen. Man lernte den anderen erst dann wirklich kennen, wenn man einige gemeinsame Bewährungsproben bestanden hatte.

Die Frage stand im Raum, und Dulaney mußte darauf antworten. Was er sagte, klang halbherzig, aber mehr war für ihn nicht drin. »Ich glaube, wir stehen am Anfang einer guten

Freundschaft. Wohin das noch führen wird, kann keiner wissen.«

Kendall lachte bitter auf.

»Solche Dinge brauchen Zeit, Marty. Aber ich glaube fest daran, daß wir Freunde werden.«

Kendall schaute zu Boden. »Nun, ich betrachte dich als meinen Freund, auch wenn du das nicht ganz so siehst. Aber vielleicht sollte ich weiterziehen.«

»Falls du das möchtest, kann ich es verstehen.«

»Ich kann hier nichts für dich tun. Ich würde einfach nur abwarten und nicht vom Fleck kommen. Eventuell später, falls du Lust hast, wieder Kontakt mit mir aufzunehmen.«

Dulaney sah ihn nur an. Irgend etwas fraß ihn auf, man konnte es ihm regelrecht anmerken. Die Lüge, dachte Dulaney: Er versucht, alles abzustreifen, worüber er gelogen hat.

»Ich möchte, daß du eines nicht vergißt«, sagte Kendall. »Was ich dir über das Radio erzählt habe, ist die reine Wahrheit. Du könntest die gesamte Branche auf den Kopf stellen. Du weißt bereits, wie man Worte zum Leben erweckt. Und du hast noch etwas an dir. Wer dich kennenlernt, will dich unterstützen. Ich habe gehört, bei Corwin sei das ähnlich. Vielleicht ist er als Regisseur seiner eigenen Texte deshalb so gut. Die Leute geben ihm alles, was sie haben. Ich meine das absolut ernst, das mußt du mir glauben.«

»Ich habe nie daran gezweifelt. Zumindest weiß ich, daß du fest davon überzeugt bist.«

»Vergiß es nicht, denn ich muß dir jetzt etwas sagen, das weh tun wird. Du hast richtig vermutet, ich war nicht ganz ehrlich zu dir. Wir haben uns nicht zufällig getroffen. Jemand hat mich geschickt.«

Dulaney starnte ihn wütend an. »Wer, zum Teufel, interessiert sich so sehr für mich?«

Kendall schüttelte den Kopf. »Ich muß erst noch weiter darüber nachdenken, bevor ich mich entscheide, ob ich dir das sage.«

»Bist du wegen mir zusammen geschlagen worden?«

Kendall erwiderte nichts, aber sein Schweigen sprach Bände.

»Wer war das, Marty?«

»Bloß ein Penner. Irgendein verfluchter Mulligan. Ich weiß nicht, wer er war.«

»Aber du weißt, weshalb er es getan hat. Jemand hat ihn geschickt, um dich in die Mangel zu nehmen. Und zwar wegen mir.«

Dulaney dachte an seine früheren Feinde zurück, aber ihm fiel keiner ein, der derartige Anstrengungen unternommen hätte. Auf einmal regte sich der Wärter, und Dulaney wurde sich wieder bewußt, daß ihre Zeit knapp wurde. »Was ist mit Holly?«

»Keine Ahnung. Sie scheint der Grund dafür zu sein.«

»Ich kann das kaum glauben. Während all dieser Monate hast du kein einziges Mal ihren Namen erwähnt.«

»Du solltest nichts davon erfahren.«

»Wovon sollte ich nichts erfahren, um Himmels willen?« Dulaney war so wütend, daß Kendall ihm kaum mehr ins Gesicht sehen konnte.

»Es tut mir leid, Jack. Es war für mich bloß eine Rolle als Schauspieler. So hat es angefangen. Dann haben wir uns besser kennengelernt.«

»Du Mistkerl.«

»Ich brauchte das Geld. Ich kannte weder dich noch diese Frau.« Kendall wollte sich abwenden, aber Dulaney packte ihn am Arm.

»Erzähl mir von dem Brief.«

»Sie... schreibt, sie benötigt etwas. Etwas, das du für sie aufbewahrt hast. Sie hat sich... in irgendeine Klemme manövriert, hat sich einen einflußreichen Feind gemacht.«

Das klang unwirklich und zugleich auf stille Weise furchterregend. Es breitete sich wie ein Virus in Dulaney aus und nahm ihn mit jedem Herzschlag fester gefangen.

»Was genau will sie denn?«

»Weißt du das denn nicht?«

»Woher, zum Teufel, soll ich das wissen? Wann wurde der Brief abgeschickt?«

»Der Poststempel ist vom Februar.«

Vor drei Monaten. Sie hatte vor drei Monaten in Schwierigkeiten gesteckt und ihn um Hilfe angeschrieben.

»Und wo wurde er aufgegeben?«

»In einem Ort namens Sadler, Pennsylvania.«

Ihre Heimatstadt. Je länger er darüber nachdachte, desto wichtiger wurde es. »Das ändert alles«, flüsterte Dulaney.

Kendall schien ihn entweder nicht zu hören oder nicht zu begreifen, was er meinte. »Jack, wenn ich dir etwas raten darf, dann schick ihr, was sie will. Sag mir, wo es ist, und ich kümmere mich noch heute darum. Vielleicht ist es irgendeine Kleinigkeit, die ihr Vater dir geschickt hat.«

Diese Bemerkung ließ ihn abermals aufschrecken. »Was weißt du über ihren Vater?«

»Das ist jetzt nicht wichtig. Uns läuft die Zeit davon.«

Dulaney nickte dem Wärter zu und hoffte, sich noch einige Minuten erbitten zu können. »Ich habe überhaupt nichts, das Holly gehört«, sagte er. »Und auch ihr Vater hat mir nie etwas geschickt.«

Kendall beugte sich zu ihm. Sein Gesicht war gerötet. »Jack, was auch immer es ist, schicke es ihr. Diese Leute lassen nicht mit sich spaßen. O Mann, ich glaube, der Gorilla hat mir eine Rippe gebrochen.«

»Wer sind diese Arschlöcher?... Du hast den Kerl einen Muli gan genannt. Für mich ist das ein irischer Schläger.«

»Ja, er war Ire.« Kendall verzog vor Schmerzen das Gesicht. »Er ist egal. Bloß irgendein Schläger.«

Dulaney hielt inne und zählte in Gedanken mit, wie die Sekunden verrannen. Vor drei Monaten hatte Holly in Schwierigkeiten gesteckt. Drei Monate.

»Die Zeit ist um, Leute.«

»Bitte noch eine Minute«, sagte Dulaney. Auf einmal fielen ihm hundert Fragen ein, für die nun keine Zeit mehr blieb.

»Hast du meinen Kram aus dem Hotel geholt?«

»Es ist alles im Auto. Aber, Jack...«

Dulaney hob die Hand. »Ich komme hier raus.«

»Wie denn, um Gottes willen?«

»Von einer Kolonne im Straßenbau kann man jederzeit abhauen, wenn man gewillt ist, ein paar Schrotkugeln zu riskieren.«

Kendall schloß die Augen und erschauderte. »Bist du verrückt?«

»Du kannst mir helfen oder nicht. Ich werde auf jeden Fall von hier verschwinden.«

Plötzlich beugte Kendall sich dicht zu ihm und flüsterte mit zitternder Stimme: »Du wirst dein Leben völlig umsonst aufs Spiel setzen. Hör mir zu, Jack. Es gibt keinen Brief. Es gab nie einen. Man hat mir gesagt, ich solle es behaupten. Das ist jetzt die Wahrheit, Jack. Das andere war eine List.«

Der Deputy hustete. »Jungs, genug für heute.«

Dulaney lächelte und legte bittend die Handflächen aneinander. »Ich komme hier raus, Marty«, flüsterte er. »Es liegt bei dir, ob du mir helfen willst oder nicht.«

»Was soll ich tun?«

»Finde heraus, wo das Arbeitslager ist. Spiel diese Anwaltsrolle, die du so gut beherrschst, und sieh zu, ob man dir verrät, wohin man uns bringt. Falls du den Wagen auf der erstbesten Straße östlich des Lagers abstellen kannst, dann mach das. Falls nicht, habe ich eben Pech und bin auf mich allein gestellt.« Dulaney neigte den Kopf. »Ich werde unmittelbar bei Sonnenaufgang in Richtung Osten weglauen.«

Er sah Kendall in die Augen. »Das bedeutet, du wirst zu Fuß unterwegs sein. Ich bitte dich, dieses Risiko einzugehen, denn ich werde in Häftlingskleidung stecken und den Wagen unbedingt brauchen.«

Er streckte den Arm aus und drückte Kendalls Hand. Das war ihre Bewährungsprobe.

Kendall lächelte, blaß und resigniert. »Das habe ich gemeint, Jack. Du bringst die Leute immer dazu, ihr Bestes für dich zu geben. Ich hoffe, es kostet dich nicht das Leben.«

5.

Sein Auftritt vor dem Bezirksrichter war reine Formsache. Dulaney bekannte sich schuldig, und noch am selben Nachmittag traf ein Bus mit vergitterten Fenstern ein und brachte alle neuen Häftlinge in die Hügel östlich von Oakland.

Ihr Ziel war Camp Bob Howser, eine mit Draht umzäunte Ansammlung kasernenähnlicher Gebäude mit Wachtürmen an zwei der Ecken. Dulaney erhielt graue Baumwollkleidung und mußte sich eine Schirmmütze aufsetzen. Wer Bob Howser war, erfuhr er nie. Es schien niemanden zu interessieren.

Der Lagerleiter, ein hagerer, kahlköpfiger Mann namens Murf Ladson, entsprach genau Dulanneys Erwartungen. Er schritt mit einer Schrotflinte in der Armbeuge die Reihe der Gefangenen ab und sah jedem in das ausdruckslose Gesicht. Als er vor Dulaney stehenblieb, beugte Ladson sich weit genug vor, daß Dulaney der säuerliche Hauch seines Abendessens in die Nase stieg. Hackbraten mit Ketchup. »Komm mir in die Quere, Langer, und du wirst dir bei Gott wünschen, du hättest es nicht getan.«

Demnach sind wir hier Sklaven, dachte Dulaney. Flußabwärts verkauft an denselben bösartigen Aufseher, den schon Onkel Tom gekannt hat.

Am Ende der Reihe drehte der Lagerleiter sich um und betrachtete noch einmal den erbärmlichen Haufen, den man ihm geschickt hatte. »Bei uns zählt nur eines, und das ist der Zeitplan. Wir röden die Trasse für eine Fernstraße. Falls der

Staat sagt, seid zum ersten Juli fertig, dann will ich, daß wir schon Mitte Juni soweit sind. Ich halte immer den Termin. Und jetzt bewegt euch auf diesen Laster da. Es bleiben euch heute noch fünf Arbeitsstunden übrig.«

Sie wurden in die Hügel gebracht. Es galt, Baumstümpfe auszugraben und zu verbrennen sowie Felsen zu zertrümmern und wegzuschaffen. Bewacht wurden die Männer von Aufsehern in Zivil, die mit Schrotflinten bewaffnet waren, aber es gab keine Ketten. Bei den Sträflingen handelte es sich zumeist um Landstreicher und Trunkenbolde und nicht um Gewaltverbrecher. Nur wenige von ihnen würden überhaupt den Mut aufbringen, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Kendall hatte wahrscheinlich recht: Das Ganze beruhte auf Korruption; der Richter bekam wahrscheinlich seinen Anteil, wenn er für kostenlose Arbeitskräfte sorgte.

Die Uhren im ganzen Land gingen sechzig Minuten vor. Im Februar hatte man eine entsprechende Kriegszeitverordnung erlassen, so daß ihnen eine zusätzliche Stunde Tageslicht zur Verfügung stand. Das hieß, sie konnten gegenwärtig bis zwanzig Uhr arbeiten, und je näher der Sommer rückte, desto weiter verschob diese Grenze sich nach hinten. Die Männer waren schweigsam und verbittert. Dulaney arbeitete gleichmäßig und hart, um den Wachposten möglichst nicht aufzufallen.

Am Abend wurde eine Verdunklung angeordnet. Die Scheinwerfer des Lasters waren mit Blenden versehen, die das Fahrzeug für überfliegende Feinde unsichtbar machen sollten. Die gesamte Westküste war nervös und blickte in Richtung Japan. Auf dem Weg von Los Angeles nach Norden hatten Kendall und Dulaney an jeder Ecke Gerüchte über eine bevorstehende japanische Invasion gehört.

Im Camp Bob Howser bedeutete eine Verdunklung zugleich eine Verdopplung der Wachen. Heute war Montag; die nächste frische Kleidung gab es am Mittwoch und dann wieder am Samstag, wenn auch die wöchentliche Gruppendusche anstand. Sie aßen in einem verräucherten Raum mit verhängten Fenstern. Es gab eine Mischung aus Mehl, Bohnen

und Hackfleisch, die ein mexikanischer Koch aus einem Kessel auf ihre Teller löffelte. Dann lagen die Männer schweißgebadet in ihren Etagenbetten und starnten in die Finsternis.

Dulaney machte die Augen zu.

Er träumte von Holly. Und dann war da noch Tom, der in seinen Gedanken wieder zu leben begann.

6.

Sie saßen auf der Treppe seines alten Mietshauses und hörten einem Spiel der Yankees gegen die Red Sox zu. Im sechsten Inning schaffte DiMaggio einen Homerun, und Tom ging Bier holen. Aber dann traf er ein paar Kumpel, die gerade eine Runde Craps spielten, und vergaß völlig die Zeit.

Holly und Jack redeten bis zum Abend, und irgend etwas geschah. Die Luft zwischen ihnen war wie elektrisch aufgeladen. »Ich glaube, wir wurden im Stich gelassen«, sagte Holly gegen neunzehn Uhr. »Laß uns irgendwo etwas essen gehen.«

Beim Abendessen erfuhr er mehr über sie. Holly stammte aus einer Bergbaustadt in Pennsylvania, wo ihr Vater jahrelang als Lehrer gearbeitet hatte. Doch als die Wirtschaftskrise kam, wurden viele Klassen zusammengelegt, und die Schule mußte schließen. Die Ersparnisse ihrer Familie schmolzen zusammen, und da ihr Haus noch mit neuhundert Dollar belastet war, mußten sie eine Zwangsvollstreckung fürchten.

Also verließ ihr Vater das Heim an der Keeler Avenue und sah sich nach einem neuen Job um. Es war 1932, das grausamste Jahr, das Jahr der Wanderhuren, in dem Tausende junger Mädchen sich in Hauseingängen verkauften und das Geld nach Hause schickten. Viele Familien zerbrachen, Hollys nicht. Carnahan schrieb ihnen jede Woche; mitunter legte er Geld bei, aber es gab Tage, an denen er sich lediglich den Penny für die

Postkarte leisten konnte. Eine Karte jedoch schickte er immer, ganz egal, wie schwer er es hatte.

Holly war sechzehn. Ihre Mutter wurde krank, und so hing das gemeinsame Überleben größtenteils von Holly ab. Sie wusch und nähte für die Bergleute oder kochte ihnen Essen und brachte es zu den Kohlengruben. Maisbrot, Reis und Bohnen. Gelegentlich auch heiße Bohnensuppe, die sie aus einem dampfenden Eisenkessel von der Ladefläche des alten Pickups ihres Daddys austeilte. Dann setzte sie sich zu den Arbeitern und verdrückte eine größere Portion als die meisten von ihnen. Einige Jahre nachdem ihr Vater von zu Hause weggegangen war, kam ein Fotograf von Life vorbei und schoß ein Bild von Holly, das er in einer Serie mit dem Titel »Die Gesichter Amerikas während der Depression« unterbringen wollte. Sie saß mit regennassem Haar auf dem Trittbrett des Wagens, hatte sich den schlammverschmutzten Rock zwischen die Beine geschoben und hielt eine dampfende Suppentasse in der Hand. Sie wußte nicht, ob das Foto je gedruckt worden war. Es hätte sie zehn Cents pro wöchentliche Ausgabe gekostet, dies herauszufinden, und das wäre ihr unter den gegebenen Umständen verflucht extravagant vorgekommen.

Dennoch hatten sie Glück. Immer wenn das Haus in akute Gefahr geriet, schien ein Wunder zu geschehen: Holly fand einen Job in der Stadt, ihr Vater schickte Geld - irgend etwas würde dafür sorgen, daß sie die Hypothekenzahlung zusammenkratzen konnte. Zwischendurch kam ihr Vater einige Male nach Hause. Er sah sich dann immer in Sadler um und redete davon, daß alles sich langsam bessere und er in ein oder zwei Jahren endgültig zurückkehren könne. Doch dazu kam es nie.

Ihre Mutter starb 1937. Carnahan traf zu spät für die Beisetzung ein. Er blieb ein Woche, ließ sich nicht bei seinen alten Freunden blicken und zog wieder los, als er sah, daß Holly allein zurechtkommen konnte. Aber die Postkarten erhielt sie auch weiterhin, jeden Montag, jahrein, jahraus.

Tom hatte Holly im Zug getroffen, auf ihrer ersten Reise nach Osten, um ihren Vater in New York zu besuchen. Damals, im Sommer 1938, war sie zweiundzwanzig Jahre alt. Jack hatte

noch nie jemanden in diesem Alter kennengelernt, der dermaßen intelligent und witzig war. Doch sie gab niemals damit an, und das mochte er sofort an ihr. Sie schrieb ihre Fähigkeiten der Erziehung durch ihren Vater zu. »Da spricht mein Dad aus mir«, sagte sie häufig. »Er hat dafür gesorgt, daß ich immer viel gelesen habe, schon seit ich von selbst aus dem Kinderstuhl klettern konnte.«

Am liebsten hätte sie bei einer Big Band gesungen, aber bislang hatte sie lediglich Erfahrungen im Kirchenchor der Presbyterianer von Sadler sammeln können. Mit fünfzehn war ihre Stimme voll entwickelt, und manchmal glaubte sie, es könnte ihr gelingen, durch reine Lungenkraft das Dach des kleinen Holzgebäudes anzuheben.

»Soviel zu mir«, sagte sie und errötete leicht. »Und du?«

Dulaney stammte aus Charleston, und auch er war durch seinen Vater geprägt. Jahrelang hatte dieser in Sünde mit Toms Mutter, Megan Rooney, zusammen gelebt, so daß die beiden Jungen wie Brüder aufwuchsen. Tante Meg war Katholikin und konnte sich daher nicht von ihrem alten Ehemann scheiden lassen, wo auch immer der sich herumtreiben mochte.

Jacks Schulzeit endete mit dem Tod seines Vaters, aber er hörte nie auf, sich weiterzubilden. Bereits vor seinem zwanzigsten Geburtstag hatte er Hunderte von Büchern gelesen. Er und Tom waren muskulös und fanden auch während der schlimmsten Jahre der Wirtschaftskrise immer einen Job. Als Teenager brachen sie gemeinsam auf und arbeiteten sich quer durch das Land und die Städte des Ostens und Mittelwestens. Eine Zeitlang betätigte Jack sich als Rauschmeißer in einer illegalen Kneipe in Manhattan. Er war Pferdeknecht in Belmont Park und verlud in den Docks von Brooklyn Zentnersäcke voller Kakaobohnen. Er fing an zu boxen und wurde sogar Sparringspartner von Jack Sharkey. Während einer besonders heftigen Trainingsrunde landete Sharkey einen Schwinger auf seinem Ohr, wodurch er auf ewig untauglich für den Militärdienst wurde. Jack schoß daraufhin eine gewaltige Rechte ab und schickte Sharkey auf die Bretter,

aber davon erzählte er Holly nichts. Es hätte zu sehr wie Prahlerei geklungen.

Seine Vorliebe für das gedruckte Wort blieb. Er unternahm eigene Schreibversuche und hielt sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Auf ihrem Weg durch den Mittelwesten verschlug es ihn und Tom auch als Kanalarbeiter nach Oklahoma. Dort lernte er einen Schriftsteller namens Jim Thompson kennen, der ihn in Oklahoma City zu ein paar Versammlungen der Kommunisten mitnahm. Jack konnte mit deren politischen Vorstellungen nichts anfangen, aber Thompson mochte ihn, und als Jim zum Leiter eines Schreibprojektes berufen wurde, stellte er Dulaney für ein monatliches Gehalt von fünfundsechzig Dollar als Autor an. Sie arbeiteten an einem detaillierten Reiseführer des gesamten Staates, und Dulanneys Aufgabe bestand darin, die Nebenstrecken abzuklappern und aufzuschreiben, was er sah.

Thompson übte einen starken Einfluß auf ihn aus. Dulaney war stets ein sorgfältiger, konzentriert arbeitender Autor gewesen. Er glaubte an die Macht des Unterbewußtseins und die große Bedeutung der Träume, weshalb er sich beizubringen versuchte, unmittelbar nach dem Erwachen zu meditieren, um sich die versteckten Visionen schnell noch ins Gedächtnis zu rufen, bevor sie für immer verblassen, und sie dann in seinen Texten zu verwerten. Der Verstand funktionierte weiter, während der Körper schlief, aber Thompson brachte Jack eine andere Art des Schreibens bei. Er lehrte ihn, wie man schnell formulierte, denn um den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten, mußte man für Magazine arbeiten, die einen halben Cent pro Wort zahlten. Bei solchen Honoraren konnte man es sich nicht leisten, ein Hemingway zu sein.

Es beeindruckte Holly sehr, daß er einen Roman geschrieben hatte. Das Buch erschien im Frühjahr 1937 bei Alfred A. Knopf und wurde vom Verlag als eine Geschichte aus dem Proletariat angekündigt. Die Verkaufszahlen blieben zunächst gleich Null. Erst nachdem Senator Bilbo aus Mississippi den Roman als gefährlich kommunistisch und verlogen negerfreundlich angeprangert hatte, erwachte der Titel zu einer kurzen Blüte.

Dulaney hatte alles selbst erlebt. Seine Schilderungen waren weder verlogen noch von einer Vorliebe für die Kommunisten beeinflußt, und die Mißbilligung von selten der Rednecks machte ihm nicht das geringste aus.

Holly war noch nie zuvor in New York gewesen und wollte alles kennenlernen. Nicht die typischen Touristenziele; sie wollte die Wohngegenden sehen. Anstatt die Freiheitsstatue und das Empire State Building zu besichtigen, verbrachte sie lieber einen Tag an der Lower East Side. Für sie gab es nichts Interessanteres, als durch die Viertel der normalen Bürger zu schlendern, in ihren Läden zu stöbern und den vielen europäischen Akzenten zu lauschen.

Während sie eines Tages mit ihrem Vater zu Abend aß, machte Tom seinem Freund ein erstes nervöses Geständnis: »Ich habe noch nie so etwas empfunden, Jack. Ich fühle mich, als hätte mich ein Lastwagen überfahren.« Am Freitag und Samstag mußte ihr Vater Überstunden einlegen, und Tom führte Holly in einen angesagten Nachtklub nach Harlem aus. Am nächsten Abend bestand Holly darauf, daß Jack mitkam, und so landeten sie zu dritt schließlich in Yorkville. »Ich habe gehört, es soll da fast so wie in München sein«, sagte sie. »Wir können uns ganz aus der Nähe anschauen, was diese Nazis eigentlich vorhaben.«

Ihr Taxifahrer war ein bulliger Ire, der sich unterwegs als Fremdenführer betätigte. »Früher war das eine tolle Gegend. An der Achtzigsten gibt es zwischen Fünfter und Lexington einen letzten irischen Abschnitt, aber südlich davon geht alles zum Teufel. An der Neunundsiebzigsten jede Menge Farbige und an der Neunzigsten bloß noch Latinos.«

Er bog in die Sechsundachtzigste ein, die von bayerischem Prunk überquoll. »Diese Straße wird auch Hitlers Broadway genannt.«

Holly wollte zu Fuß gehen. Sie war ganz begeistert von dem europäischen Ambiente, während immer wieder Akkordeonmusik an ihre Ohren drang: fröhliche Polkas aus den Tanzlo-

kalen und herzzerreißende Schnulzen aus den Nachtklubs. Sie kamen an einem Restaurant mit Außenbewirtung vorbei. Die Kellner dort jodelten, und die Türsteher waren mit Kniestrümpfen, kurzen Lederhosen, Hosenträgern und Tirolerhüten bekleidet.

»Das wäre wunderschön, wenn es doch nur nichts mit Hitler zu tun hätte«, sagte Holly.

An jeder Ecke wurden Nazi-Zeitungen verkauft. Es gab Nazi-Kioske, winzige Kinos, in denen Nazi-Filme liefen, und in den Schaufenstern der Souvenirläden sah man braune Hemden und Hakenkreuze. In einem der Eingänge stand eine junge blonde Deutsche, rauchte eine Zigarette und lächelte, als die drei einen Blick in ihr Geschäft warfen. »Guten Abend... Haben Sie Interesse an deutschen Fahnen?«

Holly ging hinein. »Ich habe einige herrliche Waren im Angebot«, sagte die Frau. »Vielleicht ein Halstuch aus Berlin? Die sind erst letzte Woche reingekommen.«

Das Halstuch war mit mehreren Landschaftsabbildungen versehen, zwischen denen dünne schwarze Linien verliefen. Doch wenn man genauer hinsah, verwandelten die Linien sich in Hunderte von winzigen Hakenkreuzen. »Ich dachte an etwas mehr Deutschamerikanisches«, sagte Holly.

Die Frau wandte den Blick ab, und ihr Lächeln verschwand. »So etwas finden Sie wohl eher in anderen Teilen der Stadt. Es muß Ihnen doch klar sein, wo Sie sich hier befinden.«

Holly lächelte. »In Amerika, oder nicht?«

Die Frau ging hinter ihr her und legte mit übertriebener Gründlichkeit die Halstücher wieder zurecht. »Sie gehen am besten zum Times Square. Dort dürften Sie finden, was Sie suchen. Jede Menge amerikanische Flaggen und womöglich ein paar britische. Mögen Sie die Briten?«

Die Frau ging weg, aber man konnte sie im Hinterzimmer auf deutsch telefonieren hören. Beinahe unverzüglich versammelte sich eine Gruppe junger Männer auf dem Bürgersteig vor dem Geschäft. Holly kam wieder heraus, und dann setzten sie ihren Spaziergang fort, während die Meute ihnen folgte. Tom legte

Holly einen Arm um die Schultern und pfiff immer wieder ein kurzes Stück der amerikanischen Nationalhymne vor sich hin. Sie betrat eine Konditorei und nahmen an einem Ecktisch Platz. Der Kellner brachte ihnen Kaffee und Kuchen und war sehr freundlich, bis die Braunhemden sich am Eingang versammelten. »Ich will hier drinnen keinen Ärger«, sagte er. »Bitte gehen Sie.«

»Wir haben noch nicht aufgegessen«, erwiderte Tom.

Die Jungen kamen herein. Keiner von ihnen war älter als achtzehn. Sie nahmen sich Stühle und ließen sich in einem einschüchternd engen Halbkreis vor den drei Amerikanern nieder. Ihr Anführer ergriff das Wort. »Wer seid ihr?«

Tom beugte sich vor. »Wer seid ihr?«

»Wir sind die Hitlerjugend. Wir sind hier, um Amerika vor den Juden zu retten.«

»Na, was für ein Glück. Sehe ich wie ein Jude aus?«

Der Junge deutete auf Holly. »Die Kleine da war frech zu Frau Hessian. Sie soll zurückgehen und sich entschuldigen.«

»Vielleicht ist es ja nur ein kulturelles Mißverständnis, aber in diesem Land gilt es als unhöflich, mit ausgestrecktem Finger auf eine Dame zu zeigen, die direkt vor einem sitzt.«

Der Junge zog eine Augenbraue hoch. »Ja?«

»Allerdings. Das hier ist Miss Carnahan. Und falls du noch einmal mit dem Finger auf sie zeigst, breche ich ihn dir ab und stopfe ihn dir in die Nase. Dann kannst du zu Miss Gretchenweiler traben und ihr selbst davon erzählen.«

»Sie sind unverschämt. Sie sollten mir besser zuhören. Wir sind immerhin zu sechst.«

»Zu siebt. Ich vermute, man bringt euch in der Hitlerjugend nicht bei, so weit zu zählen.«

»Meinetwegen, sieben. Sie sind zu zweit.«

»Dann ist es ja fast ausgeglichen. Vielleicht würdet ihr gern noch etwas Hilfe herbeirufen.«

Der Junge wurde rot.

»Laßt euch Zeit«, sagte Tom. »Wir warten.«

»Glauben Sie, dieser große Mann dort jagt uns Angst ein?«

»Das sollte er, falls ihr schlau genug seid. Er redet nicht, er tötet nur.«

Der Junge schob seinen Stuhl zurück. »Er ist ein Idiot, er macht uns keine Angst. An Ihrer Stelle würde ich so schnell wie möglich aus Yorkville verschwinden.«

Sie schlenderten zur Tür hinaus, und Holly atmete tief durch. »Iß deinen Strudel auf«, sagte Tom, aber sie hatte keinen Appetit mehr. Als sie dann durch die Straße zurückgingen, blickten ihnen Gesichter aus den Läden hinterher. Im ersten Stock standen Leute an den Fenstern und beobachteten sie, und auch von der anderen Straßenseite folgten ihnen Augenpaare.

Tom war furchtlos, unverschämt und frech, aber als er am letzten Tag von Hollys Aufenthalt ihren Vater kennenlernen sollte, wurde auch er nervös.

»Ich glaube, er mag mich nicht sonderlich«, sagte er an jenem Abend zu Jack. »Er war viel zu höflich, und ich schätze, es ist mir zu keinem Zeitpunkt gelungen, ihn irgendwie für mich einzunehmen.«

Holly kam vorbei, um sich zu verabschieden, und Tom versuchte, sie zum Bleiben zu überreden. »Zieh doch nach New York, wenn es dir hier so gut gefällt. Wieso willst du denn unbedingt zurück in diese Kleinstadt?«

Sie gab keine Antwort darauf. Sie hatte dort eine Anstellung, aber das spielte keine Rolle. Ihre Mutter war tot, ihr Vater schon vor vielen Jahren weggegangen, und es schien auch keine engen Freunde zu geben, die sie dort festgehalten hätten. »Sie hat nichts und niemanden in diesem Kaff«, sagte Tom ungläubig, nachdem sie gegangen war. »Kannst du dir das vorstellen? Ein so tolles Mädchen und dann überhaupt keine Freunde? Trotzdem will sie dieses öde Nest nicht aufgeben.«

Sie blieben in Briefkontakt, und im August fuhr Tom zu Besuch nach Pennsylvania. Im Herbst kam Holly wiederum in den Osten zurück, und sie schlügen sich die Nächte in den Klubs der Zweiundfünfzigsten Straße um die Ohren. Jack hatte inzwischen ebenfalls eine Freundin. Sie hieß Bonnie, war recht hübsch und immer zu Späßen aufgelegt. Aber er konnte seine Augen einfach nicht von Holly abwenden. Ein dutzendmal ertappte er sich dabei, daß er sie anstarre, und als sie schließlich irgendwann seinen Blick erwiderte, sah er in ihrem Gesicht die gleichen Gefühle, die auch er empfand. Schnell wandte er den Kopf wieder ab.

Kurz vor Tagesanbruch erklang Hollys Stimme aus der Dunkelheit im Camp Bob Howser und brachte einen Trinkspruch aus, genau wie vor drei Jahren an Thanksgiving. Einen besonderen Toast auf ihren Vater. »Auf dich, Dad, du wundervoller alter Knabe. Du hast mich denken gelehrt. Du hast mich neugierig gemacht. Du hast mir Hoffnung gegeben.«

Carnahan hätte durchaus auch Jacks Vater sein können; ein Mann Mitte Fünfzig, der seine Weisheit zurückhaltend und taktvoll mit anderen teilte. Jack hatte mit einem Gelehrten gerechnet und war überrascht, statt dessen einen gleichgesinnten Arbeiter kennenzulernen, einen Mann mit Baumwollhose, Flanellhemd und einem verbeulten Filzhut.

Das war der Anfang seiner merkwürdigen Beziehung zu Carnahan; merkwürdig deshalb, weil Holly, die eigentliche Initiatorin, weitgehend ausgeschlossen blieb, genau wie Tom, Jacks bester Freund und fraglos Carnahans zukünftiger Schwiegersohn. An manchen Samstagen traf Jack sich mit Carnahan in der Stadt und zog mit ihm durch die Antiquariate an der Vierten Avenue. Abends verabredeten sie sich häufig in einer kleinen Bar, führten dort lange philosophische Gespräche oder diskutierten über ihre jeweils flüchtige Begegnung mit dem Kommunismus. Auch Carnahan hatte seinerzeit ein paar einschlägige Versammlungen besucht. »Als ich damals auf Jobsuche ausgezogen bin, war ich ziemlich von Marx überzeugt. Ich stand kurz davor, mich der ganzen Sache anzuschließen. Man sieht in diesem Land dermaßen viel

Habgier, die durch das System immer wieder aufs neue belohnt zu werden scheint. Aber am Ende erkennt man auch die Schwachstellen des kommunistischen Ideals und begreift, daß es niemals funktionieren wird.«

Sie kamen auf Literatur zu sprechen, und Carnahan las Jacks Buch. »Eine verdammt gute und ehrliche Arbeit«, lautete sein Kommentar. In einer Billardhalle in Brooklyn brachte er Jack bei, wie man am geschicktesten über die Bande spielte. Er blickte von seinem Bier auf und sprach schließlich auf seine ruhige, aber direkte Art das Undenkbare aus.

»Diese Sache zwischen Holly und Tom. Es ist nicht richtig.«

Jack erstarrte über seinem Queue.

»Und du weißt auch, warum es nicht richtig ist.«

Jack hob die Hände, als könnte er die Worte wegschieben.
»Ich glaube nicht, daß wir so darüber reden sollten.«

Carnahan lehnte sein Queue an die Wand. »Tom fragt sich immer, weshalb sie nicht nach New York ziehen will. Hör mir gut zu, Jack, ich werd's dir verraten. Sie kommt wegen dir nicht her. Die Kleine hat weitaus mehr Kummer und Leid erlebt als die meisten ihrer Altersgenossen. Sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie eines Tages der Grund für das Ende der Freundschaft zwischen Tom und dir sein könnte.«

»Das wird nicht geschehen.«

»Vielleicht sollte es das aber, wenn ihr nur durch eine Lüge zusammengehalten werdet.«

»Ich kann mich da wirklich nicht einmischen.«

Carnahan kam um den Tisch herum. »Nun, jemand sollte sich aber lieber einmischen. Und zwar verflucht bald.«

Im Camp Bob Howser ging das Licht an. Der Aufseher machte seine Runde durch die Baracken, um die Häftlinge für ihren fünfzehnständigen Arbeitstag zu wecken. Im Speisesaal, dessen Fenster noch immer dicht verhängt waren, schlängen die Männer ein Frühstück aus kaltem Toast und warmem Brei herunter. Dulaney hörte den Lastwagen vorfahren und wappnete sich für den Tag.

7.

Als im Osten die Sonne aufging und alles in gleißende Helligkeit tauchte, ließ er sich von dem Wagen fallen. Der Aufseher, der hinten bei den Gefangenen mitfuhr, wandte den Kopf gen Westen, und schon sprang Dulaney ab.

Er rollte in den Graben und landete bäuchlings in einer Pfütze. Dann robbte er die Böschung hinauf und machte sich bereit, aufzuspringen und in den knapp vierzig Meter entfernten Wald zu rennen, aber der Aufschrei, mit dem er gerechnet hatte, blieb aus.

Vorsichtig hob er den Kopf. Einige der Häftlinge auf der Ladefläche schauten zu ihm, doch niemand verriet ihn. Der Wachposten starre mit geschulterter Schrotflinte über das Führerhaus nach vorn. Dann bog der Laster auf einen felsigen Pfad ein und verschwand zwischen den Bäumen.

Jack lief genau nach Osten. Das war riskant, denn er würde dicht an der Baustelle vorbeikommen. Vielleicht sollte er einfach dreist zu den Leuten hingehen und sie nach der Uhrzeit fragen, so wie es vor achtzig Jahren die Vorposten der Rebellen gemacht hatten, als sie im Wald bei Charleston auf feindliche Yankees trafen. Damit rechneten sie bestimmt nicht. Die Hunde würden es bemerken, aber geistig eher schlicht veranlagte Männer neigten häufig dazu, die Tiere zu ignorieren, sobald diese anscheinend unlogisch reagierten. Nette Theorie - wahrscheinlich würde man mich sofort verhaften, dachte er.

Das Gelände verlief abschüssig, und er hörte Wasser rauschen. Ein Bach wäre gut, um die Hunde von seiner Fährte abzubringen, aber letztendlich bot sich ihm diese Gelegenheit doch nicht. Er beschloß, den Kurs nach Osten strikt einzuhalten, und allmählich schwand das Geräusch des Wassers wieder.

Der Gedanke an Holly trieb ihn unerbittlich zur Eile an. Er empfand die deutliche Vorahnung, daß er sie nie wiedersehen

würde, wenn man ihn erwischte, also durfte er sich eben nicht erwischen lassen. Das Leben konnte bisweilen sehr einfach sein.

Die Sonne stand nun deutlich über den vorausliegenden Hügeln. Sie schien durch das Blätterdach und hüllte den Wald in einen gespenstisch silbrigblauen Dunst.

Jack dachte an Kendall und den Wagen. Sein Vertrauen, auf eine Verbindungsstraße zu stoßen, war nicht besonders groß. Prinzipiell mußte es eine geben, aber ob sie einen oder dreißig Kilometer entfernt lag, konnte er nicht wissen. Sein Vorsprung betrug bestenfalls vierzig Minuten. Ohne einen Wasserlauf, in dem er seine Spur verwischen konnte, würden die Hunde ihn nach zwei Stunden eingeholt haben.

Der Wald lichtete sich, und er hörte Stimmen. Dann konnte er die Männer sehen. Der Laster und der dritte Aufseher waren nicht mehr da. Einer der beiden verbleibenden Posten stand inmitten der Sträflinge; der andere patrouillierte mit seiner Schrotflinte am Rand der Lichtung, näherte sich Jack dabei bis auf wenige Meter und setzte seine Runde fort.

Dulaney schluchzte weiter nach Osten. Zehn Minuten später entdeckte er in der Ferne eine Überlandleitung und kurz darauf eine schmale Schotterstraße. Er wußte immer noch nicht, ob Kendall hergekommen war, doch er wandte sich hoffnungsvoll nach Norden.

Es war eine einfache Landstraße, gerade breit genug, daß zwei Fahrzeuge sich begegnen konnten. Jack blieb unter den Bäumen, so daß man ihn nicht schon von weitem sehen würde. Falls Kendall und der Essex auftauchten, konnte er rechtzeitig ins Freie laufen. Zwar kratzte er sich im Dickicht Arme und Gesicht blutig, aber dennoch legte er parallel zur Fahrbahn eine beträchtliche Strecke zurück. Dann hörte er einen Wagen und warf sich zu Boden.

Als das Fahrzeug in Sicht kam, zog er den Kopf ein. Es handelte sich nicht um den unverwechselbar leuchtendroten Essex, sondern um einen schwarzen Ford. Mehr konnte er nicht erkennen, und dann fuhr der Wagen auch schon an ihm

vorbei. Ein schwarzer Ford, der mit rasselndem Motor nach Norden im dichten Wald verschwand.

Jack stand auf und hetzte weiter durch das Unterholz. Erst nach knapp einem Kilometer blieb er wieder stehen, um zu lauschen. Er hörte denselben Wagen mit demselben, nun offenbar im Leerlauf tuckernden Motor unmittelbar vor sich. Die Sträucher standen hier sehr dicht; er durfte sich nur langsam bewegen, um kein Geräusch zu verursachen. Aber als er vorankroch, sah er etwas Rotes zwischen den Bäumen aufblitzen. Das mußte der Essex sein. Dann erspähte er den Ford, der mit laufendem Motor daneben stand.

Durch das Gebüsch erblickte er die undeutlichen Schemen zweier Männer; falls er sich weiter näherte, würde man ihn entdecken. Sie schienen den Wagen zu durchsuchen, und der Kofferraum des Essex stand offen. Jack konnte ihr Gespräch deutlich hören.

»Wenigstens wissen wir, wohin er will.«

Der Ire.

»Und was jetzt?« fragte kurz darauf der andere.

»Wir legen alles so zurück, wie es war, und dann hauen wir ab.«

Der Kofferraumdeckel knallte zu. Der Ire ging zur Beifahrerseite des Ford. »Falls ich dieses Arschloch noch mal in die Finger kriege, kommt er mir nicht mit ein paar gebrochenen Rippen davon.«

Der Wagen wendete und fuhr nach Süden. Dulaney wartete angespannt, bis das Motorengeräusch verklungen war.

Dann bahnte er sich einen Weg durch das Dickicht und sah in den Essex. Auf dem Vordersitz hatte Kendall den Zündschlüssel sowie einige Kleidungsstücke für ihn hinterlegt. Er zog sich schnell um, rollte seine graue Sträflingskluft zusammen und stopfte sie unter den Sitz. Im Kofferraum stieß er auf seine Unterlagen aus dem Hotel; zuoberst in dem Karton lag sein Notizbuch. Er schlug es auf und fand einen Hundertdollarschein nebst einer kurzen Nachricht von Kendall.

Jack,

ich wünsche Dir von Herzen, daß Du es bis hierhin schaffst. Bei unserem nächsten Treffen dürften wir vermutlich jede Menge Gesprächsstoff haben. Es tut mir leid, daß ich Dir ein so miserabler Freund gewesen bin, aber vielleicht kann ich es wiedergutmachen. Ich werde Dir verraten, was ich weiß.

Sofern Du dies hier rechtzeitig liest, fahr nach Sacramento und nimm Dir ein Zimmer im Franklin Hotel. Benutz dabei den Namen Jerry Setters. Ich werde versuchen, Dich heute abend anzurufen. Falls es nicht klappt, weiß ich immerhin, wie Dein Ziel lautet, und werde Dich dort wiedersehen.

Den Tank ist voll, und ich habe Dir etwas Geld für die Reise beigelegt.

Marty

Beklommen lauschte Dulaney auf das Geräusch des Windes. Dann hörte er Hundegebell.

8.

Er hieß nicht in Sacramento. Kendall würde im Hotel anrufen und dann weiterziehen, und mit etwas Glück würden sie sich bei Hollys Haus in Pennsylvania treffen. Jack verspürte die unbedingte Notwendigkeit, dorthin zu gelangen. Alles andere mußte vorläufig zurückstehen, auch sein dringender Wunsch, Marty aufzusuchen und sich anzuhören, was er zu sagen hatte.

Er fuhr den ganzen Tag. Die langsamem Haarnadelkurven zu beiden Seiten des Donner-Passes kosteten ihn einige Zeit, doch als er die Grenze nach Nevada überquerte, besserte seine Laune sich wieder.

Hinter Reno blieb der Wagen liegen.

Dulaney holte seine Unterlagen aus dem Kofferraum. Irgendwo unterwegs würde er sie an sich selbst adressieren und abschicken, postlagernd nach Sadler, Pennsylvania.

Zu Fuß ging es weiter.

9.

Sie lockte ihn an. Ihr Gesicht schien aus den Wolken des Abendhimmels zu ihm herabzublicken, und ihre Stimme rief ihn von der anderen Seite des schwarzen Ölands. Er ging am Rand der Straße, der Route 30, die sich quer durch Nevada erstreckte und dann als Lincoln Highway nach Chicago und weiter nach Osten führte. Eine Million Galaxien erhellt die Fahrbahn. Zehn Milliarden Sterne wiesen ihm den Weg.

Ein Cowboy nahm ihn bis nach Elko mit, wo neonbeleuchtete Bordelle sich mit heruntergekommenen Spielsalons abwechselten. Der Stadt haftete eine Fröhlichkeit an, die in auffallendem Kontrast zur angespannten Kampfbereitschaft der Küstenregion stand. Der nächste Bus fuhr erst um neun Uhr morgens, also kaufte Jack sich bei einer durchgängig geöffneten Tankstelle eine zusätzliche Feldflasche, füllte sie mit Wasser und eilte weiter durch die Nacht.

Mittlerweile war er seine Unterlagen los und trug über einer Schulter nur noch die Feldflaschen bei sich. Sein Zeitempfinden veränderte sich. Er glitt in einen meditativen Zustand, der es ihm ermöglichte, die Uhr anzuhalten und seinen Geist vor allem zu verschließen, das ihn von seinem Vorhaben abgelenkt hätte. Er war jung und stark. Wenn seine Muskeln weh taten, würde er es nicht registrieren. Weder schmerzende Füße noch Hunger würden ihn quälen.

Aus der Wüste stiegen Geister auf.

Als sie zehn Jahre alt waren, hatte Tom ihre Hände angeritzt und für eine Stunde aneinandergefesselt. Danach waren sie

Blutsbrüder. Jack dachte an Holly und hörte Tom sagen: Mach dir nicht so viele Gedanken über etwas, das sich sowieso nicht ändern ließ. Sie hat nie wirklich mir gehört.

Ein Wagen näherte sich und wurde langsamer, als wolle man Jack mitnehmen. Er hoffte, auf diese Weise bis nach Wells zu gelangen, um dort auf einen Zug aufzuspringen, vielleicht auf einen Viehwagen, der für die Schlachthäuser Chicagos bestimmt war. Doch auf einmal hörte er das charakteristische Rasseln des Motors und erschrak. Womöglich war es bloß ein Zufall: Es dürften Tausende solcher Fahrzeuge auf den Straßen unterwegs sein, aber er machte sich dennoch auf eine unangenehme Überraschung gefaßt. Dann fuhr der Wagen an ihm vorbei, und er sah wenig mehr davon als einen schwarzen Umriß.

Schließlich fand er eine andere Mitfahrglegenheit und mußte nur die letzten drei Kilometer bis zur Stadt wieder zu Fuß gehen. Der Himmel im Osten schimmerte blaßrosa.

An einer Tankstelle füllte er seine Feldflaschen nach und machte sich dann auf den Weg zum Rangierbahnhof. Kurz darauf hörte er wieder dieses Auto. Das Motorengeräusch wurde ihm erst im letzten Moment bewußt, und als er den Kopf hob, sah er einen schwarzen 35er Ford um die Ecke des nächsten Blocks biegen. Er erhaschte einen flüchtigen Blick auf zwei Männer, die nicht mehr als dunkle Schatten waren. Und auf ein amtliches Kennzeichen aus New Jersey.

Er überquerte die Straße, hockte sich hinter ein Gebüsch und wartete lange ab, aber der Wagen kam kein weiteres Mal vorbei.

Eine Stunde später sprang er auf einen Zug in Richtung Osten.

10.

Die Bahnfahrt endete bei den Viehhöfen von Denver, und ein Fernfahrer nahm ihn bis nach Kansas mit. In der Prärie kam seine Reise ins Stocken. Während er zu Fuß dem Verlauf des endlosen Highways folgte, setzte heftiger Regen ein, und lange Zeit hielt kein einziger Wagen.

In Missouri sah Dulaney die Auswirkungen des Krieges. Lange Lastwagenkolonnen und Soldaten, die neben der Straße marschierten. Er wandte sich nach Norden und fand eine Mitfahrmöglichkeit nach Illinois. Auf dem mühseligen Weg durch die Dunkelheit dachte er an die Carnahans, und der Gedanke an Holly erleichterte ihm die Anstrengung und half ihm zu vergessen, daß er keine Pause eingelegt und nur kurz geschlafen hatte, als der Viehwagen Utah durchquerte.

Er machte sich wenig Hoffnungen, vor Tagesanbruch weitertrampen zu können, aber diesmal hatte er Glück, und ein Handelsvertreter mit einem Wagen voller Kleider brachte ihn bis nach Pennsylvania.

Mit klopfendem Herzen ging er die Keeler Avenue hinauf, und seine Knie zitterten vor Erschöpfung. Er wußte, wie ihr Haus aussah; 1939 hatte Tom anlässlich eines Besuchs ein Foto davon gemacht. Bruchbude hatte Holly es genannt: mit frischem Anstrich ganz passabel, durch die schweren Zeiten aber ziemlich heruntergekommen. Im Garten ragte eine riesige Ulme auf, an deren unterstem Ast eine Schaukel hing; die westliche Grundstücksgrenze wurde durch einen Zaun markiert, die östliche durch eine Hecke.

Inzwischen war die Hecke verdorrt und die Schaukel verschwunden; an dem Ast hing nur noch ein verrottetes Seilende. Der Vorgarten war von Unkraut überwuchert, und eines der Seitenfenster hatte man eingeworfen. Das Haus stand leer.

Jack betrat die Veranda, ging zum anderen Ende und schaute dort an der Wand entlang. Das Gras war vertrocknet und mit leeren Dosen und Scherben übersät. Die Scheiben waren dermaßen schmutzig, daß es ihm nicht gelang, einen Blick ins Innere des Hauses zu werfen.

Holly war fort. Nun würde er sie aufspüren müssen.

Sein gesunder Menschenverstand verriet ihm, was als nächstes zu tun war. Er kaufte sich neue Kleidung, mietete ein Zimmer, rasierte sich, duschte, ruhte sich aus und aß etwas.

Als er fünf Stunden später in die Keeler Avenue zurückkehrte, sah er nicht nur wie ausgewechselt aus, sondern fühlte sich auch wie ein neuer Mensch. Er sprach jeden an, der ihm über den Weg lief, und klopfte an allen Türen, aber niemand wußte, wohin Holly gegangen war. Der Nachbar jenseits des Zauns war nicht zu Hause; der Nachbar jenseits der Hecke hatte sie seit vielen Wochen nicht mehr gesehen.

Jack ging zu der Kirche des Viertels. Der Pfarrer kannte Holly seit ihrer Kindheit, war ihr aber seit Januar nicht mehr begegnet. Sie sei schon immer eine Einzelgängerin gewesen, und eine lange Abwesenheit sei bei ihr nichts Ungewöhnliches, und nein, seines Wissens habe sie nie eine besondere Vertrauensperson oder beste Freundin gehabt. Ihre Stimme gleiche der Stimme eines Engels, aber sie habe weder an irgendwelchen Veranstaltungen noch an Bibelstudien teilgenommen. Holly habe etwas Rätselhaftes an sich gehabt.

Und das Leben habe ihr viel Kummer beschert. »Soweit ich weiß, war sie liiert, aber ihr Verlobter ist bei Pearl Harbor gefallen«, sagte der Pfarrer. Dulaney erkundigte sich, ob es vor Tom jemand anderen gegeben hatte, an den sie sich in der Not vielleicht wenden würde. »Vor vielen Jahren hatte sie einen festen Freund. Die beiden waren zusammen aufgewachsen, und jedermann wußte, daß sie heiraten würden. Doch er kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Es war furchtbar, er ist mit seinem Wagen unter den Anhänger eines Lastzugs gefahren, und es hat ihm dabei den Kopf abgerissen. Das meine ich, wenn ich sage, Holly hatte viel Kummer. Es war eine

regelrechte Kette von Ereignissen, angefangen mit ihrer Schwester.«

Dulaney hatte noch nie von einer Schwester gehört. »Was war mit ihr?«

»Ein Badeunfall am See, als sie zehn Jahre alt war. Holly ist bei dem Rettungsversuch beinahe selbst ertrunken. Ihre Mutter ist nie darüber hinweggekommen, und Holly hat sich immer die Schuld dafür gegeben. Da fragt man sich doch, warum Gott bestimmten Menschen dermaßen viel Leid aufbürdet, nicht wahr?«

»Ja, allerdings«, sagte Dulaney. »Das gibt einem wirklich zu denken.«

Am späten Nachmittag zog es ihn abermals in die Keeler Avenue. Über den Bäumen zuckten Blitze, und Donner ließ die Erde erzittern. Jack dachte an Kendall. Was würde Marty tun, wenn er eintraf und das Haus verlassen vorfand? Höchstwahrscheinlich weiterziehen: vielleicht nach Chicago, wo eventuell Aussicht auf einige Jobs beim Radio bestand. Er würde nicht lange hier abwarten. Und ich kann das auch nicht, dachte Dulaney. Aber ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.

Er umrundete das Haus und stieg die Stufen zur Hintertür hinauf. Sie hing lose und zersplittert in den Angeln. Jemand hatte sie eingetreten. Er betrat eine schmutzige und verwüstete Küche. In einer der Ecken stand ein demoliertes Esstisch, und man konnte die Überreste von drei Stühlen erkennen. Es gab einen Tiefkühlschrank, neben dessen offener Tür eine Zange hing und vor dem eine Eishacke auf dem Boden lag. An der Spüle war kein moderner Wasserhahn installiert, sondern lediglich ein rostiger Pumpenschwengel. Die Fliesen waren stellenweise abgeplatzt und von braunen Streifen überzogen. Jack betätigte die Pumpe. Sie stieß mit lautem Quietschen eine Staubwolke aus.

Hollys Schlafzimmer auf der anderen Seite des Flurs war durchwühlt worden. Man hatte Bilder von den Wänden gerissen, den Boden mit Papier übersät, das Bett zertrümmert und die Kissen und Matratzen aufgeschlitzt. Der Inhalt der

Schränke lag nun davor - Kleider, Schuhe, ein Mantel. Dulaney hob eines der Kleider auf und ließ den Blick durch den Raum schweifen. An einer der Wände hing eine Straßenkarte von New Jersey und daneben ein Foto in einem geborsteten Rahmen. Jack erkannte einen jungen Carnahan und eine Frau, bei der es sich eindeutig um Hollys Mutter handelte. Dann fand er eine Zeitschrift mit Artikeln über Goodman, Ellington und die Casa Loma Band.

Er ging zum Fenster und sah hinaus. In dem Haus jenseits des Zauns brannte mittlerweile Licht, aber er konnte sich nicht vorstellen, daß ausgerechnet diese Nachbarn etwas über Hollys Verbleib wissen würden. Fast schon verzweifelt sammelte er einige der Sachen ein und richtete wieder etwas Ordnung her.

Ihre Bücher waren ziemlich mitgenommen: billige Ausgaben von Thomas Wolfe und Henry James, Djuna Barnes, Katherine Anne Porter und Emily Dickinson.

Im Zimmer ihrer Eltern fand er ein Foto von Holly, zwar eingerissen und fleckig, aber es heiterte ihn vorübergehend ein wenig auf. Er steckte es in das am wenigsten beschädigte ihrer Bücher, Emily Dickinson, wickelte es in ein Stück Tischtuch, um es vor dem Regen zu schützen, und steckte es ein.

Zum erstenmal im Leben wußte Dulaney nicht, was er tun sollte. Am liebsten hätte er einige Tage hier verbracht, um das Haus zu reparieren und herzurichten. Aber es gab nichts, das man noch hätte retten können.

Er ging ins Wohnzimmer und fand dort im Kamin, versteckt unter einem Haufen Asche, die Überreste eines Umschlags. Als ob sie einen Stapel Papier ins Feuer geworfen hätte, von dem nur ein paar versengte Fragmente geblieben waren. Zeitschriften. Rechnungen. Kleinkram. Eines der Stücke erregte seine Aufmerksamkeit. Es war die Überschrift eines Zeitungsartikels:

RADIOSCHAUSPIELER SEIT FÜNF JAHREN VER-
MISST *March Flack, britischer Hörfunkdarsteller, verschwand*
im Juni 1936

Es folgte ein Teil eines Fotos - ein Auge, eine Wange, eine Offiziersmütze -, aber der eigentliche Artikel war verbrannt. Jack zog das Papier aus der Asche und entdeckte darunter einen verkohlten Notizzettel, auf dem ein erschreckender Satz in Hollys Handschrift stand: *Haben Sie denn überhaupt kein Gewissen?*

Diese Zeile ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Auch als er die Durchsuchung des Hauses beendete, mußte er immer noch daran denken.

Es gab nicht viel mehr zu sehen. Ein Keller am Fußende einer knarrenden Treppe. Ein kleiner Kohlenbunker mit Zugang von außen. Ein modrig riechender Kriechgang, der direkt auf dem blanken Erdboden bis weit unter das Haus führte.

Jack ging nach nebenan, um mit den Nachbarn jenseits des Zauns zu sprechen. Bill und Maude Potter waren Anfang Dreißig, einfache Leute, die erst seit einem Jahr in Sadler wohnten. Sie kannten Holly nicht besonders gut. Ein paar Scherze, gelegentlich ein kurzer Plausch, und dann war sie auf einmal verschwunden, wohin auch immer. Potter hatte sie kaum je zu Gesicht bekommen, doch da er einem typischen Arbeiterhaushalt vorstand, übernahm er das Gespräch. Seine Frau stand im Durchgang zur Küche, und ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen klammerte sich stumm an ihren Rockzipfel. Erst als Dulaney sich zum Gehen wandte, meldete die Frau sich zu Wort. »Erzähl ihm von Hartford, Bill«, sagte sie plötzlich zu ihrem Mann.

Potter wirkte verärgert und behauptete, das alles entbehre jeglicher Wahrheit.

»Dann erzähl es ihm, und laß ihn selbst entscheiden.«

Das kleine Mädchen hatte ihnen von Hartford berichtet.

»Sie heißt auch Holly«, sagte Mrs. Potter. »Das ist einer der Gründe, aus denen die beiden sich angefreundet haben.«

»Meine Tochter hat allerdings eine schlechte Angewohnheit«, sagte Potter. »Sie schwindelt zu oft.«

Aber die Frau ließ sich nicht beirren. Das Kind hatte ihnen nach Hollys Verschwinden von Hartford erzählt, letzten Dezember oder Januar. Die kleine Holly war manchmal am frühen Abend durch den Zaun gekrochen, um mit der großen Holly auf der Veranda zu sitzen und selbstgebackenen Apfelkuchen zu verspeisen. Und bei einer dieser Gelegenheiten hatte sie von Hartford gehört.

»Was genau hat sie wohl damit gemeint?« fragte Jack. »Hat sie von der Stadt oben in Connecticut gesprochen? Ist Holly vielleicht dorthin abgereist?«

Potter schnaubte verächtlich. »Woher sollen wir das wissen? Vielleicht hat sie überhaupt nichts von alldem gesagt.«

»Bill, du kannst ihn doch nicht einfach so wegschicken«, sagte Mrs. Potter. »Holly, mein Schatz, komm mit nach hinten. Du gehst jetzt ins Bett.«

Nachdem Frau und Tochter verschwunden waren, wurde Potter etwas umgänglicher. Er bot Dulaney einen Drink an. Dann saßen sie eine Weile zusammen und unterhielten sich über Baseball. Zehn Minuten später kam Mrs. Potter zurück.

»Bill möchte sie nicht noch ermutigen, falls sie uns angelogen hat.« Sie sah ihren Mann an. »Doch ich glaube, wir sollten ihm von Hartford erzählen.«

Hartford war keine Stadt. Es war der Name eines Mannes.

An jenem Abend hatte in Hollys Küche Licht gebrannt, und das Kind war auf den Treppenabsatz gestiegen, um durch die Scheibe der Hintertür hineinzuschauen. Holly hatte am Tisch gesessen, und bei ihr im Zimmer war ein Mann gewesen. Ein unheimlicher Mann, der ganz leise sprach und nie lächelte.

In der Küche hätte eine bedrohliche Stimmung geherrscht. Potter schüttelte den Kopf. »Doch, Bill. Kinder können so etwas spüren, das weiß ich ganz genau«, sagte Mrs. Potter. »Im Raum herrschte eine bedrohliche Stimmung. Sei meinewegen anderer Meinung, aber genau das hat sie gesagt, und ich glaube ihr.«

Der Mann hatte einen dunklen Anzug und eine enge Krawatte getragen. Er hatte den Hut abgenommen, aber trotz dieser guten Manieren war er nicht allzu freundlich zu Holly gewesen.

Mrs. Potter hielt inne.

Ihr Mann beugte sich ins Licht vor. »Na los, weiter. Jetzt erzähl ihm auch den Rest.«

Mrs. Potter seufzte. »Der Mann war blind.«

Ihr Mann sah Dulaney an. »Haben Sie schon jemals einen solchen Unsinn gehört? Ein blinder schwarzer Mann, der kleine Kinder verschreckt.«

Der Mann schien blind zu sein, aber als er gegangen war, hatte er geradewegs die Haustür angesteuert und war draußen über die vordere Veranda zu seinem Wagen gegangen.

»Ein Blinder, der Auto fährt«, sagte Potter.

»Weshalb hat Ihre Tochter geglaubt, er sei blind?«

»Er hat eine Blindenbrille getragen«, sagte Mrs. Potter. »Dunkel... mit schwarzen Gläsern, obwohl es schon Abend war.«

Die kleine Holly war daraufhin in die Küche gegangen. Die große Holly hatte sie angesehen, aber zunächst kein Wort über die Lippen bekommen. Ihre Hände hatten gezittert, als verspüre sie einen großen Schmerz. »Manche Kinder sind eben sensibel«, sagte Mrs. Potter. »Sie begreifen solche Dinge.«

Ich wollte, daß es ihr besser geht, hatte die kleine Holly gesagt. Sie war auf den Schoß ihrer großen Freundin geklettert, um sie irgendwie zu trösten, und da hatte Holly das Kind umarmt und fest an sich gedrückt, als ob es ums Leben ginge.

Es tut mir leid, daß du traurig bist.

Mein Vater ist tot, hatte Holly gesagt.

Dulaney zuckte zusammen. Entsetzt starre er Mrs. Potter an.

Klein Holly hatte gefragt, ob ihr Vater denn schon alt gewesen sei.

Nein, hätte sie erwidert. *Hartford hat ihn umgebracht.*

Dann hatte sie sich anscheinend wieder gefangen und das Kind angelächelt.

Du mußt jetzt gehen, Liebling. Ich bin heute nicht ganz bei mir.

»Am nächsten Tag war sie verschwunden. Seitdem hat niemand sie mehr gesehen.«

11.

Er stand in völliger Dunkelheit auf Hollys Veranda und lauschte dem Geräusch des prasselnden Regens. Nebenan brannte inzwischen kein Licht mehr. Die Potters gingen um zehn zu Bett, und die beiden von Bäumen umstandenen Häuser wurden schlagartig in tiefe Finsternis gehüllt. Eine Zeitlang saß Jack an die Haustür gelehnt. Ein kalter Wind wehte den Regen quer über die Veranda, und schon bald war er ziemlich durchnäßt. Er hoffte immer noch, daß Kendall auftauchen würde, aber je später es wurde und je heftiger es regnete, desto unwahrscheinlicher erschien ihm diese Möglichkeit.

Jack hatte keine genaue Vorstellung davon, wohin Holly aufgebrochen war, und er wußte auch nicht, wie er es herausfinden sollte. Die Karte an der Wand ihres Zimmers paßte zu dem Kennzeichen des 35er Ford, aber das kleine New Jersey war mächtig groß, wenn man es zu Fuß und ohne konkretes Ziel absuchen mußte. Vorerst wollte er auf Kendall warten. Aber falls Marty auch morgen nicht kam... Dulaney hatte keine Ahnung, was morgen geschehen würde.

Irgendwann nach Mitternacht kehrte er in sein Zimmer zurück. Er hängte seine nassen Sachen über die Heizung und legte sich ins Bett, um ein wenig zu schlafen, höchstens ein paar Stunden. Doch die lange Reise steckte ihm noch immer in den Knochen, und so fiel er sofort in Tiefschlaf. Als er aufwachte, erschrak er. Es war fast schon Vormittag; neun Uhr nach seiner

Schätzung. Er zwängte sich in seine Sachen und bezahlte die Übernachtung, ohne für einen weiteren Tag zu verlängern. Der Regen hatte aufgehört, doch es war weiterhin bewölkt, und als Jack in die Keeler Avenue einbog, sah das Haus genauso leer aus wie zuvor. Kendall würde nicht kommen. Die Vorstellung, daß Jack ganz auf sich allein gestellt war und das ganze Land absuchen mußte, war mehr als ernüchternd.

Dennoch setzte er sich auf die Veranda und bemühte sich, einen Plan zu ersinnen. Er würde nach New York gehen und Informationen über Carnahan einholen, angefangen bei dem Laden, in dem der vor zwei Jahren gearbeitet hatte. Gleichzeitig wollte er Kendall über dessen Kontakte in den Radiostationen suchen. Der Plan war nicht sonderlich erfolgversprechend, und Jack brachte den Rest des Tages mit dem vergeblichen Versuch zu, sich etwas Besseres einfallen zu lassen. Um siebzehn Uhr beschloß er, Kendall eine Nachricht zu hinterlassen und dann weiterzuziehen.

Auch diesmal betrat er das Haus durch die Hintertür, denn er hatte in der Küche einen Bleistift gesehen. Doch als er an der Spüle stand, wurde ihm die Unzulänglichkeit seines Vorhabens bewußt. Wo sollte er diese Botschaft hinterlassen, so daß nur Kendall sie zu Gesicht bekommen würde? Es gab keine solche Stelle, also konnte er die Idee mit der Nachricht vergessen. Er würde noch eine weitere Stunde warten und dann aufbrechen, nun wirklich auf sich allein gestellt und so einsam, wie es auch die Erforscher des amerikanischen Kontinents vor vierhundert Jahren gewesen waren.

Er wandte sich vom Küchenfenster ab und ließ den Blick erneut durch das Zimmer schweifen, als könnte Hollys Geist sich aus den trüben Schatten erheben. Plötzlich erstarre er. Jemand war hier gewesen. Irgend etwas hatte sich verändert. Dann erkannte er, was es war: Ein paar Papierfetzen lagen anders im Raum verstreut, und die Eishacke befand sich nicht mehr an der ursprünglichen Stelle, sondern unmittelbar vor der Küchentür. Als hätte hier ein Kampf stattgefunden und sich in den vorderen Räumen fortgesetzt. Kurz darauf fand er Kendall in einer der Ecken, die leeren Finger zu Klauen verkrümmt. Das

Seil, mit dem man ihn erdrosselt hatte, lag noch immer um seinen Hals geschlungen.

Dulaney fiel auf die Knie und nahm Kendalls Hand. Sie war steif und kalt.

Erst nach einen paar tiefen Atemzügen bekam er wieder einen klaren Kopf und verdrängte das Gefühl der Übelkeit. Er durchsuchte Kendall und fand eine dicke Brieftasche. Und wiederum taten sich Rätsel auf.

Bargeld. Zweihundert Dollar in Zwanzigern. Kendall hatte immer behauptet, er wäre pleite, und doch hatte er Dulaney einen Hundertdollarschein im Wagen zurückgelassen und trug drei Monatslöhne mit sich herum.

Ein Führerschein. Ausgestellt auf Kendall letzten Herbst im Staat New Jersey, mit einer Adresse in einer Stadt namens Regina Beach. New Jersey! Kendall hatte nie etwas von New Jersey gesagt, sondern vielmehr behauptet, seit zwei Jahren nicht mehr im Osten gewesen zu sein. Und während seiner Zeit beim New Yorker Radio hatte er angeblich in Connecticut gelebt.

Eine Lizenz, die ihn als Stallbursche auswies, und ein Passierschein des California Horse Racmg Board. Nur eine Rennbahn war eingetragen: Santa Anita im letzten November. Kendall hatte gesagt, er sei vorher in Bay Meadows gewesen.

Dulaney nahm alles an sich: das Geld, die Karten, die Brieftasche. Ihm war auf einmal klar, daß er lieber nichts davon zurücklassen sollte. Allerdings hatte er bei seiner Durchsuchung des Hauses alles mögliche angefaßt und überall seine Fingerabdrücke hinterlassen.

Er zerrte den Toten die Treppe hinunter und dann quer durch den Keller bis zu dem Kriechgang. Die Leichenstarre hatte längst eingesetzt. Er schätzte, daß Kendall vor mindestens acht Stunden gestorben war.

Er handelte nun beinahe automatisch. Zuerst beförderte er Kendall in den flachen Kriechgang; dazu mußte er die Arme

des Toten nach unten biegen und ihn hineinzwängen. Dann kroch er selbst hinterher und schob die Leiche so weit wie möglich voran. Drei Meter, fünf Meter. Unter großer Kraftanstrengung bewegte er Kendall durch die naßkalte Dunkelheit. Danach suchte er diverse Gegenstände zusammen - einen Haufen Jutesäcke, einen Sack Dünger und schließlich eine Rolle Teerpappe - und verstaute sie ebenfalls in dem Kriechgang, um den Leichnam dahinter zu verbergen.

Und dann machte er, daß er wegkam.

Auf dem Weg aus der Stadt kam er glücklicherweise zufällig am Postamt vorbei, sonst hätte er bestimmt nicht mehr daran gedacht. So jedoch warf er eine kurze Nachricht durch den Türschlitz, in der er darum bat, ihm seine Unterlagen nachzusenden.

Dulaney hatte nun ein neues Ziel: Regina Beach, New Jersey.

12.

Er ging nach Osten, hinein in die anbrechende Nacht.

Am Morgen fielen ihm immer mehr Anzeichen der vorherrschenden Kriegsneurose auf. Mitten auf freier Strecke klebte an einer Reklametafel ein großes Plakat: WER GERÜCHTE VERBREITET, MACHT SICH ZU HITLERS HANDLANGER. Natürlich redeten die Leute trotzdem. Alle waren sich einig, daß die Verbreitung von Gerüchten unamerikanisch sei, nur um im nächsten Moment neue Parolen in die Welt zu setzen. Immer wieder hörte Jack, es seien überall Spione am Werk.

Bei Harrisburg überquerte er den Susquehanna und hielt weiter auf Philadelphia zu. In Elizabethtown kaufte er eine Zeitung und stellte verblüfft fest, daß die Titelgeschichte über ein Ereignis in der Nähe von Regina Beach berichtete. Gestern hatte ein deutsches U-Boot fünfzehn Kilometer vor der Küste

einen amerikanischen Tanker versenkt, der aus New York in südlicher Richtung unterwegs gewesen war. Es wurden mehrere Leichen angespült, und ein dicker schwarzer Olteppich bedeckte den Strand.

Jack erwischte eine gute Mitfahrgelegenheit und gelangte fast bis ans Meer. Wenig später wurde der Geruch von Salzwasser unverkennbar, und zum erstenmal seit seinem Aufbruch aus Kalifornien entdeckte er wieder Flugabwehrgeschütze auf manchen Hausdächern. Er hatte gehofft, die Stadt noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, aber der Regen hatte ihn Zeit gekostet. Als es Abend wurde, folgte er dem Verlauf einer schmalen Straße nach Süden, irgendwo in der Nähe des Küstenhighways. Der Sonnenuntergang war sensationell. Durch die Wolken schossen Feuerstrahlen auf ein Gelände hinab, das immer mehr in Sumpfland überging.

An einer Tankstelle hatte Jack sich eine Taschenlampe gekauft und eine kostenlose Straßenkarte mitgenommen, mit deren Hilfe er sich bereits einen guten Eindruck von der Stadt verschaffen konnte. Sie lag auf einer langgezogenen dünnen Insel zwischen New York und Atlantic City, ungefähr acht Kilometer abseits des Highways am Ende einer zweispurigen Asphaltstraße, die mitten durch einen dichten Wald verlief. Unterwegs sah Dulaney weder Häuser noch irgendwo ein Licht. Das dunkle Land erstreckte sich weit in alle Richtungen, die Wolkendecke war geschlossen, und Jacks Sichtfeld beschränkte sich auf den kleinen Bereich seiner Taschenlampe.

Nebel kam auf, und zwischen den Bäumen konnte man immer wieder kleinere Sumpfplätze erahnen. Die Luft war salzig und kalt. Aus der Ferne drang das Signalhorn eines Schiffes an Jacks Ohren, und dann erreichte er die Brücke, ein altes, schmales Gebilde aus Holzbohlen und rostigen Stahlträgern. Als er sie überquerte, konnte er die Brandung hören, und bald darauf endete die Fahrbahn an einer Querstraße. Das Meer lag vermutlich keine fünfzig Meter entfernt, aber der Nebel war mittlerweile so dicht, daß Jack kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Zu seiner Rechten tauchten Dünen auf, und jenseits

von ihnen spürte er etwas Gewaltiges in der Nacht lauern. Er kam sich plötzlich winzig vor, ohne den Grund dafür zu kennen.

Dann hörte er Musik, die aus Richtung der Brandung heranzuschweben schien, unmittelbar gefolgt von Hufgetrappel. Jack verließ die Straße und warf sich in den Sand. Zwei Reiter kamen vorbei. Im Schein ihrer grellen Lampen erkannte er die Uniformen der Küstenwache. Er ging weiter nach Süden. Noch immer hörte er diese Musik, eine klagende Klarinette, die von einer melodiösen Swingband begleitet wurde. Das Lied hallte durch die Nacht - »The World is Waiting for the Sunrise«. In den Dünen blitzte ein rotes Licht auf, einmal, zweimal, immer wieder. Die Musik am Strand endete in einem rasenden Crescendo, untermauert von jubelndem Applaus. Dann sah Jack, was er die ganze Zeit hörte, eine kleine Gruppe von tanzenden Partygästen auf der Terrasse eines Strandhauses, in dessen offenem Fenster ein Radio spielte.

»Sie hören WHAR, Blue Networks Stimme der Ostküste. Hier spricht August Stoner... es ist genau Mitternacht östlicher Kriegszeit.«

Das Licht auf der anderen Straßenseite blitzte abermals auf, und ein Gebilde tauchte langsam aus dem Nebel auf: der Radiosender, dessen Funkmast bis in die Wolken zu reichen schien.

13.

Jack schlug die Augen auf und sah gegenüber dem Bett im Halbdunkel ein Regal mit einigen Büchern. Langsam fiel ihm ein, wo er sich befand. In einem einfachen Hotelzimmer im Norden der Stadt. Er hatte es kurz nach Mitternacht gemietet und einen unleserlichen Namen ins Meldebuch gekritzelt.

Das Zimmer lag im ersten Stock des Gebäudes, und vom Fenster aus konnte man nach Süden blicken. Die Straße schien

direkt aus seinem linken Ellbogen zu entspringen; dahinter schimmerte der Strand in unglaublichen Rot- und Blautönen. Es herrschte starke Brandung. In einiger Entfernung sah Jack die Stadt, die im letzten langen Moment vor Sonnenaufgang wie ein Saphir erglühte.

Für zwei Dollar pro Nacht war das Hotel gar nicht so schlecht. Das Bett war hart, das Zimmer kühl, die Lage ruhig. Der Eigentümer war aufmerksam: Bei den Büchern auf dem Regal handelte es sich um billige Ausgaben, die andere Leute zurückgelassen oder die man aus Büchereien ausgesondert hatte. Sie sollten dem schlaflosen Reisenden durch die Nacht helfen. FANGEN SIE EIN BUCH AN, UND NEHMEN SIE ES MIT, stand auf dem Schild, das mit einer Reißzwecke an der Wand befestigt war. Die Autoren gehörten zu Amerikas bedeutendsten Schriftstellern: Hemingway, James Fenimore Cooper, Nancy Drew, Tom Swift, Marjorie Rawlings - für jeden etwas. Außer den Titeln von Nancy Drew hatte Jack sie alle irgendwann in seinem Leben gelesen.

Er brauchte einen neuen Namen. Es wäre mehr als dumm, sich aus reiner Sorglosigkeit erwischen zu lassen. Er betrachtete die Namen auf den Buchrücken.

Hemingway drängte sich ihm auf. Nein, nicht Hemingway.

Zu berühmt, zu literarisch. Der Name sollte keine Aufmerksamkeit erregen.

Jack dachte an die Personen aus den Romanen. Robert Jordan und der Spanische Bürgerkrieg. Jody Baxter aus den Sümpfen von Florida und seine lärmenden Freunde, die Forresters. Die alte Großmutter Hutto.

Wie heißt du, Junge?

Die Stimme in seinem Kopf trug ein Namensschild.

Jordan, dachte er.

Er schaute zu den Büchern und ließ weitere der Figuren Revue passieren. Corny Littlepage aus diesem staubigen Roman von Cooper, den niemand aus Jacks Bekanntenkreis je

gelesen hatte. Corny und sein holländischer Kumpel Guert ten Eyck.

Ich werde Holländer sein, dachte er. Keiner aus der Alten Welt, sondern der Abkömmling einer Immigrantenfamilie.

Ich heiße Jordan. Jordan ten Eyck.

Der Rest kam wie von selbst.

Meine Eltern sind vor dem letzten Krieg aus Holland eingewandert. Sie haben sich im Süden niedergelassen. Nicht in Charleston, nicht so dicht an der Wahrheit, aber nahe genug, um seinen leichten Südstaatenakzent zu erklären.

Meine Familie ist nach Savannah gezogen. Wir haben in der alten Heimat noch immer Verwandtschaft. Ein Onkel und einige meiner Cousins sind im holländischen Widerstand.

Mein Vater hat in den Docks am Savannah River gearbeitet. Ich hatte einen Bruder, der aber bereits gestorben ist. Mein Vater hat darauf bestanden, daß wir nach den Sitten und in der Sprache unserer neuen Heimat aufwuchsen. Bei uns zu Hause wurde nie holländisch gesprochen, und so habe ich die Sprache auch nie gelernt. Mein Vorname war der Nachname des ersten guten Freundes, den mein Vater in Amerika gefunden hatte.

Nennen Sie mich Jordan.

EIN TAG IM LEBEN DES JORDAN TEN EYCK

1.

Als er die Straße überquerte, erstrahlte die Sonne über dem Meer und ließ den Himmel blaßblau erscheinen. Er konnte das Öl aus dem torpedierten Tanker riechen und sah tote Fische, die von einer schwarzen Schmiere überzogen waren. Das erste Stück Strand wirkte noch unversehrt, wurde jedoch schnell schmutzig. Nach ablaufender Flut waren am Ufer regelrechte Öltümpel zurückgeblieben.

Draußen im Wasser waren zahlreiche Männer unterwegs, entrollten Stacheldraht und verliehen der Stadt das Aussehen eines Kriegsgebiets. Wieder die Küstenwache, die losgezogen war, um sich die Deutschen vom Leibe zu halten. Was wollten sie tun? Die gesamte Ostküste einzäunen? Oder würden sie irgendwann das Unausweichliche einsehen? Falls jemand in ein so großes Land wie die Vereinigten Staaten eindringen wollte, würde er eine geeignete Möglichkeit finden.

Die Stadt war ein typischer Ferienort am Atlantik, einschließlich einer hölzernen Strandpromenade und eines Vergnügungsparks. Der Pier ragte vierhundert Meter ins Meer hinaus und verfügte über einen großen Pavillon. Der Sendemast im Norden wirkte aus der Entfernung und bei Tageslicht eher klein.

Er frühstückte in einem Imbiß am Strand und las die gestrige Ausgabe einer Zeitung aus Newark. In einem Kasten am Rand wurde erwähnt, daß man in Regina Beach Maßnahmen zur Eindämmung des Ölteppichs ergriff, aber ansonsten hatte New

Jersey ziemliches Glück gehabt. Der Großteil des Öls war bereits in New York entladen worden, so daß sich in den Tanks weniger als zehn Prozent der ursprünglichen Menge befunden hatte. Dennoch drohte dem Sonnenfest der Stadt zum erstenmal in seiner achtzigjährigen Geschichte eine Absage.

Er sprach die Kellnerin an, eine müde blickende Frau Mitte Fünfzig, und zeigte ihr das Foto von Holly, aber sie schüttelte den Kopf. Ihre Welt bestand aus diesem Imbiß samt Tresen und Küche sowie aus einer kleinen Wohnung in Strandnähe. Zwei ihrer Söhne waren bei der Armee, und sonntags rollte sie Verbände für das Rote Kreuz. »Ich möchte wetten, hier kommen jeden Sommer zehntausend solcher Frauen durch.« Sie wünschte ihm Glück, und er versuchte es auf der Promenade.

Danach versuchte er es auf dem Pier, am Strand und auf den Straßen. Er sah in jedes Gesicht, nannte allen Hollys Namen und zeigte ihr Bild überall herum.

Am Strand hielten ihn die berittenen Beamten an. Sie waren höflich, aber überaus neugierig. Woher stammte er? Was hatte er dort getan? Nichts für ungut, aber immerhin sei Krieg, und sie würden allen neuen Leuten am Strand diese Fragen stellen. Dann fragten sie nach seinem Namen, und er sah dem Mann offen ins Gesicht. »Ich heiße Jordan. Jordan ten Eyck.«

Er ging weiter in die Innenstadt. Noch hatte kein Geschäft geöffnet. Er kam an einigen Leuten vorbei und hielt ihnen das Foto von Holly hin.

Als er die Straße überquerte, sah er einen Wagen auf einen Parkplatz einbiegen. Der Wagen erregte seine Aufmerksamkeit, dann der Mann, dann das Gebäude. Es war ein Packard Zwölfzylinder. Das Haus besaß fünf Stockwerke, was für ein solch kleines Küstenstädtchen ungewöhnlich hoch war. Er musterte die Fassade des Gebäudes und zuckte zusammen. Die Inschrift über dem Eingang lautete *Harford 1937*.

Harford, nicht Hartford.

Keine Stadt. Ein Gebäude.

Und der Mann trug eine dunkle Brille und sah wie ein Blinder aus.

2.

An der südwestlichen Ecke des Flachdachs bewegte sich etwas. Jordan blieb stehen und beobachtete. Es schien dort ganz am Rand einen Verschlag mit technischen Geräten zu geben, einen Blechschuppen. Darüber verliefen kreuz und quer zahlreiche Telefonleitungen, und plötzlich tauchte ein Mann an der Kante auf.

Jordan ging weiter. Er hielt es für ratsam, sich möglichst unauffällig zu verhalten, solange er Holly noch nicht gefunden hatte.

Die Klänge einer kleinen Jazzband lockten ihn zu einer Nebenstraße, auf deren beiden Seiten sich jede Menge Bars und Swinglokale befanden. Auf dem Straßenschild stand Chicago Avenue, und sein Herzschlag beschleunigte sich, denn er wußte mit Sicherheit, daß Holly eine solche Gegend aufsuchen würde. Er folgte der Musik in einen Raum, in dem es niemals Tag wurde, und sah dort ein paar Musiker bei einer Jam Session. Sie spielten ein Arrangement, in dessen Riffs eindeutig etwas von »Somebody Stole My Gal« mitschwang. Es war die Art von schwungvoller Nummer, mit der man einen Auftritt beendete, indem man die Menge noch einmal zum Kochen brachte. Die Klarinette forderte das Tenorsaxophon heraus und duellierte sich mit ihm bis zu einem tosenden Finale.

Aber danach kam kein Beifall. Jemand auf dem Podium hustete, und der Klarinettenspieler schien auf Kosten des Posaunisten einen Witz zu reißen. Jordan sah die Bühne, die leeren Tische und schließlich die Theke auf der anderen Seite des Raums mit den ebenfalls leeren Barhockern. Die Männer

waren in ein gespenstisch samtweiches Licht getaucht, das ohne die zusätzlichen Scheinwerfer eher kühl wirkte. Der Trompeter schlug vor, es mit »After You've Gone« zu versuchen. Seine Kollegen fielen sofort begeistert ein, fügten einige traditionelle Elemente hinzu und wagten vereinzelte Improvisationen und Experimente.

Nach diesem Stück wirkte die Stille besonders plötzlich und tief. Es war dermaßen ruhig, daß die Stimme aus der dunklen Nische direkt hinter dem Eingang wie elektrisch verstärkt klang.

»Wir haben geschlossen, Kumpel.«

Jordan brauchte nicht nachzufragen; er hatte schon viele Rausschmeißer gesehen. Ein drahtiger Mann, jung und muskulös.

»Ich suche nach jemandem.«

»Hier wirst du ihn nicht finden. Wir machen um drei wieder auf.«

»Es geht um eine junge Frau. Sechsundzwanzig, hübsch, mit langem honigblonden Haar, das sie manchmal als Pferdeschwanz trägt.« Er holte das Foto aus der Tasche und hielt es ins Licht. »Sie könnte seit Februar in der Stadt sein. Ihr Name ist Holly Carnahan.«

Das Zögern dauerte lange genug: Sie war hier gewesen, aber der Türsteher wollte es nicht verraten. »Komm um drei wieder her, und wir werden dir gern einen Drink servieren. Aber hör genau zu, was ich sage. Laß dir nicht einfallen, unsere Gäste mit einem Haufen Fragen zu belästigen, oder du wirst dich wieder mit mir auseinandersetzen müssen.«

»Meine Freundin heißt Holly«, sagte Jordan.

»Das habe ich schon beim erstenmal verstanden. Hör zu, die Jungs hatten eine lange Nacht. Sie wollen bloß ein wenig spielen und dabei ihre Ruhe haben. Ich muß es dir bestimmt nicht genauer erklären.«

Er streckte die Hand aus, als wolle er Jordan am Arm packen. »Das würde ich nicht tun«, sagte Jordan, und irgend etwas in seiner Stimme ließ den Rausschmeißer zögern. Er beugte sich

ins Licht vor, so daß der Junge sein Gesicht sehen konnte. »Ich bin ein gutmütiger Mensch, aber ich lasse mir nicht alles gefallen. Wir beide brauchen uns gar nicht zu streiten. Du kannst eine höfliche Frage beantworten, und ich würde mich gleich wieder auf den Weg machen.«

Der Türsteher schien es sich offenbar anders zu überlegen. »Diese Frau... du sagst, du bist ein Freund von ihr?«

»Vielleicht der einzige, den sie noch hat.«

»Ich wäre auch gern ihr Freund, wenn sie mich lassen würde. Ich kriege hier alle möglichen Frauen zu Gesicht, aber sie ist wirklich etwas Besonderes.«

»Ich werd ihr erzählen, was du von ihr hältst. Sie wird nicht schnell warm mit anderen Leuten, aber sie ist die Mühe wert.«

Jordan lehnte sich in den Schatten zurück und wartete. Der Rest würde gleich folgen.

»Ja, diese Frau treibt sich hier in der Stadt herum«, sagte der Rausschmeißer. »Sie nennt sich Holly O'Hara und hat die verflucht einsamsten Augen, die ich je gesehen habe. Als sie zum erstenmal herkam, habe ich sie auf einen Drink eingeladen, aber es ist mir nicht gelungen, sie zu einem Rendezvous zu bewegen.«

Der Junge hustete. »Sie hat noch etwas, wovon du bislang nichts gesagt hast - eine Stimme, mit der sie die Zeit anhalten kann. Sie singt in einem Laden, der Magic Carpet heißt.«

3.

So früh am Morgen war das Magic Carpet geschlossen und dunkel. Aber das schien nun nicht mehr wichtig zu sein. Holly war hier. Es war ihr nichts passiert. Er würde sie wiedersehen.

Einem Schild im Fenster entnahm er, daß sie in der Woche hier sang, begleitet von einer Gruppe namens Windy City Se-

ven. Samstags konnte man sie von halb zwölf bis Mitternacht auf WHAR hören, dem lokalen Radiosender.

Er beschloß, sich ihr vorsichtig zu nähern, sich sorgfältig Zeit zu nehmen und ihr leise Bescheid zu geben. Ganz glücklich war er nicht mit dieser Entscheidung. Etwas in ihm wollte Holly sofort aufspüren, ohne jede weitere Verzögerung.

Im Kaufhaus am Ort erstand er weitere Kleidung: Jeans und Hemden, Schuhe, Socken, Unterwäsche. Er ließ sich einen anständigen Haarschnitt verpassen und kaufte in einer Drogerie Rasiermesser und -pinsel, eine Zahnbürste und Schuhcreme. Dann mietete er sich wieder in dem Hotel ein, diesmal für eine ganze Woche. Außerdem bat er den Eigentümer um ein Radio und bekam für vier weitere Dollar Wochenmiete das Gerät hinter dem Empfangstresen.

Sein neues Zimmer wies nach Norden und befand sich, verglichen mit letzter Nacht, am anderen Ende des Gebäudes. Vom Fenster aus konnte er die Straße überblicken und sah hinter den Dünen den Sendemast aufragen. Er schaltete das Radio ein und lauschte eine Weile dem Programm - irgendein Kerl aus Washington sprach von der Zuckerzuteilung und den Treibstoffrationierungen, die in wenigen Tagen eingeführt werden sollten. Dann würde man nur noch mit Bezugsschein Benzin kaufen können.

Er saß am offenen Fenster und bemühte sich, seine Ungeduld bis zum Abend zu zügeln. Bislang hatte er es sorgfältig vermieden, an Kendall zu denken, aber nun meldete sich sein schlechtes Gewissen, und er grübelte über sein Verhalten am Vortag nach. Es ließ sich zwar nichts mehr daran ändern, aber die Angelegenheit würde ihn noch geraume Zeit beschäftigen. Bis ich es abschließen kann, dachte er. Bis ich herausfinde, wer das getan hat und was dahintersteckt.

Immer wieder redete er sich ein, es sei richtig zu warten. Es hatte keinen Sinn, mit der Suche nach Holly die ganze Stadt aufzuscheuchen. Er schlug ihre Emily-Dickinson-Ausgabe auf und starnte auf ihr Foto sowie auf den Fetzen Zeitungspapier. March Flack, britischer Radioschauspieler, verschwunden seit

1936. Auf einmal schien alles sich wahllos zu vermischen - Holly, Kendall, Harford, Carnahan, March Flack -, und der Tag wollte kein Ende nehmen.

Im Waschraum am Ende des Flurs rasierte er sich und duschte. Als er in sein Zimmer zurückkehrte, kam ihm irgend etwas anders vor, als habe jemand den Raum betreten. Angesichts all der Ereignisse war es unklug gewesen, die Tür nicht abzuschließen. Für einen Moment verharrete er und überlegte, ob er sich das alles womöglich nur einbildete. Dann wurde ihm klar, was sich verändert hatte. Das Radio... jemand hatte die Lautstärke heruntergestellt, nicht viel, aber zuvor war der Klang ein Teil des Zimmers gewesen, und nun hörte er sich anders an. Jordan neigte den Kopf und lauschte, dann drehte er die Lautstärke langsam auf, bis sich alles wieder richtig anfühlte.

Plötzlich erkannte er auch den Grund dafür: Sie haben das Radio heruntergedreht, damit sie mich kommen hören würden und ich nicht hereinplatzen und sie überraschen könnte. Als sie gegangen sind, haben sie die Lautstärke wieder aufgedreht, aber nicht ganz so weit wie vorher.

Demnach weiß man von meinem Eintreffen.

Er setzte sich aufs Bett. Das Programm war mittlerweile ein anderes; ein Sprecher redete über den Ölteppich und betonte, daß das Sonnenfest der Stadt wie geplant stattfinden sollte. Für den heutigen Samstag wurde eine interessante Mischung aus lokalen und landesweiten Programmen versprochen, darunter Auftritte von Jimmy Dorsey und Lionel Hampton. Jordan schaltete das Radio aus, schloß das Fenster, verriegelte die Tür hinter sich und verließ das Hotel.

Die Sonne brannte heiß auf seiner Haut. Der Strand war inzwischen dicht bevölkert, und auf der Straße in die Stadt staute sich der Verkehr. Alle Geschäfte hatten geöffnet, und schon von weitem sah er die Menschenmassen auf dem Pier. Der Pavillon lockte mit kaltem Bier. Aber Jordan ten Eyck wandte sich nach Norden. Mindestens ein Dutzend Gründe sprach dafür, daß er sich bis zum Einbruch der Dunkelheit

lieber versteckt halten sollte; jedoch war es zu spät für derartige Überlegungen. Er spürte den Sand unter den Schuhen, während er quer durch die Dünen auf den Funkmast zusteerte, der in der Mittagshitze glänzte.

4.

Der Sender war in einem großen Gebäude auf der Westseite der Insel untergebracht, ungefähr vierhundert Meter von der Hauptstraße entfernt. Der nördlich gelegene Parkplatz war beinahe leer, die kleinere Stellfläche im Süden etwa zur Hälfte gefüllt. Hinter dem Gebäude ragte der Mast auf, zu dessen Füßen ein kleiner Blechschuppen stand. Bäume säumten das Ufer eines kleinen Wasserlaufs bis hinter die Landzunge im Norden.

Als Jordan die Hügelkuppe überquerte, hatte er noch keine konkrete Absicht, aber dann kam ihm eine riskante Idee. Er würde sich als alter Freund auf der Suche nach Kendall ausgeben. Ihm war bewußt, daß er sich dadurch auf ein Blindekuhspiel mit Mördern einließ, aber andererseits würde seine Situation sich nicht wesentlich verändern, denn Kendalls Feinde dürften ihn sowieso auf Anhieb erkennen. Was also würde eine weitere Lüge noch ausmachen?

Ihm blieb ein kleiner Vorteil. Neulich in Kalifornien hatte er seine Gegner bereits zu Gesicht bekommen, ohne daß sie es wußten. Und er ging davon aus, daß sie es vorerst nicht direkt auf ihn abgesehen hatten, denn ansonsten hätten sie ihn auch schon an der einsamen Wüstenstraße in Nevada erledigen können.

Jordan überquerte den Schotterweg und erhielt unvermittelt einen Eindruck von der sumpfigen Rückseite der Insel, als ihm ein fast schon fruchtbar wirkender Schlammgeruch in die Nase stieg, verbunden mit einem süßlichen Hauch von Verwesung,

der von Algen und toten Meerestieren stammte, die am Ufer vertrockneten.

Das Gebäude war beeindruckend; es war ungefähr zehn Meter hoch und schien aus nur zwei Etagen zu bestehen. An beiden Enden des Hauses befanden sich Stahltür, die an der Außenseite keinerlei Griffe aufwiesen, aber mit Schildern versehen waren: NOTAUSGANG - KEIN ZUTRITT. Dichte Vorhänge verwehrten den Blick durch sämtliche Fenster.

Entlang des Gebäudes verlief ein rot gepflasterter Weg mitten durch einen Steingarten und bis hinter das Haus. Auch der Eingang lag dort auf der Westseite und somit von der Straße abgewandt. Jordan nahm all dies beiläufig zur Kenntnis, aber dann sah er zwei Frauen an einem Campingtisch sitzen. Eine der beiden las in einer Zeitschrift und aß etwas aus einer braunen Papiertüte; die andere hatte den Kopf auf die verschränkten Arme gebettet, als würde sie im Sonnenschein ein Nickerchen halten.

Er machte sich auf den Weg und erblickte kurz darauf weitere Tische zwischen den Bäumen. Das alles sah eher nach einem Campingplatz als nach einem Radiosender aus, mit zwei gemauerten Grillstellen und einem Volleyballnetz, das man im Sand aufgespannt hatte. Er hörte leise Musik und bemerkte dann ein batteriebetriebenes Radio, das am Ende des Tisches stand. Die Frau, die in der Zeitschrift las, war höchstens Anfang Zwanzig. Ihr außergewöhnliches Gesicht wurde von kurzem schwarzen Haar eingeraumt. Je näher er kam, desto hübscher wirkte sie. Ihre Freundin sah zunächst unscheinbar aus, aber das lag hauptsächlich am direkten Vergleich der beiden. Sie trug Männerkleidung: Hose, Flanellhemd, Sandalen und keinen Schmuck.

Die Hübsche ergriff das Wort. »Noch ein Schauspieler, Liv.«

Jordan lachte ungezwungen, und die hübsche junge Frau beschloß, ihn zurückhaltend anzulächeln.

»Also, Fremder, wie lautet denn Ihr Spezialgebiet?«

»Ich hab keins. Ich war bloß zufällig in der Nähe und wollte mich nach einem alten Freund erkundigen.«

»Hat der Freund auch einen Namen?«

»Er heißt Marty Kendall.«

»Oh, Kendall ist schon ewig nicht mehr hier gewesen. Erst letzte Woche haben wir über ihn gesprochen. Jemand glaubte, er sei vielleicht nach Chicago gegangen. Dort werden immer noch jede Menge Serien produziert, aber ich kenne Kendalls Stimme, genaugenommen sogar alle seine Stimmen, und ich habe ihn noch in keiner dieser Sendungen gehört.«

»Was glauben Sie denn, wo er sein könnte?«

»Ich würde sagen, er befindet sich auf einer ausgedehnten Sauftour. Oder wäre das zu hart, Liv?«

»Nein, ich schätze, du liegst damit richtig«, sagte die andere Frau und setzte sich auf. Sie war ziemlich groß. Ihr hellbraunes Haar fiel ihr bis auf den Rücken, und ihre Augen waren sehr blaß, nahezu grau. Sie sah für Jordan ungefähr gleichaltrig aus, zweiunddreißig, vielleicht noch etwas älter; sie hatte Fältchen in den Augenwinkeln, und ihr Mund war etwas zu breit. Eigentlich war an ihrem Gesicht nichts Besonderes, und dennoch wirkte es interessant und lenkte mit seiner exotischen Anmut Jordans Aufmerksamkeit von der klassischen Schönheit ihrer Freundin ab.

»Es paßt gar nicht zu Marty, einfach vom Erdboden zu verschwinden«, sagte er.

»Tja, so ist es aber«, sagte die Große. »Er hat sich auch von niemandem verabschiedet.«

»Vermutlich taucht er genauso plötzlich wieder auf, wie er abgehauen ist«, sagte die Schönheit. »Falls er es überlebt.«

Die Große seufzte.

»Wenn er ein Freund von Kendall ist, dürfte es ihn nicht allzusehr überraschen«, fügte die Schönheit hinzu. »Er muß doch wissen, daß Kendall dieses Problem hat.«

»Wenn wir zusammen waren, hat er nie getrunken«, sagte Jordan.

Die Schönheit wechselte das Thema. »Wie kommt es, daß Sie Kendall kennen, wenn Sie selbst kein Schauspieler sind?«

»Ich bin Autor.«

»Oh.« Die Große zeigte sich beeindruckt. »Suchen Sie nach einem Job?«

»Ich bin nicht mit dieser Absicht hergekommen, aber es wäre keine schlechte Idee.«

»Man sucht hier nämlich händeringend nach Autoren.«

»Sofern sie gut sind«, schränkte die Schönheit ein. »Wieso sind Sie nicht in der Armee?«

Sie war so jung und frech, daß er unwillkürlich lachen mußte. Aber ihre Art wirkte einnehmend, und daher verriet er ihr den Grund.

»Sie Glückspilz«, sagte sie. »Das bedeutet, Sie werden wahrscheinlich Ihren nächsten Geburtstag erleben. Mir wäre das ein Ohr wert.«

Er deutete fragend auf den Tisch. »Na klar«, sagten beide, und er setzte sich rittlings auf die Bank. Die Schönheit klappte ihre Zeitschrift zu und schaltete das Radio aus. »Also, was meinen Sie? Wollen Sie bei Harford arbeiten oder nicht?«

Er zuckte zusammen. »Was ist denn Harford?«

»So nennen wir diesen Sender.«

»Die meisten Sender haben Spitznamen«, erläuterte die Große. »Normalerweise sind es die letzten drei Buchstaben der Stationskennung. Aber ›Harford‹ sagt sich einfacher als ›H-A-R‹.«

»Habe ich diesen Namen nicht schon auf irgendeinem Gebäude in der Stadt gelesen?«

»Jetzt ist der Groschen gefallen«, sagte die Schönheit. »Harford gehört die halbe Welt.«

»Und Harford ist ein Mann, richtig?«

»Ja, soweit ich weiß.« Sie neigte den Kopf leicht zur Seite. »Hat man Ihnen schon mal gesagt, daß Sie ein bißchen wie Gary Cooper aussehen?... Wie der nette Kerl von nebenan, groß, schlank und wortkarg. Ich heiße Rue Nicholas.«

»Jordan ten Eyck.«

Die Große streckte den Arm aus und drückte ihm fest die Hand. »Livia Teasdale.«

»Also, Kendall ist nicht hier«, sagte Miss Nicholas. »Was werden Sie tun? Weiterziehen oder eine Zeitlang hier arbeiten? Für einen Autor scheinen Sie verdammt unabhängig zu sein.«

»Das täuscht. Aber ich habe noch nie für den Rundfunk gearbeitet.«

Er sah die Frage erneut in ihrem Blick auftauchen: *Wie kommt es, daß Sie Kendall kennen?* Er wollte irgendeine Lüge aus dem Ärmel schütteln, was er noch nie besonders gut gekonnt hatte, aber sie sprach die Frage nicht aus.

»Falls Sie schnell liefern können und natürlich wirkende Dialoge hinbekommen, haben Sie den Job schon fast in der Tasche«, sagte sie statt dessen. »Der Sender hat einen neuen Intendanten. Wenn Sie artig sind, stelle ich Sie ihm vor. Und sofern Sie dann gute Arbeit leisten, ist er mir was schuldig.«

»Was ist denn Ihre Aufgabe hier?«

»Sie sagen, ich sei eine Schauspielerin. Manchmal arbeite ich, manchmal nicht. An schönen Tagen sitze ich hier draußen und warte, bis man mich hereinruft.« Sie wies auf die Zeitschrift. »Bisweilen finde ich irgendeine interessante Story, die als Thema noch nicht völlig ausgelutscht ist. Falls sie die Senderechte dann günstig einkaufen können, darf ich normalerweise eine der Rollen übernehmen. Willkommen in meinem Büro.«

Er sah die Große an. »Ist dies auch Ihr Büro?«

»Nein, ich arbeite in einer kleinen Werkstatt und bin für die Geräusche zuständig. Mit zwei Kindern brauche ich eine feste Anstellung.«

Miss Nicholas öffnete ihre Lunchtüte und bot ihm eine Banane an. Livia steuerte einen kleinen Beutel Nüsse bei, und in der vertraulichen Stimmung begannen sie schnell ein Gespräch. Rue fragte, was er geschrieben hätte, und er erzählte es ihr, ohne lange darüber nachzudenken. Einen seit langem vergriffenen Roman. Drei Geschichten in *Esquire*, drei in

Harper's und eine im *Cosmopolitan*. Kaum hatte er geendet, wunderte er sich über seine bodenlose Dummheit. Unter dem Namen Jordan ten Eyck ließ sich nichts von all dem belegen.

»Du kannst dir dafür zwar nichts kaufen, aber ich bin wirklich beeindruckt«, sagte Rue. »Ich habe noch nie jemanden kennengelernt, der einen ganzen Roman zustande gebracht hätte.«

»Wie du siehst, gehört nicht viel dazu.«

»Stell dein Licht nicht unter den Scheffel, Jordan. Wenn du da reingehst, bring diesen Teil von dir zum Schweigen, der sich ständig dafür entschuldigen möchte, daß er überhaupt existiert.«

»Wenn ich wo reingehe?«

»Zu deinem Vorstellungsgespräch. Sei schlagfertig, und man wird sich ein Bein ausreißen, um dich anzuheuern. Soll ich dir verraten, womit du rechnen mußt?«

»Nur wenn es in Ordnung ist. Ich möchte nicht mogeln.«

Livia lachte. »Mann, du bist wirklich was Besonderes. Ehrlichkeit, Bescheidenheit und gute Manieren - so etwas findet man heute gar nicht mehr.«

»Er wird es beim Radio nicht weit bringen«, sagte Rue.

»Man wird kurz deine Allgemeinbildung testen«, sagte Livia.
»Weißt du, wer Pétain ist?«

»Ein französischer Verräter.«

»Dann dürfstest du problemlos zureckkommen.«

»Und man wird einen Fülltext verlangen«, sagte Rue. »Weißt du, was das ist?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Belangloses Zeug«, erklärte Livia. »Die Texte, die zwischen den Sendungen gesprochen werden. Jede halbe Stunde müssen dreißig Sekunden bis zum Beginn der nächsten Show gefüllt werden.«

»Das alles wird vorher schriftlich festgehalten«, sagte Rue.

»Vielleicht will man auch einen Anreißer für einen besonderen Programmpunkt«, sagte Livia.

»Oder einen Werbespot für einen neuen Kunden«, sagte Rue. »Bleib im Plauderton, drück dich keinesfalls gestochen aus und um Gottes willen bloß nicht literarisch.«

»Falls du irgendeinen komplizierten Namen benutzt, schreib in Klammern eine Aussprachehilfe dahinter.«

»In der Redaktion gibt es ein Buch, in dem die Aussprache aller schwierigen Begriffe festgelegt ist - Personen, Länder, alles mögliche. Falls du gut an kommst, wird man sich mit dir in Verbindung setzen, vielleicht sogar gleich mehrere Tage hintereinander. Aber Geld gibt's erst, wenn man dich offiziell als Mitarbeiter anstellt.«

»Das ist die schlechte Neuigkeit«, sagte Livia.

»Das und die Höhe des Honorars«, fügte Rue hinzu. »Falls viel Arbeit für wenig Geld deiner Vorstellung von einem guten Leben entspricht, bist du hier geradewegs im Paradies gelandet. Also, was sagst du? Ich treffe den Mann heute nachmittag. Wenn du möchtest, mache ich ihm schon mal den Mund wässriger.«

»Was habe ich zu verlieren?«

»Nur deine Seele, Jordan. Den meisten von uns ist das schon längst passiert. Und jetzt sind wir alle Sklaven des großen Radio-Götzen.«

Wenig später kam ein mürrisch wirkender junger Mann aus dem Gebäude, blieb am Rand des Innenhofs stehen und schaute zu ihnen herüber.

»Ich schätze, das ist mein Stichwort«, sagte Livia.

»Zum Teufel mit ihm«, sagte Rue. »Wenn er was von dir will, soll er gefälligst herkommen und den Mund aufmachen.«

Der Junge zündete sich eine Zigarette an und sagte nichts, bis er sie aufgeraucht hatte. Dann warf er den Stummel in den Sand und rief zu ihnen herüber. »Was ist, kommst du jetzt oder nicht?«

»Natürlich komme ich«, sagte Livia.

»Falls du lieber den ganzen Tag herumsitzen und plaudern willst, kann ich das auch allein erledigen.«

Livia lächelte freundlich. »Es hat mich gefreut, dich kennenzulernen, Jordan. Bis nachher, Rue.«

Sie ging weg, und der Junge ließ demonstrativ einen langen Moment vergehen, bis er sich umdrehte und ihr folgte.

»Jemand sollte dem Kerl Manieren beibringen«, sagte Jordan.

»Er wird nächste Woche zur Armee eingezogen. Ich wäre ja zu gern Mäuschen in einer Ecke seiner Kaserne.«

Sie verharrten schweigend. Die angenehme Stimmung ihres zufälligen Zusammentreffens war nicht mehr dieselbe. Nach einigen Minuten kehrte der Junge zurück und zog einen hölzernen Handwagen zum Notausgang. Dann tauchte auch Livia wieder auf. Sie trug eine Schrotflinte und ein Gewehr und hatte sich zwei Pistolen in den Gürtel gesteckt.

»Wollen die einen Privatkrieg anzetteln?« fragte Jordan.

»Sie gehen zum Strand, um verschiedene Schußgeräusche aufzunehmen«, sagte Rue. »Eigentlich sollte er ihr die Feinheiten des Handwerks beibringen. Ich könnte kotzen. Sie hat bereits mehr über Geräusche verlernt, als dieser kleine Wichser je auf dem Kasten haben wird.«

»Das klingt so, als sei da die Firmenpolitik am Werk.«

Rue lächelte bitter. »Livia ist unglaublich kreativ, und das macht die Leute nervös. Und sie ist eine Frau, und das macht die Leute *erst recht* nervös. Außerdem ist sie wunderschön. Findest du nicht auch?«

Jordan antwortete nicht sofort, und sie warf ihm einen verärgerten Blick zu. »Ihr Männer seid alle gleich. Ihr fahrt immer nur auf Porzellanpuppen wie mich ab. Für ein Gesicht wie Liviias würde ich alles geben.«

Er fand diese Bemerkung überaus liebenswert. Rue sah ihn an. »Der Vater dieses Wichsers leitet die Abteilung für Geräusche. Der alte Poindexter ist schon seit der letzten Eiszeit hier. Er gehörte zu den allerersten Leuten seines Fachs, als es damals so aussah, als könnte dieser Sender die Welt aus den

Angeln heben. Aber irgendwie ist es nie dazu gekommen, und inzwischen ist der alte Mann ein schlimmerer Säufer als Marty Kendall. Also soll Poindexters Sohn Alger als Nachfolger herangezogen werden. Und das bedeutet eine Fortführung der altbekannten Masche. Die Schüsse klingen noch genauso wie 1932, und diese kleine Schmierenkomödie, die sie da unten am Strand abziehen, wird nicht das geringste daran ändern. Bloß keine Innovationen, lautet die Parole. Bloß nichts tun, das nicht auch der Alte erledigen könnte, und der würde auch in einer Million Jahre noch auf dieselbe Weise mit der Knarre in den Sand ballern. Der Junge möchte nichts lieber tun, als diese glorreiche Tradition fortzusetzen, wäre da nicht dieser eine kleine Haken - sein Name wurde ausgelost, und er wird jetzt eingezogen. Livia soll ihm unterdessen den Stuhl warmhalten. Man will nur sicherstellen, daß sie nicht zu gut dabei abschneidet.«

Sie seufzte. »Ich weiß nicht, Jordan. Vermutlich wäre es besser für dich, du würdest weiterziehen. Dieser Laden war einmal erstklassig. Die Zeit läßt sich jedoch nicht zurückdrehen, und diese Verschwendug ist eine Tragödie. Wir könnten die ganze Radiowelt auf den Kopf stellen. Aber nie passiert etwas. Vor sechs Jahren hat Harford das Interesse an diesem Sender und an allem anderen verloren.«

»Was ist geschehen?«

»Seine Frau ist gestorben. Eines Tages wurde sie einfach krank und starb. Es ging sehr schnell.« Rue schüttelte den Kopf. »Es kann jeden treffen, oder?«

Sie winkte jemandem zu. »Falls du mehr über den Laden wissen willst, besorg dir eine Ausgabe der Zeitung, die hier am Ort erscheint. Vor ein paar Wochen wurde ein Bericht über die Geschichte des Senders gebracht. Vermutlich fliegt hier irgendwo noch ein Exemplar herum.«

Sie streckte den Arm aus und tätschelte seine Hand. »Ich muß gehen, man hat mir vom Fenster aus ein Zeichen gegeben. Unser neuer Boß hat für Verspätungen nichts übrig.«

5.

Die Uhr summte leise, als der rote Zeiger mit leichtem Rucken an dem schwarzen Zeiger vorbeizog. Es war vierzehn Uhr, und Mr. Jethro Kidd war noch nicht zurückgekehrt, um den Test zu beurteilen. Jordan konnte nur abwarten, nachdenken und die Stille ertragen. Auf der anderen Seite des Gangs hatte ein Hausmeister die Papierkörbe geleert, war aber mittlerweile verschwunden. Es war ganz allmählich leiser geworden, doch Jordan hatte es zunächst nicht registriert und dann um so nachdrücklicher empfunden, als er den Test beendete und das hektische Klappern der Schreibmaschine verklang. Als er den Boden knarren hörte, schob er seinen Stuhl zurück und schaute um die Ecke der Kabine.

Er befand sich im Obergeschoß des Gebäudes und saß in einem Kreis aus Licht. Nur die Lampe über ihm brannte; der Rest des ausgedehnten Raums lag wegen der verhängten Fenster in tiefe Dunkelheit getaucht. Wochentags mußte dieser Saal von Leuten wimmeln, von Buchhaltern, Textern, Akquisiteuren und freien Mitarbeitern, die sich an den Schreibmaschinen und Telefonen drängten.

Man hatte ihm einen Test gegeben, der zwei Dutzend Fragen über die führenden Köpfe der Welt umfaßte. Außerdem hatte man ihm den Programmplan des Senders ausgehändigt und ihn gebeten, ein paar Zeilen für die Vier-Uhr-Pause zu verfassen. Zu diesem Zweck stand ihm eine Morgenausgabe der Zeitung zur Verfügung, aus der er sich großzügig bedienen sollte.

Für Test und Fülltext wurden ihm dreißig Minuten Zeit zugestanden, aber inzwischen war fast eine Stunde vergangen, und Mr. Kidd hatte sich immer noch nicht wieder blicken lassen. Schade, dachte Jordan. Er war mit seiner Leistung recht zufrieden, und nun würde er vermutlich alles noch einmal machen müssen. Doch auch das dürfte ihm keine größeren Schwierigkeiten bereiten; er hatte schon immer die

Tageszeitung gelesen und wußte ziemlich gut über die Narrenbande Bescheid, die auf dieser Welt das Sagen hatte. Der Test war nach zehn Minuten erledigt gewesen, und die verbleibenden zwanzig Minuten hatte er dem Fülltext gewidmet.

Um sechzehn Uhr würde das Sendernetz sich aus einer Außenübertragung ausklinken und aus Chicago eine Show namens *Club Matinee* übernehmen. Jordan wußte über *Club Matinee* nicht mehr, als in der Skriptanweisung stand. Der Moderator hieß Ransom Sherman, und nach ihm sollte um halb fünf die Jimmy Dorsey Band folgen. Jordan legte seine Aufzeichnungen beiseite, notierte den Zeitpunkt, an dem er fertig gewesen war, und hoffte, daß der Mann ihm glauben würde. Aber er war ein zwanghafter Arbeiter, und so spannte er ein neues Blatt Papier in die Maschine und fing an, ein wenig herumzuspielen. Er sah aus dem Fenster, schrieb eine kurze Wetternotiz mit einem Seitenhieb auf Japan, gab Dorsey dazu und faßte das alles in wenigen Zeilen zusammen. »Falls Sie zufällig Japaner sind, dürfte Ihnen im Korallenmeer derzeit ganz schön heiß werden. Hier an der Küste von New Jersey ist es mit knapp fünfundzwanzig Grad angenehm warm, bei ansteigender Tendenz für die nächsten Tage. Bleiben Sie dran, denn jetzt kommt Ransom Sherman, und vergessen Sie nicht, daß in nur einer halben Stunde bereits Jimmy Dorsey und seine feurige Klarinette folgen. Das alles hier bei Ihrem Sender WHAR aus Regina Beach.«

Er las den Text durch, überprüfte das Timing anhand des roten Sekundenzeigers der Uhr und fügte dann noch den Schlußsatz hinzu: »Es ist sechzehn Uhr östlicher Kriegszeit.« Am Rand notierte er, daß er diesen Entwurf um dreizehn Uhr drei-undvierzig beendet hatte, deutlich nach Ablauf seines Zeitlimits.

Der Boden hinter ihm knarrte erneut. Er stand ganz langsam auf, so daß er über die Trennwände des Großraumbüros hinwegblicken konnte. Er sah niemanden, aber da war jemand. Eine Weile starre er auf die gegenüberliegende Wand, wo im tiefen Schatten die Eingangstür verborgen lag. Dann verließ er plötzlich die Kabine und eilte den schmalen Gang hinunter.

Als er die Ecke erreichte, erhob sich jemand in der Nähe der Tür und verschwand auf den Korridor.

Jordan lief zur Tür und riß sie auf. Auf halber Strecke des Flurs fiel in diesem Moment eine andere Stahltür ins Schloß. Als er dort ankam und sie öffnete, hörte er jemanden die stählerne Treppe hinabrennen. Er schaute über das Geländer und sah einen Mann aus dem Treppenhaus hasten. Eine Tür nach draußen ging auf, Licht fiel herein, und er erhaschte einen flüchtigen Blick auf einen blonden Haarschopf, als der Fremde hinaus auf den Parkplatz floh.

Jordan lief zurück, durchquerte das Großraumbüro, zog die Vorhänge auf, und dort unter ihm stand der Kerl und sah zur Tür, so daß sein Gesicht deutlich zu erkennen war. Anfang Dreißig, gutaussehend und breitschultrig wie ein Holzfäller.

Der Mann wirkte nervös und unschlüssig. Aber dann drehte er sich auf einmal um und lief zu seinem Wagen, zu demselben schwarzen 35er Ford, der Jack Dulaney aus Kalifornien gefolgt war.

Jordan vermutete, daß er soeben das Gesicht von Kendalls Mörder gesehen hatte.

Holzfäller, dachte er. So werde ich ihn nennen, bis ich herausgefunden habe, wer er wirklich ist.

6.

Jethro Kidd war hager und hochgewachsen, fünfzig Jahre alt und Brillenträger. Sein Kopf schien viel zu groß für den Rest des Körpers zu sein, und während Kidd den Test las, fühlte Jordan sich beim Anblick des Mannes an einen ältlichen Schulmeister erinnert. Aber als Kidd dann das Wort ergriff, schwang in seiner Tenorstimme eiserne Härte und Autorität mit.

»Sie bewerben sich heute zum erstenmal für eine Stelle beim Radio, korrekt, Mr. ten Eyck?«

»Ja, das stimmt.«

»Warum ausgerechnet bei Harford?«

»Ursprünglich bin ich nur hergekommen, um mich nach einem Freund zu erkundigen.«

»Mr. Kendall, wenn ich mich richtig an Miss Nicholas' Angaben erinnere. Ich kenne Kendall zwar dem Namen nach, aber er war vor meiner Zeit hier. Ich wurde erst vor einer Woche eingestellt, und genaugenommen ist der nächste Montag mein erster Arbeitstag. Heute vormittag wollte ich kurz vorbeischauen, ein paar Hände schütteln und mich ein wenig umsehen. Großer Fehler. Ich bin noch nicht mal zum Mittagessen gekommen.«

Kidd musterte ihn kühl über den Rand der Brille hinweg. »Wenigstens scheinen Sie zu wissen, wie der Präsident der Vereinigten Staaten heißt«, sagte er und legte den Test auf den Tisch. »Miss Nicholas sagte, Sie hätten bereits in einigen landesweiten Zeitschriften veröffentlicht.«

Für einen Rückzieher war es zu spät. Jordan wiederholte die Liste seiner literarischen Publikationen und hoffte, daß Kidd nicht nach einem Beweis verlangen würde.

»Weshalb haben Sie den Text nach Ablauf der Frist noch einmal umgeschrieben?«

»Ich dachte, ich könnte ihn noch verbessern. Und mir blieb ja schließlich noch Zeit.«

Kidd hatte sich nicht für die Verspätung entschuldigt. Er war um halb drei zurückgekommen und hatte wie jemand in großer Eile gewirkt.

»So arbeite ich generell«, sagte Jordan. »Ich nutze immer die gesamte Zeit. Wenn Sie mir fünf Minuten geben, schaffe ich es in fünf Minuten; wenn ich eine Stunde zur Verfügung habe, dauert es eine Stunde. Keine Angst, ich berechne Ihnen die zusätzliche Zeit nicht.«

Er grinste und hoffte dadurch den Eindruck zu erwecken, daß er sich selbst nicht allzu ernst nahm, aber Kidd sah gar nicht hin, sondern las den Text ein weiteres Mal, zog einen Füllfederhalter aus der Tasche seines gestärkten Hemdes und strich eine Zeile durch. »Keine Spielchen mit dem Wetter. Die Navy sieht das nicht gern. Oberflächlich betrachtet, mag dieser Verweis auf die Japaner im Korallenmeer unverfänglich erscheinen, aber tun Sie es nicht wieder. Wir vom Radio sollen uns aus dem Wettergeschehen heraushalten.«

Jordan wollte zugeben, daß ihm dies einleuchtete, doch Kidd schnitt ihm das Wort ab. »Falls Sie beim Rundfunk arbeiten wollen, müssen Sie sich einprägen, was die Zensurbehörde von uns erwartet. Bislang üben wir eine eigenständige Selbstzensur aus, und wir möchten, daß dies auch so bleibt. Deshalb sollten Sie mit Kleinkram wie dem Wetter keine schlafenden Hunde wecken, sondern sich Ihre Energie lieber für die großen Sachen aufsparen.«

Jordan hatte keine Ahnung, was damit gemeint war. Kidd blickte auf. »Laut Miss Nicholas wurden Sie bei der Musterung als untauglich eingestuft. Irgendwas mit einem tauben Ohr.«

»Ich höre sehr gut, ich kann nur nicht erkennen, aus welcher Richtung das Geräusch kommt.«

»Aber man wird Sie nicht einziehen.«

»Nicht in diesem Krieg.«

»Der Krieg stellt alles auf den Kopf. Die meisten Leute, die noch vor einem Jahr hier gearbeitet haben, sind mittlerweile in der Armee. In vielen Fällen sind Frauen an ihre Stellen getreten. Hier gibt es zum Beispiel eine Frau, die für die Geräusche zuständig ist. Miss Nicholas behauptet, sie sei besser als der Mann, den sie vertreten soll. Nun, wir werden sehen. Außerdem haben wir hier neuerdings eine Produzentin und eine Komponistin, die sich um die Musik unserer beiden selbstproduzierten Serien kümmert. Aber aus irgendeinem Grund hat sich noch keine Autorin bei uns beworben.«

»Vielleicht sind die Frauen der Ansicht, dieser Job sei zu anspruchslos und würde eher dem Aufgabengebiet einer Sekretärin gleichen.«

»Glauben Sie das auch?«

»Nein, aber ich bin bereits Autor und kenne die Tätigkeit aus eigener Erfahrung. Ich glaube, viele Frauen wollen ihre Fähigkeiten beweisen und sich an Jobs versuchen, die ihnen bis jetzt verwehrt geblieben sind.«

»Dann wissen diese Damen womöglich nicht, daß die komplette Geräuschabteilung des Columbia-Netzes von einer Frau aufgebaut wurde.«

»Als Frau würde es mich vermutlich sehr viel mehr reizen, an den Geräuschen zu arbeiten, als Überleitungstexte zu verfassen.«

»Die Überleitungen sind nur der Anfang. Es bietet sich Ihnen hier eine Gelegenheit, die jedem, der gern schreibt, verlockend erscheinen dürfte. Unser Vertrag mit der NBC läuft noch bis August, und es besteht durchaus die Möglichkeit, daß wir ihn nicht verlängern werden. Daher werden wir Autoren brauchen, die sowohl Überleitungstexte als auch dramatische Stoffe verfassen können. Das ist einer der Gründe, weshalb ich mich für Sie interessiere. Miss Nicholas sagt, Sie hätten einen Roman veröffentlicht.«

Jordan nickte zögerlich.

»Es ist noch nie richtig gegückt, einen Prosaschreiber herzulocken. Gegenwärtig besteht unsere gesamte Autorenriege aus einem müden, überarbeiteten Texter. Das meine ich, wenn ich sage, es bietet sich Ihnen hier eine Gelegenheit. Aber ich weiß noch nicht, ob Sie der richtige Mann für diesen Job sind.«

Jordan verschränkte die Hände und beugte sich vor. »Ich schätze, es dürfte mir gelingen, den einen oder anderen Satz zu Papier zu bringen, der Ihnen nicht unangenehm auffällt, aber davon abgesehen, müßte ich ganz von vorn anfangen.«

»Das könnte sich als Vorteil erweisen, denn es bedeutet, daß Sie sich noch keine der schlechten Angewohnheiten unserer Branche zugelegt haben. Es kann verflucht schwierig sein, sich etwas wieder abzugewöhnen, wenn man mit der alten Masche lange genug erfolgreich gewesen ist.«

Jordan war erstaunt, aus dem Mund eines Intendanten solch tiefgründige Einsichten zu vernehmen. Dann wechselte Kidd abrupt das Thema. »Wie gut sind Sie im Befolgen von Anweisungen?«

Die sichere Antwort erschien Jordan zu unterwürfig, und er glaubte nicht, daß Kidd sich von einem Arschkriecher beeindruckt zeigen würde. »Meistens habe ich keine Probleme damit. Sagen wir, ich arbeite nicht gut mit Idioten zusammen.«

»Sagen wir, ich bemühe mich, keine Idioten einzustellen.«

Kidd fingerte an Jordans Test herum, als könnte er die Worte durch die Haut aufnehmen und auf diese Weise erkennen, was er über den Verfasser in Erfahrung bringen wollte. Seine Augen waren wie seine Stimme, stahlgrau. »Beim Radio arbeiten jede Menge Leute, die früher nie daran gedacht hätten oder die einfach eine Gelegenheit beim Schöpf ergriffen haben, weil sie der Meinung waren, es besser machen zu können. Manche von denen sind heute im ganzen Land bekannt.« Er nahm die beiden Überleitungstexte, die Jordan geschrieben hatte. »Wir werden die Originalfassung heute um sechzehn Uhr verwenden. Dann können Sie sich anhören, wie Ihr Text auf Sendung klingt.«

Noch bevor Kidd weitersprach, spürte Jordan, daß der Test keineswegs beendet war.

»Mal angenommen, Ihnen passiert folgendes. Jemand bringt Ihnen ein Skript. Es ist großartig, es entspricht der Wahrheit, und es schreit förmlich danach, gesendet zu werden. Aber es ist politisches Dynamit, vor allem jetzt im Krieg. Es könnte uns oder unseren engsten Verbündeten in eine peinliche Lage versetzen. Was machen Sie - lassen Sie die Finger davon, oder plädieren Sie dafür, daß das Skript verwertet wird?«

»Schwer zu sagen, wenn ich nicht konkret weiß, worum es dabei geht.«

»Sie haben bestimmt schon die Greuelgeschichten über deutsche Konzentrationslager und das Verbrechen an den polnischen Juden gehört. Was wäre, wenn wir ein Skript hätten, das in einem Konzentrationslager spielt?... Nur daß die Aufseher keine Deutschen, sondern Amerikaner oder Briten sind.«

Jordan mußte sofort an die Japaner und das Lager in Tanforan denken. Eigentlich völlig undenkbar für eine Hörfunkbearbeitung, und doch... »Ich kann mir nicht vorstellen, wie man das umsetzen sollte«, sagte er. »Nicht mal als Allegorie.«

»Ich rede hier nicht von einer Allegorie. Nehmen wir an, es wäre real.«

»Dann würde ich dazu neigen, es möglichst zu versuchen.«

»Und wie würden Sie das anstellen, ohne daß die Bundespolizei unseren Laden dichtmacht und uns alle ins Gefängnis wirft?«

»Keine Ahnung.«

Aber plötzlich fiel ihm doch etwas ein. »Ich schätze, ich würde mich bemühen, das Thema in einen Zusammenhang stellen, damit es nicht wie eine plumpe Anfeindung gegen uns oder England aussieht.«

Kidd saß mit versteinerter Miene da, und Jordan unternahm den nächsten logischen Schritt. »Und Zusammenhang heißt, daß man weitere Storys benötigen würde.«

»Könnten Sie diese Storys schreiben?«

»Vielleicht.« Er nickte. »Nein, mit Sicherheit.«

»Wie würden diese Storys aussehen?«

Er antwortete nicht sofort; in Gedanken hatte er bereits das größere Bild vor Augen. »Eine abgeschlossene Serie aus vermutlich nicht mehr als einem halben Dutzend Geschichten. Geschichten über die Einkerkerung zu Kriegszeiten, jede mit einem Schwerpunkt auf dem schrecklichen Schicksal der Häftlinge.«

Kidd hörte ihm nun sehr aufmerksam zu.

»Ich glaube, ich würde mit den deutschen Lagern anfangen. Dieser Einstieg drängt sich praktisch auf. Und aufhören würde ich mit den Japanern auf Bataan. Dadurch hätte man an beiden Enden die Achsenmächte, gewissermaßen als Blitzableiter.«

»Was würden Sie darüber schreiben? Wir wissen doch gar nicht, was auf Bataan vorgeht.«

»Aber wir können es uns vorstellen. Die Japaner haben plötzlich Zehntausende von Gefangenen. Was sollen sie mit ihnen machen? Natürlich werden sie irgendwo ein Lager errichten und die Männer dorthin verfrachten; so geht es doch immer vor sich.« Er dachte an die Geschichte seines eigenen Landes und den furchtbaren Bürgerkrieg zurück. »Ich würde alles fiktionalisieren müssen, so daß sich das große Ganze aus der Perspektive eines einzelnen Betrachters ableiten läßt.«

Die mittleren Geschichten würden Ereignisse aus anderen Ländern beinhalten. Vielleicht etwas über Andersonville im Jahre 1865. Über Abtrünnige und die behelfsmäßige Rechtsprechung im Lager. Aus einem dunklen Winkel seines Südstaatenerbes erhob sich ein Lynchmob, und dann erschien ihm auf einmal ein Doppelprogramm als thematisch wirkungsvoller. Die Menschen sind überall gleich, und niemand zieht je Lehren aus der Geschichte. Eine ganze Stunde mit zwei Geschichten aus Gefangenendlagern der Nord- und Südstaatler. Dann Kidds Story im Verlauf der dritten oder vierten Sendung, worum auch immer es sich handeln mochte.

»Lassen Sie mich raten... Hat Ihr Skript mit der Internierung unserer amerikanischen Japaner zu tun?«

Einen Moment lang sah es so aus, als hätte diese Frage Kidd buchstäblich den Atem verschlagen. »Also daran habe ich ja noch nie gedacht«, sagte er. »Mann, wir könnten alle hinter Gittern landen.«

Jordan saß vorgebeugt da und wartete.

»Ich würde gern mal Ihr Buch lesen«, sagte Kidd.

»Ich habe leider kein Exemplar mehr«, erwiderte Jordan. Doch das schien jetzt keine Rolle zu spielen.

»Bleiben Sie eine Weile in der Stadt?« fragte Kidd.

»Sieht langsam so aus«, sagte Jordan.

»Was ist mit heute nachmittag? Können Sie hierbleiben?«

»Klar.«

»Ich kann Ihnen aber nicht versprechen, ob ich heute überhaupt noch Zeit für Sie habe.«

»Ich würde mir ja sonst doch bloß die Mädchen am Strand anschauen.«

»Vielleicht werde ich Sie auch bitten, morgen herzukommen. Ich weiß, es ist Sonntag, aber das Programm läuft weiter. Außerdem würden Sie vorerst kein Honorar erhalten, solange ich noch nicht entschieden habe, ob wir Sie brauchen können.«

»Autoren sind an so etwas gewöhnt. Wir schreiben häufig auf gut Glück.«

»Falls Sie sich nützlich machen wollen, gibt es etwas, das Sie sofort erledigen könnten. Allerdings hat es eher mit Muskelkraft als mit Schriftstellerei zu tun.«

»Auch das ist mir nicht fremd.«

»Gehen Sie zu Miss Nicholas, und lassen Sie sich von ihr zum Hauptgebäude bringen. Dort fragen Sie dann nach Mr. Stoner. Er wird Ihnen erklären, worum es geht.«

7.

Draußen saßen mittlerweile zahlreiche Leute an den Campingtischen, aber Rue Nicholas war nicht dabei. Das alles wirkte wie eine Partygesellschaft, und den Gesprächsfetzen entnahm Jordan, daß hier ein paar Leute sich ernsthafte Gedanken über vielversprechende Sendekonzepte machten.

Akquisiteure führten Fachgespräche unter Kollegen oder unterhielten sich mit Kunden, und neben dem Tisch, an dem er mit Rue und Livia gesessen hatte, ließ eine Gruppe von Schauspielern die Grusel-Show vom letzten Samstag noch einmal Revue passieren. Die Sendung war gut verlaufen und hatte sie alle überrascht. Bei der Probe war es ihnen noch ziemlich abgedroschen vorgekommen, Eastons Herz mit einem elektrischen Bohrer zu zerfetzen, aber während der Sendung hatte die blutrünstige Schilderung dermaßen an Dramatik und Anschaulichkeit gewonnen, daß im Anschluß zwei Dutzend Hörer angerufen hatten, um sich zu beschweren. »Eine bessere Reaktion kann man sich gar nicht wünschen«, stellte eine Frau mittleren Alters fest, die offensichtlich eine der Rollen gespielt hatte. Jordan, der ganz in der Nähe stand, hörte, daß sie Hazel hieß.

Niemand wunderte sich über seine Anwesenheit. Das Gelände stand jedem offen, und ein Fremder war hier nichts Ungewöhnliches. Jemand hatte den Grill angefacht, und die dichten grauen Rauchschwaden, die zwischen den Bäumen zum Eingang herüberwehten, dufteten nach Bratwürstchen. Jordan holte sich einen Hot dog und ein Bier, wechselte ein paar Worte mit den anderen Leuten und fragte schließlich nach Miss Nicholas, aber seit mindestens einer Stunde hatte niemand sie mehr gesehen. Allerdings war sie um siebzehn Uhr für einen Werbespot eingeplant, also mußte sie irgendwo in der Nähe sein.

Jordan fühlte sich immer unbehaglicher. Unter die wohlige Wärme des schönen Frühlingstags schien sich ein unangenehm kalter Hauch zu mischen. Er hatte das Gefühl, daß die Dinge sich verselbständigt, sich seiner Kontrolle entzogen hatten. Und genau in diesem Moment trieb ein Windstoß den Rauch quer über das Gelände, und der Holzfäller tauchte auf. Zuerst war da nur eine schemenhafte Gestalt hinter dem Grill; dann kam er zwischen den Leuten zum Vorschein, und der Qualm hinter ihm wirbelte auf. Er hatte sich umgezogen und trug inzwischen ein leuchtendrotes kurzärmeliges Hemd aus einem dünnen, glatten Stoff, das zudem nur halb zugeknöpft

war, um seine breite, offensichtlich rasierte Brust zur Geltung zu bringen. Er wirkte ganz jovial, wie ein geborener Ladykiller, und von dem nervösen Kerl, den Jordan vom Fenster aus beobachtet hatte, war nichts mehr übrig.

Der Mann schritt quer durch die Menge. Er hatte ten Eyck noch nicht bemerkt, und einen Moment lang hätte Jordan sich vielleicht unerkannt davonschleichen können. Statt dessen ließ er sein halbvolles Bier in einen Abfalleimer fallen und ging um die Tische herum genau auf den Fremden zu.

Der Mann wandte den Kopf und schaute ihm entgegen; ihre Blicke trafen sich, doch es war Jordan, der stehenblieb und innehielt.

Dieser Fremde war nicht der Holzfäller.

Sein Bruder, dachte Jordan. Die beiden sahen sich zu ähnlich, um nicht miteinander verwandt zu sein.

Sie nickten sich zu, der höfliche, unpersönliche Gruß zweier Menschen, die sich nicht kannten. Jordan ging weiter und folgte dem Mann ins Gebäude, vorbei an dem leeren Empfangstisch und quer durch die Lobby zur Herrentoilette.

Dort standen sie dann nebeneinander und allein vor den Urinalen. Der Mann ging zum Waschbecken und ließ sich Wasser über die Hände laufen. Er wirkte plötzlich angespannt; die Atmosphäre zwischen ihnen hatte sich verändert. Dieser Mann hat mich noch nie zuvor gesehen, dachte Jordan. Ab jetzt wird er sich allerdings an mich erinnern.

Er trat an das zweite Waschbecken, und ihre Blicke trafen sich im Spiegel. Es fehlte nur ein einziges Wort, und sie wären sich an die Gurgel gegangen.

Dann schaute der Mann weg, offenbar eingeschüchtert, trotz all seiner männlichen Härte. Er hantierte am Handtuchspender herum, aber der klemmte, und so verließ er mit tropfnassen Fingern den Raum.

Jordan öffnete die Tür und sah ihm durch die Eingangshalle nach. Und dann machte er sich sogleich an die Verfolgung des Fremden - durch die Tür nach draußen und quer über den

Innenhof. Was hatte er eigentlich vor? Es war ihm selbst völlig schleierhaft.

Jemand packte ihn am Arm. Jordan fuhr kampfbereit herum.

»Meine Güte«, sagte Rue Nicholas. »Was ist denn mit dir los?«

Als er sich wieder umdrehte, war der zweite Holzfäller bereits in den Rauchschwaden verschwunden.

8.

Im Schein der Nachmittagssonne wirkte das Harford-Gebäude nicht mehr ganz so beeindruckend, und nach wie vor stand nur der luxuriöse Packard auf dem Parkplatz. Rue Nicholas hielt direkt daneben. »Ich komme besser mit rein. Falls es nicht zu lange dauert, kann ich dich auch wieder zum Sender mitnehmen.«

Der Eingang war abgeschlossen. Rue klopfte an die Scheibe, und Jordan schirmte die Augen mit den gewölbten Handflächen ab und spähte hinein. Er blickte auf einen Flur, von dem zu beiden Seiten dunkle Büros abzweigten.

»Laß es uns hinten versuchen«, sagte Rue.

An der Westseite befand sich eine Laderampe, auf der einige Holzkisten standen, manche davon so groß wie kleine Kühlchränke. Vor der Rampe war ein Pickup geparkt.

»Der Wagen gehört Stoner«, sagte Rue.

Sie stiegen über eine eiserne Treppe auf die Rampe, zwängten sich zwischen den Kisten hindurch und gelangten an eine dunkle Stahltür, die halb im Schatten verborgen lag. Als Rue die Tür öffnete, ertönte ein lautes metallisches Klicken. Sie sahen in einen dunklen Gang.

»He, Gus!« Ihre Stimme hallte durch das große Gebäude.

Sie traten ein und wagten sich ein paar Schritte in den Korridor. Vor ihnen drang etwas graues Licht von oben herab. »Das ist ein Aufzug«, sagte Jordan. »Ein Lastenaufzug, wie es scheint. Sollen wir nach oben fahren?«

»Hat Kidd dir denn keine genaue Anweisung gegeben?«

»Er hat nur gesagt, ich solle nach Stoner fragen.«

»Gar nicht so einfach, wenn niemand da ist, den man fragen könnte.«

»Dann laß uns nach oben fahren.«

Er drückte einen Knopf, und es erklang ein Surren. Ein großer, von zwei nackten Glühbirnen beleuchteter Drahtkäfig glitt den Schacht hinab. Mit einem dumpfen Schlag setzte die Kabine auf, und Rue trat ein. »Weißt du, wie man dieses Ding bedient?«

»Na klar.« Jordan zog die Gittertür zu und packte das einzige sichtbare Bedienungselement, einen Hebel. Ruckend setzte der Aufzug sich in Bewegung. Als die große aufgemalte Ziffer 1 an der Wand erschien, brachte Jordan die Kabine zitternd zum Stehen. Die Tür öffnete sich auf einen weiteren dunklen Flur, in dessen Büros am Wochenende niemand arbeitete.

Im zweiten Stock sah es genauso aus, aber in der Stille konnte Jordan auf einmal Musik durch den Schacht hinabdringen hören. Eine Swingband, die ein ganz bekanntes Stück spielte, dessen Titel ihm auf der Zunge lag.

»Hör doch.«

Der Aufzug ruckte wieder an, die Musik wurde lauter, und dann fiel es Jordan wieder ein: »All the Things You Are«. Sie erreichten die oberste Etage. Diese Stimme kam von überall und nirgends zugleich; sie elektrisierte ihn, ließ ihn wohlig erschauern und bescherte ihm eine Gänsehaut. Kidd und Rue Nicholas waren vergessen. Er trat aus dem Aufzug, schüttelte die Hand ab, die ihn zurückhalten wollte, und folgte dem Korridor.

Er gelangte an eine Kreuzung, die in kupferfarbenes Licht getaucht war. Zu seiner Linken schien die Sonne durch einige

Fenster in der Westwand; zu seiner Rechten befand sich eine geschlossene Mahagonitür mit einem Messingschild, dessen Aufschrift sich deutlich im Sonnenlicht abzeichnete:

LOREN HARFORD
Privat

Jordan ging weiter und stieß am Ende des Gangs auf ein kleines Sendestudio von etwa sechs mal zwölf Metern. Der Raum war leer - keine Sängerin, keine Band, kein Publikum -, und das rote Leuchtschild, das über dem Eingang hing und AUF SENDUNG besagte, war dunkel. Jordan öffnete die Tür und trat ein. Schemen streckten die Arme nach ihm aus; Mikrofone, die zwischen ihm und den Fenstern standen. Dann noch eine Überraschung: Als die Tür hinter ihm zufiel, wurde die Musik nicht etwa leiser. Die Stimme sang, die Band spielte, und das beständige Hintergrundgeräusch stammte von einer tanzenden Menschenmenge, als hätte eine Schar Gespenster sich hier eingefunden, um das Gebäude diesseits und jenseits der Scheibe mit Farbe und pulsierendem Leben zu erfüllen.

Kendalls Geist schien anwesend zu sein und ihm Dinge zu verraten, die er vorher nicht gewußt hatte. Links im Dunkeln liegt hinter schalldichtem Glas die Kabine des Aufnahmeleiters, rechts der Raum für die Technik. Das Klavier ist zum Füllen eventueller Programmlücken und für geizige Kunden, die kein ganzes Orchester bezahlen wollen. Die Vorhänge an den Fenstern, die gegenwärtig zurückgezogen sind, so daß der Raum ein bißchen Sonne erhält, können während einer Übertragung geschlossen werden, was den Klang entsprechend beeinflußt. Das liegt ganz beim Regisseur und hängt davon ab, was er will und wie gut sein Gehör ist. Jordan dachte diese Dinge zunächst mit Kendalls Stimme und registrierte dann undeutlich, daß die Stimme zu seiner eigenen geworden war. Er spürte zwei lange Mikrofone, die an ihren Galgen über seinem Kopf hingen, und als er aufblickte und sie tatsächlich dort sah, schien es ihm, als hätte er es längst gewußt.

Die Menge jubelte, und das nächste Lied wurde angesagt. »Das hier war vor ein paar Jahren ein großer Hit am Broadway, und dann haben Helen Forrest und Artie Shaw es auf Schallplatte aufgenommen. Holly und die Jungs werden Ihnen gleich hier am Strand beweisen, was sich noch daraus machen läßt. ›It's All Yours‹, Holly.«

Hört nur, wie sie ihr zujubeln. Hört nur, wie sehr sie sie heben. Wer würde sie nicht lieben? Was an ihr ist nicht liebenswert?

»Jordan!«

Rue Nicholas.

Er lächelte und winkte sie heran, aber sie packte seinen Arm und drängte ihn aus dem Studio. Als sie ihn durch den Flur schob, fing Holly an zu singen, und Harfords Tür stand mittlerweile einen kleinen Spalt offen.

9.

Vom Dach aus konnte man die gesamte Stadt sowie im Norden und Süden mehrere Meilen Strand überblicken. Im Westen, abseits der Küste, standen baufällige Hütten, billige Pensionen und einfache Imbißstuben. Dahinter verliefen der kleine Fluß und das Marschland mit seinen Sumpf- und Morastgebieten. Ein langgezogener Streifen harten, trockenen Grundes krümmte sich zurück in Richtung des fernen dichten Waldes auf dem Festland. Im Osten erstreckte sich der leere Ozean, und an der Südspitze der Insel, mindestens fünf Kilometer entfernt, ragte eine Klippe viele hundert Meter ins Meer hinaus. An ihrem äußersten Ende erhob sich ein Leuchtturm. Es würde erst in einigen Stunden dunkel werden, doch schon flammten in der Innenstadt die ersten Lichter auf, vor allem in der Straße mit den Klubs, entlang der Promenade und auf dem Pier.

Die Fahrt des Aufzugs endete mit lautem Quietschen in einem kleinen, seewärts gelegenen Verschlag. Der Wind wehte

inzwischen aus südöstlicher Richtung und ließ den Drahtkäfig rasselnd erzittern. Das Dach war mit Instrumenten und Geräten übersät, mit Kisten und Planen, Antennen und Leitungen. Auf einem Steg gelangten Rue und Jordan bis zu einem Blechschuppen. Im Innern fanden sie Stoner, der an der Rückwand auf einem quietschenden Schaukelstuhl saß, sich langsam vor und zurück wiegte und dabei angestrengt in einen Kopfhörer lauschte.

»Hallo, Gus. Ich habe dir jemanden zur Unterstützung mitgebracht.«

Stoner hob einen Finger und neigte den Kopf, um weiterhin die Übertragung zu verfolgen. Nach ein paar Sekunden lehnte er sich auf dem Stuhl zurück und gab sein Vorhaben auf. »Dieser Kerl ist wirklich wahnsinnig«, sagte er.

»Welcher Kerl?«

Stoner legte einen Schalter um und drehte die Lautstärke auf, woraufhin eine gellende Hetzrede in deutscher Sprache den kleinen Raum erfüllte: die unverkennbare Stimme Adolf Hitlers.

»Du bist ein wenig schwer von Begriff, Gus. Der Rest der Welt hat schon vor sieben oder acht Jahren bemerkt, daß er verrückt ist. Weshalb hörst du dir diesen Mist überhaupt an?«

»Um ihn für die Nachwelt aufzuzeichnen - falls es für uns so etwas wie eine Nachwelt gibt.« Er sah Jordan an.

»Dieser Mann soll dir mit dem Krempel hier oben helfen... Jordan ten Eyck... August Stoner.«

Sie gaben sich die Hand. Stoner war kleiner als Jordan, aber stämmiger. Er hatte dichtes schiefergraues Haar und wirkte mit seinem flachen Gesicht wie ein Preisboxer. »Tut mir leid«, sagte er. »Ich bin gerade mit dieser anderen Sache beschäftigt. Aber uns wird schon etwas einfallen.«

Er deutete auf das Aufzeichnungsgerät, in dem die Rede soeben auf einer großen schwarzen Scheibe festgehalten wurde. »Dies dürfte einen großartigen Neuzugang für unser Klangarchiv darstellen. Nur für den Fall, daß es Harford tatsächlich gelingt, diesen Sender wieder zu neuem Leben zu

erwecken. Vielleicht können wir dann ein politisches Stück produzieren und das hier als Hintergrundgeräusch benutzen.«

»Wie kommt es, daß Sie das alles ohne Übersetzer verstehen?« fragte Jordan.

»Gus ist ein Genie«, sagte Rue. »Er beherrscht ungefähr einhundert verschiedene Sprachen.«

»Einschließlich der Sprache unserer Herrenrasse«, sagte Stoner mit gespieltem deutschen Akzent. »Das hier ist eine Wiederholung der großen Rede, die Hitler vor ein paar Wochen in Berlin gehalten hat. Ich empfange sie über Kurzwelle aus Köln. Die Deutschen strahlen sie jeden zweiten Tag irgendwo aus.«

Jordan hatte davon in der Zeitung gelesen, aber es wirkte wesentlich eindringlicher, wenn man die Worte dieses Ungeheuers aus dessen eigenem Mund vernahm.

Stoner schaltete den Lautsprecher aus. »Jetzt wird er also auch noch sein eigenes Volk vernichten. Und nun? Jordan, was halten Sie davon, wenn wir drei den ganzen Kram aufs Dach schaffen und uns dann irgendwo gepflegt betrinken?«

»Ich kann leider nicht mitmachen, Gus«, sagte Rue. »Der Chef hat mich um fünf als Little Miss Nicotine eingeplant, und danach muß ich wieder in der Gruselshow kreischen.«

»Ich soll auch wieder zurückkommen«, sagte Jordan. »Obwohl ich nicht genau weiß, was er eigentlich mit mir vorhat.«

»Wir leben fürwahr in aufregenden Zeiten«, erklärte Stoner. »Wenn die Leute zu beschäftigt sind, um zu trinken, sagt das eine Menge über die Lage der Nation aus.«

»Du hast gut reden!« sagte Rue. »Dich hat man ja schon seit Ewigkeiten nicht mehr bei uns im Sender gesehen.«

»Ich muß immerhin dafür sorgen, daß die ganze Technik funktioniert. Außerdem habe ich doch meinen eigenen kleinen Auftritt.«

»Gus moderiert ab Mitternacht die Sendung für alle Schlaflosen. Er liest in dramatischem Tonfall Gedichte und kurze Prosastücke vor und spielt das bescheuertste Musik-

programm, das man sich vorstellen kann. Tschaikowski vom Boston Symphony Orchestra, unmittelbar gefolgt von Louis Armstrong. Für Nachtschwärmer wie mich genau das richtige.«

Sie sah auf die Uhr. »Tja, meine Herren, ich muß jetzt los.«

»Mach dir keine Sorgen wegen Jordan. Ich sorge schon dafür, daß er zurück zum Sender kommt.«

Vom Aufzug aus winkte sie ihnen noch einmal zu.

»Was für ein Mädchen«, sagte Stoner. »Zuckersüß und schön wie ein Sommernorgen. Genau das ist ihr Problem: Sie ist viel zu hübsch fürs Radio.«

Jordan lachte.

»Das meine ich durchaus ernst«, sagte Stoner. »Rundfunkintendanten trauen einer wirklich hübschen Frau nicht zu, auch nur einen vernünftigen Satz über die Lippen zu bringen. Diese Leute glauben, falls das Mädchen tatsächlich etwas auf dem Kasten hätte, wäre es längst in Hollywood, um mit dem Hintern vor einer Kamera herumzuwackeln. Für ihre Sendungen wollen sie am liebsten den Traum eines jeden Blinden: eine tolle Stimme mit unscheinbarem Gesicht. Ich liege Rue ständig in den Ohren, sie solle sich Gedanken über eine Filmkarriere machen, aber sie hat das Radio einfach im Blut. Und sie wird gut sein, sofern man sie läßt. Und falls sie sich von Clay Barnet fernhält. Er ist unser Programmdirektor. Ein Wichtigtuer, wie er im Buche steht; er gibt mehr Unsinn von sich als die gesamte Hoover-Regierung. Nachdem nun Kidd hier ist und anscheinend zum großen Boß ernannt wurde, dürfte es interessant werden. Clay wird darüber vermutlich alles andere als begeistert sein.«

Er schaltete den Lautsprecher wieder ein. In Köln wütete nach wie vor Hitler. »Nur unter uns«, sagte Stoner. »Das hier könnte noch zwei Stunden so weitergehen. Ich muß gleich die Platte wechseln, und dann können wir loslegen.«

Stoner setzte sich an den Tisch, und Jordan sah ihm vom Eingang aus zu. Die Schneidnadel hatte sich fast bis zur Achse der Scheibe vorgearbeitet, dabei die Stimme ins Wachs gefräst

und einen fortlaufenden Strang herausgeschält, der von der Spindel in der Mitte des Geräts aufgewickelt wurde.

»Was wird denn Ihre Aufgabe sein, falls Kidd Sie einstellt?«

»Ich bin Autor.«

»Ah! Heute ist Ihr Glückstag. Hier in der Gegend sind Autoren überaus gesucht.« Er beugte sich vor und musterte die Platte. »Kommen Sie näher, und schauen Sie zu. Das hier könnte Ihnen zugute kommen, falls man Ihnen anspruchsvollere Aufgaben übertragen sollte.«

Die Schreibbewegungen der Maschine, die gewissermaßen aus dem Nichts ein nüchternes und objektives Protokoll der Tagesereignisse anfertigte, übten in der Tat eine beträchtliche Faszination auf Jordan aus. Stoner wechselte auf einen Stuhl mit gerader Lehne, und ten Eyck nahm neben ihm auf dem quietschenden Schaukelstuhl Platz.

»Jede dieser Platten kann bis zu fünfzehn Minuten aufnehmen. Falls eine Sendung länger dauert, muß ich nach einer geeigneten Pause Ausschau halten, also beispielsweise Gelächter oder Applaus des Publikums. Dann werfe ich meine zweite Maschine an und lasse die eine Scheibe in die andere übergehen. Sofern der Toningenieur, der es hinterher abspielt, ein gutes Gefühl fürs Timing hat, werden die Zuhörer von der Pause gar nichts bemerken. Bei Gelegenheit werde ich Ihnen die ganze Technik des Senders gern einmal ausführlich erläutern.«

»Das wäre wirklich prima. Falls ich überhaupt angestellt werde.«

Mit beiläufiger Geste tat Stoner den Einwand als reine Formalität ab. »Als Autor sollten Sie über unsere technischen Möglichkeiten Bescheid wissen, denn es hat keinen Sinn, wenn Sie etwas schreiben, das wir dann nicht umsetzen können. Doch ich möchte wetten, daß Liwy und ich so ziemlich jedes Problem bewältigen dürften. Kennen Sie Miss Teasdale?«

»Ich hab sie vorhin getroffen.«

»Eine erstaunliche Frau. Sie sollte bei der NBC arbeiten, aber das ist eine andere Geschichte. Lassen Sie sich von ihr mal vorführen, wie sie das Schnapschloß eines Aktenkoffers genau wie eine zufallende Wagentür klingen läßt. O Mann, der alte Poindexter ist schon ganz nervös. Liwy ist ein großartiges Beispiel dafür, was dieser Sender einst war und wieder sein könnte. Haben Sie den Artikel gelesen, der über uns im Beachcomber stand?... Er liegt in der Schublade da drüben. Nehmen Sie ihn ruhig. Er wird Ihnen einen Eindruck davon verschaffen, worauf Sie sich einlassen.«

Jordan faltete die Seiten zusammen und steckte sie sich in die Hemdtasche. Stoner beugte sich vor. »Gleich ist es soweit... man kann hören, daß er sich einem Höhepunkt der Rede nähert.«

Hitler hämmerte aufs Podium, und lauter Beifall hallte durch den Schuppen. Stoner schaltete die zweite Maschine ein und ließ die beiden Platten für fünf Sekunden parallel laufen. Mit einem Pinsel führte er den herausgeschälten Wachsstrang zur Mitte, wo dieser sich um die Spindel zu wickeln begann, so daß die Schneidnadel sauber blieb.

»Perfekt«, sagte Stoner und schaltete das erste Gerät ab. »Falls Sie nun zum Beispiel ein Stück verfassen, in dem es um Patrioten unter der eisernen Knute des Faschismus geht und für das Sie dieses geifernde Scheusal gern als Hintergrundgeräusch hätten, wird einer unserer fähigen Toningenieure Ihren Wunsch problemlos erfüllen können. So, jetzt lassen Sie uns gehen. In fünfzehn Minuten muß ich wieder hier sein, um die nächste Platte anzuwerfen.«

Im Aufzug setzte Stoner seinen Monolog über den Sender fort. »Wir verfügen in diesem Gebäude über ein komplett ausgestattetes Studio, zu dem wir jederzeit umschalten können. Das kann sich als echter Vorteil erweisen, falls es im Haupthaus mal Schwierigkeiten geben sollte. Wenn der Zuhörer draußen am Radio in diesem Moment zufällig pinkeln geht, wird er von dem Wechsel nicht das geringste bemerken. Und was die Ausstattung betrifft, so hat der Senderaum sogar einen Korkboden, damit es keinerlei unerwünschte Geräusche

gibt. Schon beim Bau dieses Hauses vor sechs Jahren hat Harford für einen entsprechenden Bodenbelag gesorgt. Der Schall da drinnen wird dermaßen gut geschluckt, daß man sich mühelos an jemanden anschleichen könnte.«

Sie glitten am dritten Stock vorbei. Hollys Stimme hallte in den Schacht, und das Licht aus dem Flur fiel auf Stoners Gesicht.

»Im Augenblick ist es hier alles andere als ruhig«, merkte Jordan an.

»Das dringt durch die Tür nach draußen, nicht durch die Wand. Normalerweise würde man trotzdem nichts hören, aber Harford hat die Lautstärke mächtig aufgedreht.«

»Was hat das alles zu bedeuten?«

Stoner zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Er spielt diese Aufnahme schon den ganzen Tag und kann nicht genug davon bekommen.«

Sie kamen im Erdgeschoß an. Stoner ging durch den dunklen Korridor und öffnete die Tür zur Laderampe. »Das hier ist der Job, mein Freund - simple Schlepperei. Was meinen Sie, wollen wir uns die dicksten Brocken zuerst vornehmen?«

Sie wuchteten die erste Kiste auf einen Transportkarren, zogen sie ins Gebäude, in den Aufzug und fuhren den Schacht hinauf. Erneut wurde die Musik zunächst lauter und dann wieder leiser.

»Das ist gegenwärtig meine wichtigste Aufgabe«, erklärte Stoner. »Ich ziehe das Baby jede Woche direkt vom Sender und fertige zwei jungfräuliche Mastermatrizen an.«

Sie erreichten das Dach. »Ich komme mir ziemlich ungebildet vor, denn ich glaube, ich habe von Ihrem letzten Satz kein einziges Wort verstanden«, sagte Jordan.

»Kein Problem. Harford will, daß die Show jeden Samstagabend aufgezeichnet wird - unbedingt, auf jeden Fall und unter allen Umständen. Er besteht darauf, und man tut gut daran, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Also halte ich die Show auf Platte fest und lege sie ihm hin, so daß er sie Montag

morgens als erstes vorfindet. Der beste Sound, den man für Geld kaufen kann.«

»Und dann? Sitzt er den ganzen Tag nur da und hört sich die Aufzeichnung an?«

»Manchmal ja. Ich schätze, er kann von der Sängerin einfach nicht genug bekommen. Seltsam, was?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Nein, aber ich vermute, Sie werden mir in diesem Punkt zustimmen. Einige Leute halten ihn ohnehin für ein wenig verrückt. Haben Sie schon gehört, was seiner Frau zugestoßen ist?«

»Sie ist gestorben, soweit ich weiß.«

»Schlafkrankheit haben sie es genannt. Sie hatte ihre Familie in Virginia besucht und litt bei der Rückkehr an furchtbaren Kopfschmerzen. Hat sich ins Bett gelegt und ist nie wieder aufgestanden.« Stoner schüttelte den Kopf. »Es hieß, die Ursache sei ein Mückenstich gewesen. Das muß man sich mal vorstellen! Man verliert seine Ehefrau durch einen Mückenstich.«

»Ich glaube, da würde jeder Mann verrückt werden«, sagte Jordan.

Eine nach der anderen holten sie die Kisten aufs Dach hinauf, und nach jeder Fahrt durch das dunkle Gebäude legte Stoner eine neue Wachsplatte ein, bis er die gesamte Hitlerrede aufgezeichnet hatte. Jordan spürte, wie zwischen ihnen eine oberflächliche Vertrautheit entstand, wie es stets geschah, wenn zwei Männer gemeinsam schwere körperliche Arbeit verrichteten. Stoner war ein geselliger Mensch und erzählte freimütig aus seinem Leben. Er war seit zehn Jahren beim Sender und hatte sein Handwerk von der Pike auf gelernt. »1932 konnte ich Kilohertz noch nicht von Kilogramm unterscheiden, aber ich lerne schnell, und schon bald wurde dieser Sender überall an der Küste gehört. Inzwischen sind wir lauter, als es den Behörden lieb ist, und von Zeit zu Zeit schickt

man uns ein paar Kontrolleure vorbei, um sicherzustellen, daß wir nicht unerlaubt unsere Sendeleistung erhöhen.«

Auch Jordan erzählte ein wenig von sich und tischte Stoner die erfundene Immigrantengeschichte der holländischen Familie ten Eyck auf.

»Beherrschen Sie tatsächlich hundert verschiedene Sprachen?«

»Rue übertreibt. Es sind eher fünfzehn, und zwar einschließlich der Zeichensprache und diverser Dialekte.«

»Sie können sich mit Gehörlosen verständigen?«

Stoner formte mit den Fingern einige Gebärden. »Das bedeutet: ›Fragen Sie nicht mich, ich arbeite hier bloß.‹«

Jordan lachte, und das Gefühl der Verbundenheit nahm noch mehr zu.

»Man hat mir einmal einen Job als Übersetzer in New York angeboten, aber ich bin wie Rue; ich liebe das Radio.«

Jordan erzählte von der Arbeit auf den Rennbahnen, vor einigen Jahren in Belmont Park und später während des Sommers in Saratoga Springs. Bis dahin kam ihm alles noch unverfänglich vor, aber dann fragte Stoner ihn, wie er letzten Endes hier in Regina Beach gelandet sei. Also mußte Jordan ihm von Kendall berichten, denn immerhin wußten Livia und Rue schon darüber Bescheid. »Ich war auf der Suche nach einem Freund. Einem Kerl namens Marty Kendall.«

Stoner zuckte zusammen, als hätte man ihm eine Ohrfeige verpaßt. »Woher, verdammt, kennen Sie Kendall?«

Abermals flüchtete Jordan sich in eine Mischung aus Lüge und Wahrheit und berichtete, er habe Kendall auf einer der Rennbahnen kennengelernt. Den Ort allerdings verlegte er nach Hialeah in Florida. Er erzählte von den Übernachtungen in der Gerätekammer, dem gemeinsam verlebten Winter und von Kendalls schwärmerischen Erzählungen aus dessen Zeit beim Radio. Dann sei Marty eines Tages einfach verschwunden, ohne sich zu verabschieden.

Stoner starnte ihn ungläubig an, als könne er gar nicht fassen, was Jordan da behauptete. »Um Himmels willen, was hatte er denn auf einer Pferderennbahn verloren?«

»Dazu hat er sich nie geäußert.«

Auf einmal schien Kendalls Geist dort auf dem Dach zwischen ihnen zu stehen. »Er muß einen seelischen Zusammenbruch erlitten haben«, sagte Stoner. »Oder können Sie sich einen Reim darauf machen?«

Schweigend verharnten sie eine Weile. Dann hob Stoner hilflos die Achseln. »Lassen Sie uns fertig werden und dann schleunigst von hier verschwinden.«

Doch Jordan wußte, daß das Thema Kendall damit noch nicht beendet sein würde. Grübelnd betrat Stoner wieder den Drahtkäfig, und die Fahrt nach unten in die Dunkelheit verlief ernst und leise. Sogar Harford hatte mittlerweile das Gebäude verlassen, und auf Höhe der dritten Etage war nur noch das Surren des Aufzugs zu vernehmen.

»Es gäbe da noch eine weitere Sache zu erledigen, falls Sie einverstanden sind«, sagte Stoner. »Ein paar Fässer müssen zur Müllhalde.«

Sie stiegen in den Pickup und fuhren in nördlicher Richtung aus der Stadt. Jordan konnte erkennen, daß die Party beim Sender offenbar fortwährend Zulauf erhielt. Es wimmelte dort von Leuten, die Parkplätze waren zur Hälfte belegt, und noch immer bogen zahlreiche Wagen auf das Gelände ein. »Das hier ist eine der guten Traditionen, die man beibehalten hat«, erklärte Stoner. »Jedes Jahr vor Sommerbeginn veranstaltet Harford ein großes Grillfest. Die halbe Stadt wird heute abend herkommen.«

Er steuerte die Ostseite des Gebäudes an und fuhr über den harten Sand bis zu einer Feuertür. Im grellen Licht der Scheinwerfer sah Jordan zwei große Abfalltonnen. »Jetzt müssen wir die beiden Dinger auf die Ladefläche verfrachten«, sagte Stoner.

Sie stiegen aus, und Jordan nahm den Müll in Augenschein. Alte Kabeltrommeln, Glasscherben und die Überreste zerbrochener Aufnahmeplatten.

»Auf diesen alten zerkratzten Dingern waren Klangeffekte gespeichert«, sagte Stoner. »In ein paar Tagen bekommen wir aus New York einige neue Exemplare.«

Sie gingen zu beiden Seiten der Behälter in die Knie und hoben sie mit vereinten Kräften auf den Wagen.

»Ich begleite Sie noch zur Müllhalde«, sagte Jordan.

Auf der Straße nach Norden war kaum etwas los. Der Anbruch der Dämmerung wurde durch die zunehmende Bewölkung noch verstärkt, und das Meer schimmerte violett, während der östliche Himmel wie dunkler Samt wirkte. In der Ferne blitzte ein Licht auf, irgendein tapferer Skipper, der den U-Booten trotzte. Sie kamen an der Abzweigung zur Brücke vorbei. Dann hörte der Asphalt auf, und der Pickup rumpelte über eine Schotterpiste. Die Häuser wichen Hütten, und nach einigen Meilen standen gar keine Gebäude mehr am Wegesrand.

Schließlich erreichten sie die gesuchte Zufahrt, zwei tiefe Furchen im Sand, die zwischen den Bäumen zu einer Halde in der Nähe des Flusses verliefen. Stoner fuhr rückwärts hinein und hielt an. »Ich kannte Marty noch aus seiner Zeit in New York«, sagte er. »Damals war ich bei WEAF, nachdem ich hier aufgehört hatte, um ein wenig den Duft der großen weiten Welt zu schnuppern. Marty hat mich überall herumgeführt, ganz unbekümmert und sorglos. Ich wußte, daß er zuviel trank, aber er schien das Leben stets zu genießen, bis alles auseinanderfiel. Zu der Zeit war ich bereits wieder hier in Regina Beach, denn die große Stadt gefiel mir nicht besonders, und ich konnte Barnet davon überzeugen, Marty herzuholen und ihm die Möglichkeit zu einem Neuanfang zu geben.«

»Wie man es von einem guten Freund erwarten würde.«

»Während des letzten Jahres wurden wir sogar sehr gute Freunde. Deshalb kann ich mir das alles auch überhaupt nicht

erklären. Es will mir immer noch nicht in den Sinn, wie er einfach von hier abhauen konnte, ohne einen Ton zu sagen.«

»Und dennoch hat er genau das getan.«

»Ihnen ist es anscheinend ebenso ergangen.« Stoner atmete tief durch. »Erst heute morgen habe ich gedacht, daß er wohl tot sein muß. Welchen anderen Grund könnte es dafür geben, daß er nie anruft oder wenigstens eine Postkarte schreibt?«

»Vielleicht schämt er sich, weil er wieder an der Flasche hängt. Womöglich taucht er doch noch hier auf.«

»Irgendwie habe ich das merkwürdige Gefühl, daß keiner von uns ihn je wiedersehen wird.«

Jordan mußte plötzlich an den halbverkohlten Zeitungsausschnitt denken, den er in Hollys Haus gefunden hatte. »Vielleicht hat es irgend etwas mit diesem anderen Mann zu tun«, sagte er.

Stoner drehte sich um und sah ihn an.

»Kendall hat mir von jemandem namens March Flack erzählt. Ein Schauspieler, der vor einigen Jahren verschwunden ist. Ich vermute, das Ganze ist hier passiert.«

»Stimmt, das war hier. Aber es ist schon so lange her. Wie könnte das in irgendeiner Form mit Kendall zusammenhängen? Mein Gott! March Flack?«

»Was ist mit ihm geschehen?«

»Das weiß niemand. Er ist einfach vom Erdboden verschwunden.«

»Haben Sie ihn gekannt?«

»Alle haben ihn gekannt. Als Einwohner dieser Stadt konnte man gar nicht anders. Er war eine dieser überlebensgroßen Persönlichkeiten.«

»Und niemand hat je...«

»Keiner hat je auch nur das Geringste herausgefunden. March war eines Abends noch spät auf Sendung und hat sich dann zu Fuß auf den Heimweg gemacht. Seitdem hat ihn niemand mehr gesehen. Seine Frau lebt noch immer hier in

demselben Haus am Strand und wartet darauf, daß er zurückkehrt und ihr erzählt, wo er während der letzten sechs Jahre gewesen ist.«

Jordan erwiderte nichts, und kurz darauf bedeutete Stoner ihm mit einer Geste, daß sie aussteigen sollten. Sie kletterten auf die Ladefläche und zerrten die beiden Fässer bis zum hinteren Rand. »Los geht's«, sagte Jordan und stieß sie hinunter, so daß sich Hunderte von kleinen Acetatstücken in die Grube ergossen. Dann schüttete er den Rest des Inhalts aus und warf die leeren Tonnen zurück auf die Ladefläche.

Er bat darum, bei seinem Hotel abgesetzt zu werden. Dort in seinem Zimmer zog er das durchgeschwitzte Hemd aus und setzte sich aufs Bett. Jenseits der dunklen Dünen schimmerten die Lichter des Senders und zeugten von dem regen Treiben dort. Er legte frische Kleidung bereit, ging unter die Dusche und machte sich für den Abend fertig. Plötzlich fiel ihm der Zeitungsartikel wieder ein. Er holte die feuchten Seiten aus seiner Hemdtasche und breitete sie auf dem Tisch aus. Dort vor ihm stand Harfords Geschichte, wie sie der *Regina Beachcomber* am 24. April 1942 gedruckt hatte.

10.

UNSER STRANDSENDER FEIERT 20JÄHRIGES JUBILÄUM.
Der Sender WHAR wird in wenigen Monaten zwanzig Jahre alt und gehört damit zur gleichen Generation wie WOR, WEAF und WJZ, jene bedeutenden New Yorker Pioniersender. Die Geschichte von WHAR ist hingegen einzigartig. Die technische Brillanz der Station hat ihr nicht nur landesweiten Ruhm eingebracht, sondern auch dazu geführt, daß sie sogar in New York gehört wird.

»Wir verfügen über eine unglaublich gute Richtantenne und einen Standort direkt am Wasser, so daß unser Signal quer

über die Meerenge genau in die Stadt abstrahlt«, erklärte ein Mitarbeiter von WHAR. »In klaren Nächten kann man uns sogar noch in Maine und im Süden bis nach Wilmington empfangen.«

Kaum jemand von uns kann sich rühmen, am 15. September 1922 Ohrenzeuge der ersten Übertragung geworden zu sein. Gegründet wurde WHAR - damals noch unter den Namen Experimentalstation XJ12 - von dem Erfinder Frank Dressler. Das anfangs nur zwei Stunden dauernde Tagesprogramm bestand aus Nachrichten, lockeren Plaudereien und Musik vom Grammophon und wurde zur Mittagszeit ausgestrahlt.

Im Herbst 1925 verkaufte Dressler die Sendelizenz samt der zugehörigen technischen Ausstattung an den Industriellen Loren Harford, der das auch heute noch bestehende Sendergebäude am Beachfront Boulevard nördlich der Stadt errichten ließ. 1927 erfolgte die Umbenennung in WHAR; gleichzeitig vereinbarte man eine Kooperation mit dem Blue Network der noch jungen National Broadcasting Company. 1937 wurde die Verwaltung der Station weitgehend in einen neuen Bürokomplex nach Regina Beach ausgelagert.

Gerüchte besagen, Harfords lebenslange Schwäche für den Rundfunk habe einen beträchtlichen Teil seines Vermögens verschlungen, das aus dem Familienerbe einer Aluminiumfabrik in Richmond, Virginia, stammt. »Wer sich mit dermaßen großem Ehrgeiz engagiert, benötigt einen vollen Geldbeutel«, meint George Rawlins, ein Reporter des Radio Guide, der Anfang der dreißiger Jahre über Harfords finanzielle Wagnisse berichtete.

»Wenn man zu einem überregionalen Netz gehören will, benötigt man für den ordnungsgemäßen Sendebetrieb bis zu 85 Mitarbeiter. Falls noch ein eigenes Orchester hinzukommt, stehen schnell mehr als hundert Leute auf der Lohnliste.«

Harfords eher eigenbrötlerische Natur ist dabei wenig förderlich. »Er hat überhaupt keinen Sinn für Öffentlichkeitsarbeit«, sagt Rawlins. »Die Informationen für meine Artikel stammten überwiegend aus zweiter Hand, und nur wenige

seiner Angestellten waren bereit, namentlich in Erscheinung zu treten.«

Als Lieutenant der Ersten Division der US Army verschlug es Harford während des Weltkriegs nach Frankreich, und im Anschluß an seine Dienstzeit ließ er sich in der Gegend von New York nieder. Es heißt, seine Vorliebe für den Rundfunk habe 1910 begonnen, als Caruso mit einigen anderen ein historisches Experiment wagte und eine Aufführung von der Bühne der Metropolitan Opera im Radio übertragen ließ.

»Kaum jemand hat damals diese Sendung gehört«, sagt Rawlins. »Doch allein die Tatsache, daß so etwas möglich war, hat viele von uns für das neue Medium begeistert. Wer erst nach den Kindertagen des Radios geboren wurde, kann sich einfach nicht vorstellen, welche Stimmung herrschte, als alles noch neu und voller aufregender Möglichkeiten war.«

»Eigentlich hatte Harford vor, einen New Yorker Sender zu kaufen«, sagt Lawrence Bills, der ab 1927 als Harfords Intendant fungierte und 1936 zum Blue Network wechselte. »Da das nicht möglich war, wollte er wenigstens einen Sender, der in New York empfangen werden konnte.«

Die Richtfunktechnik ist beileibe nicht neu und reicht bis zu Marconis transatlantischem Experiment im Jahre 1901 zurück. Ein moderneres Beispiel sind die Expeditionsberichte des Forschers Richard Evelyn Byrd, die 1939 von der NBC ausgestrahlt wurden. Das Kurzwellensignal gelangte vom antarktischen Basislager Little America über Buenos Aires in den Staat New York und wurde in Schenectady durch die leistungsstarke Richtantenne des Senders WGEO nach Süden geleitet. In der fünfzehntausend Kilometer entfernten Antarktis konnte die Byrd-Expedition mittels ganz gewöhnlicher Radiogeräte ihren eigenen Bericht empfangen, und zwar ohne nennenswerten Zeitunterschied und in einer Qualität, als befände die Sendestation sich auf einer der umliegenden Eisschollen.

1933 begann WHAR mit der Ausstrahlung einer Reihe herausragender Hörspielproduktionen, die weitaus realistischer wirkten als die bisher üblichen Sendungen. Infolge der

Kontroversen, die daraus resultierten, geriet Harford ins Fadenkreuz der erst kurz zuvor gegründeten Federal Communications Commission.

»Er hat beinahe seine Lizenz verloren«, erinnert sich Warren Nelson, damals Radiokritiker der New York Times. »Soweit ich weiß, hat bei der entsprechenden Abstimmung nur eine einzige Stimme gefehlt, und er wäre Geschichte gewesen. Man kann sich nicht mit den Bundesbehörden anlegen und glauben, weiterhin senden zu dürfen.«

Doch wo blieb da der Grundgedanke eines freien Sendebetriebs? Gehörte der nicht zu den Eckpfeilern des Rundfunkgesetzes, das in den zwanziger Jahren als Antwort auf das sich rasant ausbreitende neue Medium erlassen worden war?

»Glauben Sie, was Sie wollen«, sagt Nelson, »aber der Sendebetrieb in den Vereinigten Staaten ist noch nie frei gewesen. Dieses Ideal macht sich recht gut auf dem Papier, aber in Wirklichkeit verfügt die FCC über Mittel und Wege, den Radioleuten eine Heidenangst einzujagen. Die Kommission hat stets den letzten Trumpf in der Hand und kann alle drei Jahre nach Gutdünken Gebrauch davon machen, sobald die turnusgemäße Verlängerung der Lizenz ansteht.«

Jeder Sender kann einem erneuten Prüfungsverfahren unterzogen werden und muß dann beweisen, daß er »im öffentlichen Interesse« handelt. Beantragen darf ein solches Verfahren praktisch jedermann - Zuhörer, Konkurrenzsender oder auch unmittelbare Angehörige der Kommission.

»Was genau unter dem Begriff ›im öffentlichen Interesse‹ zu verstehen ist, liegt im freien Ermessen der FCC«, bekräftigt Nelson.

»Man darf im Rundfunk keine Anarchie zulassen«, führt Rawlins zur Verteidigung der FCC an. »Aber ich kann sehr gut verstehen, daß jemand mit Harfords Ambitionen eigenmächtige Vorschriften als unerträglich empfindet.«

Man warf Harford vor, die Moral der Nation durch die Ausstrahlung dramatischer Stoffe zu untergraben, deren

Themen zu gewagt und zu spezifisch auf ein erwachsenes Publikum ausgerichtet seien. Harford geriet vor allem wegen zweier wöchentlicher Sendungen unter Beschuß, eine mit wechselnden Themen unter dem Namen »Soundstage«, die andere eine halbstündige Fortsetzungsserie namens »Home from the War«.

»In ›Soundstage‹ wurden Kurzgeschichten aus der Feder talentierter, aber unbekannter Schriftsteller adaptiert«, berichtet Nelson. »Ich kann mich noch an ein Stück entsinnen, in dem es vornehmlich um Prostitution ging.«

Doch den meisten Unwillen rief »Home from the War« hervor. Zu den erbitterten Widersachern der Serie gehörten Kirchenvorstände, selbsternannte Moralkomitees und zahlreiche Kongreßabgeordnete, die später jedoch einräumten, nie eine Folge gehört zu haben. Bills, der damals Regie führte, kann sich noch gut daran erinnern.

»Die Hauptfigur war ein Weltkriegsveteran, der so viele Grausamkeiten mit ansehen mußte, daß er seinen Glauben an Gott verlor. Schon in der ersten Episode ließen wir ihn dies offen sagen, und als der Schauspieler die entsprechende Passage sprach, konnte ich die Schockwellen bis in meine Kabine spüren. Im amerikanischen Rundfunk tut man so etwas einfach nicht - es sei denn, man will den Leuten einen durch und durch verdorbenen Erzscherken präsentieren.

Aber dieser Kerl war unser Held, und im Verlauf jenes ersten Monats bauten wir seinen Charakter langsam auf, bis man gar nicht anders konnte, als ihn zu mögen. Das haben sie uns nie verziehen. Wir brachten sie dazu, einen Atheisten zu lieben.

Dann wandten wir uns realen politischen Fragen zu, beispielsweise dem Protestmarsch der Veteranen im Jahre 1932. Dieses Fiasko war ein Schandfleck für unsere Nation und für all jene Männer, die unter der amerikanischen Flagge gekämpft haben. Es war ein Armutszeugnis für unsere Regierung und konnte nicht laut genug angeprangert werden. Während Herbert Hoover sich Fasan zum Abendessen servieren und eine Ehrenwache der Marines strammstehen

ließ, verhungerten draußen vor der Tür Tausende von Veteränen und ihre Kinder.«

»Sie hatten diesen Schauspieler, der haargenau wie General MacArthur klang«, bestätigt Nelson. »Sie haben nicht mal die Namen geändert! Als Hoover den General losschickte, um die Menge gewaltsam aufzulösen und die Barackensiedlung der Protestler niederzubrennen, kam man sich vor, als stecke man mitten im Geschehen.«

»Ich schätze, Harford hat diesen Zwischenfall nur deswegen überstanden, weil mittlerweile Roosevelt an der Macht war und die Zusammensetzung der Kommission sich geändert hatte«, fährt Bills fort. »Trotzdem war es überaus knapp, aber Harford liebte diese Vabanquespiele. Sollten sie doch versuchen, ihm die Lizenz abzunehmen! Er war gewillt, die Angelegenheit bis zum höchsten Gericht durchzufechten.«

Juristische Auseinandersetzungen dieser Art kommen im Rundfunkwesen nur selten vor. Waldo Abbott schreibt: »Die Branche will zumeist Frieden um jeden Preis«, und niemand möchte sich mit der FCC anlegen.

Harford haßte diese Doktrin. »Ich habe neun Jahre für ihn gearbeitet«, sagt Bills, »und ich kann dennoch nicht behaupten, ich hätte ihn gekannt. Ich weiß lediglich, daß er ein absolut überzeugter Radiomann war. Er glaubte, daß es zum Zwecke des gesellschaftlichen Wandels auf absehbare Zeit kein machtvolleres Instrument als den Rundfunk geben würde. Er konnte eine Story nicht einfach unterschlagen, nur weil sie gegen irgendwelche politischen Interessen verstieß. Das war gegen seine Natur. Falls er die Geschichte für wahr hielt, würde er sie unter allen Umständen senden.«

Diese Ära des Wagemuts und der äußersten Kreativität endete abrupt im Jahre 1936, als Harfords Frau, die Schauspielerin Jocelyn James, in der Blüte ihrer Jahre an Enzephalitis starb.

»Seit jenem Zeitpunkt hat das Programm sämtlichen Biß verloren«, sagt einer der Mitarbeiter von WHAR, der ungenannt bleiben möchte. »Wir machen nur noch Dienst nach Vorschrift.«

»Jocelyn war wundervoll«, erinnert Bills sich. »Wir haben sie überall eingesetzt, denn sie beherrschte ja alles. Sie konnte genausogut kleine Mädchen spielen wie alte Damen.«

Von ihrem Leben mit Harford ist nur wenig bekannt. Wie es scheint, liebten die beiden sich schon während ihrer gemeinsamen Kindertage in Richmond und teilten seit jeher die Vision von den Möglichkeiten des Radios.

»Sie fingen gerade erst an, als dieser schreckliche Schicksalsschlag geschah«, erzählt Bills. »Jocelyn wollte drüber auf dem Festland eine Schauspielerkolonie gründen. Harford ließ auf seinem Grundstück im Wald ein altmodisches kleines Dorf errichten, damit ihre Freunde aus der Stadt herkommen, bei WHAR arbeiten und so lange dort wohnen konnten, wie es ihnen gefiel. Es war eine großartige Idee, doch sie starb gemeinsam mit Jocelyn.«

Kurz vor ihrem zwanzigsten Geburtstag ist die Station immer noch auf Sendung, aber die besten Tage liegen schon lange hinter ihr.

11.

Jordan traf um zehn Uhr beim Sender ein, als die Party bereits in vollem Gange war. Auf der Lichtung herrschte dichtes Gedränge, und die Tische und Grills waren vor lauter Menschen kaum noch zu erkennen. Ein Mann mit einer Schürze reichte ihm ein Bier; dann zog ten Eyck sich an eine Ecke des Gebäudes zurück, sah von dort aus den Leuten zu und musterte die Lichter, die zwischen den Bäumen funkelten. Er erkannte nur wenige der Gesichter vom Nachmittag wieder, und die meisten der Anwesenden hatten ihre legere Kleidung inzwischen gegen eine etwas förmlichere Garderobe eingetauscht.

Es überraschte ihn, so viele junge Männer hier zu sehen. Einige trugen Uniform und befanden sich vielleicht auf ihrem letzten Freizeitvergnügen, bevor sie sich am Montag ins große Abenteuer einschiffen mußten. Wie viele von ihnen würden in einem Jahr wohl noch am Leben sein? Jordan lauschte den Gesprächen und war betrübt, vornehmlich Angebereien zu hören. Man ließ sich auf Partys nur zu leicht dazu verleiten, in den Chor der öffentlichen Meinung einzufallen, Stolz zu empfinden, obwohl andere das Risiko trugen, und mit Worten wie »Ruhm« um sich zu werfen. Jordan hatte seit dem Morgen kaum etwas gegessen. Nach einem weiteren Hot dog holte er sich einen heißen Maiskolben mit Butter und Salz. Er stellte sich etwas abseits, trank sein Bier, aß seinen Mais und betrachtete das rege Treiben.

Rue tauchte aus der Menge auf. »Ach, da bist du ja. Ich dachte schon, du hättest uns verlassen.«

»Ich kann mich nicht erinnern, wann ich jemals so viel Spaß gehabt habe.«

Sie lächelte ein wenig spöttisch. »Das war doch noch gar nichts, mein Lieber. Möchtest du einer Dame in Not nicht behilflich sein?«

»Wie denn?«

»Ein echter Gentleman würde nicht erst fragen. Willst du mir nun helfen oder nicht?«

»Es wird mir eine Ehre sein.«

Sie packte seinen Arm und bahnte sich in Richtung der Bäume am Fluß einen Weg durch die Menge. Hinter den Rauchschwaden kam das Volleyballnetz in Sicht, das dort im Sand aufgespannt war. Das Licht vom südlichen Parkplatz reichte gerade aus, um schemenhaft die anderen Anwesenden zu erkennen. »Ich habe noch einen Mitspieler gefunden«, verkündete Rue den anderen. »Jetzt kann's weitergehen.«

Jordan hatte keine Lust zu spielen, aber für einen Rückzieher war es zu spät. »Willkommen bei den Todgeweihten, Jordan«, sagte eine warme Stimme neben ihm, und Livia klopfte ihm auf

die Schulter. »Keine Angst, es wird nicht lange dauern. Die anderen spielen uns in Grund und Boden.«

Er war die Ablösung für Evie Overdier, eine beängstigend dicke Frau, die noch immer heftig keuchte. Sein dritter Teamkamerad war Jimmy Brinker, ein hagerer Mann Ende Zwanzig, der eine Baseballmütze trug und ihn mit weichem, zaghaftem Händedruck begrüßte.

Auf der anderen Seite des Netzes traten drei Männer aus dem Halbdunkel vor. »Wer, zum Teufel, ist das?« fragte eine Stimme, und Livia stellte ihn den anderen vor. »Das hier ist Jordan ten Eyck... Jordan, Clay Barnet.« Barnet drehte sich um und ging weg. Links von ihm stand Alger Poindexter, und auf der rechten Seite befand sich noch jemand, den Jordan kannte. Peter Schroeder, sagte Livia soeben... einer der zwei Holzfäller, wenngleich Jordan in dem schlechten Licht nicht erkennen konnte, welcher von beiden.

Wenigstens hatte der Fremde nun einen Namen. Barnet kehrte zum Netz zurück und trat diesmal dichter heran, so daß Jordan ihn besser in Augenschein nehmen konnte. Der Programmdirektor trug einen sorgfältig gestutzten Vollbart, ein Mann mittleren Alters, der anscheinend jünger wirken wollte. Schroeder wich ins Dunkel zurück, und Poindexter behielt seine Position bei. Livia rief ihr Team in einigen Metern Entfernung zusammen. »Jordan, du spielst am Netz gegen Clay. Du hast als einziger die entsprechende Reichweite, und wir können es uns nicht erlauben, noch einen weiteren Punkt zu verlieren. Clay hat Evie ziemlich gedemütigt - falls du es ihm auch nur ein wenig heimzahlen würdest, könnte ich als glückliche Frau sterben. Hast du schon mal Volleyball gespielt?«

»Das ist lange her. Erwarte keine Wunder.«

War das nicht ohnehin gleichgültig? Jordan war völlig aus der Übung, und sie standen hier auf einem Sandplatz mit billigem Netz und behelfsmäßig gezogenen Linien. Spielte es eine Rolle, wer gewann? Andererseits gab es da noch Barnet, der wie ein Raubtier am Netz entlanglief. Jordan wußte, daß ein solcher Mann niemals etwas nur als Spiel betrachten würde.

»Die anderen liegen zwölf zu vier vorn und haben Aufschlag«, sagte Livia. »Laßt uns versuchen, nicht ganz so schmachvoll unterzugehen.«

Das Spiel begann, und Barnet erzielte sofort einen Punkt, indem er den Ball an Jordans ausgestreckten Händen vorbeihämmerte. Poindexter und Barnet vollführten einen kleinen Kriegstanz, klatschten in die Hände und verhöhnten die gegnerische Mannschaft.

»Dreizehn zu vier«, sagte Barnet. »Noch zwei Punkte zum Matchgewinn.«

Sein nächster Aufschlag landete bei Livia. Sie spielte eine Vorlage zu Jordan, und der schickte den Ball mit einem Schmetterschlag über Barnets Kopf hinweg, so daß Poindexter vorsprang. Zu spät - der Ball fiel in den Sand.

»Verdammter Alger, den hätte ich noch gekriegt!«

Rue lachte und wich an die Grundlinie zurück. »Kein Punkt, wir sind dran.«

Ihr Aufschlag zischte haarscharf über das Netz. Barnet blockte mit der Faust und beförderte den Ball über Livia hinweg ins hintere Feld. Brinker fing ihn ab, Rue legte vor, und Jordan schmetterte. Nun war er bereit. Er wußte genau, was Clay Barnet tun würde, weil die Barnets dieser Welt stets das gleiche taten: Sie attackierten blindlings.

Jordan täuschte nach links an, zuckte jedoch sogleich in die andere Richtung, als Barnet den Köder schluckte und nach rechts schmetterte. Der abgefangene Ball geriet zu einer wunderbaren Vorlage für Livia, die an Jordans Schulter emporstieg und vorbei an Barnets hilflosem Blockversuch den Punkt erzielte.

»Ja!« rief Rue. »Dreizehn zu fünf!«

Ihr nächster Aufschlag kam hart und schnell. Barnet blockte den Ball und schickte ihn dicht über die Netzkante zurück. Mit einem Hechtsprung gelang es Jordan in letzter Sekunde, den Punktverlust abzuwenden. Brinker legte vor, und Livia schmetterte. Als Barnet den Ball zurückschlug, war Jordan

wieder auf den Beinen und wehrte erfolgreich ab, erhielt einen Schmetterball serviert und wehrte erneut ab: drei-, vier-, fünfmal. Sie beharkten sich aus kürzester Entfernung wie Boxer im Ring. Dann patzte Barnet und schlug daneben. »Dreizehn zu sechs!« rief Rue und klatschte begeistert.

»Scheißkerl«, sagte Barnet, und als Jordan ihn ansah, starre Clay ihm mitten ins Gesicht. Jordan starre genauso wütend zurück. »Meinst du etwa *mich*?« Auch dieser Herausforderung war Barnet nicht gewachsen und senkte den Kopf. »Dein Arsch gehört mir, Cowboy«, fügte Jordan im gleichen Tonfall hinzu.

Plötzlich wurde es ernst, was auch den Umstehenden nicht entging. Die Zuschauer drängten sich mittlerweile in Zweierreihe rund um das Feld, schrien und feuerten die Mannschaften an. Das Aufschlagrecht wechselte mehrfach hin und her, die Spieler rotierten, und der Holzfäller trat ins Licht... der zweite Holzfäller, wie Jordan nun erkennen konnte: derjenige aus dem Spiegel über dem Waschbecken. Der Mann tanzelte fortwährend umher, als wolle er dadurch vermeiden, erkannt zu werden. Vergebens - Jordan ließ ihn nicht aus den Augen. Nun mußte er sich schon um zwei persönliche Gegner kümmern, und die Gründe dafür hatten nichts mit diesem albernen Spiel zu tun.

Jordans Aufschlag landete bei Poindexter und führte zu einem direkten Punkt, weil Alger zur Ballannahme einen Schritt zurückwich und dabei Barnet ins Gehege kam, der übereifrig seine Position verlassen hatte.

Rue legte die gewölbten Hände an den Mund, und als sie »Dreizehn zu sieben!« rief, brandete im Publikum gleichzeitig Gelächter und Jubel auf.

Livia ließ den Ball über das Netz sausen. Barnet retournierte und befand sich plötzlich wieder im direkten Schlagabtausch mit Jordan. Eine hektische Folge von Volleyschlägen brachte die Menge zum Kochen, doch Barnet wurde nervös und patzte abermals. Da wußte Jordan, daß sie das Match so gut wie gewonnen hatten.

Nun war er überall zugleich. Er hatte Barnet den sicheren Sieg vereitelt und machte ihn konsequent fertig. Seine Beine waren jung, und sein Herz war stark, während Clay mit jedem verlorenen Punkt älter aussah. Als Poindexter zu Hilfe kommen wollte, stieß Barnet ihn beiseite. Jordan erzielte den Punkt und starnte durch das Netz. Er konnte den Schmerz auf Barnets Gesicht sehen und erkannte, wie verzweifelt sein Gegenüber auf eine Pause hoffte. »Nimm lieber eine Auszeit, alter Mann«, sagte Jordan und wußte sehr wohl, daß Barnet lieber gestorben wäre als klein beizugeben. Verletzte Eitelkeit war stärker als jede Vernunft.

Es stand dreizehn zu dreizehn, als Barnet mit dem Fuß umknickte und nur noch humpeln konnte. Genug, dachte Jordan, für einen Abend habe ich ihn genug zur Sau gemacht.

»Ich schätze, wir haben ein Unentschieden«, sagte er zu Livia.

»Genau.« Sie war außer sich vor Siegesfreude. »Es endet unentschieden, Clay.«

»Vergiß es. Wenn ihr aufhören wollt, meinetwegen. Aber dann habt ihr verloren.«

»Gut, dann haben wir eben verloren.«

Livia umarmte Rue und verließ das Feld. Jordan ging auf die andere Seite des Netzes, aber Peter Schroeder war bereits verschwunden.

12.

»Komm mit«, sagte Livia. »Ich führe dich ein wenig herum, bevor die Menge eingelassen wird.«

Der Zutritt zum Sender wurde von einer frechen Rothaarigen bewacht, die ein Anstecksschild trug, auf dem HALLO, ICH BIN BECKY HART stand. »He, Liv! Wie ich gehört habe, hast du's

unserer Möchtegern-Nationalmannschaft heute abend so richtig gezeigt.«

»Nur dank unserem Ballartisten hier. Mr. Jordan ten Eyck.«

Die Hand der Rothaarigen verschwand praktisch in seiner großen Pranke. »Laut meiner Spione haben Sie eine meisterhafte Vorstellung abgeliefert, Mr. ten Eyck. Willkommen im Klub.«

Sie gingen durch die Lobby zu einer Tür mit der Aufschrift STUDIOS. Der Flur dahinter lag im Halbdunkel; lediglich durch die Scheiben der Studiotüren drang etwas Licht hinaus. »Dies ist Studio A«, sagte Livia. »Von hier aus wird der Auftritt der Band übertragen. In zehn Minuten ist da drinnen die Hölle los.«

Sie betraten einen großen, zweigeschossigen Raum, dessen obere Ebene aus einem halbrunden Zuschauerbalkon bestand. Im unteren Teil fiel neben der Soundstage zunächst ein Podium ins Auge, hinter dem ein Banner an der Wand hing, das JUD WILLIAMS AND ms WINDY CITY SEVEN ankündigte. Davor befand sich eine kleine, offene Tanzfläche, gefolgt von ungefähr zweihundert Sitzplätzen für das Publikum. In der rechts gelegenen Kabine des Aufnahmleiters brannte Licht. Dort hinter dem Glas saß Stoner und unterhielt sich mit einem älteren bärtigen Mann, der über eine Gegensprechanlage immer wieder Anweisungen zur Einstellung der Mikrofonpegel erteilte. »Der Regisseur heißt Dedrick Maitland«, erklärte Livia. »Er ist erst kürzlich aus Chicago hergekommen. Angeblich kennt er sich mit Sendungen vor Live-Publikum besonders gut aus.«

Die Tür hinter ihnen öffnete sich, und Becky Hart trat ein. »Macht Platz, Leute, gleich strömen die Massen hier herein.« Sie ging an der gegenüberliegenden Wand entlang, schaltete die Deckenbeleuchtung ein und sammelte vereinzelte Papierfetzen auf. »Die Band muß schon im Haus sein«, sagte Livia, und Jordan spürte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte.

»Na los, uns bleibt noch ein wenig Zeit. Ich zeige dir das andere Studio.« Livia schob sich auf Zehenspitzen an ihm vorbei, so daß ihr Haar seine Wange streifte. Auf dem Weg in den Flur erzählte sie weiter. »Wir sind hier eine ziemlich gute Truppe, Jordan. Gus, Rue und Jimmy sind wundervolle Kollegen. Becky übrigens auch. Sie möchte Produzentin werden, obwohl es bislang kaum eine Frau auf so einen Posten geschafft hat. Aber sie weiß genau, woran man eine gute Sendung erkennt.«

»Glauben Sie ihr kein Wort, Jordan«, sagte Becky, die hinter ihnen das Licht im Korridor einschaltete. »Ich bin nur wegen des Geldes hier.«

Sie lachten, und Becky kehrte in die Lobby zurück.

»Wie du vielleicht schon gemerkt hast, haben sich hier zwei unterschiedliche Lager gebildet«, fuhr Livia fort. »Auf unserer Seite sind praktisch sämtliche Disziplinen vertreten, und uns vereint, daß wir alle die großartigen Möglichkeiten des Radios lieben. Wir, das heißt Rue, Gus, Becky, ich und Jimmy treffen uns einmal im Monat zu einem gemeinsamen Abendessen und lesen einander vor, was auch immer uns an interessanten Sendestoffen in die Finger geraten ist. Das eigentliche Problem besteht natürlich darin, tatsächlich damit auf Sendung gehen zu dürfen - der uralte Kampf zwischen Kunst und Kommerz. Wir versuchen dann stets, Barnet zu überzeugen, daß etwas intelligent und trotzdem gleichzeitig profitabel sein kann, und hoffen, daß er uns eine Stunde Sendezeit zubilligt, damit wir die Götter des Rundfunks herausfordern können. Das hat Becky gemeint, als sie dich in unserem Klub willkommen hieß. Du bist jetzt einer von uns, ob es dir gefällt oder nicht.«

Livia stieß eine Tür auf, und sie betraten einen kleinen Raum, in dem man jemanden graben hörte. Das erste Geräusch stammte von einer Schaufel. Dann folgte ein Spaten, der mit metallischem Klang in einen harten Untergrund eindrang. »Heute abend begraben wir jemanden bei lebendigem Leibe«, sagte Livia. »Das hier ist Studio B, in dem jeden Samstagabend die Gruselshow produziert wird, direkt nach dem Auftritt der Band.«

Im Raum war es dunkel, abgesehen von einem kleinen Lichtkreis rund um die Soundstage. Im Abstand von etwa anderthalb Metern standen dort zwei große Mikrofone, und zwei weitere hingen von oben herab. Dieses Studio war lediglich eine Etage hoch und nicht für Publikumsveranstaltungen ausgelegt. Einige der Mitwirkenden hatten sich bereits eingefunden und saßen an einem Tisch im Hintergrund. Jimmy Brinker war da, nach wie vor in Sweatshirt und Baseballmütze. Poindexter trug inzwischen einen Arbeitsanzug des Militärs und schaute feindselig drein. Jordan erkannte manche der Schauspieler von draußen wieder - die beiden Männer und die Frau namens Hazel. Neben ihnen saß eine weitere Frau mit elegant frisierterem Silberhaar, die ungefähr Mitte Sechzig sein mußte. Die Kabine der Aufnahmleitung war noch dunkel, aber an einer Seite, in einem abgegrenzten Bereich voller Plattenteller und anderer Apparate, saß ein unglaublich fetter Mann, nippte an einer Kaffeetasse und probierte mit diversen Geräuscheffekten herum. »Der alte Poindexter«, sagte Livia leise. »Mein Boß.«

Immer wieder hob der dicke Mann die Abspielnadel, legte eine neue Platte auf und testete ein weiteres Grabgeräusch, so daß sich nacheinander die verschiedensten Werkzeuge in alle möglichen Arten von Böden versenkten. Schließlich fand er einen Spaten, der ihm gefiel, und ließ das Geräusch weiterlaufen, als wolle er Werbung für den Ball der Totengräber veranstalten. Dann stand er auf und füllte seine Tasse aus einer braunen Papiertüte nach, in der sich vermutlich etwas anderes als Kaffee befand.

»Die Geschichte dreht sich um einen Mann, der verschwindet«, erklärte Livia. »Am Ende erfahren die anderen, was wirklich mit ihm geschehen ist.«

»Und was ist mit ihm geschehen?«

»Er wurde in Louisiana in der Nähe eines Sumpfes lebendig begraben. Mitten im Voodoo-Land.«

Jordan war sich nicht sicher, ob er seine Meinung äußern sollte. Dann tat er es doch. »Ich will dir ja nicht deinen Job

vorschreiben, aber der Boden dort unten ist nicht besonders steinig. Dieser Spaten da klingt eindeutig zu heftig für eine solche Erde.« Er zuckte die Achseln. »Das ist bloß die unmaßgebliche Meinung eines Kerls, der kaum etwas über den Rundfunk, aber so manches über das Schaufeln weiß.«

Zuerst erwiderte Livia nichts darauf. »Du hast recht«, räumte sie dann ein. »Ich habe bereits heute nachmittag versucht, ihm begreiflich zu machen, wie das Geräusch sich anhören müßte. Aber was weiß ich schon? Außerdem habe ich momentan ganz andere Probleme.«

Nach einer längeren Pause fuhr sie fort.

»Genaugenommen ist bei dieser Show eine ganze Menge eher unglücklich gelaufen. Schon als das Skript verteilt wurde, hatte ich einen heftigen Streit mit Clay. Er wollte von vornherein, daß Pauline die Witwe des Vermißten spielt. Pauline ist die ältere Frau mit dem grauen Haar... Pauline Flack. Ihr richtiger Ehemann ist ebenfalls spurlos verschwunden. Ich halte es für unverschämt, ihr ausgerechnet diese Rolle zu geben. Selbst wenn sie das Geld gut gebrauchen kann.«

»Wie hat Barnet darauf reagiert?«

»Er sagte, ich solle meine Klappe halten, mich um meinen eigenen Kram kümmern und den Anweisungen Folge leisten. Und er hat recht, ich habe auch so schon genug zu tun. Wir haben eine Friedhofszenen, in der alle möglichen Geräusche vorkommen. Da heult der Wind, eine Kirchenglocke läutet, Leute gehen umher, und Erde fällt auf den Sarg. Die Geräusche des Sarges, wenn er gegen die Grabwände stößt. Dreck, der sich löst und hinabrieselt. Der Prediger, der in seiner Bibel blättert. Dann donnert es, Regen setzt ein, und alle spannen ihre verfluchten Schirme auf. Es ist wirklich nicht meine Aufgabe, mir Sorgen um Pauline zu machen, aber ich mag sie. Sie ist eine so nette Frau, und es ärgert mich, daß Clay ihr erst ewig keinen Job gibt und sie dann plötzlich für eine solche Rolle haben will. Sie muß die Gage weiß Gott ziemlich nötig haben.«

Rue kam herein. »Wirst du für uns heute abend wieder ein paar Wunder vollbringen, Liv?«

Livia schüttelte den Kopf, und Rue ging nach unten auf die Soundstage. Jemand lachte, und der Totengräber fing wieder von vorn an. »Komm mit, ich stelle dich den anderen vor«, sagte Livia. »Dann kannst du dir selbst eine Meinung bilden.«

Also lernte er das kleine Ensemble kennen: Hazel Kemble, Grover Eastman und Täte Stallworth. Hazel war eine Frau Anfang Fünfzig mit verschmitzter Miene und stechenden blauen Augen. Seitdem wegen des Krieges die Handelsrouten aus Fernost unterbrochen waren und somit nicht nur Strümpfe und Ersatzreifen, sondern auch Färbemittel knapp wurden, hatte Hazels kastanienbraunes Haar sich immer mehr aufgehellt. Früher hatte sie in einer von Fonds Hautcreme gesponserten NBC-Serie eine Monarchin gespielt. »Maude Adams war der Star und ich die Königin«, sagte sie. »Hazel entstammt einer echten Theaterfamilie«, warf Livia ein. »Ja, meine Urgroßtante war Fanny Kemble«, bestätigte Hazel. »Meine Familie ist genauso berühmt wie die Barrymores.«

»Sie wissen schon«, sagte Eastman. »Die Kembles von Staten Island und die Barrymores aus der Myrtle Avenue.« Er war groß und schlank, mit deutlichen Tränensäcken, und noch bevor er sich zu Wort meldete, wirkte er bereits ein wenig hinterhältig. »Lassen Sie sich von ihr bloß keinen Bären aufbinden, das versucht sie bei jedem. In die Nähe von Maude Adams ist sie nur ein einziges Mal gelangt, und zwar als Zuschauerin einer Aufführung von Peter Pan, so ungefähr 1902.«

Hazel schenkte ihm ein galliges Lächeln. Spinner, sagte ihr Blick.

Stallworth erinnerte mit seinem dichten graumelierten Schnurrbart entfernt an Kendall. »Lassen Sie sich im Hinblick auf diese beiden nicht täuschen«, sagte er. »Die sind schon seit Jahrenrettungslos ineinander verliebt.«

Eastman lachte laut auf und warf Hazel eine Kußhand zu.

»Jimmy kennst du ja schon«, sagte Livia, und er gab Brinker die Hand.

»Und Alger«, fügte sie hinzu, aber der junge Poindexter gab sich so abweisend, daß Jordan ihm lediglich zunickte.

»Dies ist Pauline Flack.«

»Hallo«, sagte Mrs. Flack und reichte ihm die Hand. »Jordan ist Autor«, erklärte Livia, und Mrs. Flack fragte, was er denn schreiben würde. Sie sprach mit britischem Akzent und klang sehr ungekünstelt. Jordan erzählte ihr, daß er bislang noch gar nicht eingestellt worden sei, und registrierte unterdessen, daß ihr elegantes Kleid an den Rändern abgetragen wirkte und die Naht an ihrer linken Schuhspitze sich langsam ablöste.

»Das ist also unsere kleine Truppe«, sagte Rue.

»Und gemeinsam stehen wir die mageren Jahre durch«, sagte Hazel.

Schlagartig senkte sich Stille über den Raum. Dann schaltete der alte Poindexter das Schaufelgeräusch wieder ein, und Hazels Temperament schäumte über. »He, was glotzt ihr so? Wir sitzen hier alle im selben Boot, und es hat keinen Sinn, sich deswegen zu beklagen. Niemand von uns wird je wieder nach New York zurückkehren.«

»Einige von uns waren noch nie da«, sagte Rue. »Aber das kommt schon noch.«

»Dann solltest du dich lieber in den nächsten Bus nach Norden setzen, solange du noch dein gutes Aussehen hast. Falls du bereit bist, oft genug die Beine breitzumachen, wirst du vielleicht sogar auf einen grünen Zweig kommen.«

»Das ist unser Mädchen«, sagte Eastman. »Immer in Hochform.«

»Manche von uns werden wundervolle Dinge tun«, behauptete Rue. »Jimmy ist ein herausragendes Talent. Und Täte beherrscht jeden Dialekt.« Sie sah Jordan an. »Er kann einen chinesischen Wäschereibesitzer oder auch den farbigen Schaffner im Schnellzug nach Chicago spielen.«

»Jawohl, Sir, Master Jordan«, sagte Stallworth und hörte sich dabei wie ein unterwürfiger Neger an. »Aber heute abend spiele ich den Helden, einen durch und durch amerikanischen weißen Jungen. Und ich kriege am Ende das Mädchen.«

»Aber erst, nachdem das Ungeheuer sie entführt hat«, sagte Hazel mit einer sanften Stimme, die völlig anders als ihre eigene klang. »Bitte, Mr. Wyent«, flehte die junge Unschuld, die von ihr Besitz ergriffen hatte. »O bitte, tun Sie mir nicht noch einmal weh.«

»Ist sie nicht wirklich phantastisch?« rief Eastman.

Mrs. Flack sah einen nach dem anderen an und verzog dabei keine Miene.

»Ich spiele die Heldin«, sagte Hazel. »Ich bin die Tochter des Vermißten. Rue schreit für mich, wenn es schlimm wird. Niemand schreit wie Rue.«

»Mein eines großes Talent«, stellte Rue mit freudlosem Lächeln fest.

Die Tür ging auf, und die dicke Frau vom Volleyballfeld trat ein.

»Ich glaube, Evie kennst du auch schon«, sagte Livia.

»Hallo, Jordan, nettes Spiel«, sagte Evie und kicherte gehässig.

»Evie macht unsere Kochsendung und steuert hier und da ein paar Stimmen bei.«

»Auf Sendung heiße ich Laura Leaf«, sagte Evie. »Ich bin immerwährend schlank und von legendärem Liebreiz. Jordan, ich werde ein Jahr für Sie kochen, wenn Sie Rue dazu überreden können, daß ich meinen Fans ihr Foto schicken darf.«

Die Schaufelgeräusche hatten aufgehört. Der alte Poindexter stemmte sich aus dem Stuhl und gesellte sich zu den anderen.

»Jordan... mein Boß, Maurice Poindexter.«

Hazel startete den nächsten Angriff. »Dank Maurice klingen wir alle so gut. Natürlich ist Livia ihm dabei enorm behilflich. Sie ist ein gewaltiges Talent, meinst du nicht auch, Maurice?«

Der junge Poindexter starre wütend zu ihnen herüber, aber der alte Mann trank einen Schluck aus seiner Tasse und erwiderte: »Oh, sie ist eine Künstlerin, gar kein Zweifel.«

»Letzte Woche hat Livia eine absolute Glanzleistung vollbracht«, sagte Hazel. »Die Wärmflasche voller Motoröl klang genau, als würde ein echtes Herz platzen. Was sagst du dazu, Maurice?«

»Du bist auf diesem Gebiet weitaus bewanderter, als ich es je sein könnte, denn ich habe noch nie ein Herz platzen gehört. Wenn du also sagst, daß es genau so klingt, wer bin ich, dir zu widersprechen?«

»Livia nimmt Unterricht über die Kunst der Klangerzeugung«, sagte Hazel. »Wußtest du, daß es an der Universität von New York einen entsprechenden Kurs gibt? Wer hätte gedacht, daß unser kleines Metier jemals dermaßen groß rauskommen würde? Und Livia ist so hingebungsvoll bei der Sache, wie Alger dir sicherlich bestätigen wird. Sie fährt zweimal wöchentlich in die Stadt, um sich weiterzubilden.«

Livia huschte aus Poindexters Sichtfeld und gab Hazel mit einer Geste zu verstehen, sie möge aufhören. Doch Hazel lächelte nur. »Sie lernt dort Dinge, die sie andernfalls vielleicht erst in vielen Jahren beherrschen würde.«

Rue räusperte sich. »Soviel dazu. Wo ist Clay?«

»Er läßt sich einen Stützverband für seinen Knöchel anlegen«, sagte Evie und hielt sich eine Hand seitlich ans Gesicht. »Also, ich persönlich würde ja sagen, er simuliert.«

Der alte Poindexter sah Jordan an. »So, Sie sind also unser neuer Autor.«

»Das möchte ich noch nicht behaupten. Ich habe lediglich ein Gespräch mit Mr. Kidd geführt.«

»Schreiben Sie Stücke?«

»Bislang nur Prosa.«

»Aber Sie beschäftigen sich dabei mit der menschlichen Natur.«

»Ich versuche es.«

»Als Erforscher der menschlichen Natur, wie lautet da Ihre Meinung über Mr. Barnets Verletzung. Glauben Sie auch, daß er simuliert?«

»Ich habe nur einen Scherz gemacht, Maurice«, sagte Evie.

»Ich frage Mr. Jordan bloß nach seiner Meinung.«

»Für mich sah es echt aus«, entgegnete Jordan.

»Lassen Sie uns noch eine weitere Meinung einholen«, sagte Pomdexter. »Mal sehen, was Mr. James Brinker hinsichtlich der Verletzung von Mr. Barnet zu sagen hat.«

»Lassen Sie ihn in Ruhe, Maurice.«

»Miss Nicholas betritt die Arena. Wie kommt es nur, daß immer, wenn jemand Mr. Brinker eine schwierige Frage stellt, Miss Nicholas zu seiner Rettung herbeieilt? Also, Mr. Brinker, was halten Sie von Mr. Barnets Verletzung?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Brinker.

»Er weiß es nicht«, wiederholte Poindexter.

»Wie immer«, sagte sein Sohn. »Sobald es darum geht, irgendwie Stellung zu beziehen, kneift er den Schwanz ein.«

»Warum bewahrst du dir diesen Unsinn nicht einfach für die Deutschen auf, Kleiner?« stieß Jordan unwillkürlich hervor. »In Frankreich wirst du bestimmt noch reichlich Gelegenheit bekommen, das Maul aufzureißen.«

Alle erschraken. Die plötzliche Anspannung war fast zu greifen.

»Na warte, du...«, drohte der Junge und kam mit geballten Fäusten um den Tisch herum, doch eine Geste seines Vaters ließ ihn innehalten.

»Ich habe heute eine bemerkenswerte Neuigkeit erfahren«, sagte der alte Poindexter, als wäre nichts geschehen. »Ich glaube, Mr. Brinker dürfte sich ebenfalls dafür interessieren. Man hat die Bestimmungen zur Anerkennung von Wehrdienstverweigerern geändert. Es reicht nun nicht mehr aus, als Begründung schwerwiegende Gewissenskonflikte anzuführen. Neuerdings muß man außerdem beweisen, daß man an eine

überweltliche Schöpfergottheit glaubt. Glauben Sie an Gott, Mr. Brinker?«

»Natürlich. Tut das nicht jeder?«

»Ich höre bei Ihnen einen gewissen spöttischen Unterton heraus, Mr. Brinker. Vielleicht sollten Sie lieber nicht über Gott reden, wo wir uns doch jetzt in einem wahrhaftigen Krieg befinden. Aber wie ist es mit Mr. Jordan? Glauben Sie an eine überweltliche Schöpfergottheit, Mr. Jordan?«

»Jordan ist mein Vorname.«

»Also, Mr. ten Eyck, was sagen Sie dazu?«

»Mr. ten Eyck war mein Vater.«

Der alte Mann lächelte feindselig. »Da haben wir ja einen wirklichen Schlauberger unter uns. Als Autor dramatischer Stücke ist er für Harford zweifellos eine Bereicherung. Aber glaubt er auch an Gott?«

»Das geht nur mich und die Musterungskommission etwas an.«

»Er sieht ziemlich diensttauglich aus«, sagte der junge Pindexter.

»Vorsicht, Kleiner«, sagte Jordan und wies mit ausgestrecktem Finger auf ihn. »Sonst lernst du am eigenen Leib kennen, wie diensttauglich ich bin.«

»Ja, Alger, sei still. Falls Mr. Jordan seine Überzeugungen nicht öffentlich erörtern möchte, so ist das sein gutes Recht. Mr. Brinkers Überzeugungen interessieren mich momentan sehr viel mehr. Letztes Jahr, als dieser Krieg noch nicht unser Krieg war, hat er zumindest keinen Hehl daraus gemacht. Vielleicht erinnert ihr euch noch an den Tag. Einige von euch haben sich über religiöse Weltanschauungen unterhalten, und Mr. Brinker äußerte beträchtliche Zweifel an der Existenz einer überweltlichen Gottheit. Wie hat er es ausgedrückt?... Daß womöglich vor einer Milliarde Jahre irgendein Weltraumreisender hier angehalten hat, um seinen Abfall in die Gegend zu schütten, und unsere Spezies demzufolge einer Müllkippe entsprungen sein könnte.«

»Wir haben an dem Tag einfach nur herumgealbert«, sagte Brinker.

»Tut mir leid, daß ich nicht darüber lachen kann. Wissen Sie, mein Sohn muß in den Krieg ziehen, wo andere Leute versuchen werden, ihn zu töten. Und daher hält sich mein Humor derzeit in Grenzen.«

Brinker lächelte bekümmert. »Würden Sie sich besser fühlen, wenn ich auch eingezogen oder gar getötet würde?«

»Nun, um die Wahrheit zu sagen: Ja, das würde ich.«

Rue funkelte ihn aufgebracht an. »Maurice, Sie sind ein Ekel. Wie kann man so etwas nur sagen!«

In diesem Augenblick humpelte Barnet auf zwei Krücken zur Tür hinein. Er bemerkte Jordan sofort. »Was, zum Teufel, ist denn hier los?«

»Wir haben nur ein wenig geplaudert«, sagte der alte Poindexter. »Es ging gerade um dich, Clay. Um dich und Volleyball.«

»Verdammter Maurice, bist du etwa schon wieder besoffen?«

»Was für ein häßliches Wort. In Anbetracht meines Körpergewichts könnte ich die ganze Nacht lang trinken, ohne jemals diesen glückseligen Zustand des Vergessens zu erreichen. Außerdem übernimmt heute Miss Teasdale die Show.«

»Das ist ein Job für zwei Leute. Und das weißt du auch ganz genau.«

»Ach, was ihr an Erfahrung fehlt, wird sie durch Virtuosität wieder ausgleichen, wie Lady Hazel es so charmant auszudrücken pflegt. Und jetzt entschuldigt mich bitte, ich gehe nach Hause.«

Die beiden Poindexters verließen den Raum, und Barnet baute sich vor den Anwesenden auf. »Verflucht, in einer halben Stunde soll hier eine Show über den Sender gehen.« Er sah Livia an. »Wie, um alles in der Welt, wollen Sie eine Szene meistern, die fünfzehn verdammte Geräuscheffekte beinhaltet?«

»Sie wird hervorragend damit zureckkommen«, sagte Hazel.

»Nun, dann sollte sie sich bis halb zwölf lieber überlegt haben, wie man sich zwei weitere Arme und ein drittes Bein wachsen läßt.« Sein wütender Blick richtete sich auf Jordan. »Und was Sie betrifft, sehen Sie zu, daß Sie gefälligst von hier verschwinden!«

Auf einmal befand Kidd sich wie aus dem Nichts auf der Soundstage. Alles erstarre für ungefähr zehn Sekunden, während einer nach dem anderen registrierte, daß die Tür der dunklen Kabine des Aufnahmegeräts mittlerweile offenstand.

»Ich schätze, ich bin da drinnen eingekickt«, sagte Kidd.

Niemand glaubte ihm.

»Tja, es war ein langer Tag, und ich bin müde«, fügte er hinzu, aber er sah nicht müde aus. Sein klarer, aufmerksamer Blick richtete sich auf die Gesichter der anderen. »Also, ich wünsche viel Erfolg für die heutige Sendung und sehe Sie dann alle am Montag.«

»Ja, Sir«, erklang es wie aus einem Munde.

»Begleiten Sie mich doch nach draußen, Mr. ten Eyck«, sagte Kidd.

Auf dem Flur führte Becky Hart soeben die letzten Nachzügler ins Studio A. Das ganze Gebäude wurde vom Lärm der Menge durchdrungen.

»Wollen Sie bleiben und sich den Auftritt ansehen, Mr. ten Eyck?«

»Das hatte ich eigentlich vor.«

»Gut. Warten Sie noch mit der Tür, Miss.« Kidd blieb stehen und sah Jordan in die Augen. »Die Leute hier sind ziemlich unzufrieden, nicht wahr?«

»Ich glaube, die Stimmung könnte besser sein.«

»Sehr diplomatisch. Hatten wir uns nicht darauf geeinigt, offen unsere Meinung zu äußern?«

»Mir steht noch keine Meinung zu, ich bin ja gerade erst angekommen. Aber manche dieser Leute könnten Sie überraschen.«

»Das möchte ich ihnen auch geraten haben.« Kidds Blick war ruhig, seine Miene unergründlich. »Dann bis morgen«, sagte er und verschwand durch die Tür in die Lobby.

Becky zupfte an Jordans Ärmel. Die Musik hatte eingesetzt. »Beeilung, wir gehen gleich auf Sendung!«

Als er das Studio betrat, schlug sein Herz wie wild. In einer der hinteren Reihen fand er einen Platz inmitten der Menge.

Und da war sie.

13.

Das muß ein Traum sein, dachte Jordan. Bei dieser Frau auf dem Podium kann es sich doch unmöglich um das Mädchen aus der Provinz handeln, das ich früher gekannt habe.

Holly saß in einem trägerlosen graublauen Abendkleid da und sah dabei professionell und vollkommen abgeklärt aus. Der Mann mit der Klarinette erhob sich und sah auf die Uhr. Alle

Türen waren mittlerweile geschlossen, und ein Ansager trat ans Mikrofon.

»Guten Abend, Ladys und Gentlemen! Wir freuen uns, Sie heute hier begrüßen zu dürfen!«

Lauter Beifall brandete auf.

»Ich bin Bill van Doren, und ich habe die angenehme Aufgabe, Ihnen diese sieben großartigen Musiker vorzustellen und während unserer Live-Sendung die einzelnen Titel anzusagen. Die Übertragung dauert eine halbe Stunde, doch der Auftritt der Band geht danach noch weiter, so daß Sie sich später gern hier auf die Tanzfläche begeben oder einfach nur sitzen bleiben und der Musik lauschen können.«

Die Menge jubelte enthusiastisch.

»Eigentlich bin ich außerdem dafür zuständig, das sogenannte Warm-up des Publikums durchzuführen«, verkün-

dete der Ansager. »Aber wenn es je ein Publikum gegeben hat, das gar keiner weiteren Einstimmung bedarf, dann sind Sie es!«

Der Lärm wurde ohrenbetäubend.

Der Ansager hob die Hände und fing mit der Vorstellung der einzelnen Akteure an. Der Klarinettenspieler begann ein Solo, und das Publikum kreischte verzückt. Rechts stand der Saxophonist auf und spielte einen kurzen Riff, worauf die Klarinette sich ihm für ein paar fröhliche Takte anschloß, und die Menge lachte. Der Trompeter fiel ein, ließ ein zartes Wha-wha ertönen, und die Zuschauer lachten erneut, als ihnen auffiel, daß er die Lautstärke seines Instruments mit einer Gummisaugglocke dämpfte, wie man sie normalerweise für verstopfte Abflüsse benutzte. Schließlich gesellte sich auch die Rhythmusgruppe hinzu: erst der Baß, dann die Gitarre und am Ende das Schlagzeug. Jetzt blieben noch zwei Minuten bis zum Sendebeginn, und der Ansager wandte sich Holly zu.

»Was soll ich nur über die Lady sagen, die heute für uns singen wird? Ich könnte Ihnen erzählen, daß sie zu den erstaunlichsten Menschen gehört, deren Bekanntschaft mir je vergönnt gewesen ist, aber das würde ihr nicht annähernd gerecht. Viele von Ihnen wissen bereits, wie alles anfing. Bis vor zwei Monaten hatte sie noch nie professionell gesungen. Dann tauchte sie eines Abends während der Amateursendung auf dem Pier auf und bat um einen Probeauftritt. Keiner, der an jenem Abend dort war, wird je vergessen, wie diese unglaubliche, elektrisierende Stimme uns vom ersten Moment an gefangennahm. Diese Frau hat Stil, Klasse und Charme; ein unfehlbares Rhythmusgefühl und die verlässliche Eigenschaft, jeden Impuls der Band sofort aufzugreifen und mitzugestalten. Ohne jemals Gesangsstunden absolviert oder ein Programm einstudiert zu haben, hat sie uns knapp eine Stunde lang bezaubert, bis ihr die Songs ausgingen. Ihr steht eine fabelhafte Karriere bevor. Ich bin genauso überglücklich wie Sie alle, den Anfang dieser Erfolgsgeschichte, dieses wahr gewordenen Märchens miterlebt zu haben. Ladys und Gentlemen, bitte begrüßen Sie mit einem besonders herzlichen Applaus die

beste Band-Sängerin, die ich kenne... Miss Hol-ly OHHHHH-Har-
ra!«

Die Menge rastete aus. Ein Tollhaus, ein Aufruhr, ein Höllenlärm. Dann blieben noch fünfzehn Sekunden bis zum Sendebeginn, und es bestand keinerlei Aussicht, daß die Zuschauer sich bis dahin wieder beruhigen würden. Jordan ahnte, daß dies auch gar nicht im Interesse der Verantwortlichen lag. Der Regisseur in seiner Kabine hob beide Arme, um die Menge noch mehr anzufeuern. Mein Gott, dachte Jordan, niemand wird die Musik hören können.

Fünf Sekunden vor Ablauf der Zeit erhielt der Ansager ein weiteres Signal und trat wieder ans Mikrofon. »Ich habe gerade eine Mitteilung erhalten!« rief er der Menge zu. »Das Sonnenfest wird plangemäß stattfinden!«

Die rote Lampe leuchtete auf, und in freudiger Hochstimmung begann die Übertragung.

Die Sendung setzte mit frenetischem Jubel ein, und Jordan begriff, wie meisterhaft das Timing gewesen war. Der Ansager rief die Eröffnung quer durch das Studio - »Hier sind die Windy City Seven!« - und übertönte damit den Lärm. Unmittelbar darauf folgte die Erkennungsmelodie »Love Walked In«, und in der Kabine sah Jordan die beiden Männer bei der Arbeit: Stoner saß mit gesenktem Kopf da, während der Regisseur ihm konzentrierte Anweisungen erteilte und mit einer kaum merklichen Geste den Ansager zurück ans Mikrofon beorderte. Alles geschah wie beiläufig: Der Regisseur lenkte den Ansager, und der Ansager lenkte die Menge. Es wurde schlagartig leiser, und dann stellte van Doren ein weiteres Mal die einzelnen Mitglieder der Band vor, wenngleich ihre musikalischen Eskapaden auf Sendung etwas förmlicher und nicht ganz so übermütig ausfielen. Der erste Titel begann: »Sweet Lorraine«.

Im Verlauf der halben Stunde sang Holly vier Nummern. Zuerst kam »The Glory of Love«, und Jordan staunte über ihre geschliffene Eleganz. Sie hatte einen sechsten Sinn für Art und Zeitpunkt ihrer Bewegungen: wann sie aufstehen und über die

Bühne schlendern mußte, um genau im richtigen Moment am Mikrofon einzutreffen; wann sie sich drehen und den Kopf in den Nacken legen konnte, um mit dem Publikum zu flirten; wann sie ihr strahlendes Lächeln einsetzen sollte. Das Lied endete, der Ansager kam und ging wieder, die Band spielte weiter. Holly sang »These Foolish Things Remind Me of You«. Wunderbar, dachte Jordan, dessen Überraschung sich immer mehr legte, so daß er nun in der Lage war, Hollys außerordentliches Talent angemessen zu würdigen. Als sie »I Can't Give You Anything But Love« sang, hob er irgendwann zufällig den Kopf und bemerkte einen Mann, der den Auftritt vom Balkon aus verfolgte. Der Fremde stand allein im Schatten, so daß zunächst nur seine weißen Hände auffielen, die sich um das Geländer der Brüstung gelegt hatten. Dann beugte der Mann sich vor, und sein Gesicht wurde für einen Moment vom Licht beschienen. Er war schlank, trug ein Sakko und eine dunkle Brille.

Der vermeintlich Blinde, den das kleine Mädchen gesehen hatte.

Während Hollys letztem Song rührte der Mann sich nicht mehr. Es war »I Didn't Know What Time It Was«, und beim abschließenden Refrain richtete Hollys Blick sich auf den Balkon, wo inzwischen sogar die Hände ins Dunkel zurückgewichen waren.

Stoner und der Regisseur waren sichtlich zufrieden; sie saßen in ihrer Kabine und lachten fröhlich. Die Zuschauer schlenderten umher und sprachen begeistert über die Sendung. Oben auf der Soundstage spielte die Band eine leise Zwischenmusik, um das Publikum auf den zweiten Teil der Veranstaltung einzustimmen. Rund um Holly scharte sich eine dichte Menschenmenge, und immer mehr Leute traten näher und baten um ein Autogramm, als wäre sie bereits eine Berühmtheit. Das ist der richtige Augenblick, zu ihr zu gehen, verborgen unter lauter fremden Gesichtern, dachte Jordan.

Sein Kopf ragte aus der Menge heraus. Falls Holly in seine Richtung sah, mußte sie ihn bemerken. Jetzt konnte er ihre Stimme hören: Sie sagte etwas zu dem Mann, der sie um eine Unterschrift gebeten hatte. Erst diese Sprechstimme erinnerte Jordan endlich wieder an das Mädchen, das er von früher kannte.

Ein paar öde Schwätzer versuchten, sich besonders hervorzuhalten und Holly in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Sie wurde meisterhaft mit ihnen fertig, indem sie ihnen die Hände schüttelte, sie wie alte Bekannte begrüßte und sie dann mit gesenktem Kopf und bekümmertem Stirnrunzeln wieder ihrer Wege schickte.

»Hallo, wie heißen Sie?« hörte Jordan sie fragen. Es waren noch zwei Männer vor ihm dran, und sein Herz raste wie ein Preßlufthammer.

Dann war es soweit. Sie sah ihm in die Augen, und er registrierte in ihrer Miene... gar nichts. Sie nahm seine Hand. »Hallo... wie heißen Sie?«

»Jack.«

»Sie sind ein ziemlich großer Kerl, Jack. Ich hoffe, unsere Musik hat Ihnen gefallen.«

»Ihr Auftritt war unglaublich gut.«

»Danke schön, Sir. Das bedeutet mir wirklich eine Menge.«

Er gab ihr ein Stück Papier, das er vom Boden aufgehoben hatte, und einen Bleistift, den er bei sich trug. *Für Jack, an einem ganz besonderen Abend. Alles Liebe, Holly O'Hara*, schrieb sie, blickte lächelnd auf, und dann wurde er auch schon von den nachdrängenden Zuschauern beiseite geschoben. Holly sah ihm nicht hinterher. Sie hatte ihn abgefertigt, als wäre er ihr noch nie im Leben begegnet.

14.

Um ein Uhr war alles vorbei. Die Türen standen weit offen, die Musiker packten ihre Instrumente ein, und das Publikum machte sich langsam und etwas widerstrebend auf den Weg nach draußen. Im Studio B war alles dunkel, die Schauspieler waren längst nach Hause gegangen. Einige Leute verweilten noch eine Zeitlang vor dem Gebäude und unterhielten sich, bis die Außenbeleuchtung abgeschaltet wurde.

Jordan stand unter den Bäumen beim Volleyballnetz und beobachtete, wie die Band in einen kleinen Bus einstieg, der an der Nebentür geparkt stand. Auch Holly gesellte sich zu den Musikern, und dann fuhr der Wagen los.

Es hatte keinen Sinn, sich einen Reim darauf machen zu wollen. Er konnte nichts tun, außer darauf zu warten, daß sie zu ihm kommen und ihm mitteilen würde, was sie bezweckte. Aber es gelang ihm einfach nicht, sich von dem enttäuschenden Eindruck dieses Zusammentreffens zu befreien.

Im Hotel wünschte er sich für einen kurzen Moment eine Flasche Whiskey herbei. Hinter ihm lag ein langer Tag, und er sehnte sich nach etwas Stärkerem als dem brackigen Leitungswasser aus dem Raum am Ende des Flurs. Heute nacht würde er mit sorgenschwerem Herzen zu Bett gehen. Das Bild Hollys am Mikrofon stand ihm weiterhin deutlich vor Augen, aber er ertappte sich dabei, daß er immer wieder an den Mann mit der dunklen Brille denken mußte.

Irgendwann schloß er die Tür hinter sich ab, ging den Korridor entlang zum Waschraum, putzte sich die Zähne und trank etwas Wasser. Als er zu seinem Zimmer zurückkehrte, überkam ihn dasselbe Gefühl wie am Morgen, daß unterdessen jemand hier gewesen war. Er spürte feuchten Sand unter den Füßen. Sand vom Strand, nicht etwa das trockene Zeug aus den Dünen, das er möglicherweise an seiner eigenen Kleidung hereingetragen hatte.

Er lauschte an der Zimmertür, drehte den Knauf und stellte fest, daß nach wie vor abgeschlossen war. Er atmete aus, zog den Schlüssel hervor und schloß auf.

Das Stück Papier war nicht zu übersehen, ein einfacher Notizzettel, den man zweimal gefaltet und unter seiner Tür hindurchgeschoben hatte. *Komm heute nacht um zwei Uhr zum Leuchtturm. Holly.*

Die Landschaft jenseits der Stadt wirkte im Dunkeln bedrohlich und irgendwie außerirdisch. Über dem Strand hing eine dichte Wolkendecke, und in weiter Ferne zuckten gelegentlich einige Blitze. Jordan besaß keine Lampe und hätte sich kaum orientieren können, wäre da nicht der Leuchtturm gewesen, dessen starkes Signalfeuer viermal pro Minute aufflammte.

Jordan wußte, daß dieses Gebiet im Süden der Stadt von zahlreichen Strandbungalows gesäumt wurde, aber hinter den Fenstern brannte kein Licht, so daß die Gebäude mit der Finsternis im Schatten der Bäume verschmolzen. Die Szenerie mutete unwirklich und fremd an: Einerseits ließ der Leuchtturm immer wieder kurz ein schwarzweißes Reliefbild aus der Dunkelheit entstehen, das absolut kalt erschien, andererseits wehte von See eine warme Brise heran. Soeben war das Ende der Ebbe erreicht und der Sand fest und feucht, so daß Jordan zügig vorankam und nur vereinzelte Priele umgehen mußte.

Er befand sich ungefähr drei Kilometer südlich der Stadt, als er vor sich tanzende Lichter entdeckte. Es handelte sich um die Patrouille der Küstenwache, die nach deutschen Spionen Ausschau hielt, die sich womöglich aus U-Booten an Land schleichen wollten. Jordan lief hinauf in die Dünen und legte sich flach in den Sand. Kurz darauf kamen die Pferde in weniger als zwanzig Metern Entfernung an ihm vorbei. Der Mann mit der großen Lampe richtete den Lichtstrahl auf das Wasser, hinaus bis zu den Stacheldrahtrollen und wieder zurück. Der Wind trug Gesprächsfetzen an Jordans Ohren. »Mann, dieses Mädchen hatte wirklich einen hübschen Hintern«, sagte die große Lampe, und die anderen lachten. Die

südliche Landspitze war ein beliebter Treffpunkt für Liebespärchen, und anscheinend machten die Beamten sich einen Spaß daraus, die jungen Leute möglichst in flagranti zu überraschen.

Jordan sprang auf und lief am Strand weiter. Wenige Minuten später mußte er eine tiefe Senke durchwaten, in der ihm das Wasser bis zur Hüfte reichte.

Als er die gegenüberliegende Böschung erkomm, sah er plötzlich wieder den Leuchtturm vor sich. Das Signalfeuer wanderte über ihn hinweg, und der blendende Kontrast war verschwunden, so als wäre er durch ein Prisma getreten und dabei aus dem rauen Schnegebiß in ein sanftes Dämmerlicht gelangt. Der Leuchtturm erhob sich in knapp einem Kilometer Entfernung ungefähr fünfzig Meter über die Kante der Klippe. Auch den Verlauf der Klippe konnte Jordan erkennen, ein langes gekrümmtes Stück Land, das sich gen See streckte. Und den Südzipfel der Insel, der sich deutlich vom nördlichen Teil unterschied. Südlich der Senke standen keine Häuser mehr, und der Baumbewuchs ließ rapide nach und verschwand dann völlig. Das Gebiet wirkte verwildert und kahl, den Gezeiten unterworfen und am äußersten Ende sumpfig. Der Strand ging dort immer weiter in Marschland über, bis der letzte schmale Sandstreifen sich schließlich mit dem Wasser vereinigte.

Ein leichter Regen hatte eingesetzt, und der Ostwind ließ immer mehr nach. Das Wasser in der Bucht war auf gespenstische Weise still, während auf der anderen Seite die Wogen vorbeirollten und nach etwa anderthalb Kilometern an die Festlandküste brandeten. Dann sah Jordan auch die Straße quer durch den Sumpf, einen Bohlendamm, der mit dem Festland durch eine Brücke verbunden war, die er bereits vom Dach des Harford-Gebäudes aus erspäht hatte.

Noch immer war nirgendwo ein Lebenszeichen zu entdecken. Zwar ließen einige dunkle Nischen des Leuchtturms auf Fenster schließen, doch brannte in keiner von ihnen Licht. Jordan stieg einen künstlich aufgeschütteten und mit Steinen befestigten Weg hinauf und erreichte den Steg, der zum Leuchtturm führte.

Der weitere Weg wurde durch ein Tor versperrt, das mit einer Kette samt Vorhängeschloß gesichert war. Mit etwas Mühe konnte er ein Schild entziffern:

US KÜSTENWACHE
UNBEFUGTES BETREten VERBOTEN

Jordan fühlte sich immer unbehaglicher. Es war mindestens zwei Uhr, wahrscheinlich aber noch später. War Holly vielleicht schon hier gewesen und wieder weggefahren? Er war gewillt, bis Tagesanbruch im Regen auszuhalten; was ihn beunruhigte, hatte weder mit langem Warten noch mit schlechtem Wetter zu tun.

Er zog Hollys Nachricht aus der Tasche, aber das billige Papier war naß und unleserlich geworden und löste sich zwischen Jordans Fingern in seine Bestandteile auf. Aus und vorbei, dachte er, und auch ich sollte mich lieber aus dem Staub machen.

Sein Verstand riet ihm zum Aufbruch, aber sein Herz ließ ihn innehalten. Wie konnte er wieder weggehen, noch bevor er den Grund für sein Kommen herausgefunden hatte?

Er kauerte sich in den breiten Spalt zwischen zwei Stützpfeilern des Stegs und beschloß abzuwarten. Der Regen prasselte gleichbleibend wie kleine Schrotkugeln auf das Wasser der Bucht hinab. Nur Jordans Augen bewegten sich und suchten den Strand und die Dünen ab. Hin und wieder wandte er leicht den Kopf und schaute zu dem Bohlendamm, der durch den Sumpf verlief. Er wußte nicht, wie lange er schon dort gehockt hatte, als er ein Licht aufblitzen sah. Einbildung, glaubte er. In einer solchen Nacht war selbst der vernünftigste Mensch nicht mehr ganz Herr seiner Sinne. In diesem Moment sah er das Licht ein weiteres Mal.

Es handelte sich um die Scheinwerfer eines Wagens weit hinten im Marschland. Zwei helle Lichtblitze im Abstand von weniger als einer Sekunde, dann nichts mehr. Er ließ den Steg hinter sich und folgte dem befestigten Weg bis zum Bohlendamm. Jetzt oder nie, dachte er und sah die fahle, verschwommen wirkende Fahrbahn entlang. Andere Alterna-

tiven gibt es nicht. Natürlich mußte er das Risiko eingehen. Dennoch beschlich ihn die deutliche Ahnung, daß nicht Holly dort im Sumpf auf ihn wartete.

Die Landschaft verschlang ihn mit Haut und Haaren. Um ihn herum erklang ein lautes Froschkonzert. Er spürte den Regen, konnte ihn aber nicht hören. Auch Brandung und Wind wurden übertönt. Im Reich der Frösche behielt nichts und niemand das ursprüngliche Geräusch bei. Alles quakte.

Und war es nicht verrückt, daß er keinen Meter weit sehen, dafür aber genau den Wald auf dem Festland erkennen konnte, der fast einen ganzen Kilometer entfernt lag? Immer wieder blitzte das Signalfeuer des Leuchtturms auf und vertrieb die Dunkelheit: Jordans Schatten zuckte über die ausgebliebenen Bohlen, und noch bevor seine Augen sich anpassen konnten, erlosch das Licht wieder, so daß er in ein bodenloses Loch zu stürzen glaubte und den Eindruck hatte, um ihn herum würden finstere Hügel aufragen. Der Bohlenbelag war uneben, und Jordan bildete sich ein, er würde am Rand ein Geländer sehen, wenngleich er wußte, daß dort keines war.

Er schätzte, daß der Wagen ungefähr hundert Meter tief im Sumpf stand, am Rand der Insel, direkt unterhalb der Brücke. Die Straße bog nun nach Nordwesten ab und lag nicht länger im Schein des grellen Leuchtfeuers. Jordan merkte, daß es in Richtung der Brücke allmählich bergauf ging; sein Kopf ragte immer weiter über das umliegende Schilf empor. Ihm wurde schmerzlich bewußt, wie wehrlos und verwundbar er war. Zwar konnte er selbst auch weiterhin kaum etwas erkennen, aber für einen Beobachter auf der Brücke oder sogar im Wald jenseits des Flusses mußte er sich deutlich abzeichnen.

Dann sah er die geisterhaften Stahlträger der Brücke aufragen, als hätte ein Kind sie aus den Teilen eines Stabilbaukastens errichtet. Und da stand auch der Wagen wie ein vergessenes Spielzeug. Nichts regte sich, weder auf noch jenseits der Brücke, weder beim Wagen noch irgendwo in der

Nähe. Nun waren es kaum noch dreißig Meter. Angespannt verharrete Jordan in geduckter Haltung und wartete ab.

Keine Bewegung, dachte er. Dann wurde ihm klar, daß dies kein Gedanke gewesen war, sondern eine Stimme.

»Ich sagte, keine Bewegung. Ich bin bewaffnet.«

Die Stimme ließ sich nicht orten; Jordan verfluchte sein taubes Ohr. Versuch's mit einem Bluff, dachte er. Vielleicht ist es nur irgendein Spinner. »Sie handeln sich eine Menge Ärger ein, Kumpel.«

»Klappe halten! Tun Sie, was ich sage!«

»Was soll das? Sie müssen mich mit jemandem verwechseln. Meine Freundin und ich haben uns verpaßt, und ich suche lediglich nach ihr.«

»Sie wird nicht kommen. Sie hat mich an ihrer Stelle geschickt. Ich weiß, wer Sie sind, Dulaney, sie hat mir alles über Sie erzählt. Gehen Sie weiter bis zu dem Wagen.«

Vorsichtig tastete er sich auf dem Bohlenweg voran. Nun konnte er den Wagen erkennen; es war der schwarze 35er Ford. Jack begriff, daß er in ernstlichen Schwierigkeiten steckte.

»Legen Sie die Hände auf die Motorhaube!«

Der Strahl einer Taschenlampe richtete sich auf ihn, und er hörte Schritte auf den Bohlen. Dann spürte er, wie der Mann ihn mit einer Hand an der Taille abtastete und seine Taschen abklopfte. Wo hat er die Waffe? überlegte Jack, aber der Mann wich zurück, und die Gelegenheit war dahin.

»Es war nicht besonders schlau, unbewaffnet hier aufzutauchen. Aber ich vergaß, Sie haben ja mit Holly gerechnet. Zu schade - Holly will sich nicht mit Ihnen treffen. Sie hat mich hergeschickt, damit ich es Ihnen ausrichte. Genaugenommen möchte sie sogar, daß Sie noch heute nacht die Stadt verlassen. Haben Sie mich verstanden? Sie hauen sofort ab und lassen sich nie wieder hier blicken.« Der Fremde sprach eindeutig mit deutschem Akzent. »Haben Sie mich verstanden, Dulaney?« wiederholte er.

»Sicher.«

»Ja? Was meinen Sie damit?«

»Nur, daß ich es aus Hollys Mund hören möchte, das ist alles.«

Der Hieb traf ihn unerwartet und schickte ihn bäuchlings auf die Bohlen. Er rollte sich auf den Rücken und sah, daß der Holzfäller über ihm stand und eine gefährlich aussehende Pistole am Lauf hielt.

»Liegenbleiben, Dulaney! Röhren Sie sich nicht!«

Es war der erste Holzfäller, der nervösere der beiden, den Jack zuletzt vom Fenster aus auf dem Parkplatz gesehen hatte. Der Mann beugte sich über ihn und drehte die Waffe herum, so daß nun die Mündung auf Jack gerichtet war. »Ich mag es nicht, anderen Menschen weh zu tun, aber ich werde es tun. Ich bin mit meinem verdammt Latein am Ende.«

Dulaney schüttelte den Kopf und starre in den Lauf der Pistole.

»Ich möchte, daß Sie etwas begreifen. Wenn ich Ihnen sage, Sie sollen die Stadt verlassen, dann tun Sie es besser auch. Glauben Sie nicht, Sie könnten mich anlügen! In diesem Fall müßte ich Sie leider töten.« Der Holzfäller stieß ihn mit der Waffe an. »Jetzt können Sie aufstehen.«

Dulaney rappelte sich auf.

»Also, was sagen Sie?«

»Ich schätze, ich werde die Stadt verlassen.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Sie lügen«, sagte der Mann dann. »Ich kann es Ihrem Gesicht ansehen. Sie sagen, Sie würden von hier verschwinden, aber Sie haben es nicht wirklich vor.«

Seine Stimme klang auf einmal verunsichert. »Sie lügen«, wiederholte er. »Sie lügen, sobald Sie den Mund aufmachen.«

Ich muß etwas unternehmen, sonst legt er mich an Ort und Stelle um, dachte Dulaney. Er klammerte sich an einen Strohhalm. »Ich will Ihnen gegenüber ehrlich sein. Sie machen

es mir nicht einfacher, von hier zu verschwinden, Sie machen es mir schwerer. Ich würde sofort aufbrechen, wenn ich mit Holly persönlich sprechen könnte.«

»Das ist unmöglich.«

»Nur fünf Minuten allein mit ihr, mehr verlange ich gar nicht.«

»Ich sagte, es ist nicht möglich.«

»Dann verraten Sie mir wenigstens den Grund dafür.«

»Sie vergessen, wer die Waffe in der Hand hält. Ich muß Ihnen überhaupt nichts verraten.«

Dulaney überlegte verzweifelt, wie er den Mann überzeugen könnte. »Ich glaube nicht, daß Sie diese Pistole wirklich benutzen möchten.«

»Sie zwingen mich dazu. Sie lassen mir keine andere Wahl.«

»Ich will offen sein, mein Freund. Sie klingen wie jemand, dem etwas auf der Seele lastet. Ich habe Sie heute nachmittag oben beim Radiosender gesehen und hatte den Eindruck, es würde Sie etwas beschäftigen. Als wären Sie am liebsten zu mir gekommen, um mir davon zu erzählen. Also, warum erzählen Sie es mir nicht?«

»O ja, eine großartige Idee. Dann können Sie später als Zeuge meiner Hinrichtung beiwohnen.«

Dulaney atmete tief durch und wagte eine riskante Frage. »Haben Sie Kendall ermordet?«

Der Mann zuckte zusammen. »Unterstehen Sie sich, so etwas zu behaupten!« Er spannte die Waffe. »Wagen Sie es nicht! Sagen Sie das nie wieder!«

»Natürlich, Kumpel«, versicherte Dulaney erschrocken. »Ich nehme es zurück.«

»Ich habe Alpträume deswegen. Ich kann es einfach nicht vergessen.«

»He, ich glaube Ihnen.«

»Ich habe noch nie jemanden umgebracht.«

»Das ist gut. Und Sie wollen doch jetzt nicht damit anfangen, oder?«

»Glauben Sie, mir macht das Spaß?«

»Ich kann erkennen, daß es nicht so ist.«

Der Holzfäller erwiderte nichts. Die Waffe war immer wieder kurz im Lichtschein der Taschenlampe zu sehen.

»Hat der Ire Kendall ermordet?«

»Um Gottes willen, nein. Er ist bloß ein hirnloser Schläger.«

Wieder verging ein Augenblick.

»Was wissen Sie über den Iren?« fragte der Holzfäller.

»Nichts. Kendall hat erzählt, ein Mulligan habe ihn verprügelt.«

»Vergessen Sie ihn, er ist unwichtig. Ich wünschte, ich hätte seine dämliche Visage nie zu Gesicht bekommen. Und jetzt genug. Ich habe keine Lust mehr, mit Ihnen zu reden, Sie verschwenden meine Zeit. Los, gehen Sie!«

Langsam überquerten sie die Brücke. Es war eine surreale Situation; Nebelschwaden wirbelten über den Flußlauf, und das Signal des Leuchtturms erschien nunmehr als ein zartes Silberband am Nachthimmel. Der Holzfäller beleuchtete den Weg, und ihre Schritte auf den Bohlen hallten dumpf.

Falls sich Jack auch nur die leiseste Chance bot, den Mann zu überwältigen, mußte er sie ergreifen. Nach dem Geräusch zu schließen, befand der Holzfäller sich ungefähr zweieinhalb Meter hinter ihm, was immer noch zuviel für einen Überraschungsangriff war. Aber die Zeit wurde knapp; er mußte es versuchen, auch wenn es zum Scheitern verurteilt schien. Warte, bis wir von der Straße runter sind, dachte er. Nutze den günstigsten Moment, und vertraue darauf, daß es ohne gebrochene Knochen abgeht. Sei schnell; schnell und entschlossen. Mehr war vermutlich nicht für ihn drin.

Sie gingen in den Wald hinein, wo der Bohlendamm an einer schmalen unbefestigten Straße endete, deren Furchen voller Wasser standen. Dort folgten Jack und der Holzfäller dem Verlauf eines grasbedeckten Kamms. »Hier abbiegen«, sagte der Holzfäller, und sie marschierten über eine nasse Wiese in eine Senke hinunter.

»Stopp.«

Jack drehte sich um. Keine Chance, der andere war zu weit weg. Er würde ein letztes Mal versuchen, dem Holzfäller ins Gewissen zu reden.

»Hören Sie, Kumpel... Sie können immer noch mit mir reden.«

Der Holzfäller lachte auf. Es klang schroff und verbittert.
»Wozu sollte das gut sein?«

»Ich werde versuchen, Ihnen zu helfen. Ich kann doch sehen, daß Sie in Schwierigkeiten stecken.«

»Und selbst wenn? Was können Sie denn Ihrer Meinung nach für mich tun?«

»Bis jetzt ergibt das alles für mich keinen Sinn. Ich weiß weder, was Sie getan haben, noch woher Sie kommen. Ich weiß nicht einmal, wie Sie mich gefunden haben.«

»Das ist doch jetzt egal, oder nicht? Sagen wir einfach, Ihr alter Freund Carnahan hat es uns erzählt. Belassen wir es dabei.« Doch der Holzfäller besann sich sofort wieder eines anderen. »Nein, das ist nicht wahr. Carnahan hätte uns überhaupt nichts verraten. Er war Ihr Freund. Ein tapferer Mann. Viel mutiger als ich.«

Dulaney entging die Veränderung nicht. Der Holzfäller hatte zu zittern begonnen, und der Lauf der Waffe geriet ins Wanken.

»Nein, Carnahan kann man keinen Vorwurf machen«, bekräftigte er. »Wir haben ihm hinterher den Schlüssel abgenommen.«

»Hinterher? Was heißt das?«

»Wir sind in sein Zimmer gegangen und haben da einige Sachen gefunden. Eine halb geschriebene Postkarte an seine Tochter. Ein paar noch nicht entwickelte Filme, einige Notizen. Ein Aufnahmegerät, auf dessen Spindel noch immer der Wachsrest einer Aufzeichnung steckte. Genug, um uns Ihre Identität zu verraten und herauszubekommen, daß er den Rest von dem Zeug an Sie abgeschickt hatte. An irgendeine verfluchte Rennbahn in Florida.«

»Tropical Park. Ich war nicht besonders lange dort.«

Es verstrich ein Moment.

»Also machen Sie Carnahan keine Vorwürfe«, sagte der Holzfäller. »Er war ein guter, tapferer Mann.«

»Verraten Sie mir, wer die anderen sind?«

»Mehr darf ich nicht sagen. Ich habe Angehörige in New York, die in schreckliche Gefahr geraten könnten, falls ich zuviel erzähle.«

Dulaney sah, daß der Holzfäller die Waffe hob, und bereitete sich auf den Angriff vor. Aber dann stieß der Fremde ein langes, zittriges Seufzen aus. »Sie haben recht, Dulaney. Ich will Sie nicht töten.«

Jack atmete tief durch.

»Wenn man in der Klemme steckt, scheint es nur einen einzigen Ausweg zu geben«, sagte der Holzfäller. »Und wenn man dann genauer hinsieht, stellt man fest, daß es überhaupt keinen Ausweg mehr gibt. Sie haben recht, ich will Sie nicht töten. Ich kann es nicht. Ich dachte, ich könnte es. Zumindest habe ich mir das eingeredet.« Er zuckte die Achseln. »Tut mir leid, daß ich Sie geschlagen habe, Dulaney.«

Dann steckte er sich den Lauf der Waffe in den Mund und drückte ab. Sein Kopf explodierte, und die Taschenlampe flog ins Unterholz.

EIN KLARER FALL

1.

Was die Todesursache anging, tauchten nicht die geringsten Zweifel auf. Ein eindeutiger Fall von Selbstmord, sagte der Gerichtsmedizinen Ja, es blieben zwar einige Fragen offen, aber sämtliche vorhandenen Fakten ließen keinen anderen Schluß zu.

Man hatte eine Pistole gefunden, die auf den Namen des Opfers registriert war und bei der es sich nachweislich um die Tatwaffe handelte. Darüber hinaus gab es noch weitere Indizien. Im Handschuhfach des 35er Ford, der ebenfalls dem Toten gehörte, stieß man auf eine Schachtel Zyanid. Das ist bei Selbstmorden nicht ungewöhnlich, sagte der Gerichtsmediziner. Jemand beschließt aus lauter Hoffnungslosigkeit, sich umzubringen, ist sich aber zunächst unschlüssig über die Methode. Die meisten Leute bevorzugen einen schmerzlosen Abgang; die meisten, aber nicht alle. Es sind Fälle bekannt, in denen Selbstmörder sich die Beine und einen Arm abhackten, um dann in aller Ruhe dazusitzen und zu verbluten.

Die Beweiskette war lückenlos - der Fundort der Waffe, die fehlenden Anzeichen für einen Kampf, die Schmauchspuren an Händen und Gesicht. Alles deutete auf Selbstmord hin.

Der Tote hieß George Edward Schroeder, war sechsundzwanzig Jahre alt und entstammte in zweiter Generation einer Familie von Deutschamerikanern. Dadurch wurde dieser Fall zu einer echten Nachricht, denn ohne den deutschen Aspekt wäre der Selbstmord wahrscheinlich als unbedeutende Episode auf einer der hinteren Seiten vermeldet worden. Der Zeitungsreporter tätigte einige Anrufe und fand die

Angaben des Sheriffs bald bestätigt; den Rest brachte er durch eine Fahrt nach New York in Erfahrung. So verwandelte der Tod eines verzweifelten jungen Mannes sich in ein erstklassiges Propagandastück für die Titelseite. Die aufsehenerregende Schlagzeile erschien in der dritten Maiwoche und lautete DER LANGE ARM DES ADOLF HITLER. Die Auflage war schnell ausverkauft. Associated Press wurde auf die Story aufmerksam, übernahm sie Wort für Wort, einschließlich der Verfasserangabe, und kurz darauf druckten Zeitungen überall im Land den Artikel nach.

Gunter und Hannah Schroeder hatten 1912 in Bremen geheiratet und waren zwei Jahre später nach Amerika ausgewandert. Sie ließen sich im Deutschenviertel von New York nieder, dem östlichen Bereich der Achtzigsten bis Neunzigsten Straße, der als Yorkville bekannt war. Gunter eröffnete ein Lokal an der Dritten Avenue und betrieb dieses Geschäft gemeinsam mit seiner Frau fünfundzwanzig Jahre lang. Sie hatten zwei Kinder, aber die Tochter heiratete einen deutschen Staatsangehörigen und zog 1935 mit ihm und den Enkeln zurück in die alte Heimat. George, der Sohn, war von jeher ein nervöser Charakter. Er hatte im Leben nur wenige Freunde und machte sich ständig Sorgen über die ungelösten Probleme dieser Welt. Schließlich verlor er alle Hoffnung und wurde seiner Mitmenschen überdrüssig. Aus seinem Umfeld verlautete, ein ausschlaggebender Faktor sei dabei der Verlust seiner älteren Schwester Gerda Luise gewesen, die ihm gegenüber tiefgehende Zweifel an dem von ihr eingeschlagenen Weg geäußert habe, sogar noch an ihrem Hochzeitstag und bis hin zur Stunde ihrer Abreise nach Deutschland.

Seine Arbeit spendete ihm ein wenig Trost. Er hatte eine Anstellung als Toningenieur bei WQXR gefunden, New Yorks Sender für klassische Musik, und abends saß er oft allein in dem dunklen Regieraum des Studios und lauschte den Melodien der großen deutschen Meister. »Georgie war der geborene Techniker«, sagte einer seiner Kollegen, der versicherte, ihn gut gekannt zu haben. »Er konnte jedes Problem beheben und besaß ein herausragendes Improvisa-

tionstalent, so daß er schon bald unersetztlich wurde. Normalerweise schaffte er es, den Radiobetrieb so lange aufrechtzuerhalten, bis wir Gelegenheit zur einer dauerhaften Reparatur hatten.«

1939 reiste er mit den Eltern nach Deutschland und kehrte abermals mutlos zurück. »Er hat immer wieder über seine Schwester und deren Kinder nachgegrübelt«, erzählte sein Kollege, der ungenannt bleiben wollte. »Anfangs wollte er nicht darüber reden, aber dann haben wir uns eines Abends zusammen betrunken, und er hat mir anvertraut, was vorgefallen war. Seine Schwester Gerda Luise wohnte in Braunschweig, wo ihr Mann vor kurzem seine Stelle beim Volkswagenwerk verloren hatte. Kurz nach der Ankunft wurde George von der Gestapo verhaftet, in ein kleines Zimmer gesteckt, an dessen Wand ein Hitlerbild hing, und dort zwölf Stunden lang von zwei Männern verhört, die vor allem an seiner Staatstreue interessiert waren. Sah er sich als Deutschen oder als Amerikaner? Und wie würde er sich verhalten, wenn es hart auf hart ginge? Würde er seine Abstammung verleugnen? Und begriff er denn nicht, was es in diesen aufregenden Zeiten bedeutete, ein Deutscher zu sein? Sogar schon damals, drei Jahre bevor die Vereinigten Staaten als ihre Feinde in den Krieg eintraten, suchten die Deutschen nach geeigneten Spionen.«

Du mußt dich entscheiden, sagte man ihm. Hast du geglaubt, du könntest dich auf ewig in Amerika verstecken, dein Erbe abstreiten und dich hinter dem Stück Papier verkriechen, das man dir dort gegeben hat? Falls du das tatsächlich glaubst, mein lieber deutscher Kamerad, dann überleg es dir noch mal. Wir haben überall unsere Leute, und wir vergessen nie, wer unser Freund und wer unser Feind ist.

Frag deine Schwester. Frag ihren Mann. Man hat ihm vor drei Jahren angeboten, der Nationalsozialistischen Partei beizutreten, aber er hat uns zurückgewiesen. Tja, nun sind wir es, die ihn zurückweisen!

Aber vielleicht kannst du ihm helfen, sich zu rehabilitieren. Betrachte dies als eine günstige Gelegenheit, George. Die

Chance deines Lebens. Wie viele Leute erhalten je die Möglichkeit, Volkshelden zu werden?

Im New Yorker Stadtteil Yorkville hatte sich eine Gruppe militanter Deutschamerikaner gebildet, die von den anderen Auswanderern die Unterstützung des Vaterlands im Krieg gegen die verhaßten Briten verlangte.

Es gab nächtliche Besuche. Einmal wurde George von einem der Rädelnsführer in die Mangel genommen, der ihn als Abschaum beschimpfte. Was hast du jemals für Deutschland getan, Schroeder? Deine ganze Familie begeht Verrat an ihrer Rasse.

Es ist schwierig, ein guter Amerikaner zu sein, wenn einem nachts die Fenster eingeworfen und Brände gelegt werden, wenn das Geschäft, das man ein halbes Leben lang aufgebaut hat, innerhalb eines Monats versiegt. Wir haben es versucht, sagte der alte Schroeder, aber es kamen einfach keine Gäste mehr.

Er schloß sein Lokal und zog auf die West Side. Dort fand er Arbeit in einem billigen Restaurant, räumte die Tische ab und spülte das Geschirr. Sein Frau wischte die Böden und leerte die Papierkörbe in einem Bürogebäude. Aber der Bund spürte sie dort auf, woraufhin George seinen Job bei WQXR kündigte und die Stadt verließ.

»Es hat mich gefreut zu hören, daß er eine neue Anstellung in Jersey finden konnte«, sagte sein Freund. »George war ein echter Radiomann.«

»Er war ein guter Amerikaner«, erzählte sein Vater dem Zeitungsreporter. »Wir haben nichts mit den Angelegenheiten dieses Bundes zu tun, und ich lasse nicht zu, daß jemand schlecht über meinen Jungen spricht. Er war ein guter Amerikaner.«

»Er war ein netter Kerl«, sagte Rue Nicholas, eine befreundete Schauspielerin. »Es ist vielleicht nicht besonders klug, sich zu der Freundschaft mit einem Deutschen zu bekennen, aber ich habe ihn gemocht. Wir waren beide

Nachtschwärmer. Einmal haben wir die ganze Nacht auf dem Pier gesessen, Musik gehört und uns darüber unterhalten, in was für einer traurigen und wundervollen Welt wir leben.«

»Er war immer sehr nervös, das stimmt«, bestätigte August Stoner, sein direkter Vorgesetzter bei WHAR. »Aber er verstand etwas von seiner Arbeit. Ich konnte mich stets auf ihn verlassen.«

Jethro Kidd, der neue Intendant des Senders, hatte seine Stelle soeben erst angetreten und Schroeder nur oberflächlich am Tag des Selbstmords kennengelernt.

George Edward Schroeder wurde in einem Familiengrab bestattet, das sein Vater vor zwanzig Jahren gekauft hatte. Stoner, Miss Nicholas und einige Kollegen vom Sender nahmen an der Beisetzung teil.

Die Fakten blieben die Antwort schuldig, ob Adolf Hitlers langer Arm bis über das Meer und in die lebhafte kleine amerikanische Küstenstadt reichte. Hatten die Nazis diesen armen Amerikaner deutscher Abstammung so lange gejagt, bis er sich schließlich eine Kugel durch den Kopf schoß?

»Das müssen Sie schon Hitler fragen«, sagte der Sheriff. »Soweit es mich betrifft, ist der Fall sonnenklar.«

Dennnoch blieb manches schleierhaft. Wieso sollte Schroeder mit seinem Wagen über die Brücke fahren, dort aussteigen, dann anderthalb Kilometer zurücklaufen und sich im Wald erschießen? Wer war der Anrufer, der die Leiche entdeckt hatte? Weshalb wollte er seinen Namen nicht nennen, und was hatte er an einem stockdunklen und regnerischen Maimorgen mitten im Wald verloren?

»Das ist gleichgültig«, sagte der Sheriff. »Der Junge hat zweifelsfrei Selbstmord begangen.«

2.

Der Junge hatte tatsächlich Selbstmord begangen. Jordan hatte es mit eigenen Augen gesehen. Falls der Sheriff die Akte schließen wollte und die einzige echte Verbindung zu Hitler auf dem Wunschdenken eines Zeitungsreporters beruhte, würde sich schon bald niemand mehr für die Angelegenheit interessieren. In Ermangelung weiterer Fakten blieben am Ende nicht etwa offene Fragen, sondern nur die Erinnerung an die letzten tragischen Momente im Leben eines törichten und verzweifelten jungen Mannes.

Aber es gab Fragen, die der Reporter nicht stellen konnte. Jordans Wissen hätte diese halbherzige Recherche plötzlich in einem anderen Licht erscheinen lassen, auf unheilvollere Zusammenhänge hingedeutet und es weitaus schwieriger gemacht, den Fall als erledigt anzusehen. Falls der Sheriff von Marty Kendalls wie auch immer gearteter Beteiligung erfuhr, würde er sich womöglich fragen, wieso Kendall verschwunden, in Kalifornien wiederaufgetaucht und dann in Pennsylvania ermordet worden war. Und sofern man dem Sheriff mitteilte, wer sich hinter Holly O'Hara verbarg, würde er sich bestimmt für die Ängste eines kleinen Mädchens aus Pennsylvania interessieren. Da bei einem Mord kein Gesetzeshüter an zufällige Übereinstimmungen glaubt, würde der Sheriff sich daraufhin vielleicht erneut mit einem anderen Vermißtenfall beschäftigen, der mittlerweile sechs Jahre zurücklag. Hierbei wiederum würde kaum etwas für die Theorie einer deutschen Einflußnahme sprechen, an die der Reporter glaubte, denn als der Schauspieler March Flack im Jahre 1936 auf dem Heimweg von einer Sendung verschwand, herrschte noch kein Krieg. Am Ende würde der Sheriff wieder im Regina Beach der Gegenwart landen und sich auf die Suche nach einem weiteren Deutschen begeben müssen - Peter Schroeder, Cousin des Verstorbenen, der sich in jener Nacht in Luft aufgelöst hatte und seitdem nicht wieder gesehen worden war.

Jordan hatte es selbst miterlebt - in der einen Minute stand Schroeder noch am Volleyballnetz, in der nächsten fehlte von ihm jede Spur. Vermieltlich also doch eine deutsche Komponente, die aber immer unbedeutender wirkte, je genauer man hinsah. Einer der Schroeder-Jungs besaß zu den anderen eventuell nur familiäre Bande, war aber nicht in irgendwelche Spionagegeschichten verwickelt. Doch was sollte Jordan tun? Ein falsches Wort genügte, und ein Deputy würde ihn in Handschellen zurück nach Kalifornien verfrachten, um ihn dort in einer Gefängniszelle verschimmeln zu lassen.

Holly machte ihn wahnsinnig. Bereits dreimal waren sie sich auf der Promenade begegnet, und sie hatte sich nicht das geringste anmerken lassen - nichts deutete darauf hin, was sie von seiner Anwesenheit hielt oder ob sie überhaupt wußte, wer er war. Nicht mal im Traum hätte er mit dieser Reaktion gerechnet. Er war sich absolut sicher gewesen, daß sie irgendwie mit ihm Kontakt aufnehmen würde, aber nichts dergleichen geschah. Sie behandelte ihn wie einen völlig Fremden. Je mehr Zeit verstrich, desto besorgter wurde Jordan. Er wartete ab und hielt die Augen offen.

DER DUNKELWALZER

1.

Seit George Schroeders Tod waren drei Wochen vergangen, und in Jordans Leben hatte sich einiges geändert. Er besaß inzwischen eine bezahlte Anstellung, und die Arbeit erwies sich als dermaßen herausfordernd, daß er manchmal sogar vergaß, weswegen er eigentlich hergekommen war. Jeden Morgen schlug er mit dem gleichen Vorsatz die Augen auf - heute würde er eine Möglichkeit finden, mit Holly zu reden. Er würde zu dem kleinen Klub gehen, in dem sie sang, ihr eine Nachricht zukommen lassen oder vielleicht in der dunklen Ecke neben der Bühne warten und dann, wenn sie zwischen den Auftritten vorbeikam, irgend etwas zu ihr sagen, worauf sie reagieren mußte.

Am entschlossensten war er stets vor Anbruch der Dämmerung, aber sobald der Tag erst einmal begonnen hatte, ließ seine Zielstrebigkeit immer mehr nach. Holly verhielt sich so unglaublich distanziert, daß jedes Gespräch unmöglich schien. Nach nunmehr drei Wochen fielen ihm nur noch zwei denkbare Erklärungen für ihr Verhalten ein - entweder hatte sie Angst, oder sie war nicht mehr bei vollem Verstand. Falls sie Angst hatte, mußte es sich um eine furchtbar große Angst handeln, und was auch immer er sagte, würde die Situation lediglich verschlimmern. Genaugenommen sprach ihr Schweigen Bände: Bleib weg, komm mir keinen Schritt näher. Also richtete er sich danach, denn es blieb ihm nichts anderes übrig.

Meistens war Jordan ausgelastet. Von Montag bis Sonnabend schrieb er Texte für Harfords Radiosender, aber am siebten Tag durchlitt er Höllenqualen. Die Sonntage vergingen in

endloser Einsamkeit und Langeweile, trostlos und öde. Zahlreiche Frauen machten ihm Avancen, doch er interessierte sich für keine einzige von ihnen. Es war seine Freizeit, die ihn an den Rand der Verzweiflung brachte: die Sonntage, die Abende, die Nächte, wenn er mehrere Stunden vor Tagesanbruch erwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Dann schmiedete er in der pechschwarzen Finsternis seines Zimmers Pläne für den Tag und wußte schon von vornherein, daß auch die ausgeklügeliesten Absichten sich bis zum Abend zerschlagen haben würden.

2.

Der Tag begann. Im Fachjargon hieß sie Frühstückstruppe, jene Rumpfmannschaft, die sich bereits im Gebäude befand, wenn der erste Ansager zur Arbeit erschien, um auf Sendung zu gehen. Das Radio hatte seine eigene Sprache, und Jordan lernte schnell. Alle Shows der beiden NBC-Netze endeten mit einem Glockensignal, und erst danach durften Jordans Fülltexte einsetzen. Er wußte, was eine Ausblendung war - das allmähliche Herunterregeln der Lautstärke einer Szene, bis völlige Stille herrschte, um auf diese Weise einen Zeitsprung darzustellen -, wohingegen eine Überblendung bedeutete, daß weniger oder überhaupt keine Zeit verging, sondern vielleicht ein Ortswechsel, während die eine Szene heruntergeregelt und gleichzeitig die nächste aufgedreht wurde. Ein »Picknick« war eine Sendung voller Pannen, und als »Maisfeld« bezeichnete man eine Soundstage mit Standmikrofonen. Mittlerweile begriff Jordan, wie wichtig es war, daß die Studiowände mit Stoff behängt wurden, um den Schall zu dämmen, weil es ansonsten zu ungewollten Halleffekten kam. Ein guter Regisseur wie Maitland konnte einen Raum betreten und durch simples Händeklatschen erkennen, wo Stoff hinzugefügt oder weggenommen werden mußte. Wenn der Aufnahmeleiter

»Kommt gleich« sagte, meinte er damit, daß man in zehn Sekunden auf Sendung sein würde. Mikrofone waren entweder »heiß« oder »tot«. Es gab Richtmikros mit drei toten Seiten, Rundkopf-, Tauchspul-, Band- und Stabmikrofone, dynamische und Parabolmikros, und jedes davon lieferte bei ein und demselben Geräusch ein anderes Resultat. Jordan hatte miterlebt, daß ein Schauspieler so klingen konnte, als würde er in einer Höhle sprechen, und wie leicht sich ein Raum mit einem Echo simulieren ließ, indem man das Mikrofon in einem Klavier aufhängte. Der Erwerb all dieser Kenntnisse gehörte zu seinem neuen Job, aber er betrachtete es auch als willkommene Ablenkung.

Er besaß einen festen Tagesablauf. Der erste Teil des Programms fiel in seinen Zuständigkeitsbereich, und ab fünfzehn Uhr übernahm der andere Autor, Phil Carmody, ein erschöpfter fünfundvierzigjähriger Zeitungsveteran, der sich seine Sporen bei der United Press verdient hatte. Während Kidd sich langsam einarbeitete, fungierte Barnet weiterhin als Programmdirektor, und es dauerte nicht lange, bis er anfing, Jordan zu schikanieren. »Noch mal«, sagte er häufig und warf Jordans Text einfach in den Papierkorb, ohne je auch nur anzudeuten, was ihm daran nicht gefiel. »Noch mal« - das war alles. Wenn Barnet sich dann nicht mehr in Hörweite befand, versicherte Carmody allen Anwesenden stets, daß »dieser Junge ein viel besserer Autor als ich« sei. Er brauchte Jordan, um nicht verrückt zu werden. »O Mann, ich mußte mir wirklich den Arsch aufreißen, seit dieser andere Kerl letzte Weihnachten gekündigt hat. Meine Kinder wissen schon gar nicht mehr, wie ich aussehe.«

Außer den täglichen Überleitungstexten verfaßten Carmody und ten Eyck vereinzelte Werbespots sowie die Skripts für alle vor Ort produzierten Sendungen. Ohne nachzudenken, wußte Jordan bereits, daß am Montag Evie Overdier um Viertel nach zehn ihre Laura-Leaf-Kochsendung präsentieren würde. Sie kam jede Woche dreimal an die Reihe, während dienstags und donnerstags der gleiche fünfzehnminütige Programmplatz für zwei pensionierte Varietékomiker reserviert war, die zu eigener

Klavierbegleitung fröhliche Evergreens aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sangen. Die meisten anderen Sendungen während des Tages wurden vom Blue Network übernommen. Jordans größte Herausforderung bestand darin, in seinen Überleitungen nicht die tausendfach verwendeten Floskeln zu benutzen, und daher mußte er sich mit dem kompletten Programm vertraut machen.

Abends aß er manchmal mit Carmody und dessen Familie, ein- oder zweimal wöchentlich auch mit Stoner in einem Cafe in der Stadt. Meistens war er jedoch allein in seinem Zimmer. Jeden Tag wurde im Anschluß an Stoners Show der Sendebetrieb für vier Stunden eingestellt und begann dann wieder bei Sonnenaufgang. Die beiden Sprecher Eastman und Stallworth wechselten sich mit der ersten Schicht ab. Der jeweils Zuständige mußte um halb sechs beim Sender sein, die Anlage hochfahren, sich in das Formblatt der FCC eintragen, dasselbe kleine Studio im ersten Stock aufsuchen, in dem noch wenige Stunden zuvor Stoner gesessen hatte, und dann auf Sendung gehen.

In den ersten sechzig Minuten bestand das Programm vornehmlich aus Schallplattenmusik, persönlichem Geplauder und mitunter auch kurzen Gedichten. Zur vollen Stunde verlas der jeweilige Sprecher die Schlagzeilen vom Vortag, wie sie in der *New York Times* gestanden hatten. Das alles lief unter dem Titel der *Rise and Shine with Uncle Wally Show*. Sowohl Eastman als auch Stallworth spielten Onkel Wally, und sogar Leute, die sie kannten, waren erstaunt, wie sie es schafften, dieser seltsamen fiktiven Figur eine einheitliche Stimme zu verpassen, die zudem ganz anders als ihre beiden eigenen Stimmen klang. »Ich schwöre bei Gott, ich kann keinen Unterschied erkennen«, sagte Rue. »Wenn ich morgens aufstehe und das Radio einschalte, weiß ich nicht, wer von den beiden gerade Dienst hat.«

Als erste Sendung des Blue Network wurde um acht Uhr Morgan Beatty mit dem weltweiten Nachrichtenüberblick aus New York übernommen. Der Großteil des Vormittags gehörte den Soap-Serien: scheußlichen, stumpfsinnigen Machwerken

mit Titeln wie *John's Other Wife* und *Amanda of Honeymoon Hill*. Jordan wußte, daß Kendall an einigen dieser Serien mitgewirkt hatte, und er bemühte sich, Martys alte Rollen herauszufinden, sofern sie überhaupt noch existierten. Fast schien es ihm, als könnte der Mann nicht gestorben sein, solange eine der früher von ihm verkörperten Personen noch am Leben war. Zwar überraschte ihn dieser plötzliche Anflug von Abergläuben, doch er hörte trotzdem angestrengt zu und versuchte sich die Namen ins Gedächtnis zu rufen, die Kendall ihm genannt hatte. Die Geschichten kamen und gingen. Die Charaktere betrogen, logen, intrigierten, und einige von ihnen kamen um. Am Ende des Monats war Kendall noch immer tot, ohne daß auf Erden oder auf Sendung etwas an ihn erinnert hätte.

Inzwischen war klar, daß man hinter den Kulissen seit geraumer Zeit Vorbereitungen traf, den Sender einer gewaltigen Veränderung zu unterziehen. Es ging das Gerücht, der Vertrag mit dem Blue Network würde - freiwillig oder unfreiwillig - nicht verlängert werden, und immer mehr Arbeitssuchende wurden vorstellig. Ende Mai war die Belegschaft auf dreißig Personen angewachsen, was zwar lediglich einem Drittel von Harfords Team im Jahre 1933 entsprach, aber immerhin einen Zuwachs von 25 Prozent in nur einem Monat bedeutete. Man hatte einen dritten Ansager eingestellt; es gab Buchhalter und Sekretärinnen, neue Akquisiteure und einen Betriebsleiter. Man verfügte über zwei Telefonistinnen, einen Sendeleiter und einen neuen stellvertretenden Toningenieur als Ersatz für Peter Schroeder, der nicht zurückgekehrt war. Anfang Juni verpflichtete Kidd einen Organisten namens Leland Jewell, der zudem Klavier spielen konnte und sich nicht an den sonderbaren Arbeitszeiten zu stören schien. Jewell erzählte Carmody, daß Kidd überdies beabsichtigte, ein Orchester zu engagieren, was sogleich zu neuen Gerüchten führte.

Aus Sicht der Schauspieler hieß der interessanteste Neuzugang Dedrick Maitland, der Regisseur, der unmittelbar vor Kidd aus Chicago hergekommen war. »Die beiden sind

offenbar alte Kumpel«, erzählte Rue bei einem Bier. »Was auch immer geschieht, sie scheinen sich stets aufeinander abzustimmen.« Maitland sah aus wie Walt Whitman und stand in dem Ruf, ein guter Schauspieldirektor zu sein. Er war umgänglich und freundlich, hatte sich jedoch wegen der Einzelheiten der Konzertsendung sogleich mit Barnet angelegt. »Falls Sie auf Ihrer Sichtweise bestehen, sprechen Sie bitte mit Jethro«, hatte er gesagt. »Ansonsten habe auf meiner Soundstage allein ich zu bestimmen.« Natürlich hatte Barnet sich nicht an Kidd gewandt, berichtete Rue. »Vor dem neuen Intendanten haben alle ein wenig Angst.«

Andererseits herrschte seit Kidds Amtsantritt eine Art vorsichtiger Optimismus. Er ließ sogar eine Personalversammlung abhalten, was seit Mrs. Harfords Tod im Jahre 1936 nicht mehr üblich gewesen war. Im großen Studio drängte sich die Belegschaft aus beiden Gebäuden. Um genau halb acht betrat Kidd den Raum und setzte sich auf einen Hocker am Rand der Soundstage. Zunächst stellte er sich den Anwesenden kurz vor, als hätte noch niemand von ihm gehört. Das nervöse Gelächter quittierte er mit einem knappen Nicken. Dann erzählte er von seiner Absicht, das Programm auf ein deutlich höheres Niveau zu heben, und forderte die Mitarbeiter auf, ihm Fragen zu stellen.

»Was ist mit dem Gerücht, das Blue Network könnte uns eventuell feuern? Ist das der Grund für die Veränderungen?« fragte Rue.

»Es ist mehr als ein Gerücht, aber es trifft nicht ganz zu«, sagte Kidd. »Wir werden nicht gefeuert, sondern kündigen von uns aus.«

Barnet räusperte sich. »Es gibt die Befürchtung, daß wir ohne die NBC keine zwei Monate durchhalten werden, selbst wenn wir uns finanziell noch so sehr einschränken.«

Kidd nickte. »Jeder Blinde kann sehen, daß wir kontinuierlich Geld verlieren. Dazu reicht ein kurzer Blick in die Bücher. Doch lassen Sie mich Ihnen versichern, daß wir nicht schon nach zwei Monaten pleite gehen werden. Langfristig betrachtet,

haben wir allerdings nur eine Überlebenschance, und die besteht in der Abtrennung vom Blue Network. Es mag sich dabei um unseren größten Aktivposten handeln, aber es ist zugleich auch der größte Kostenfaktor. Die Zugehörigkeit zum Netz schnürt uns die Luft ab.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wir können vor Ort keine Sendezeit verkaufen, weil die besten Programmplätze vertraglich dem Network zustehen, und das Network mag uns nicht mehr, weil unser starkes Signal verbotenerweise bis nach New York reicht und dieselben landesweiten Programme bietet wie der NBC-Sender dort. Im Zweifel wird sich das Network immer für WJZ entscheiden, und falls wir uns nicht zumindest einen Teil von New York sichern können, werden wir nicht überleben.«

Kidd ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Wir sind dem Markt hier entwachsen und haben es nie geschafft, uns in New York zu etablieren, wie es vor sechs bis acht Jahren eigentlich geplant wurde. Aber lassen Sie uns nicht darüber lamentieren. Von Bedeutung ist vielmehr, was wir im August machen, wenn wir endlich auf eigene Faust unterwegs sind. Den Akquisiteuren habe ich es bereits gesagt, und jetzt sage ich es Ihnen allen - denken Sie nicht regional, denn das wäre ein verhängnisvoller Fehler; das Geschäft hier ist zu stark saisonbedingt. Es läuft jedes Jahr gleich: Die Werbeeinnahmen sinken, und die Ausgaben steigen. Deshalb wollen wir auf eigenen Füßen stehen, und ich fordere Sie auf, sich Gedanken zu machen. Wir benötigen kommerzielle, gut verkaufliche Shows, aber ich möchte auch kontroverse, aggressive Themen anpacken, um den Leuten Diskussionsstoff zu bieten. Es ist mir gleich, ob Sie eine Sekretärin oder unser Organist sind: Wenn Sie eine Idee haben, will ich sie hören.«

Die Versammlung war beendet. Draußen auf dem Flur packte Rue seinen Arm. »O Jordan, hast du das gerade gehört?« Ihre Stimme zitterte, und ihr Gesicht war vor Aufregung gerötet.

3.

Jordan wohnte mittlerweile in einer langweiligen Pension in der Stadt. Sie lag nur einen Block von dem Klub entfernt, in dem Holly sang, doch er ging dort nie hin. Ein dutzendmal hatte er sich bis zum Eingang vorgewagt, dann aber jedesmal wieder kehrtgemacht, als würde eine unsichtbare Kraft ihn fortziehen. Hollys Verhalten war ihm unheimlich: Was und wie sie es getan hatte, war mehr als seltsam. Sie schien ihn durch reine Willensanstrengung von sich fernzuhalten, und er bewegte sich wie auf rohen Eiern, so sehr darauf bedacht, sie nicht zu kompromittieren, daß er sich wie erstarrt vorkam, als hätte er neulich nacht um zwei Uhr morgens im Wald Wurzeln geschlagen.

Er besaß einen Wagen, einen zehn Jahre alten klappigen Hudson, den er über eine Zeitungsanzeige gefunden und von Kendalls Geld günstig erstanden hatte. Viel fuhr er nicht - laut Bezugsschein standen ihm pro Woche nur zwölf Liter Benzin zu -, aber er war wenigstens mobil.

Eines Abends hatte er Holly nach Hause verfolgt, und seitdem war er hundertmal dort gewesen. Sie wohnte südlich der Stadt, in einem älteren Haus, das abseits der Straße in einem kleinen Gehölz stand. Bisweilen hatte er sie auf der Promenade gesehen, sich ihr aber nie genähert.

Nun beobachtete er sie aus dem Eingang eines Spielsalons, und sie kam so dicht an ihm vorbei, daß er erkennen konnte, wie die feinen Härchen auf ihren Armen sich im Wind bewegten. Schon ein einziges Wort aus einem guten Versteck würde vielleicht alles verändern. Sie würde sich umdrehen, ihre Blicke würden sich begegnen, und sie wäre gezwungen, etwas zu erwidern, sofern niemand sonst sie dort sehen konnte. Doch auf einmal kam Mrs. Flack mit einem alten Mann die Promenade entlang. Jordan hatte sie seit dem Abend der Gruselshow nicht mehr zu Gesicht bekommen, aber er erkannte sie sofort. Der alte Mann hinkte und litt unter einem

chronischem Husten, der aus der Entfernung wie eine Folge kleiner Explosionen klang. Eine Verletzung aus dem Weltkrieg, dachte Jordan unwillkürlich. Ein Mann, der von Granatsplittern und Gas verletzt worden war. Holly ging vorbei, und da war nichts zwischen ihnen beiden. Jordan trat aus dem Spielsalon, und Mrs. Flack kam mit ihrem Begleiter genau auf ihn zu, aber falls sie ihn erkannte, ließ sie es sich nicht anmerken. Holly befand sich inzwischen ein gutes Stück weiter den Strand entlang. Jordan bog auf den Platz ein, und für einen zufälligen Beobachter waren sie alle Fremde an einem Frühlingsmorgen.

4.

Am Dienstag fand er eine Nachricht auf seiner Schreibmaschine, er solle in Barnets Büro kommen. Der Zettel war mit einer Büroklammer an seinem Onkel-Wally-Skript befestigt, für das eine Neufassung angeordnet worden war, also widmete er sich zunächst dieser Aufgabe. Als er endlich zu Barnet ging, war es fast Mittag.

»Das hat ja ewig gedauert.«

»Tut mir leid, ich hatte viel zu tun.«

»Machen Sie es gleich beim erstenmal richtig, dann geraten sie nicht immer in Zeitnot.«

Barnet beugte sich vor. »Kidd möchte aus irgendeinem Grund, daß ich Ihnen einen dramatischen Stoff anvertraue. Ich werde Ihnen eine Reihe überlassen, die Sie unmöglich verbocken können. Sind Sie mit Freedom Road vertraut?«

»Das ist eine Negershow, nicht wahr?... Läuft sonntagmorgens.«

»Ja, es ist eine Negershow. Wir strahlen sie am Sonntagmorgen aus. Sie hätten die Sendung schon längst einmal hören müssen.«

Jordan zuckte die Achseln. »Bedaure.«

»Nun, Sie sollten sich lieber damit beschäftigen, denn Sie werden ab übernächsten Sonntag der Autor sein. Gegenwärtig sind die Folgen noch eine Viertelstunde lang, aber Kidd will sie auf dreißig Minuten verlängern. Sie müssen diese Woche zur Sendung erscheinen und die Beteiligten kennenlernen. Und wir werden Ihren freien Tag ändern müssen.«

»Ich brauche keinen freien Tag.«

»Ab jetzt haben Sie samstags frei. Versuchen Sie nicht, durch Übereifer Eindruck zu schinden, ten Eyck. Erledigen Sie einfach Ihre Aufgaben, und stellen Sie sich dabei nicht zu ungeschickt an.«

»Ich werde mein möglichstes tun.«

»Genau das befürchte ich. Ich habe Ihre zweite Fassung für heute nachmittag gelesen. Sie ist miserabel. Noch mal.«

5.

Er arbeitete bis siebzehn Uhr und sah einem trostlosen und einsamen Abend entgegen. Wenn er Glück hatte, könnte es ihm nachher gelingen, nach einer Menge Bier doch noch ins Bett zu fallen und ein paar Stunden zu schlafen, bevor ihn wieder seine Gespenster heimsuchten. Er ging hinaus auf den Pier, lauschte der Musik, kaufte sich ein Sandwich und versuchte, seinen Verstand abzuschalten. Aber nichts davon funktionierte, und zwei Stunden später sah er sich noch immer demselben öden Abend und demselben belastenden Problem ausgeliefert.

Er kehrte in die Pension zurück. Als er das Foyer betrat, kam es ihm wie ein Gefängnis vor. Die Tür des Hauswirts stand wie üblich offen. Der Mann war mißtrauisch und immer auf der Hut, wenn jemand seine Lobby betrat.

»Moment, Mr. ten Eyck. Heute abend hat jemand für Sie angerufen.«

Jordan erschrak. Wer hatte angerufen? Und aus welchem Grund?

»Ein Mann. Er wollte seinen Namen nicht nennen, hat aber ziemlich hartnäckig darauf bestanden, daß ich Ihnen Bescheid gebe. Er sagte, er würde morgen abend um zehn noch einmal anrufen, und zwar in der Telefonzelle auf dem Platz.«

»Hat er sonst noch etwas gesagt?«

»Nein, aber eines weiß ich ganz genau. Es war ein Ferngespräch.«

Oben in seinem dunklen Zimmer legte Jordan sich ins Bett und grübelte über Holly und Kendall nach, über zwei Deutsche und einen irischen Schläger, über Mrs. Flack und ihren toten Ehemann und über das kleine Mädchen in Pennsylvania, das Holly im Gespräch mit einem Blinden gesehen hatte. Irgendwann schlief er ein.

6.

Morgens traf er immer schon um fünf Uhr beim Sender ein. Bei Harford verlief alles nach einem strikten Plan. Der Hausmeister, ein junger Schwarzer namens Eli Kain, kam um Viertel nach vier, hatte um halb fünf Kaffee aufgesetzt und stand stets an der Tür, um ihn hereinzulassen. Zuerst ging Jordan in die Küche, setzte sich hin, trank zwei Tassen Kaffee und las den Hauptteil der gestrigen Times. Manchmal, wenn Eli einen guten Tag erwischte, folgte er Jordan in die Küche und genehmigte sich ebenfalls einen Kaffee, den er allerdings grundsätzlich im Stehen und aus einem Pappbecher trank, niemals aus einem der Porzellanbecher, wie sie die anderen Angestellten benutzten. Normalerweise stapelten sich morgens die schmutzigen Becher vom Vortag in der Spüle, damit Eli sie

abwusch. Heute jedoch glänzten sie sauber von dem Regal über dem Kühlschrank.

»Setzen Sie sich, Eli«, sagte Jordan. »Ruhn Sie sich aus.« Aber Eli wollte nicht, und Jordan konnte nicht weiter darauf dringen, ohne gleichzeitig die rassistische Hackordnung zu betonen, die ihm schon seit seiner Kindheit im Süden verhaßt war. Man durfte sich nicht anmaßen, Eli einen Stuhl aufzudrängen; das war schlimmer als die unausgesprochenen Prinzipien, die hn zum Stehen veranlaßten. Sorgfältig faltete Jordan die *Times* wieder zusammen. Die Zeitung gehörte Eli, der sie jeden Morgen wegen des Feuilletons an dem rund um die Uhr geöffneten Zeitungskiosk in der Chicago Avenue kaufte. Wenig später würde die Belegschaft sich das Exemplar nahezu vollständig angeeignet haben - man zerschnitt es, riß einzelne Artikel heraus, strich Beiträge an und reichte sie herum, um sie dann häufig für den Eigengebrauch des Senders umzuschreiben. Aber die Broadway-Seite behielt Eli immer für sich, und wenn um acht Uhr die Morgenmannschaft erst so richtig auf Touren kam und Elis Arbeitstag bereits zur Hälfte verstrichen war, sah man ihn meistens draußen allein am hintersten der Tische sitzen, etwas aus einer braunen Papiertüte essen und dabei über die neuen Theaterstücke lesen, die in der Stadt Premiere feierten.

Eli füllte seinen Wischeimer mit Wasser. Jordan zögerte einen Moment, bevor er die Frage stellte. »Was wissen Sie über eine Show namens *Freedom Road*, Eli?«

Offensichtlich überrascht blickte Eli auf. »Es ist eine Sendung für Farbige. Sie läuft Sonntagmorgens.«

»Ich habe mich nur gerade gefragt, ob Sie die Serie verfolgen.«

Eli nickte. »Ich arbeite sogar manchmal daran mit.«

»Tatsächlich? Was machen Sie denn?«

»Ich singe das Titellied. Und was sonst noch so anfällt. Mein Onkel hat die Show erfunden. Er ist jetzt seit acht Jahren dabei.«

Jordan bemerkte Elis fragenden Blick. »Nun«, sagte er, »man hat mich beauftragt, ab nächste Woche die Folgen zu schreiben.«

Noch eine Überraschung. »Das dürfte Waldo, meinen Onkel, interessieren.«

»Soll das heißen, er weiß noch nichts davon?«

»Als wir gestern abend miteinander gesprochen haben, hat er nichts davon erzählt.«

»Wer hat denn bislang die Texte verfaßt?«

»Waldo. Was man so Texte nennt. Ein Großteil sind einfach nur Gespräche.«

Jordan hob entschuldigend die Achseln. »Bitte verzeihen Sie meine Unwissenheit, aber es hat sich für mich bisher keine Gelegenheit ergeben, mir eine der Folgen anzuhören.«

Eli nickte. »Wir erzählen Geschichten über die Schwarzen. Man könnte es als mündliche Folklore bezeichnen. Ich singe den ›Freedom Songs‹, Waldo hat sich vorher ein paar Notizen gemacht, und dann legen wir los. Die Viertelstunde geht immer schnell vorbei.«

»Ich glaube, man will die Sendezeit verlängern«, sagte Jordan und überraschte ihn damit ein weiteres Mal.

Eastman kam verschlafen zur Tür herein. Er schenkte sich einen Kaffee ein, nippte daran, seufzte, hielt inne und starrete ins Leere. Eli wrang seinen Wischlappen aus und verschwand in der Besenkammer.

Kurz darauf traf Stallworth mit einer Tüte Donuts ein. »Hallo, Jordan. Guten Morgen, Grover«, rief er vergnügt und griff nach einem Becher.

Eastman blickte mürrisch auf. »Leute wie dich sollte man gesetzlich verbieten. Wie kann man vor neun Uhr schon so verflucht fröhlich sein? Gib mir einen dieser Donuts.«

»Aber gern. Hier, Jordan, Sie sehen so aus, als könnten Sie eine Stärkung gebrauchen.«

»Vielen Dank. Was ist los? Hat einer von Ihnen den Schichtplan durcheinandergebracht?«

»Wir machen die Sendung heute gemeinsam«, erklärte Eastman.

»Wer spricht Onkel Wally?«

»Wir beide. Falls wir zufällig im selben Moment den Mund aufmachen, dürfte es interessant werden.«

»Du kannst die erste Stunde haben«, sagte Stallworth. »Ich mache etwas anderes. So um Viertel nach sechs spiele ich einen Schwarzen. Keine Angst, Jordan, es ist ein altes Skript, Sie brauchen nichts zu schreiben.«

»Und was soll das?«

»Keine Ahnung. Man hat mir gesagt, ich soll herkommen, also komme ich.«

»Trotzdem ist es irgendwie merkwürdig«, sagte Eastman. »Man hat uns noch nie darum gebeten, die Show gemeinsam zu machen. Hier ist irgendwas im Gange.«

Stallworth grinste. »Vielleicht will man einen von uns entlassen. Gib dir heute morgen lieber viel Mühe, Grover. Da draußen hört uns jemand ganz genau zu.«

»Meinetwegen lach darüber, aber etwas geht hier vor. Plötzlich all diese Veränderungen. Wie ich gehört habe, sollen Sie diese Farbigengeschichte schreiben, Jordan. Ein ganz schöner Abstieg, was?«

»Das würde ich nicht unbedingt sagen.«

»Ach, übrigens«, sagte Stallworth, »wo steckt denn Eli heute morgen?«

»Hier hinten«, rief Eli aus der Besenkammer. »Brauchen Sie etwas?«

»Ich habe mich nur gerade gefragt, ob du heute vielleicht auf Sendung gehen willst, Junge.«

Eli kam in die Küche. Er wirkte argwöhnisch. »Was soll ich denn machen?«

»Was im Skript steht, ganz einfach. Setz dich. Wir machen an Ort und Stelle eine Probelesung - dein erstes großes

Vorsprechen. Falls du es hinbekommst, bezahle ich dich aus meiner eigenen Tasche - drei Dollar, okay?«

»Darf ich zuerst mal einen Blick darauf werfen?«

»Hör mal, entweder du willst ins Radio kommen oder nicht. Du sollst mir ja schließlich keinen verdamten Gefallen tun, Eli. Falls du beim Rundfunk arbeiten willst, mußt du in der Lage sein, alle Rollen zu spielen.«

»Ja, Sir... es ist nur so, daß ich... Sie wissen schon... die Hamhocks und die Butterbeans. Ich kann eben keinen Farbigenslang.«

»Dann vergiß es. Etwas Verrückteres habe ich ja noch nie gehört. Ein Farbiger, der keinen Farbigenslang kann.«

»Er spricht *keinen* Farbigenslang, Tate«, sagte Jordan. »Er klingt in Wirklichkeit kein bißchen so, wie diese Hamhocks und Butterbeans bei Ihnen klingen.«

»Jetzt erzählen Sie mir nicht, wie ich meinen Job zu machen habe. Diese Parodien sind weithin beliebt. Sie sollten mal die Briefe sehen, die ich bekomme, darunter auch viele von farbigen Zuhörern. Zum Teufel, ich brauche keine Hilfe. Ich kann die Hamhocks, die Butterbeans und ihren Cousin Marcus spielen. Das habe ich schließlich schon hundertmal gemacht.«

»Nun, ich bin froh, daß Sie sich entschieden haben. Dann kann ich ja jetzt an die Arbeit gehen«, erklärte Jordan.

Oben in seiner abgeteilten Ecke des Großraumbüros fing der neue Tag für ihn erst richtig an. Seine Kabine übte eine sehr motivierende Wirkung auf ihn aus. Sie war im wahrsten Sinn des Wortes zu seinem Arbeitsplatz geworden. Nie verschwendete er Zeit, nie trödelte er. Nahezu reflexartig spannte er ein Blatt Papier in die Maschine ein und widmete sich der jeweils anstehenden Aufgabe. Barnet ließ ihn ausnahmsweise in Ruhe, die Arbeit ging ihm leicht von der Hand, und die Texte gelangen ihm flüssig und schnell.

Jordan arbeitete bis elf; dann legte er, wie so oft, einen Strandspaziergang ein, um in der Sonne einen klaren Kopf zu bekommen. Gegen ein Uhr wollte er wieder zurück sein, um

Carmody beim Einstieg in den Nachmittag und frühen Abend zu helfen.

Zuweilen führte sein Weg ihn an Hollys Haus vorbei, doch diesmal ging er vorerst nur bis zur Promenade und sann über die seltsamen Umstände nach, die sein Leben neuerdings bestimmten. Wenigstens ein Gutes hatte sich ungeachtet aller Trostlosigkeit ereignet: Er empfand wieder das Gefühl, sich als Autor weiterzuentwickeln. Nach einer Reise von Nevada über Pennsylvania bis schließlich hierher waren letzte Woche seine Unterlagen beim Postamt eingetroffen. Ein gutes Omen, fand er. Heute morgen hatte er sich nach dem Aufstehen ein paar Notizen für seinen Roman gemacht; als er dann das Päckchen öffnete, war er zuerst auf seine letzte Rennbahngeschichte gestoßen, die nichts von ihrem Schwung verloren hatte und die er nun fertigstellen wollte.

Mit seiner neuen Identität kam er immer besser zurecht; er besaß inzwischen sogar einen Führerschein auf den Namen Jordan ten Eyck. Er hatte immer noch keine Ahnung, wie lange diese Angelegenheit sich hinziehen konnte. An guten Tagen glaubte er trotz allem, daß Holly letztlich zu ihm kommen oder ihm zumindest irgendein Zeichen geben würde. Vielleicht war heute ja einer dieser Tage. Er stieg von der Promenade herunter und ging in südlicher Richtung den Strand entlang.

7.

Barfuß stapfte er durch den Sand, die Hose fast bis zu den Knien hochgekrepelt. Das Hemd hatte er aufgeknöpft, und ein ausladender Strohhut beschattete sein Gesicht.

Er wußte, daß Holly häufig bis mittags schlief, denn er war schon oft an ihrem Haus vorbeigekommen und hatte die zumeist geschlossenen Vorhänge bemerkt. Wenn er dann bis zum Leuchtturm weiterging, bestand auf dem Rückweg eine

Chance, daß sie unterdessen aufgestanden sein würde. Manchmal standen die Türen offen, und ein intensiver Küchenduft wehte über den Strand.

Jordan schlug einen Pfad durch den trockenen weichen Sand ein, der ihn bis dicht an das Haus führen würde. Eine plötzliche Vorahnung trieb ihn zur Eile, und als er um die Bäume bog, fand er die Türen offen vor. Er konnte in die Küche schauen und hörte, wie jemand sich einen Kaffee eingoß. Holly kam kurz in Sicht und verschwand wieder; dann kehrte sie wie an unsichtbaren Fäden zurück zur Türöffnung und musterte ihn eindringlich durch das Fliegengitter. Ihrer Miene zeigte wie immer keinerlei Regung.

Sag etwas zu ihr, dachte er; um Gottes willen, sag irgendwas.

Doch von irgendwo im Zimmer meldete sich eine andere Stimme zu Wort. »Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun.«

Die Stimme eines Mannes.

Wer auch immer er war - Holly drehte sich nicht zu dem Mann um. Ihre Augen blieben starr auf Jordan gerichtet, und der Moment schien endlos lange zu dauern, bis sie den Blickkontakt schließlich abbrach, indem sie kurz zum Strand sah. Das war für ihn das Zeichen, seinen Weg fortzusetzen. Er tippte sich an die Hutkrempe, ganz wie ein höflich grüßender Fremder, und ging weiter.

8.

Sie hatte ihn erkannt. Sie war nicht krank und litt auch nicht an Gedächtnisschwund; sie wußte, wer er war. Diese Erkenntnis versetzte ihn zunächst in Hochstimmung, doch das Gefühl verlor sich bald wieder. Trog ihn sein Eindruck auch nicht? Hatte sie ihre Deckung tatsächlich kurz heruntergenommen, so daß zwischen ihnen irgendeine Art von Verbindung entstand? Eine Begegnung von zehn Sekunden. Reichte das aus?

Als Jordan beim Sender eintraf, hatte Carmody das Kinderprogramm fertiggestellt und arbeitete an den beiden Viertelstunden, die spätnachmittags in Eigenproduktion erstellt und von lokalen Kunden gesponsert wurden. Um halb sechs würden sie sich wieder ans Network anschließen und zwei Thrillerserien übernehmen, und ab da waren nur noch Überleitungstexte vonnöten. Jordan ging an seinen Platz und widmete sich der morgigen Onkel-Wally-Show, aber es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren. Der Nachmittag verlief nicht gut, und um drei Uhr kehrte Barnet zurück und ließ ihn alles noch einmal schreiben.

Auf dem Heimweg zu seiner Pension war Jordan bereits wieder völlig mutlos. Die Ereignisse des Mittags schienen Jahre zurückzuliegen und kamen ihm belanglos vor. Zum Abendessen erhitze er sich irgendein Konservengericht auf der Kochplatte. Danach wurde er plötzlich müde; es lagen zu viele üble Nächte hinter ihm, und nun mußte er sich zwingen, nicht einzuschlafen, weil er den Anruf um zehn Uhr abwarten wollte. Er versuchte zu lesen, aber das verstärkte seine Müdigkeit nur noch. Er schaltete das Radio ein; Mittwoch abends jedoch fiel Harfords Programm eher dürfig aus, und nach einer Weile döste Jordan ein, schreckte wenig später wieder auf und ging schließlich erneut hinaus an den Strand.

Um Viertel vor zehn betrat er den Platz und setzte sich auf die Bank neben der Telefonzelle. Kurz darauf klingelte der Apparat; eine Telefonistin sagte: »Bitte werfen Sie vierzig Cents ein«, und er hörte, wie jemand am anderen Ende Geld in einen Münzfernspreecher steckte. »Bitte sprechen Sie, Sir.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

»Dulaney?«

Er sagte nichts.

»Verflucht, treiben Sie gefälligst kein Spiel mit mir. Ist da Jack Dulaney?«

»Ich heiße Jordan.«

Der Mann lachte. »Meinetwegen. Wissen Sie, wer ich bin?«

Peters deutscher Akzent war stärker als der seines toten Cousins, doch Jack hatte ohnehin mit Schroeder gerechnet.

»Sie sind früh dran, Dulaney. Sie müssen nervös sein. Sitzen Sie schon den ganzen Abend da und warten auf meinen Anruf?«

»Ich bin eben einfach neugierig.«

»Haben Sie eine Ahnung, weshalb ich Sie sprechen will?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Vielleicht verrate ich es Ihnen. Sind Sie denn überhaupt daran interessiert?«

»Ja, durchaus.«

»Gut.« Es gab eine kurze Pause, dann sagte Schroeder noch einmal: »Gut.« Sein Atem aus vierzig Cents Entfernung war deutlich zu hören. »Ich brauche etwas Geld. Ich muß das Land verlassen. Glauben Sie, Sie könnten mir dabei behilflich sein?«

»Ich könnte ein paar hundert Dollar besorgen, aber das würde einige Zeit dauern.«

»Wie lange?«

»Ich weiß es nicht. Mein Geld liegt auf einer Bank in South Carolina. Um es hierher überweisen und auszahlen zu lassen, ist bestimmt einiger Papierkram nötig. Mindestens eine Woche. Vielleicht sogar zehn Tage.«

Das gefiel Schroeder gar nicht; Dulaney konnte es förmlich aus seinem Schweigen heraushören.

»Also gut«, sagte der Deutsche schließlich. »Ich habe selbst noch einiges zu erledigen. Es ist in diesem verdammten Krieg alles andere als leicht, eine Überfahrt zu bekommen, egal wohin.«

Auf einmal setzte irgendwo in der Dunkelheit das Heulen einer Luftschutzsirene ein. Sofort gingen sämtliche Lichter aus, und die Menschen liefen aufgescheucht in der Gegend herum.

»Was ist das für ein Lärm?«

»Bloß ein Fliegeralarm.«

Schroeder lachte. »Ihr Amerikaner seid wirklich bescheuert. Glaubt ihr allen Ernstes, daß Deutschland einen Bombenangriff starten würde?«

»Nun ja, einige von uns sind offenbar dieser Ansicht.«

»Bei so vielen Dummköpfen ist es ja kein Wunder, daß ihr den Krieg verliert. Deutschland wird euch auf andere Weise zu fassen bekommen, aber nicht mit Flugzeugen quer über den Atlantik.« Schroeder atmete tief ein und aus.

»Was bekomme ich für mein Geld?« fragte Jack vorsichtig.

»Alles, wofür Sie hergekommen sind. Was ist Ihnen das wert?«

»Mehr, als ich besitze.«

»Das habe ich mir gedacht. Ich melde mich im Lauf der nächsten Woche bei Ihnen. Wie lautet Ihre Durchwahl im Büro?«

»Dreizehn.«

»Eine Unglückszahl. Leicht zu merken. Zu welchen Zeiten kann ich Sie dort erreichen?«

Dulaney sagte es ihm, aber Schroeder legte noch nicht auf.

»Ich werde Ihnen alles verraten, Dulaney. Besorgen Sie also das Geld, und halten Sie sich in der Zwischenzeit deutlich zurück. Diesen Rat gebe ich Ihnen kostenlos. Verursachen Sie kein Aufsehen. Wenn ich Ihnen dann mitgeteilt habe, was ich weiß, schnappen Sie sich das Mädchen und verschwinden. Entführen Sie sie, falls nötig, denn ich versichere Ihnen, wir befinden uns alle in Gefahr - Sie, ich, das Mädchen -, wir stecken in Schwierigkeiten. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Gut. Sie sind ein guter Junge, Dulaney.«

Schroeder legte auf.

Die ganze Stadt lag im Dunkeln. Jordan sah Leute, düstere Schatten rund um die Telefonzelle und überall auf dem Platz. Die Sirene war kurz verklungen und heulte nun wieder auf. Er schob sich durch die Menge zur Promenade, wo die Menschen

aufs schwarze Meer hinausstarren und abwarten, was geschehen würde.

Irgendwo neben ihm wies eine Frau darauf hin, wie finster die Nacht wirkte, seit man bei Fliegeralarmen auch den Leuchtturm ausschaltete. »Da fährt bestimmt ein Geleitzug hinaus«, sagte sie, und in der folgenden Pause wurde ihm klar, daß sie zu ihm gesprochen hatte. Er spürte, wie sie sich an ihn drängte und in dieser warmen Juninacht voller Gespenster seine Nähe suchte. »Ich habe gehört, man würde immer dann alle Lichter und sogar das Signalfeuer ausschalten, wenn unsere Schiffe abfahren oder heimkommen. Genaugenommen dürften wir gar nicht darüber reden, oder?«

»Schon in Ordnung«, sagte Jordan. »Ich werde es Adolf nicht verraten.«

»Ich glaube, ich werde verrückt, wenn ich nicht mit jemandem sprechen kann.«

Er ließ zu, daß sie sich an seinen Arm schmiegte. Solche Momente plötzlicher und anonymer Nähe waren wohl nur zu Kriegszeiten denkbar. »Das hier ist so verflucht unheimlich«, sagte sie, diese Frau, die er nie kennenlernen würde.

»Alles geht verloren«, sagte sie. »Die ganze Welt ist verrückt geworden.« Sie zitterte heftig. »Bitte... hätten Sie etwas dagegen?«

Er legte ihr einen Arm um die Schultern, und sie kuschelte sich an ihn, diese Frau, deren Gesicht er nie sehen würde.

9.

Am Samstagabend aß er mit Stoner in einem überfüllten Restaurant direkt an der Promenade. Das Lokal war verräuchert und laut, und es gab preiswerten, nicht rationierten Fisch in Hülle und Fülle. Alle Tische waren besetzt, aber Jordan

entdeckte Becky Hart und Maitland, den neuen Regisseur, und gesellte sich mit Stoner zu ihnen. »Schön, daß wir uns mal kennenlernen«, sagte Maitland und schüttelte ihm die Hand. »Ich habe Sie schon ein paarmal auf dem Flur gesehen, aber einer von uns beiden hatte es immer eilig.«

Kaum hatte die Kellnerin ihnen Wasser gebracht, sah Jordan sich schon den ersten unangenehmen Fragen ausgesetzt.

»Jethro hat mir erzählt, Sie seien Schriftsteller«, sagte Maitland, und Becky sprang sofort darauf an.

»Das ist ja phantastisch, Jordan. Was für Bücher haben Sie denn geschrieben?«

Er zuckte die Achseln. »Das ist schon lange her, und es war auch nur ein einziges Buch.«

Aber sie ließ nicht locker. »Sie müssen es uns zu lesen geben. Ich wette, wir können es irgendwie für das Radio verwerten.«

»Wie ich schon zu Kidd sagte, ist das Buch so unbedeutend, daß sogar ich selbst kein Exemplar mehr besitze. Außerdem wäre das Thema viel zu dubios für eine Rundfunkbearbeitung«, versuchte er auszuweichen, doch sie blieb unbeirrt.

»Wie lautet der Titel?... Ich werde ein paar Antiquariate in New York anrufen und versuchen, das Buch auf diese Weise ausfindig zu machen.«

Die Kellnerin kam zurück und entnahm ihm vorerst einer Antwort. Sie war eine hübsche Frau Mitte Vierzig, und auf ihrem Anstecksschild stand TRUDY. Sie und Stoner schienen sich recht gut zu kennen, denn er scherzte zwanglos mit ihr, während Maitland einen Blick in die Speisekarte warf.

»Für mich heute nur eine Muschelsuppe«, sagte der Regisseur. »Ich esse abends nur noch wenig - mein Blutdruck ist zu hoch, und der Arzt sagt, ich muß zwanzig Kilo abnehmen.«

»Ich kenne meine Blutdruckwerte gar nicht«, gestand Stoner. »Aber ich wollte sowieso noch nie ewig leben, also nehme ich einfach das Übliche.«

»Zwei ganze Haie und einen Kartoffelacker«, sagte Trudy, und Stoner tat so, als wolle er ihr einen Klaps auf den Po versetzen.

Jordan wollte das Gespräch in eine andere Richtung lenken. »Sie hat ein Auge auf Sie geworfen, Gus. Die Frau steht dermaßen unter Strom - sie könnte im Notfall den ganzen Pier beleuchten.«

Maitland lachte, aber Becky ließ ihn weiterhin nicht aus den Augen. »Wir haben über Ihr Buch gesprochen. Und Sie haben mir noch immer nicht den Titel verraten.«

»Weil ich womöglich nicht möchte, daß mein unreifes Geschwafel im Radio ausgebreitet wird.«

»Betrachten Sie es doch als eine günstige Gelegenheit. Schreiben Sie es für uns zu einem Meisterwerk um. Welcher Autor erhält schon die Chance, altes Material auf diese Art neu zu verwerten?«

»Vielleicht möchte ich es aber nicht neu verwerten. Im Augenblick würde ich viel lieber Gus mit der Frau seiner Träume verkuppeln.«

»Sparen Sie sich die Mühe, Junge. Trudy und ich haben viel zuviel Spaß an unseren Sticheleien.«

»Aber Sie könnten noch viel mehr Spaß haben.«

»Jordan hat recht, Gus«, sagte Becky. »Obwohl ich mir beim besten Willen nicht erklären kann, woher er all diese Weisheit nimmt. Er selbst scheint uns Mädchen ja gar nicht zu bemerken.«

»Ich bin zu groß und häßlich«, sagte Jordan, worauf Maitland in schallendes Gelächter ausbrach. »Gus hingegen könnte ein echter Herzensbrecher werden.«

»Ja, Gus, das stimmt wirklich«, pflichtete Becky ihm bei.

»Seid endlich ruhig«, sagte Stoner. »Ich mag Trudy, aber nehmt bitte zur Kenntnis, daß es in meinem Leben nur eine einzige Frau gegeben hat, und die ist im nächsten Herbst seit vierundzwanzig Jahren tot.«

Schweigen senkte sich über den Tisch, und Stoner sah einem nach dem anderen mit traurigen Augen an. »Ihr alle habt bestimmt von der großen Grippe-Epidemie gehört. Meine Jeannie ist am vierten November 1918 gestorben, morgens um zwei Uhr zweieinhalbzig. Sie war vierundzwanzig Jahre alt.«

»Auch meine Tochter ist damals ums Leben gekommen«, sagte Maitland. »Meine Frau hat es nie verwunden, daß diese verfluchte Grippe uns unsere Sarah weggenommen hat.«

»Was für eine Welt«, sagte Becky. »Schlafkrankheit, Grippe, Polio, Krieg.«

Dieser ernüchternde Gedanke ließ sie innehalten, und dann wurde das Essen serviert.

Jordan mochte Maitland sofort. Das fröhliche Wesen des Mannes war ansteckend, und er schien aufrichtig davon überzeugt zu sein, daß die besten Jahre der Menschheit unmittelbar bevorstanden. Das Radio feierte Hochkonjunktur, und Fernsehen war bislang nicht mehr als eine Theorie, ein paar verschwommene Bilder von höchst Ungewisser Übertragungsreichweite.

»Sobald der Reiz des Neuen verflogen ist, wird Schluß mit dem Fernsehen sein. Was dramatische Stücke angeht, kann ich mir nicht vorstellen, wie die Fernsehleute jemals mit uns gleichziehen sollten. Die glauben vielleicht, ein Bild würde ihren Horizont erweitern, aber in Wahrheit reduzieren sie ihn lediglich auf die Größe eines Bildschirms von achtzehn Zentimetern Durchmesser. Ich würde den Rest meiner Karriere darauf verwetten, daß es für eine gute halbe Stunde Rundfunk immer einen Markt geben wird. Glaubt mir, die wirkliche Glanzzeit des Radios hat noch nicht einmal begonnen. Das Radio ist im Jahre 1920 aus dem Meer gekrochen, und die ganze Zeit haben wir damit gerungen, Luft zu atmen, nicht Wasser. Wir haben noch nicht einmal Beine entwickelt, aber unter Umständen ist es jetzt soweit, daß wir wenigstens den Versuch starten sollten, uns zu erheben.«

»Womöglich ist genau das Harfords Absicht«, sagte Becky.
»Es geht doch eindeutig etwas vor sich.«

»Wir werden sehen.« Maitland lächelte vielsagend.

»Na los, Sie alter Halunke«, sagte Stoner. »Sie wissen doch wesentlich mehr, als Sie erzählen.«

Der Regisseur verzog keine Miene. »Sagen wir, ich weiß genug, um herzukommen, und das in einer Phase meines Lebens, in der ich immer wählischer werde. Ich hätte einen Job bei der CBS in New York bekommen können, doch statt dessen bin ich nun hier. Mehr werde ich zu diesem Thema nicht sagen. Mit weiteren Fragen wendet euch bitte an Jethro.«

»Na klar, ich sehe uns alle schon bei ihm Schlange stehen«, sagte Becky. »Die meisten von uns trauen sich ja nicht einmal, ihn nach der Uhrzeit zu fragen.«

»Ach, kommen Sie, Kidd ist doch gar nicht so schlimm.«

»Er scheint sich für uns zu interessieren, das gebe ich zu. Ungefähr eine Woche nachdem er hier angefangen hatte, bat er mich zu einem Gespräch in sein Büro. Ich war sicher, er würde mich feuern, aber wir haben einfach nur dagesessen und uns unterhalten. Er wollte wissen, was ich denke, was ich tun möchte und wie ich eine aufregende halbe Stunde definieren würde.«

»Das spricht für Jethro. Was haben Sie geantwortet?«

»Ich habe ihm gesagt, was ich glaube. Eine großartige halbe Stunde besteht aus einem zutiefst wahrhaften Stoff, der auf möglichst eindrucksvolle Weise vermittelt wird.«

»Das ist eine perfekte Antwort! Auch mit zwei Wochen Bedenkzeit hätten Sie es nicht besser ausdrücken können. Ich wette, das war der Höhepunkt seines Tages.«

Das Lob ließ Becky erröten, aber ihr Blick blieb mißtrauisch.
»Woher wissen Sie das? Wer kann schon sagen, was Kidd denkt?«

»Deshalb ist er ja ein so guter Intendant, er lässt sich nie etwas anmerken. Aber Sie können aus seinem späteren Ver-

halten ersehen, ob Sie ihn beeindruckt haben. Was haben Sie geantwortet, als er fragte, was Sie tun möchten?«

»Ich sagte, ich würde gern Produzentin werden.« Sie wurde abermals rot.

»Und was noch?«

»Keine Ahnung. Eine Frau könnte niemals als Regisseurin arbeiten.«

»Wieso nicht? Nur weil es noch nie vorgekommen ist?«

»Die Männer würden die Anweisungen einer Frau nicht akzeptieren.«

»Dann suchen Sie sich eben Männer, die keine Probleme damit haben.«

Becky erschauderte sichtlich. »Mein Gott, das könnte ich doch unmöglich zu ihm sagen!«

»Doch, das könnten Sie. Vielleicht werden Sie es selbst bald begreifen. Seien Sie nicht überrascht, wenn er Ihnen plötzlich die Gelegenheit bietet, mehr Eigenständigkeit zu entwickeln.«

»Womöglich hat er das schon. Er lässt mich inzwischen Skripts lesen. Wir erhalten nach wie vor Beiträge von freien Autoren zugesandt, und zudem sichte ich die Akten nach alten Stücken, die aus irgendeinem Grund nie produziert wurden. Ihr würdet nicht glauben, was es da alles gibt - sechs oder sieben Jahre alte Sachen, manche davon richtig gut. Kidd sagt, ich soll die Spreu vom Weizen trennen.«

»Dann nehmen Sie ihn beim Wort.«

»Aber ich will ihm nichts vorlegen, das nicht verwirklicht werden kann.«

»Warum nicht, wenn es gut genug ist?«

»Ich denke da an ein bestimmtes Stück aus dem Jahr 1936. Ich weiß nicht, weshalb es damals nicht umgesetzt wurde. Es ist schlichtweg... umwerfend... ich bekomme es gar nicht mehr aus dem Kopf.«

»Wieso spüre ich dann, daß gleich ein großes ›Aber‹ kommt?« fragte Maitland.

»Ja, es gibt da ein großes Problem.« Sie seufzte. »1936 hätte man das Stück vielleicht noch machen können. Heute ist es politisches Dynamit. Es erschreckt mich, darüber nachzudenken.«

»Worum geht es?«

»Es spielt im Krieg, größtenteils in einem Gefangenengelager.«

Jordan merkte auf. »Ich glaube, er kennt das Stück bereits.«

»Wie sollte das möglich sein? Er ist erst seit kurzem hier, und diese Akten wurden seit Jahren nicht mehr angerührt.«

»Ich kann dazu lediglich sagen, daß dies eine der ersten Fragen war, die er mir gestellt hat: Wie ich es anstellen würde, eine Geschichte über ein Gefangenengelager zu bringen.«

Maitland lächelte. »Sehen Sie, Rebecca? Er wartet darauf, daß Sie ihm die Entdeckung präsentieren. Beweisen Sie ihm, wie klug Sie sind.«

»Ich weiß nicht. Am liebsten würde ich zuvor noch den Autor ausfindig machen. Wie es scheint, war der Verfasser ein Besucher aus Übersee. Habt ihr jemals von einem Schriftsteller mit Namen Paul Kruger gehört?«

»Es gab einen Politiker dieses Namens«, sagte Maitland. »Er war ein berühmter Mann, aber das liegt bestimmt schon vierzig Jahre zurück.«

»Nein, dies hier war ein Autor. Ich dachte nur, er könnte vielleicht inzwischen bekannt geworden sein, denn das Stück ist wirklich gut.«

»Hat er Harfords Scheck eingelöst?«

»Ja, es sieht so aus.«

»Weshalb machen Sie sich dann Sorgen? Wir sind demnach berechtigt, eine einmalige Hörfunkbearbeitung vorzunehmen.«

Becky atmete tief durch. »Ich werde euch etwas anvertrauen, aber ihr müßt mir versprechen, daß ihr Stillschweigen bewahrt. Ich möchte diesen Mann aufspüren und herausfinden, was er in all den Jahren gemacht hat. In erster Linie interessiert mich, ob er noch weitere Stoffe anzubieten hat. Ich meine, vielleicht hockt er auf einem ganzen Stapel von erstklassigen Manu-

kripten, und ich stehe am Rand einer großen Entdeckung. Klingt das albern?«

»Überhaupt nicht«, sagte Maitland. »Es klingt aufregend.«

»Möglicherweise muß ich nur kurz nach New York fahren und an eine Tür klopfen, denn ich kenne seine Adresse. Allerdings ist sie schon sechs Jahre alt, und er könnte längst spurlos verschwunden sein. Außerdem könnte es sich bei Paul Kruger um ein Pseudonym handeln. Der Scheck wurde auf jemanden namens Riordan ausgestellt.«

Jordan war beunruhigt. Er erkannte sofort, daß Kruger irgendwie deutsch klang und Riordan eindeutig auf eine irische Abstammung hindeutete.

»Vielleicht kann ich Ihnen ja dabei helfen«, sagte er.

»Klar, als ob ausgerechnet Sie zuviel Freizeit hätten, wo Ihnen doch Barnet zwölf Stunden am Tag im Genick sitzt.«

»Ich würde das Stück dennoch gern lesen. Sobald Sie es aus der Hand geben möchten.«

»Okay, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie bekommen das Skript, und ich darf dafür Ihr Buch lesen.«

»Klingt, als hätte Becky Sie festgenagelt, mein Freund«, sagte Stoner.

»Wie würde es Ihnen gefallen, mir unterdessen bei einer Produktion behilflich zu sein?« fragte Maitland.

Becky legte sich eine Hand aufs Herz. »Sie machen sich über mich lustig.«

»Sehe ich so aus? Hören Sie, ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten. Wir wollen am übernächsten Samstag eine große Kriegsanleihen-Show veranstalten. Kidd möchte herausfinden, ob ein kleiner Sender wie unserer Anleihen an den Mann bringen kann. Eine Stunde mit Musik und Lesungen, tiefgründiges, inspirierendes Material. Jethro wird ein Orchester und einen Chor engagieren - er zieht wirklich alle Register. Wir müssen beide Studios benutzen und benötigen daher auch zwei Regisseure. Barnet und ich sollen das übernehmen.«

»Barnet dürfte kaum damit einverstanden sein, nicht bei allem das letzte Wort zu haben.«

Maitland lächelte und sah dabei zutiefst nachsichtig aus. »Wir werden einander schon am Leben lassen. Er hat seine Ideen, und ich habe meine. Ich weiß, daß er für die Nationalhymne eine Opernsängerin möchte, während mir eher eine Stimme vorschwebt, die dem einfachen Volk näher ist. Ich mag das Mädchen, das Samstagabends für uns singt, dieses unglaubliche Mädchen mit der großartigen Stimme. Gestern habe ich mit ihr gesprochen, aber sie hat abgelehnt. Sie sagt, sie sei bloß eine Bandsängerin.«

»Was für ein Blödsinn. Diese Frau kann alles singen«, erwiderte Becky.

»Das habe ich auch zu ihr gesagt. Ich möchte, daß sie noch andere Titel singt, all dieses patriotische Zeug. Sie könnte tatsächlich die ganze Show tragen. Also, Rebecca, hier ist Ihre erste Aufgabe als Produzentin. Nehmen Sie Holly O'Hara unter Ihre Fittiche, und bringen Sie die Frau dazu, heute in zwei Wochen ›The Star-Spangled Banner‹ in meiner Show zu singen.«

»Ich kriege sie.« Becky war offenkundig begeistert. »Verlassen Sie sich darauf.«

10.

Am Abend stand Jordan in einer der hinteren Reihen und verfolgte den Auftritt der Band. Nachdem Holly gegangen war und er wieder diese erdrückende Leere verspürte, traf er eine Entscheidung. Er hatte sich lange genug zurückgehalten; er würde eine Möglichkeit finden, sich ihr zu nähern. Er ging nach oben in seine Kabine. Vielleicht konnte er etwas schreiben und sich auf diese Weise Erleichterung verschaffen, so daß ihm am Ende ein paar Stunden Schlaf vergönnt sein würden.

Er machte sich ein paar oberflächliche Notizen und sah schon bald eine glitzernde, lärmende Küstenstadt vor sich, voller Menschen und gefangen in dem hektischen Treiben der Kriegszeit. Dazu einen einsamen Matrosen während des letzten Wochenendes in der Heimat und natürlich die geheimnisvolle Frau. Dann wurde ihm plötzlich ganz warm ums Herz, und nach einer Weile klapperten die Tasten seiner alten Royal schneller als die drei Fernschreiber in dem Zimmer auf der anderen Seite des Gangs.

Es war die uralte Geschichte erotischer Anziehungskraft. Der Matrose, ein vorlauter, unreifer Maulheld, stellt sich als verängstigte Jungfrau heraus, während das Mädchen, vermeintlich zurückhaltend und scheu, sich als Frau von Welt erweist. Die Schüchternheit ist nur eine der Masken, die sie trägt, und letztendlich bleibt ihr Charakter unergründlich und rätselhaft. Der Matrose verliert die Frau und wird sie nie vergessen: Eines Tages auf dem Pier will sie sich angeblich kurz frisch machen und kehrt nicht mehr zu ihm zurück. Der Junge verbringt den Rest seines Urlaubs damit, die Strandpromenade nach ihr abzusuchen.

Wer sind diese Leute? Das Mädchen hinterläßt nur wenige Anhaltspunkte, und wir hören ihre Stimme kein weiteres Mal. Der Junge erinnert mich an mich selbst, dachte Jordan: ich im Alter von achtzehn Jahren, kombiniert mit Toms unerschrockenem Benehmen. In der überarbeiteten Fassung werde ich ihn mit dem Milieu einer Pferderennbahn in Verbindung bringen, so daß er zwar weiterhin als eigenständige Figur funktioniert, für den Kenner meiner anderen Geschichten jedoch als Teil eines größeren Zusammenhangs deutlich wird. Die Pferde spielen dabei keine Rolle: Der Junge stammt aber aus dieser Welt; sie ist sein Hintergrund. Er ist der Sohn des Zureiters inmitten der Kriegswirren. Der Krieg und das Mädchen könnten jedem in seinem Alter zustoßen. Das soll der Zuhörer begreifen.

Schweigend hielt Jordan inne, doch sobald er mit der Arbeit aufhörte, wurde seine eigene Einsamkeit übermächtig und ließ ihn an Schwung verlieren. Seine Geschichte war plötzlich gefährdet. Der Geist der Frau hatte sich an seine Seite

geschlichen, und sie war nicht länger eine fiktive Figur, sondern jemand, den er nur zu gut kannte. Er streckte die Seiten über den Papierkorb aus und wollte sie zerreißen: ein aufschlußreicher Moment, vielleicht der Wendepunkt seines Lebens als Schriftsteller. Doch die Veränderung, die gegen seinen Willen eingesetzt hatte, war bereits vollständig eingetreten. Der Begriff des Lesers war immer mehr verblaßt und schließlich verschwunden.

Inzwischen schrieb er für den Zuhörer.

Nun wurde ihm klar, daß er den Entwurf eines halbstündigen Radiostücks in der Hand hielt. Er empfand ein unerklärliches Gefühl der Erregung und unternahm den nächsten logischen Schritt, indem er mitten auf der Seite von Prosa zum Skript wechselte. Abermals huschten seine Finger über die Tastatur, und jedes einzelne Wort spiegelte das neue Bewußtsein des Verfassers wider. Er verstand Anforderungen und Beschränkungen, an die er noch nie einen bewußten Gedanken verschwendet hatte, und sah die Geschichte aus einem ganz anderen Blickwinkel. Der Anfang durfte sich nicht so dahinziehen. Ein Prosatext mochte durch ein beschauliches Tempo an Tiefe gewinnen, aber ein Hörspiel mußte mit dem ersten Wort jener Begegnung einsetzen, die sich als treibende Kraft erweisen würde.

Eigentlich schrieb er das Stück nicht, sondern hörte es. Die Charaktere schwebten über seinem Kopf und lenkten seine Finger; er mußte mit ihnen lediglich die Promenade entlanggehen und erzählen, was sie durch ihr Gespräch zum Ausdruck brachten.

Die Geschichte war zu sinnlich für das Radio, wie er erkannte. Er mußte sogar laut lachen, als seine Figuren die Tür des schäbigen Hotelzimmers schlossen und das Mädchen erregt an dem Gürtel des jungen Mannes zerrte. Nie im Leben würde so etwas irgendwo gesendet werden. Aber er schrieb spielerisch weiter und war kurz vor zwei Uhr fertig.

Es fühlte sich gut an, eine gediegene kleine Fleißarbeit, erledigt in nur einer Sitzung. Die Unbrauchbarkeit des Themas

bedeutete nichts im Vergleich zu den Erkenntnissen, die er aus der Arbeit gewonnen hatte, und eine Flut neuer Ideen kam ihm in den Sinn. Jedes einzelne Bild war pures Radio, ein kompakte Momentaufnahme des Lebens, die nirgendwo besser als im Rundfunk umgesetzt werden konnte. Zwanzig Minuten lang machte er sich grobe Notizen, so schnell er nur tippen konnte. Alles um ihn herum verschwand, und er war bereit, von neuem zu beginnen, sich den nächstbesten Einfall vorzunehmen und die Nacht durchzuarbeiten. Doch der Autor in ihm wußte, daß es Zeit für eine Pause war, damit genug Elan für das nächste Mal blieb. Außerdem mußte er morgen an einer Show teilnehmen und die Mitarbeiter kennenlernen.

Als Jordan die Blätter nahm und in einem Ordner verstaute, drangen die Gespenster der Nacht wieder in seine Kabine vor.

Er klemmte sich den Ordner unter den Arm, schaltete das Licht aus, stieg die Feuertreppe hinunter und ging über die Dünen auf den Schimmer im Süden zu.

Unterwegs kehrte langsam seine Zuversicht zurück.

Er wußte nicht, warum. Vermutlich hing es mit der heilsamen Wirkung der Arbeit zusammen. Oder es gab eine andere Erklärung: Nichts konnte ungeschehen machen, daß Holly ihn gesehen hatte. Ihre Blicke hatten sich getroffen, und es war ihr nicht möglich gewesen, ihn zu ignorieren. Sie konnte sich nun nicht mehr zurückziehen und allein im Schatten verbergen.

Der trostlose Tag endete mit neuer Hoffnung. Jordan erreichte die Straße, die hell vom Mond beschienen wurde. Die Gespenster waren verschwunden, und er hatte eine grundlegende Wahrheit erkannt: Manchmal muß man erst leiden, bevor eine Heilung möglich ist. Deshalb drückt der Zureiter das heiße Eisen auf die wunden Knöchel des Fohlens. Wenn man den Schmerz des Pferdes kurzzeitig verstärkt, setzen die Heilkräfte der Natur um so schneller ein und lassen das Tier genesen.

11.

Sonntag morgen. Eli öffnete ihm die Tür, aber dieser Tag war anders, und sie spürten es beide. »Der Kaffee ist fertig«, sagte Eli und ließ Jordan in der Küche allein.

Einige Minuten später ging er den Flur entlang zum Studio B und schaute durch die Scheibe. Auf der Soundstage befanden sich insgesamt fünf Personen. Bei dem alten grauhaarigen Mann mußte es sich um den Onkel handeln; die anderen, darunter auch Eli, waren alle Mitte Zwanzig. Jordan öffnete die Tür und schlüpfte leise in den Raum, um die Leute nicht zu stören. Niemand sah ihn hereinkommen, und so konnte er das Geschehen einen Moment lang verfolgen, während die Anwesenden sich unbeobachtet glaubten.

An dem Mikrofon in der Mitte der Soundstage stand eine junge Frau und las etwas vor. Dann fiel ihm auf, daß sie keine Blätter in der Hand hielt und demzufolge auch nicht vorlas, sondern aus dem Gedächtnis rezitierte. Die Worte erschienen ihm ausdrucksstark und irgendwie vertraut, und dann fiel es ihm wieder ein - es handelte sich um eine von Richard Wrights Erzählungen aus *Uncle Tom's Children*. Vor allem aber beeindruckte ihn der Stil der Rezitation. Diese Frau hatte von Natur aus etwas an sich, das ihn anrührte.

Plötzlich bemerkte sie Jordan und brach den Monolog ab. Die anderen folgten ihrem Blick, und der grauhaarige Mann trat mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

»Sie sind bestimmt Mr. Jordan.«

»Einfach Jordan reicht völlig aus. Und Sie sind Waldo.«

»Waldo Brown. Eli kennen Sie ja schon. Das Kind da drüben ist seine Schwester Emily. Der Mann hinter ihr heißt Rudo Ohlson. Und das hier ist Ali Marek.«

Jordan begrüßte alle mit Handschlag und sah Ali Marek in das überaus dunkelhäutige Gesicht. »Es tut mir leid, daß ich Sie bei

Ihrem Vortrag gestört habe. Gehörte das zum Programm der heutigen Folge?«

»Um Gottes willen, nein«, sagte sie.

»Das wäre viel zu gehaltvoll für diese Show«, erklärte Waldo.

»Wir albern bloß herum und tun so, als würden wir wirklich damit auf Sendung gegen«, sagte Eli.

»Ich fand es großartig«, sagte Jordan. »Jede von Richard Wrights Storys gäbe einen guten Stoff ab.«

Sie wirkten überrascht, daß er die Texte kannte, zu schätzen wußte und überdies für geeignetes Rundfunkmaterial hielt. Waldo zumindest war ganz gelöst und freundlich. »Also«, sagte er, »was geht denn nun eigentlich hier vor?«

»Hat man Ihnen das noch immer nicht mitgeteilt?«

»Niemand hat ein Sterbenswort darüber verloren. Ich weiß lediglich, was Sie Eli erzählt haben.«

»Mehr weiß ich auch nicht.«

»Eli sagte, Sie sollen was tun?... Die Folgen schreiben?«

Jordan mußte aufpassen, was er sagte; er konnte sich hier nicht als großer Boß aufspielen, der den ganzen Laden einfach übernahm. Aber es gab gute Neuigkeiten, und die wollte er ihnen nicht vorenthalten.

»Ich glaube, die Sendezeit soll verlängert werden. Man hat mich hergeschickt, falls Sie einen Autor gebrauchen können.«

Darauf folgte ein Augenblick dermaßen tiefer Stille, daß Jordan das Bedürfnis verspürte, seine Gedanken in Worte zu fassen. »Niemand hat vor, hier alles zu übernehmen.«

»Nein, davon bin ich auch nicht ausgegangen. Es hat nur so lange gedauert.« Waldo lächelte vorsichtig. »Schon vor sechs Jahren hieß es, die Folgen sollten verlängert werden, so richtig mit Musik, Texten und Geräuschen.«

»Wissen Sie, weshalb das nie geschehen ist?«

Waldo zuckte die Achseln. »Mrs. Harford ist gestorben. Sie war die maßgebliche Befürworterin dieser Veränderung, aber nach ihrem Tod fiel der ganze Sender in eine Art Kälteschlaf.«

»Kennen Sie Harford?«

»Sicher. Er hat überhaupt erst dafür gesorgt, daß diese Sendung möglich wurde.«

»Bitte erzählen Sie mir davon. Natürlich nur, sofern Sie nichts dagegen haben.«

»Ich wollte eine Radiosendung über den Daseinskampf der Neger machen. Zuerst habe ich es bei den New Yorker Rundfunkstationen versucht, aber es ist nie etwas daraus geworden. Einer der Leute, mit denen ich dort gesprochen habe, hat einen Anruf getätigt, und Mr. Harford lud mich nach Regina Beach ein.«

»Wann war das?«

»Vor langer Zeit. Im Sommer 1934.«

»Tut mir leid, daß ich so wenig weiß. Ich habe die Sendung noch nie gehört.«

»Alles läuft ganz zwanglos ab. Wir erzählen einfach nur Geschichten, die ich irgendwo ausgegraben habe.«

»Wahre Geschichten?«

»So wahr es eben geht. Manches davon ist... Folklore. Aber ich bemühe mich nach bestem Wissen, bei der Wahrheit zu bleiben.«

Jordan musterte die anderen Anwesenden. Keiner von ihnen war alt genug, um 1934 dabeigewesen zu sein. Waldo registrierte den Blick. »Ich habe im Lauf der Jahre mit zwanzig oder dreißig Leuten zusammengearbeitet. Es bedeutet ziemlich viel Aufwand, den ganzen Weg von Harlem herzufahren, und das nur, um ein paar Zeilen in einer fünfzehnminütigen Show zu sprechen. Also bleiben die meisten nicht lange dabei. Ich mache ihnen deswegen keinen Vorwurf, aber ich halte die Sendung trotzdem für wichtig. Vielleicht bilde ich mir das ja nur ein, doch ich glaube nicht, daß es irgendwo in diesem Land eine vergleichbare Radioserie gibt. Auch wenn wir nur versteckt am Sonntagmorgen laufen.«

»Nun gut«, sagte Jordan. »Ich würde Ihnen gern zuschauen, falls Sie einverstanden sind.«

Die Geschichte von Mary Ann Shadd stand auf dem Programm, einer schwarzen Abolitionistin, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nach Kanada ging, dort eine Zeitung gründete und für die Rechte entflohener Sklaven kämpfte. Um Viertel vor acht äußerte Waldo einige letzte Vorschläge. Die anderen machten sich Notizen; das war ihr gesamtes Skript. In der Kabine zog Waldo ein Mikrofon zu sich heran. Er macht alles allein, dachte Jordan, er steuert die Technik, führt Regie und fungiert auch noch selbst als Sprecher. Dreißig Sekunden vor Sendebeginn streifte Waldo sich einen abgenutzten Kopfhörer über.

Oben im ersten Stock saß Eastman in dem kleinen Studio und beendete soeben die einstündige Gospelsendung. Waldo wartete mit erhobenem Zeigefinger und lauschte auf das Signal zum Umschalten. Dann sprach er die schmucklose Ansage: »Sie hören jetzt *Freedom Road*, die mündlichen Überlieferungen der schwarzen Bevölkerung.« Eli sang den »Freedom Song«, und dann ging es los.

Es blieb nur wenig Zeit, daher beschränkte man sich auf die wichtigsten Stationen aus dem Leben jener längst verstorbenen Frau. Die Darbietung war schlicht und schmucklos, ohne Musik oder Geräusche, als würde Jordan einem Theaterstück ohne Kostüme und Bühnenbild beiwohnen. Dennoch hatte es einen gewissen Reiz, wie die fünf Beteiligten allein mit Hilfe ihrer Stimmen eine beachtliche Vielfalt hervorbrachten. In Zukunft würden sie planvoller vorgehen müssen. Sie mußten lernen, auf der Basis eines wirklichen Skripts zu arbeiten.

»Tja, das war's«, sagte Waldo, als er die Kabine verließ.

»Es ist sehr gut«, sagte Jordan, der sich langsam für das Projekt erwärmte. »Jetzt müssen Sie nur noch entscheiden, ob sich etwas verändern soll.«

»Ich möchte vor allem gehört werden, das ist am wichtigsten. Jede Verbesserung soll mir recht sein.«

»Dann lautet die nächste Frage, ob Sie die Texte selbst schreiben wollen.«

»Ich bin kein Autor, daher wäre ich für jede Hilfe dankbar, die ich kriegen kann.«

»Dann kriegen Sie mich. Vorausgesetzt, Sie haben keine Einwände.«

Sie verwandten den Vormittag darauf, Ideen zu skizzieren. Jordan besaß einige Kenntnisse über die ungeschriebene Geschichte der Schwarzen, aber mit Waldo hatte er einen wandelnden Almanach getroffen. Thema ihrer ersten gemeinsamen Show in einer Woche würde Blind Tom Bethune sein, das musikalische Wunderkind, das als Sklave auf einer Plantage in Georgia geboren worden war. Jordan kannte die Einzelheiten gut genug, um kurzfristig etwas darüber schreiben zu können. Für die zweite Sendung schlug er Isom Dart vor, den schwarzen Cowboy - geübter Lassowerfer, Zureiter, Viehdieb und angeblich ermordet von Tom Hörn. Das war nur eine der zahlreichen Lebensgeschichten, die ihm durch den Kopf schossen, und Waldo steuerte problemlos ein weiteres Dutzend bedeutender schwarzer Persönlichkeiten bei.

Waldo würde die treibende Kraft bleiben und hatte bereits genug Material gesammelt, um die Sendung mehrere Jahre bestreiten zu können. Er wußte, wie man am besten in Bibliotheken recherchierte, und besaß ein feines Gespür für die Erfordernisse einer Radiobearbeitung.

»Nächsten Sonntag wartet eine Menge Arbeit auf uns«, gab Jordan zu bedenken. »Ich schlage vor, daß wir uns ziemlich früh treffen, um die Fehler auszubügeln.« Sie einigten sich auf eine Sitzung um fünf Uhr morgens. »Wir führen dann zwei oder drei Trockenübungen durch, bis ihr euch alle sicher fühlt. Um sieben werden der Organist und die Lady aus der Geräuschabteilung zu uns stoßen, so daß wir vor Sendebeginn noch eine Generalprobe abhalten können.«

Die folgenden Wochen würden einfacher werden. Zudem wollte Jordan bis nächsten Sonntag das Isom-Dart-Skript fertigstellen und vervielfältigen lassen. »Dadurch habt ihr eine Woche Zeit, um euch in New York schon mal mit dem Text zu

beschäftigen. Ich werde versuchen, auch in Zukunft einen mindestens einwöchigen Vorlauf beizubehalten.«

Als sie das Gespräch gegen Mittag beendeten, befanden sie sich alle in Hochstimmung. Um ein Uhr setzte Jordan sich an die Schreibmaschine, um seine erste Show zu verfassen. Der Zauber begann, und der Funke von letzter Nacht sprang erneut über. Jordan reiste ein Jahrhundert zurück, streifte seine weiße Haut ab und wurde zu Blind Tom Bethune. Um fünf Uhr hatte er ein fertiges Skript in der Hand, und am späten Nachmittag ging er allein am Strand entlang auf Hollys Haus zu.

12.

Seine Chance kam am Dienstag. Es war Mittag, er ging am Strand spazieren, und da war sie. Sie hatte sich unauffällig gekleidet: Kopftuch, schlichte Bluse, langer Rock. Keine Schuhe, vermutete er, denn die Brandung umspülte ihre Füße, und sie machte keine Anstalten, dem Wasser auszuweichen. Jenseits ihres Hauses war der Andrang nicht mehr besonders groß, und sie stand dort mitten im hellen Sonnenlicht. Niemand schwamm; die Stacheldrahtrollen wirkten abschreckend, und bei Ebbe lag noch immer ein leichter Ölfilm auf dem Sand. Außerdem war letzte Woche eine Leiche angespült worden. Zwar lag der Fundort viele Meilen entfernt, aber sechs der Toten des Tankeruntergangs hatte man nie geborgen, und das reichte aus, um an diesem heißen Tag sogar die größten Angeber von einem Bad abzuhalten.

Jordan blieb ganz ruhig. Holly konnte ihm hier am Strand nicht weglaufen, und so bestand für ihn kein Grund zur Eile. Der Stacheldraht verlor sich in der Ferne, und das Meer im Süden war klar und hell. Holly ging langsam auf die Senke zu, hinter der sich die Landzunge erstreckte. Zwischen ihr und dem Einschnitt lagen noch knapp hundert Meter, während Jordan

sich bereits bis auf fünfzig Meter genähert hatte. Abgesehen von einer kleinen Gruppe Badegäste, die sich auf mehreren Decken niedergelassen hatten, waren sie allein.

Holly stand bis zu den Knöcheln im Wasser. Sie hatte ihn noch nicht bemerkt, höchstens als dunklen Schemen am Rand ihres Sichtfelds. Dann erkannte sie ihn: Sie sah ihm aus zehn Metern Entfernung direkt in die Augen. Ihr Gesicht war völlig ungeschminkt, und sie wirkte beinahe wie ein Kind, bis ihre Augen das wahre Alter verrieten. Ihr Rock war naß bis zu den Knien und wurde durch den starken Wind dicht an ihren Körper gepreßt. Jordan wich absichtlich leicht zur Seite aus, um auf diese Weise zwischen Holly und die Leute auf den Decken zu geraten. Man tauschte ein paar freundliche Hallos aus, die beiläufige Begrüßung einiger Fremder, die sich zufällig begegneten. Holly sah ihn erwartungsvoll an, aber er wandte sich an alle Anwesenden zugleich.

»Ist heute nicht ein wundervoller Tag?« fragte er, und die Frau auf der Decke erwiderte, einen schöneren könne man sich gar nicht wünschen, wenn doch nur der Krieg nicht wäre.

»Auch das geht vorbei«, sagte Jordan. »Eines Tages wachen wir auf, und der Krieg wird wie ein böser Traum von uns gewichen sein.«

Er folgte einem Priel bis zum Wasser. Bislang schien die Begegnung gut zu verlaufen, wenigstens nach Ansicht jenes glücklichen Teils von ihm, der ihn überhaupt erst dazu angestoppt hatte. Eine mahnende Stimme in seinem Kopf war leider anderer Meinung und wies ihn darauf hin, daß Holly inzwischen schon wieder halb in der Stadt sein konnte.

Aber sie hatte sich nicht vom Fleck gerührt, sondern stand einfach da und sah ihn an. Er wußte, daß er etwas sagen mußte.

»Sind Sie nicht diese Frau, die im Radio singt?«

Holly schüttelte kaum merklich den Kopf. Die Leute auf den Decken sahen sie neugierig an und waren noch nicht ganz sicher, ob sie beeindruckt sein sollten. Jordan kam zurück und

beschattete seine Augen mit den Händen, als wolle er sich bessere Sicht verschaffen. »Sie sind nicht Miss O'Hara?«

»Sie verwechseln mich mit jemand anderem«, sagte sie.

Die Frau auf der Decke richtete sich auf und legte dem Mann neben ihr einen Arm um die Schultern. »Wir haben letzten Samstag versucht, einen Platz für die Show zu ergattern, aber der Andrang war mörderisch«, sagte sie. »Sie müssen uns unbedingt verraten, mit welchem Trick Sie es geschafft haben.«

»Ich arbeite dort«, sagte Jordan und sah dabei Holly an.

»Wie faszinierend!« Die Frau lachte. »Schade, daß Sie nicht diese Sängerin sind. Würden Sie das nicht auch faszinierend finden?«

»Für die Frau ist es vermutlich nur ein Job«, sagte Holly.

»Kann schon sein«, sagte Jordan. »Ich glaube, ich wäre auch bereit, mich neu zu orientieren, wenn es irgendeinen wichtigen Anlaß gäbe.«

»Nun hör sich einer diesen Mann an«, sagte die Frau auf der Decke. »Hat einen tollen Job und will weiterziehen. Ich stelle mir das so unglaublich aufregend vor, hinter die Kulissen eines Radiosenders zu blicken.«

»Es ist wirklich nichts Besonderes. Die meiste Arbeit leisten die Zuhörer.«

»Ich höre andauernd Radio, aber als Arbeit habe ich das noch nie betrachtet.«

»Das kommt darauf an, was Sie sich anhören.« Jordan bemerkte einen Gegenstand in der Brandung, ging hin und hob ihn auf. Es war eine makellose kleine Muschel mit sandfarbenen Windungen und einer flammendroten Öffnung. Holly stand immer noch an derselben Stelle. Jordan trat auf sie zu und hielt ihr die Muschel wie eine Visitenkarte entgegen.

»Bitte schön, Miss. Zur Erinnerung an den heutigen Tag.«

Sie nahm die Muschel, und ihre Hände berührten sich. Ihr Blick richtete sich forschend auf sein Gesicht, worauf er ganz leicht ihren Finger drückte und ein Lächeln andeutete, das die anderen nicht sehen konnten.

»Manche Leute glauben, daß eine solche Muschel Glück bringt«, sagte er. »Aber als Finder muß man sie der ersten Person schenken, die man zu Gesicht bekommt, solange die Muschel noch feucht vom Meerwasser ist. Glauben Sie auch daran, Miss?«

»Nein, ich bin noch nie besonders abergläubisch gewesen. Ich nehme das Geschenk dennoch gern an; es ist sehr schön.«

»Gestatten Sie mir trotzdem die formelle Geste. Für Miss...« Er neigte den Kopf und zwinkerte ihr zu. »Beinahe hätte ich wieder Holly O'Hara gesagt, weil Sie mich so sehr an diese Sängerin erinnern.«

»Dann würde der Zauber aber nicht funktionieren, denn ich heiße nicht O'Hara.«

Er wartete vorsichtig ab.

»Mein Name ist Carnahan«, fügte sie hinzu, und sein Herz erzitterte regelrecht vor plötzlicher Hoffnung.

»Also für Miss Carnahan. Möge der schöne Anblick Ihnen Freude bereiten und viel Glück bringen.«

Sie sagte nichts. Ihre Finger hatten sich um die Muschel geschlossen, und als sie die Hand öffnete, um das Geschenk einzustecken, tröpfelte ein wenig Wasser daraus hervor.

»Letztes Jahr bin ich als Zuschauerin bei einer Radioshow in New York gewesen«, sagte die Frau auf der Decke. »Meine Schwester hat mich in die Radio City Music Hall mitgenommen, und es ist uns gelungen, Plätze für eine Folge von Ellery Queen zu bekommen. Haben Sie diese Serie schon mal gehört?«

»Die Serie läuft beim Red Network, nicht wahr? Wissen Sie, wir gehören zum Blue Network, und ich habe schon genug mit dem zu tun, was in meinem eigenen Programm gesendet wird.«

»Was machen Sie denn da?«

»Ich schreibe die Überleitungen zwischen den Sendungen.«

»Und wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?«

»Jordan ten Eyck.« Er sah Holly an. »Ich heiße Jordan.«

»Ich war noch nie so überrascht wie damals bei dieser Radioshow. Keiner der Schauspieler sieht so aus wie die Person, die er darstellt, und es ist verblüffend, wie sie all diese Geräusche fabrizieren. Meine Schwester kann sich solche Sendungen seitdem gar nicht mehr anhören.«

»Die Illusion ist weg.«

»Genau. Statt sich beispielsweise ein Unwetter vorzustellen, sieht sie jetzt immer einen Mann vor sich, der Schrotkugeln in einer Trommel schüttelt.«

»Das ist wahrscheinlich stets das Risiko, wenn ein Zauber enttarnt wird. Manchmal ist es besser, nicht Bescheid zu wissen.«

»Aber nicht immer«, sagte Holly und trat aus dem Wasser.

Sie kam sehr dicht an ihm vorbei, so daß er kurz ihren Nacken und das honigblonde Haar bewundern konnte. Auf dem Sand blieb sie stehen und wrang den Rocksaum aus. Als sie wieder aufblickte, lächelte sie unverbindlich wie eine Fremde.

»Wollen Sie uns verlassen, Miss?« fragte Jordan.

»Ja«, sagte sie. »Danke für den Talisman.«

Er versuchte noch einmal sein Glück und wagte einen kühnen Vorstoß.

»Sagen Sie, Miss... wäre es unschicklich, Sie zu fragen, ob ich Sie vielleicht ein Stück begleiten dürfte?«

Sie richtete sich kerzengerade auf und lächelte abermals. »Nein, unschicklich wäre es bestimmt nicht, um Ihre charmante Formulierung zu benutzen, aber es wäre auch keine gute Idee. Ich treffe mich mit einem Freund, und er wird schnell... nun, Sie wissen ja, wie manche Männer sind.«

Als sie fünfzig Meter entfernt war, wünschte er ihr noch einmal viel Glück, und sie drehte sich kurz um und winkte.

»Was für ein hübsches Mädchen«, sagte hinter ihm die Frau auf der Decke. »Ich habe Ihnen beide Daumen gedrückt, aber manchmal gewinnt man, und manchmal verliert man. Trotzdem schade.«

Als er den Strand heraufkam, konnte er Holly nirgendwo mehr entdecken. Es waren mittlerweile mehr Menschen unterwegs, und die Menge hatte Holly verschluckt. Ihr kleines Haus wirkte im Schein der Mittagssonne wie eine uneinnehmbare Festung, und Jordan versuchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß er immerhin einen gewissen Fortschritt erzielt hatte. Also stapfte er weiter durch den weichen Sand und stieg südlich des Riesenrads auf die Promenade. Als er dort oben stand und sich umdrehte, stellte er erschrocken fest, daß Holly auf einmal wieder unten am Strand zu sehen war.

Sie hatte sich umgezogen und trug nun ein dunkles Kopftuch und einen Sonnenschirm, um ihr Gesicht zu verbergen. Fünfzig Meter hinter ihm blieb sie stehen, als warte sie darauf, daß er weitergehen würde. Er schlenderte am Vergnügungspark vorbei und hielt auf den Pier zu. Als er erneut innehalt und sich beiläufig umschaute, bemerkte er, daß sie es ihm gleichtat. Geh weiter, dachte er; genau das will sie.

Er bog von der Promenade ab, überquerte den Schotterplatz vorbei an der Telefonzelle und setzte sich auf die hinterste Parkbank. Holly blickte lange Zeit aufs Meer hinaus, wandte gelegentlich den Kopf und schaute kurz zu Jordan auf der anderen Seite des Platzes herüber. Was hatte das zu bedeuten? Was versuchte sie ihm mitzuteilen? Sie wollte mit ihm sprechen, aber nicht hier draußen. Er stand auf, verließ die Parkanlage, überquerte die Straße zum Biergarten, ging zwischen den Tischen hindurch und betrat das Gebäude. Ein kühler, feuchter Biergeruch stieg ihm in die Nase. Hier drinnen war es dunkel und leer; nur aus Richtung der Bar drangen ein paar Gesprächsfetzen herüber. Jordan setzte sich und bestellte ein Bier.

Dank des Spiegels hinter dem Tresen konnte er den Bereich vor dem Haus im Blick behalten, und so trank er ein paar Schlucke und ließ Holly nicht aus den Augen. Unversehens traf er eine weitere Entscheidung - er würde auf jeden Fall mit ihr sprechen, diesmal allein und über weitaus wichtigere Dinge als Muscheln. Falls sie jetzt wegging, würde er aufstehen und ihr folgen. Falls sie nach Hause ging, würde er an ihre Tür klopfen.

Vielleicht würde er letztendlich doch nichts von alldem tun, aber das Bier schmeckte, und die Zeit verging auf diese Weise etwas schneller. Er konnte warten. Wenigstens das würde sie wissen. Sie hatte seine Geduld schon immer bewundert.

Es verging eine halbe Stunde, bis sie endlich kam. Er sah sie die Parkanlage durchqueren und den Kopf einziehen, als sie unter das niedrige Blätterdach der Bäume trat. Jordan rührte sich nicht, aber sein Herz raste. Er hörte ihre Schritte, spürte, wie sie näher kam, und dann war sie da. Sie hatte sich ihm von der linken Seite genähert, ging aber um den Tisch herum und nahm auf dem Hocker rechts neben ihm Platz. Sie erinnerte sich noch an sein taubes Ohr.

»Sieh an, Jack Dulaney.«

»Wie er leibt und lebt«, sagte er.

»Warum nennst du dich Jordan ten Eyck?«

»Such dir was aus.«

Sie sahen einander im Spiegel an, beide halb im Schatten verschwunden. Dulaney blieb so sitzen, aber sie wandte beim Sprechen ein wenig den Kopf und wurde zu einer blassen Mondsichel, zum Splitter eines alten Traums, als etwas reflektiertes Tageslicht auf ihr Gesicht fiel.

»Ich schätze, es ist mir endlich klargeworden, Jack. Ich hätte gleich erkennen müssen, daß dieses Gespräch unvermeidlich sein würde. Es war lediglich eine Frage der Zeit.«

Langsam drehte er sich zu ihr um, aber sie hatte den Kopf abgewandt, so daß er zu einem Schatten sprechen mußte. »Es war sehr schwierig, dich ausfindig zu machen«, sagte er.

»Die Erklärung ist einfach. Ich habe immerzu gedacht, du würdest die Stadt bald wieder verlassen.«

Der Verlauf dieser Unterredung gefiel ihm nicht. Noch viel weniger gefiel ihm, was Holly antwortete, als der Barkeeper sie nach ihrem Getränkewunsch fragte: »Nichts, vielen Dank. Ich bleibe nicht lange.« Ihn beschlich eine böse Vorahnung, wie ihre nächsten Worte lauten würden.

»Hast du denn nicht begriffen, daß ich genau das von dir wollte?«

»Nein, wieso?«

»Laß diesen Unsinn, Jack. Ich habe keine Zeit dafür. Ich muß in zwanzig Minuten zur Probe.«

»Dann sag du es mir. Sollte ich wirklich auf diese Idee kommen, als du mich wie Luft behandelt hast?... Daß ich verschwinden soll?«

»Was denn sonst?«

»Mir ist alles mögliche durch den Kopf gegangen.«

»Zum Beispiel?«

»Ich dachte, du wirst womöglich bedroht...« Er zuckte die Achseln und lachte leise auf. »Mir ist sogar in den Sinn gekommen, du könntest den Verstand verloren haben.«

Sie fiel nicht in das Lachen ein, aber sie wirkte leicht amüsiert, ganz wie die alte Holly. »Du enttäuschst mich, Jack. Wer sollte mich schon bedrohen? Und weswegen überhaupt? Und du müßtest besser als jeder andere wissen, wie stark wir Carnahans sind. Wir haben Hunger, Krieg, Tod und Hoffnungslosigkeit überstanden. Was kann uns da noch Schlimmes zustoßen?«

»Dieser Irrtum wird mir nicht noch einmal unterlaufen. Ich wußte, daß du singen kannst, aber mir war nicht klar, was für eine gute Schauspielerin du bist. Bei unserem ersten Treffen hast du mich tatsächlich glauben lassen, ich sei dir völlig fremd. Man braucht ziemlich viel Selbstbeherrschung, um über einen alten Freund hinwegzugehen, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Du hast mich nicht vollkommen unvorbereitet erwischt; ich wußte bereits von deiner Anwesenheit. Als wir aus dem Bus gestiegen sind, ist mir der Lärm hinter dem Gebäude aufgefallen, also bin ich hingegangen. Es war bloß ein albernes Volleyballspiel. Aber stell dir meine Überraschung vor, als ich einen der Spieler erkannte.«

»Das war bloß ein kleiner Zeitvertreib. Die wirklich wichtige Frage lautet: Was geschieht jetzt?«

»Gar nichts.« Holly sah ihn an und wandte den Blick dann ab.

»Ich möchte nicht abweisend klingen«, fügte sie aus der Dunkelheit hinzu, »aber in meinem Leben hat sich sehr viel verändert.«

»Das ist mir schon aufgefallen. Herzlichen Glückwunsch.«

»Wer von uns beiden ist jetzt gefühllos?«

»Das ist das letzte, was ich je sein möchte: gefühllos zu dir.«

»Freu dich für mich. Es geht mir so gut wie noch nie.«

»Falls das stimmt, freue ich mich sogar sehr für dich. Und übrigens, nur für den Fall, daß man es dir noch nicht oft genug gesagt hat, du bist wirklich wunderbar. Und das Großartigste daran ist, du wirst immer besser.«

Sie hüstelte leise. »Ich schätze, niemand weiß, was in ihm steckt, bevor sich nicht eine passende Gelegenheit bietet. Man glaubt sich gut zu kennen, und plötzlich entdeckt man ganz neue Seiten an sich. Ich erfahre jeden Tag etwas Neues über mich.«

»Und was befürchtest du? Daß ich dir in die Quere kommen könnte?«

»Ja, das könntest du, ob nun absichtlich oder nicht. Mir bietet sich hier die Chance meines Lebens. Doch ich könnte alles verlieren, falls man mich mit dir sehen würde.«

Er lachte. »Ich wußte ja, daß ich in manchen Orten nicht besonders beliebt bin, aber ich hätte nicht gedacht, daß mein schlechter Ruf mir bis hierhin gefolgt ist.«

»Das ist nicht auf dich gemünzt, sondern gilt für jeden Mann. Der Gentleman, der meine Karriere lenken wird, ist ein überaus eifersüchtiger Gönner.«

»Nun, bis jetzt hat man dich mit niemandem gesehen. Du mußt zugeben, daß ich mich zurückgehalten habe.«

»Ja, du warst sehr diskret. Vielen Dank.«

»Oh, keine Ursache. Mir war zwar nie so ganz klar, weshalb ich mich nicht vorwagen sollte, aber ich habe mich an dir orientiert.«

»Du hast schon immer einen guten Instinkt gehabt, Jack. Dir war stets bewußt, wie du dich am besten verhalten solltest.«

»Mit einer einzigen, nicht ganz unbedeutenden Ausnahme.«

»Laß uns dieses Thema jetzt nicht vertiefen. Es ist vorbei, und zwar ein für allemal.«

»Das habe ich bislang eigentlich nicht so gesehen.«

»Es ist aber so, glaube mir.«

Er spürte, daß sie angespannt war. Sie nahm sein Glas und trank einen Schluck Bier. »Diese Entscheidung hast du damals getroffen. Du warst derjenige, der seine Sachen gepackt und die Stadt verlassen hat. Du, nicht ich. Du hast deine Wahl getroffen, und damit war die Angelegenheit erledigt. Es ist nicht meine Schuld, daß sie nie richtig begonnen hat. Du hast die Verbindung abgebrochen, also komm bitte nach so langer Zeit nicht einfach in mein Leben geplatzt und erzähl mir, du hättest nie in Betracht gezogen, die Sache zwischen uns sei vorbei.«

Zitternd atmete sie tief durch. »Was willst du von mir? Soll ich sagen, ich habe dich geliebt? Was für einen Sinn hätte das jetzt noch? Falls ich sagen würde, ja, ich habe dich so wahnsinnig geliebt, daß ich mich an jenem Abend vor einer U-Bahn werfen wollte, würdest du dich dann besser fühlen? Hast du eigentlich irgendeine Vorstellung davon, was du mir angetan hast und wie einsam ich war, als du fortgelaufen bist? Du hast doch immer nur an dich und Tom gedacht, bist deinen Weg gegangen und hast mich allein gelassen. Und als ich schließlich das einzige tat, was mir blieb, wart ihr beide nicht mehr da. Aber ich bin nicht daran zerbrochen, Jack. Wir Carnahans sind zäh, und am Ende ging ich nur um so stärker daraus hervor.«

»An dem, was du sagst, ist viel wahr. Manches davon wußte ich damals nicht.«

»Du wolltest es nicht wissen.«

»Holly, es durfte nicht so sein. Also habe ich auch dafür gesorgt, daß es so blieb.«

»Zum Teufel, du hättest es trotzdem erkennen müssen.«

Sie sah ihn wütend an. Sein Blick hingegen war voller Traurigkeit. »Ich bekenne mich schuldig«, sagte er. »Ich war ein Narr. Taub, blind und ziemlich begriffsstutzig.«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ich habe mir angewöhnt, mich, nicht zu verlieben. Das Leben ist viel einfacher so. Inzwischen habe ich Ziele und weiß, was ich will. Der Mann, der mich betreut, wird Änderungen in meinem Leben keinesfalls tolerieren, und ich bin völlig damit einverstanden. So, jetzt weiß du, was ich dir sagen wollte. Ich habe keine Zeit für ein Privatleben, und es ist mir auch egal. Deutlicher kann ich nicht werden.«

»Keine Angst, das ist deutlich genug.«

»Dann können wir uns jetzt voneinander verabschieden.«

»Und ich verlasse die Stadt.«

»Bitte.« Sie beugte sich vor, und für einen Moment glaubte er, sie würde vielleicht seine Hand nehmen. Aber dann lehnte sie sich wieder zurück. »Ich kann es nicht gebrauchen, daß du hierbleibst und mein Leben verkomplizierst.«

Er trank aus. »Ich habe gehört, dein Vater sei gestorben.«

Sie öffnete den Mund, brachte jedoch kein Wort über die Lippen. Der Schreck saß; zehn volle Sekunden lang. Dann: »Wie kommst du denn darauf?«

»Ich war auf Suche nach dir in Pennsylvania. Die kleine Tochter eurer Nachbarn hat behauptet, du selbst hättest es ihr erzählt.«

Er starnte in den Spiegel. Ihr Gesicht lag nun im Schutz der Dunkelheit.

»Das hat sie sich ausgedacht«, sagte die Stimme aus der Finsternis. »Die Kleine ist ein liebes Kind, aber sie kann einfach nicht die Wahrheit sagen. Ihre Eltern haben dir doch bestimmt davon erzählt.«

»Ja, das haben sie.«

»Also, da hast du deine Antwort. Es geht meinem Vater sehr gut.«

»Das freut mich zu hören. Ich würde ihn gern wiedersehen.«

Holly reagierte nur sehr zögerlich und schien ihre Worte mit Bedacht zu wählen. »Er hat dich immer gemocht, Jack. Das zwischen euch war eine ganz besondere Freundschaft.«

»Ich möchte deinen Vater besuchen. Vielleicht kann er mir helfen, mir über so manches klarzuwerden. Mal sehen, wohin es mich anschließend verschlägt.«

»Ich bin sicher, er würde sich sehr freuen, aber es könnte schwierig werden, ihn ausfindig zu machen. Als ich das letzte Mal von ihm gehört habe, war er in Texas.«

»Tatsächlich? Wenn ich mich recht entsinne, hat er sich doch sonst immer regelmäßig gemeldet.«

»Die Dinge verändern sich. Ich bin kein Kind mehr, um das man sich jede Woche kümmern muß. Ich führe mein Leben und er seines. So sollte es sein, wenn man erwachsen ist.«

Er erwiderte nichts darauf, und die Stille war unangenehm.

Schließlich sprach Holly weiter und entschied sich für ein paar belanglose Floskeln, um die schlechte Stimmung zu vertreiben und sich zu verabschieden.

»Wenn ich wüßte, wo er sich aufhält, würde ich es dir sagen. Bestimmt wird er sich irgendwann wieder bei mir melden. Er ist eben immer noch ständig auf Achse, ganz wie früher, aber er ruft nur dann an, wenn er den Ort wechselt. Drei- oder viermal im Jahr höre ich von ihm.«

Holly stand auf, als wolle sie gehen. Aber er hatte noch einen weiteren Schreck für sie in der Hinterhand, und er wählte den dramaturgisch günstigsten Zeitpunkt.

»Eines begreife ich immer noch nicht«, sagte er in den Spiegel. »Wie konnte das Kind von Harford wissen?«

Holly wich einen Schritt zurück und stürzte beinahe. Er packte ihr Handgelenk und beugte sich ins Licht vor. »Woher sollte die Kleine diesen Namen kennen, außer von dir? Und weshalb sollte sie behaupten, Harford habe deinen Vater umgebracht?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, wovon du da sprichst.«

Doch sie wußte sehr genau, wovon er sprach. Sie begriff, warum er hier war und daß er unmöglich die Stadt verlassen konnte. Es mußte ihr bewußt sein, daß er sie liebte und alles tun würde, um sie zu retten, notfalls auch vor sich selbst. Falls sie einen Ritter brauchte, hier war er und stellte sein Leben in ihren Dienst. Aber seine Ankunft hatte sie lediglich in Angst und Schrecken versetzt.

»Zum Teufel«, sagte Holly und riß sich von ihm los. »Das Kind lügt. Meinem Vater geht es gut. Glaub meinewegen, was du willst, aber dies ist die Wahrheit. Und jetzt laß mich in Ruhe.«

Jordan verfolgte im Spiegel, wie sie die Straße überquerte, den Sonnenschirm aufspannte und kurz darauf im Gedränge verschwand.

13.

Jordan wußte nun, daß Holly sich vor irgend etwas fürchtete und das Kind nicht gelogen hatte. Alle hingen irgendwie miteinander zusammen: Carnahan, Kendall, die Deutschen, March Flack - und es bestand eine gemeinsame Verbindung zu Harford. Er konnte nur hoffen, daß es ihm bald gelingen würde, die Wahrheit herauszufinden. Behutsamkeit brachte ihn nicht weiter, und die Zeit wurde unterdessen zu seinem größten Feind.

Er fand Mrs. Flack hinter ihrem Haus am Strand. Der Weg führte ihn durch die Dünen, und als er das Haus umrundete, sah er sie dort stehen und ein Bild malen. Die Leinwand lehnte auf einer Staffelei im hellen Sonnenschein, und Mrs. Flack trug einen großen Strohhut sowie das verbliebene Kleid, das er bereits kannte. Sie bemerkte ihn, und einen Moment lang verharzte ihr Pinsel mitten in der Luft.

»Kennen wir uns?«

»Wir sind uns schon einmal begegnet. Ich arbeite beim Sender.«

Sie legte den Pinsel hin, musterte Jordan angestrengt und sah auf einmal ganz aufgeregter aus. »Hat man Sie geschickt, um mich zu holen? Gibt es etwas für mich zu tun?«

»Nein, Ma'am, tut mir leid. Ich war nur zufällig in der Nähe und dachte, ich könnte einfach kurz hallo sagen.«

Die Freude verschwand aus ihrer Miene. »Ich werde nur selten eingesetzt, außer man benötigt einen guten Yorkshire-Akzent. Früher habe ich auch die anderen britischen Akzente übernommen, aber Hazel und Rue beherrschen sie inzwischen ziemlich gut. Hin und wieder möchte jemand das Original haben, und das bin dann ich.« Sie nahm den Hut ab und mußte in der prallen Sonne blinzeln. »Ich kann mich jetzt wieder erinnern. Sie sind Mr. Jordan, nicht wahr?«

»Jordan ten Eyck.«

Sie lächelte entschuldigend. »Verzeihung, mir war nur gerade eingefallen, daß Maurice Sie Mr. Jordan genannt hat. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Eine Cola?«

»Falls Sie auch eine trinken.«

»Lassen Sie uns auf die Veranda gehen, da ist es kühler.«

Er setzte sich auf einen wackligen Stuhl, der an einem schllichten Tisch stand, während Mrs. Flack im Haus verschwand. Sie kehrte mit einer Flasche in jeder Hand zurück. »Ich fürchte, ich habe leider kein Eis.«

»Kein Problem.«

Sie öffnete die Flasche, und gelblicher Schaum rann über ihre Hand. »Ich bin mittlerweile süchtig nach diesen Dingern. Es geht das Gerücht, das Zeug sei mit Drogen versetzt, damit man immer mehr davon will.«

Jordan nickte - er kannte diese Behauptung schon seit vielen Jahren -, trank einen Schluck der warmen Limonade und leckte sich die Lippen. »Auf die Sucht«, sagte er, und Mrs. Flack lachte fröhlich und stieß mit ihrer schäumenden Flasche mit ihm

an. Dabei wirkte sie ein wenig übermütig und gar nicht mehr wie die majestätische Erscheinung, die er im Studio kennengelernt hatte.

»Meine Güte, sehen Sie uns an, wie gierig wir das Zeug hinunterstürzen. Ich kann kaum glauben, daß ich Ihnen nicht mal ein Glas angeboten habe.«

»Schon in Ordnung, Mrs. Flack«, sagte er grinsend. »Jeder weiß doch, wie schwer die Briten sich mit kultivierten Umgangsformen tun - vor allem im Vergleich zu den Amerikanern.«

Sie brach in schallendes Gelächter aus. »Ach, ihr verrückten Amerikaner! Der Witz war gut! So habe ich ja schon lange nicht mehr gelacht. Sie können einer alten Dame doch nicht unvermittelt einen solchen Satz an den Kopf werfen, Mr. Jordan.«

»Sie sind zwar eine Dame, aber keineswegs alt, Mrs. Flack.«

»Vielen Dank. Habe ich gerade schon wieder Mr. Jordan gesagt? Du lieber Himmel, wo bleiben meine Manieren?« Lächelnd wischte sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Hätten Sie denn gern ein Glas, Mr. ten Eyck?«

»Aus einem Glas schmeckt es längst nicht so gut.«

»Ganz meine Meinung. Aber ich würde Ihnen wirklich gern etwas Eis anbieten können. Leider bin ich nicht besonders gut ausgestattet, obwohl ich ganz passabel zurechtkomme. In gewisser Weise ist es gar nicht so ratsam, sich auf all diese modernen Geräte verlassen zu müssen. Ohne Gas und Strom fühlt man sich irgendwie erdverbundener.«

»Sie haben hier keinen Strom?«

»Schon seit drei Jahren nicht mehr. Anfangs hat es mir schrecklich gefehlt, aber inzwischen habe ich mich daran gewöhnt. Mir bleiben ja meine Öllampen und ein alter Holzofen, auf dem ich kochen kann. Und Thomas sorgt immer dafür, daß ich ausreichend mit Brennholz versorgt bin.«

»Thomas?«

»Ein Freund von mir. Thomas Griffin, ein ehemaliger Theaterschauspieler.«

»Ich habe Sie neulich in Begleitung eines Mannes gesehen. Er hat gehinkt und mußte stark husten.«

»Die Gehbehinderung und den Husten verdankt Tom dem Krieg. Seine Lunge wurde an einem Ort namens Cantigny ganz furchtbar in Mitleidenschaft gezogen.«

»Senfgas?«

Sie nickte. »Er kann nicht mehr arbeiten. Irgendwann konnte er keine zwei Sätze mehr sprechen, ohne einen Hustenanfall zu bekommen. Aber Sie hätten ihn mal in seinen guten Jahren sehen müssen. Er war ein grandioser Hamlet. Ich weiß nicht, wie ich die letzten sechs Jahre ohne Tom überstanden hätte.«

Er mußte plötzlich an seinen Freund Tom denken und fragte sich im selben Moment, wie er es anstellen sollte, auf Mr. Flack zu sprechen zu kommen. Doch sie schnitt das Thema von selbst an.

»Ich vermute, Sie haben die Geschichte bereits gehört.«

»Die über Ihren Mann, meinen Sie?«

»Nun ja, diese Geschichte kennt sowieso jeder hier. Nein, ich meine, was man sich über mich erzählt, Mr. ten Eyck. Die Verrückte, die allein lebt und daraufwartet, daß ein Gespenst zu ihr zurückkehrt und ihr sagt, wo es während der letzten sechs Jahre gewesen ist.«

»Das ist doch bloß irgendwelches Gerede. Nichts, worüber man sich Gedanken machen müßte.«

»Doch, sobald es den eigenen Lebensunterhalt beeinträchtigt. Sie sehen ja selbst, wie wenig man mir zu tun gibt. Ich glaube, die Leute fühlen sich in meiner Gegenwart unbehaglich. Und das ist wirklich schade für alle Beteiligten, denn ich war seinerzeit eine ziemlich gute Radioschauspielerin.«

»Ich wette, das sind Sie immer noch.«

»Worauf Sie sich verlassen können. Vor zehn Jahren war ich immerhin gut genug für die BBC. Ich verfüge über eine beachtliche Präsenz, kann sofort vom Blatt spielen und kenne die Einschränkungen des Mikrofons. Das muß sich jetzt schrecklich eitel anhören.«

»Es gibt ein altes Sprichwort, Mrs. Flack: Die Wahrheit ist keine Prahlgerei.«

»Ich möchte doch nur eine Chance, mich zu beweisen und vernünftig beurteilt zu werden, anstatt darauf angewiesen zu sein, was Mr. Barnet mir zuzutrauen geneigt ist. Ich kriege immer bloß die verknöcherten englischen Matronen ab oder darf die Witwe eines Krämers aus der Regent Street spielen. Und sogar das kommt immer seltener vor.«

Jordan überlegte einen Augenblick, bevor er weitersprach.
»Ich würde Ihnen gern etwas sagen, aber bitte seien Sie nicht gekränkt. Ich meine es gut mit Ihnen.«

»Du liebe Güte, das klingt aber unheilvoll.«

»Ich glaube, die anderen halten Sie für eine Eigenbrötlerin, die mit dem alltäglichen Radiokram gar nicht belästigt werden möchte.«

»Das stimmt nicht.«

»Aber ich glaube, so ist die allgemeine Wahrnehmung.«

»Das alles geht auf Mr. Barnet zurück. Er ist hier schon so lange als Programmdirektor tätig, daß seine Ansichten sich auf die anderen übertragen haben. In Wahrheit würde ich liebend gern zum festen Ensemble gehören. Aber das wird nicht geschehen.«

»Warum nicht?«

»Fragen Sie nicht mich. Barnet würde behaupten, er habe nicht so viele Rollen, für die ein britischer Akzent erforderlich sei. Wie lächerlich! Als könnten nur Amerikaner ihre Stimme variieren.«

Das leuchtete Jordan sofort ein. »Sie haben recht, es ergibt keinen Sinn.«

»Es ist lächerlich. Weshalb sollte man meinen gespielten amerikanischen Akzent mehr anzweifeln als Hazels vermeintlich britische Rollen? Wir sind beide Schauspielerinnen! Selbstverständlich kann ich eine Amerikanerin verkörpern! Aus dem tiefsten Brooklyn, falls nötig! Wenn man mich ließe, könnte ich wie eine Gangsterbraut aus einer

Erzählung von Dämon Runyon klingen oder meinetwegen wie eine Negerin aus den Südstaaten. Aber als letztes Jahr Onkel Toms Hütte produziert wurde, hat man mich nicht einmal zum Vorsprechen eingeladen.«

»Das ist vielleicht eine dumme Frage, aber haben Sie all dies jemals offen geäußert?«

Mrs. March lachte bekümmert auf. »Ich bin einfach zu stolz, um vor Typen wie Clay Barnet zu Kreuze zu kriechen.«

»Er hat doch nicht ganz allein zu entscheiden.«

»Doch, beinahe. Wenigstens hatte er das, bis Mr. Kidd hier eintraf. Ich höre immer wieder Gerüchte, daß einige Veränderungen geplant seien. Glauben Sie, da ist etwas Wahres dran?«

»Ich habe diese Gerüchte auch gehört.«

»Könnten Sie es mich wissen lassen, falls Mr. Kidd vorhaben sollte, Hörproben zu veranstalten? Bestimmt erfahren Sie rechtzeitig davon, und ich würde mich gern wieder bewerben, am liebsten für eine dieser Serienrollen. Auf diese Weise könnte ich endlich erneut ins Geschäft kommen.«

»Wir haben mittlerweile einen neuen Regisseur«, sagte Jordan. »Ich weiß nicht, ob Sie schon davon erfahren haben. Sein Name lautet Maitland.«

»Maitland? Sie machen Witze!«

»Kennen Sie ihn?«

»Ich habe 1934 in New York für ihn gearbeitet! Er war bei WOR, und wir kamen gerade per Schiff aus Liverpool an. Er war wundervoll!«

»Ein großer Teddybär, grauhaarig und liebenswert.«

»Was für herrliche Neuigkeiten! Oje, wieso habe ich nur nichts davon gewußt?«

»Sie müssen öfter aus dem Haus gehen, Mrs. Flack.« Er lächelte zurückhaltend. »Sie wollen doch nicht zu einer sich selbst erfüllenden Voraussage werden, oder? Eine Eigenbrötlerin, bloß weil die anderen Sie dafür halten.«

Sie packte seine Hand. »Mein Gott, es ist tatsächlich schon soweit! Diese Sache mit Maitland beweist es. Jordan, Sie haben mir das Leben gerettet!«

»Jetzt übertreiben Sie aber, Mrs. Flack...«

»Hören Sie auf mit Mrs. Flack. Bitte, Sie müssen mich Pauline nennen. Ach, Jordan, ist Ihnen bewußt, was das bedeutet? All die Gerüchte entsprechen der Wahrheit! Harford kommt wirklich zurück! Es geht wieder los! Das Versprechen von damals wird endlich eingelöst.«

Sein Schweigen ließ sie zweifeln, und sofort versuchte sie, ihre Zuversicht zurückzugewinnen. »Aber was sollte es denn sonst bedeuten, daß Maitland wieder hier ist? Was sonst?«

Er setzte sich auf. »War Maitland denn früher schon mal hier?«

»Ja, aber nur für kurze Zeit.«

»Was hat er denn hier gemacht?«

»Er ist eingesprungen. Unser damaliger Programmdirektor wechselte nach New York, und Dedrick kam her, um Harford einen Gefallen zu tun.«

»Demnach hat er nicht vorgehabt zu bleiben?«

Sie runzelte die Stirn. »Ich habe damals nur ein paarmal mit ihm gesprochen. Wenn ich mich recht erinnere, hätte der Job ihn durchaus gereizt, aber es gab da ein anderes Angebot aus Chicago. Außerdem wirkte Harford irgendwie zögerlich. Ich schätzte, Maitland vermißte das nötige Engagement.«

»Also wurde statt dessen Barnet zum Programmdirektor ernannt.«

»Ja, und seitdem ist nichts mehr so wie früher.«

Nachdenklich ließ Jordan die Neuigkeit noch einmal Revue passieren.

»Das waren aufregende Zeiten«, sagte sie. »Es gab nichts, das Harford nicht ausprobiert hätte, kein Tabu, das er nicht zu brechen bereit gewesen wäre. Wir alle waren motiviert bis in die Haarspitzen, und es kamen jede Menge Leute her.«

»Was für Leute?«

»Mitarbeiter aus den verschiedensten Bereichen. Nicht nur Maitland - Harford holte Schauspieler, Musiker, Regisseure und Autoren her. Und er hatte eigene Anwälte. Da wußten wir, daß er es ernst meinte mit seinem Versuch, die Grenzen des Radios neu zu definieren. Der Sender sprudelte über vor lauter Betriebsamkeit und Kreativität. Aber dann starb Jocelyn, und alles löste sich einfach in Luft auf. Sie war ein wunderbarer Mensch, Jordan, und sie liebte das Radio wie niemand sonst, den ich je kennengelernt habe. Wissen Sie, es gibt solche Leute, waschechte Rundfunkleute. Sie gehen so sehr darin auf, daß sie überhaupt keine Lehrzeit benötigen. Schon bei dem Gedanken an Jocelyns Tod werde ich ganz traurig. Sie war eine so nette und liebenswürdige Frau, und Harford hat sie vergöttert. Gemeinsam wollten sie und ihr Mann die Welt erobern. Sie engagierten einen Programmacher, der ihnen bei der neuen Ausrichtung des Senders behilflich sein sollte. Ich weiß noch, wie ich die vier bei einem gemeinsamen Strandspaziergang gesehen habe - Harford, Jocelyn, Maitland und diesen neuen Mann, der als Intendant fungieren würde.«

»Haben Sie je mitbekommen, wie der Name dieses Mannes lautete?«

»Er war nicht lange genug hier. Sie müssen es mir nachsehen... ich habe seit damals gar nicht mehr an ihn gedacht.«

Aber plötzlich erinnerte sie sich, und auf einmal erschien ein überraschter Ausdruck auf ihrem Gesicht, »Er war ziemlich dünn. Ein hochgewachsener schlanker Mann mit ernstem Gesicht und einem sonderbar großen Kopf...«

Sie sahen sich an. Jordan schwieg und ließ Pauline den Namen aussprechen.

»Kidd.«

Sie wiederholte es. »Kidd. Wer sonst hätte es sein können?«

Diese Erkenntnis versetzte sie erneut in Begeisterung. »Verstehen Sie, was ich sagen will? Begreifen Sie es jetzt? Der Sender erwacht tatsächlich zu neuem Leben. Harford hat all die

Jahre benötigt, um über seinen tragischen Verlust hinwegzukommen, und nun ist er wieder bereit.«

Jordan nippte an seiner Cola und überlegte eine Weile. »Wissen Sie noch, wann ungefähr Sie diese vier Leute am Strand gesehen haben?« fragte er dann.

»Natürlich, ich weiß es sogar noch sehr genau. Es war in der ersten Juniwoche des Jahres 1936. Dieser Monat wird mir ewig in Erinnerung bleiben. Nur wenig später verschwand mein Mann.«

14.

Genau zum Gezeitenwechsel wirkte das Meer einige Minuten lang gläsern und still. Der Wind hatte sich vollständig gelegt, und die Wellen plätscherten kraftlos an den Strand. Jordan saß schweigend da und beschäftigte sich in Gedanken vermutlich mit grundlegend anderen Dingen als Mrs. Flack, die an seiner Schulter vorbei zu den über dem Wasser kreisenden Möwen schaute. Laß sie einen Augenblick in Ruhe, dachte er, gib ihr Gelegenheit, ein wenig in Hochstimmung zu schwelgen, damit sie gute Laune hat, wenn die unangenehmen Fragen zur Sprache kommen. Doch als sie ihre Unterredung fortsetzten, geschah dies genauso selbstverständlich und unbefangen wie zuvor.

»Was Sie gehört haben, entspricht nicht der Wahrheit. Ich weiß, was man sich über mich erzählt - über diese verrückte Frau, die sich vor Gram nach einem Mann verzehrt, der abgehauen ist und sie im Stich gelassen hat -, aber so war es nicht. March und ich haben ein ziemlich stürmisches Eheleben geführt. Ich wußte von seinen zahllosen Affären. Vermutlich hatte er in den zwanzig Jahren unserer Partnerschaft ständig etwas nebenher laufen. In England gab es wegen einer dieser Geschichten einen schrecklichen Skandal, weshalb wir auch

letzten Endes nach Amerika ausgewandert sind, aber es hat nie aufgehört. Ich habe unzählige Male damit gedroht, ihn zu verlassen, doch er kam nicht von mir los und ich nicht von ihm. Ich wußte, daß er mich liebte; er konnte lediglich nicht treu sein. Und obwohl ich ihm furchtbare Szenen machte, wenn er wieder einmal fremdging, haben wir uns jedesmal aufs neue vertragen. Keiner von uns hätte den anderen jemals sitzengelassen.«

»Was ist denn Ihrer Meinung nach mit ihm geschehen?«

»Jemand hat ihn aus dem Weg geräumt. Das ist für mich die einzige plausible Erklärung.«

»Können Sie sich vorstellen, wer ihm etwas zuleide getan haben könnte? Und aus welchem Grund?«

»Nein. Glauben Sie mir, ich habe bereits über alle möglichen Leute nachgedacht.«

»Hat es polizeiliche Ermittlungen gegeben?«

»Ja, wenn man das so nennen möchte. Der Sheriff hier ist nicht gerade Scotland Yard.«

»War das derselbe Mann, der auch heute noch im Amt ist?«

»Ja. Er ist mit der halben Stadt befreundet und scheint diesen Job auf Lebenszeit gepachtet zu haben. Von Anfang an hat er zu der simplen Erklärung tendiert, March sei mit einer jüngeren Frau durchgebrannt.«

»Einer ganz bestimmten jüngeren Frau?«

Pauline errötete. »March war seit ungefähr zwei Monaten mit einer jungen Frau befreundet. Sie hatte kurz zuvor die Stadt verlassen, und man vermutete, March habe sich ihr angeschlossen.«

»Hat der Sheriff je mit ihr gesprochen?«

»Er sagt, er habe es versucht. Angeblich sei es ihm gelungen, ihre Spur telefonisch bis nach Detroit zu verfolgen und dort mit ihrer Schwester zu sprechen. Man habe ihm erzählt, die Frau sei wenige Tage zuvor in Detroit gewesen und dann nach Kanada weitergereist, um ein neues Leben zu beginnen, und zwar in Begleitung eines Mannes. Die Schwester hatte den Fremden aber nie zu Gesicht bekommen, also hätte es sich um

jeden beliebigen Kerl handeln können, von Winston Churchill bis zu dem Mann im Mond. Da der Sheriff ansonsten über keinerlei Anhaltspunkte verfügte, kam er zu dem Schluß, es müsse March gewesen sein.«

»Was ist an dem Abend seines Verschwindens passiert?«

Sie musterte ihn durchdringend. »Sie klingen langsam selbst wie ein Polizist, Mr. ten Eyck.«

»Lassen Sie mich aufrichtig sein. In Wahrheit bin ich nach Regina Beach gekommen, um nach einem verschwundenen Freund von mir zu suchen. Er heißt Kendall.«

»Ich habe Kendall gekannt. Nicht sonderlich gut, aber wir haben gemeinsam an einigen Radioshows gearbeitet. Ich wußte nicht, daß er verschwunden ist. Ich dachte, er wäre einfach nur... weggegangen.«

»Dann habe ich erfahren, daß ungefähr zur gleichen Zeit ein weiterer Mann verschwunden ist. Ein Handwerker namens Carnahan. Haben Sie ihn ebenfalls gekannt?«

»Nur beiläufig. Er war Livia's Freund.«

»Sie meinen...« Er sprach die Frage nicht offen aus.

»Nach allem, was ich gehört habe.«

»Er war ein ganzes Stück älter als Livia, soweit ich weiß.«

»Na und? Junge Frauen haben sich schon immer für ältere, erfahrene Männer interessiert. Sie hätten die Mädchen sehen sollen, die March hinterhergelaufen sind.«

»Hat Livia sich auch so verhalten?«

»Ich sage bloß, daß der Altersunterschied längst keine so große Rolle spielt, wie manche behaupten. Livia und Carnahan waren sehr eng befreundet. Häufig sind sie abends am Strand spazieren gegangen, wenn niemand außer mir sie sehen konnte. Und einmal habe ich beobachtet, daß sie ihn geküßt hat, und zwar keinesfalls so, wie man seinen Vater küssen würde. Aber was soll das alles? Glauben Sie, daß Marchs Verschwinden irgendwie mit diesen anderen beiden Fällen zusammenhängt?«

»Ich weiß es nicht. Was würden Sie an meiner Stelle vermuten?«

»Aber das ist absurd. Was auch immer March zugestoßen sein mag, es liegt schon so lange zurück.«

Jordan zuckte die Achseln. »Was ist an dem besagten Abend geschehen?«

»Nun, wir haben früh gegessen. March hatte an jenem Abend um neun Uhr eine Rolle in einem Stück, und um halb acht sollte eine Mikrofonprobe stattfinden. Um sieben ist March zum Sender aufgebrochen. Da habe ich ihn zum letztenmal gesehen.«

»Aber er ist dort angekommen.«

»Ja, ich habe das Stück gehört. Es ging um das Leben Lord Kitcheners, und March spielte die Hauptrolle. Von ihm hing alles ab, denn er kam während der gesamten Stunde in praktisch jeder Szene vor. Er war großartig, aber schließlich hatte er sich schon immer gut auf diese typisch britischen Figuren verstanden. Es gelang ihm, die Mischung aus Kampfbereitschaft und Autorität glaubhaft zu verkörpern, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Sie haben das Stück also gehört. Was dann?«

»Nichts. Ich habe auf ihn gewartet, aber er kam nicht mehr nach Hause.«

»Kein Anruf? Um Ihnen mitzuteilen, daß er vielleicht noch irgendwo hingehen wollte?«

»Kein Sterbenswort. Wir hatten damals ein Telefon, und er hätte mit Sicherheit Bescheid gesagt, falls es später geworden wäre. Die Show war um zehn Uhr zu Ende. Um halb elf hätte er wieder hier sein müssen.«

»Als er nicht kam, was haben Sie da gemacht?«

»So gegen zwei Uhr morgens beschloß ich, zum Sender zu gehen. Bis dahin hatte ich all die üblichen Reaktionen durchlaufen - einschließlich des Schwurs, ich würde ihn umbringen, falls er zu irgendeiner Schlampe ins Bett gekrochen und dort eingeschlafen war -, aber um zwei Uhr wußte ich, daß

etwas nicht stimmte. Ich weiß noch, wie mir plötzlich der Gedanke kam, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte und ich ihn nie wiedersehen würde.«

»Sie sind allein losgegangen?«

»Ja. Mir stand dieses schreckliche Bild vor Augen - womöglich hatte er in den Dünen einen Herzinfarkt erlitten und lag hilflos irgendwo da draußen. Also bin ich die Strecke abgeschritten, die wir schon Dutzende Male gemeinsam zurückgelegt hatten: vom Strand hoch zur Straße, dann über die Dünen zum Sendemast. Ich nahm eine Taschenlampe mit und rief seinen Namen. Doch da war nichts... außer...«

»Was?«

»Ich habe seine Fußspuren gefunden. Aber nur in Richtung des Senders.«

»Demnach ist er nicht auf demselben Weg zurückgekommen.«

»Es war allerdings sehr dunkel. Sie wissen ja, wie die Nächte hier sind. Und meine Lampe war ziemlich schwach.«

»War es neblig?«

»Nein, lediglich stark bewölkt. Ich konnte recht gut erkennen, wo er mit seinen großen Füßen durch den Sand gestapft war. Aber falls er die Dünen überhaupt je wieder überquert hatte, dann an einer anderen Stelle.«

»Was geschah, als Sie beim Sender eintrafen?«

»Gar nichts. Alles war dunkel und verriegelt. Ich habe an die Tür gehämmert, aber ich wußte, daß niemand da war, der mich hören würde.«

»Sie haben also nichts Ungewöhnliches bemerkt?«

»Bloß ein paar Lichter gegenüber. Aber nur ganz kurz.«

»Gegenüber?«

»Drüben auf Harfords Grundstück, weit jenseits des Marschlands, in der Nähe des Waldes. Vielleicht die Scheinwerfer eines Wagens auf einer der unbefestigten Straßen oder irgendeine Taschenlampe.«

»Haben Sie dem Sheriff davon erzählt?«

»Natürlich. Er hat sich nicht weiter darum gekümmert. Letztlich hat der Mann von der Zeitung gründlichere Nachforschungen angestellt als unser eigener Sheriff.«

»Wie sahen diese Nachforschungen aus?«

»Zunächst mal ist er jedem Anhaltspunkt nachgegangen, den ich ihm liefern konnte. Er zog los und versuchte mit Tom zu sprechen, bekam sogar einen Termin bei Harford und spürte diese Frau auf, mit der March angeblich durchgebrannt sein sollte. Sie lebte noch immer oben in Kanada mit ihrem Freund zusammen. Bei dem es sich, natürlich, nicht um March handelte.«

»Wie hat der Sheriff darauf reagiert?«

»Er hat irgendeinen Blödsinn von sich gegeben: daß ein Schürzenjäger niemals aus seiner Haut könne. Nur weil March nicht mit dieser bestimmten Frau weggelaufen sei, würde das keineswegs bedeuten, daß er nicht mit irgendeiner anderen abgehauen sein könnte. Und schließlich zog der Sheriff sich immer auf die nicht vorhandene Leiche zurück. Falls es einen Mord gegeben hatte, wo war das Opfer?«

»Aber wie Sie selbst gesagt haben, hat er keine besonders großen Anstrengungen unternommen, um nach einer Leiche zu suchen.«

»Er glaubte wohl, seiner Pflicht Genüge getan zu haben. Er hat ein paar Deputys ernannt, mit ihnen erst den Sumpf und dann den Wald durchkämmt und am Ende mit einem Hund die ganze Insel abgesucht. Aber zu diesem Zeitpunkt war bereits eine Woche vergangen.«

»Ich habe gehört, diese Hunde seien großartig, auch bei alten Fährten.«

»Der Sheriff hat sich gewiß Mühe gegeben. Ich wurde um ein ungewaschenes Kleidungsstück von March gebeten, damit der Hund den Geruch aufnehmen konnte. Aber das blöde Tier führte sie erst in die Stadt, drehte dann um und kehrte geradewegs zum Sender zurück.«

»Was kam danach?«

»Ein zweiter Versuch, diesmal von hier aus. Das Resultat war das gleiche; der Hund hielt quer durch die Dünen auf den Sender zu.«

»Und was hat der Hund dann gemacht?«

»Er lief zu dem kleinen Schuppen beim Funkmast. Da drinnen sind bloß ein paar Werkzeuge, eine Schubkarre und irgendwelche alten Geräte. Der Sheriff meinte, die Bodendielen seien offensichtlich nie von der Stelle bewegt worden, aber sie haben sie trotzdem hochgestemmt. Darunter war nichts, nur Sand, aber der verfluchte Hund ist immer wieder dorthin gerannt. Als wäre March von der Antenne aufgesogen und in den Radio-kosmos ausgestrahlt worden. Mein Gott, was für ein furchtlicher Gedanke.«

Jordan überlegte, wonach er nun fragen sollte.

»Kommen wir zurück auf die Kitchener-Sendung. Können Sie sich erinnern, wer außer March daran mitgewirkt hat?«

»Ich glaube, Hazel war dabei... nein, warten Sie, Hazel war aus irgendeinem Grund verhindert, und eine andere Frau mußte die weiblichen Stimmen übernehmen. Und Barnet hat Regie geführt, glaube ich. Maitland war zum damaligen Zeitpunkt zwar hier, aber dennoch hat Barnet diese Show geleitet. Ach ja, Barnet und Hazel haben sich wegen des Skripts gestritten; aus diesem Grund wollte Hazel nicht mehr an dem Stück mitwirken. Das würde auch erklären, wieso ich bei der Rollenbesetzung nicht berücksichtigt wurde. Barnet und ich kamen schon damals nicht gut miteinander aus.«

»Wissen Sie, worum es bei diesem Streit ging?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur noch, daß Stallworth mir davon erzählt hat.«

»War Kendall dabei?«

»Nein, er ist erst Jahre später hergekommen.«

»Und Harford?«

»Den haben wir zu jener Zeit überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Wissen Sie, Jocelyn war gerade erst gestorben.«

»Was ist mit Eastman?«

»Der war schon hier, aber ich kann nicht sagen, ob er an dieser Show mitgearbeitet hat.«

»Rue ist vermutlich noch auf die Highschool gegangen. Und Brinker?«

»Ich kann mich nicht genau erinnern. Er ist schon eine ganze Weile bei WHAR. Und er ist älter, als er aussieht. Wenn ich mich recht entsinne, hat er spätestens 1937 hier angefangen.«

»Die Geräusche waren bestimmt Poindexters Aufgabe, und Stoner hat die Technik übernommen.«

»Höchstwahrscheinlich. Poindexters Sohn war noch nicht alt genug, und Livia ist erst später zu uns gestoßen. Oje, mein Gedächtnis ist keinen Pfifferling mehr wert. Aber ich bin mir ziemlich sicher, daß am Schaltpult jemand anders gesessen hat. March erzählte, es habe am Vortag einen entsetzlichen Krach gegeben, woraufhin Gus ebenfalls nicht mehr mitmachen wollte. Wissen Sie, Jordan, unser Programmdirektor ist kein allzu umgänglicher Mensch, und Stoner hat sich noch nie gut mit ihm verstanden.«

»Könnte einer der beiden Deutschen ihn bei der Show vertreten haben?«

»Sie sollten zur Sicherheit Gus fragen, aber meiner Meinung nach hat keiner der beiden bis vor ungefähr einem Jahr für den Sender gearbeitet.«

Er trank seine Cola aus und stellte die Flasche auf den Tisch.

»Tja, was hat das alles zu bedeuten?« fragte sie. »Und spielt es nach so langer Zeit überhaupt noch eine Rolle?«

»Keine Ahnung, aber ich möchte mich noch weiter umsehen, falls Sie nichts dagegen haben.«

»Durchaus nicht. Sonst scheint es ja niemanden zu interessieren.«

»Haben Sie zufällig ein Foto Ihres Mannes zur Hand?«

»Natürlich. Ich hole es Ihnen.«

Pauline ging hinein. Jordan hörte, daß sie im vorderen Teil des Hauses verschwand, und dann herrschte für einen Moment absolute Stille. Aber die Flut setzte ein, und eine leichte Brise ließ irgendwo neben Jordan ein kleines Glockenspiel ertönen. Als er den Kopf in die Richtung des Geräusches wandte, sah er den hinkenden alten Mann den Strand hinaufkommen. Eine plötzliche Ahnung ließ ihn frösteln, als hätte der Wind ihm den Gedanken eingegeben.

Der Alte schlurfte entschlossen durch den weichen Sand voran und kämpfte sich bis zum Haus vor. Dann konnte Jordan seinen keuchenden Atem hören. Am Zaun blieb der Mann stehen und blickte auf. Jordan winkte ihm freundlich zu, aber der Alte wandte sich sofort wieder ab und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Mrs. Flack kehrte mit einem Foto in der Hand zurück.

»Ihr Freund war gerade hier. Ich glaube, es hat ihn geärgert, mich zu sehen.«

»Das ist gut möglich.« Pauline setzte sich. »Jetzt wird er wieder tagelang eingeschnappt sein.«

»Tut mir leid. Ich wollte Ihnen keine Schwierigkeiten bereiten.«

»Es ist nicht Ihre Schuld. Tom sieht gewisse Dinge - oder bildet sich ein, sie zu sehen. Mit mir kommt er gut zurecht, aber bei Fremden klappt das schon lange nicht mehr. Ihm ist im Krieg Grauenhaftes widerfahren. Oft hat er Halluzinationen und glaubt, er wäre wieder in Frankreich.«

»Das ist nicht ungewöhnlich. Man nennt so etwas eine Kriegsneurose.«

»Ich fürchte, es wird immer schlimmer. An manchen Tagen ist er fast wieder der alte, und dann verliert er sich auf einmal in irgendeiner Wahnvorstellung. Seit Kriegsende ist er in zahllosen Sanatorien gewesen.«

Jordan schossen mehrere neue Fragen durch den Kopf. Pauline spürte es.

»Sie überlegen fieberhaft, wie Sie mich am taktvollsten fragen könnten, ob möglicherweise Tom Griffin meinen Mann ermordet hat.«

»Sie sind eine intelligente Frau, Mrs. Flack.«

»Dazu braucht man nicht besonders viel Intelligenz; jeder mit ein bißchen gesundem Menschenverstand würde früher oder später auf diese Frage kommen. Es gab bei uns alle Voraussetzungen für eine klassische Dreiecksbeziehung: den Ehemann, der seine Frau vernachlässigt, den anderen Mann, der sie liebt, die leidenschaftlichen Gefühlsausbrüche kreativer Menschen.«

»Und Sie haben in jener Nacht Lichter im Sumpf gesehen.«

»Ja. Außerdem haben Tom und March sich tatsächlich bisweilen gestritten. Aber das gleiche galt für March und mich. Manchmal hätte ich ihn am liebsten eigenhändig umgebracht. Ich kann dazu lediglich sagen, daß weder ich noch Tom diesen Vorsatz in die Tat umgesetzt haben.«

»Darf ich Ihnen trotzdem noch ein paar weitere Fragen stellen?«

»Sie dürfen mich alles fragen.«

»Wo wohnt Ihr Freund Tom?«

»Bei Harford, auf der anderen Seite des Marschlands. Es führt eine Straße dorthin, und am Ufer der Bucht hat er ein kleines Boot im Unterholz versteckt. Harford lässt ihn in einem dieser strohgedeckten Häuser wohnen, die ursprünglich für Jocelyns Freunde errichtet wurden. Ich weiß nicht, was Tom angefangen hätte, wenn Harford nicht gewesen wäre. Vermutlich überrascht es Sie, das zu hören. Man hat Ihnen wahrscheinlich alles mögliche über Harford erzählt.«

»Nun, eigentlich weiß ich kaum etwas über ihn.«

»Dann lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben. Tom kehrte völlig gebrochen aus dem Krieg zurück, und Harford sorgte dafür, daß er in ärztliche Behandlung kam. 1921 ging es ihm so viel besser, daß er wieder auf der Bühne stehen konnte. Er verbrachte eine erfolgreiche Spielzeit in New York und ging

dann für zwei Jahre nach London. Dort haben wir ihn kennengelernt. Seitdem hat er noch einige gute Phasen durchlebt, aber früher oder später suchen ihn immer wieder die Alpträume heim - das Zittern, die nächtlichen Schweißausbrüche, die Todesvisionen. Dann muß er erneut für einige Zeit von der Bildfläche verschwinden. Aber er reist stets erster Klasse, und Harford übernimmt die Rechnungen.«

Sie wartete auf seine Reaktion. »Harford ist ein merkwürdiger Mann, Jordan, zurückhaltend und rätselhaft. Aber er ist auch absolut loyal gegenüber denjenigen, die in seinem Leben eine wichtige Rolle gespielt haben.«

»Hat Tom eine wichtige Rolle gespielt? Noch vor dem Krieg?«

»Tom und Harford haben in derselben Einheit gedient. Ich weiß nicht, was damals geschehen ist, denn ich vermeide es, Tom danach zu fragen. Aber die Fakten sprechen für sich. Harford kümmert sich um Tom, und wegen Tom - und in geringerem Maße auch wegen March - kümmert er sich ebenfalls um mich.«

»Das versteh ich nicht.«

»Weil Sie von einer falschen Annahme ausgehen. Sie sehen, wie ich hier lebe, und glauben, mit Harfords Fürsorge könne es nicht weit her sein. Aber er kann nur tun, was ich zulasse.«

»Und das wäre?«

»Nichts zu Offensichtliches.« Sie lachte verlegen auf. »Er kauft meine Gemälde. Meine scheußlichen Kunstwerke.«

»Womöglich sind die gar nicht so scheußlich.«

»Ich mache mir da nichts vor.« Sie schaute aufs Meer hinaus. »Harford bezahlt meine Vorräte und was ich zum Malen brauche; Tom dient dabei als Mittelsmann. Einmal pro Monat kommt Tom vorbei, sucht irgendein Bild aus und läßt mir einen Umschlag mit Haushaltsgeld zurück. Ich lasse mir von Harford nur beim Notwendigsten helfen. Falls in dem Umschlag zuviel Geld steckt, röhre ich es nicht an. Falls er beim Sender zu meinen Gunsten interveniert, nutze ich die Gelegenheit nicht. Ich will Barnet nicht aus reiner Mildtätigkeit aufs Auge gedrückt

werden. Aber ich gebe zu, daß Harfords Geld mir manches Mal geholfen hat, mich über Wasser zu halten.« Sie sah ihn quer über den Tisch an. »Jetzt halten Sie mich wahrscheinlich für eine dumme alte Frau voll falschem Stolz.«

»Ich glaube, Sie sind der letzte Mensch auf Erden, dem ich jemals irgendwelche Vorhaltungen machen würde, Mrs. Flack.«

Sie reichte ihm das Foto, und er erblickte darauf den Inbegriff einer britischen Respektsperson in Galauniform, mit mehreren Orden auf der Brust und einem perfekt gezwirbelten Schnurrbart.

»In seiner Uniform sah March sogar so aus wie Kitchener. Er hat sich für die Show an jenem Abend entsprechend angezogen - sie fand vor Publikum statt, und Barnet wollte den Leuten etwas bieten. Ich habe noch zu March gesagt, wie schade ich es fände, daß es sich nicht um ein richtiges Theaterstück handelte. So würden die meisten Zuhörer gar nicht würdigen können, welch farbenprächtigen Prunk der alte Mistkerl zu bieten hatte. Wir hatten uns am Nachmittag fürchterlich gestritten, und ich wollte mich wieder mit ihm vertragen. Er hat gelacht und mir einen Klaps auf den Hintern versetzt. Da wußte ich, daß sich alles wieder einrenken würde. Dann ist er gegangen und nicht mehr zurückgekehrt.«

15.

Jordan machte sich keine Illusionen, was es bedeuten würde, Livia auf Carnahan anzusprechen. Im Fall von Mrs. Flack hatte er außerordentliches Glück gehabt.

Er klopfte an die Tür der Geräuschabteilung und trat ein. In der Mitte des Raums stand Poindexter, trug einen Kopfhörer und hielt eine Pistole von mindestens Kaliber 38 in der rechten Hand.

Plötzlich zog er den Abzug durch und gab in schneller Folge vier Schüsse ab. Dann, als hätte er den Eindringling irgendwie gespürt, nahm er den Kopfhörer ab, drehte sich langsam um und richtete die Pistole auf Jordans Brust. Sein feistes Gesicht verzog sich zu einem gehässigen Grinsen. »Hände hoch«, sagte er.

Seine Stimme war eiskalt und bösartig. Jordan kam der Aufforderung nach. »Okay, Sie sind im Vorteil. Und jetzt legen Sie bitte die Waffe weg.«

»Werden Sie etwa nervös? Es sind doch bloß Platzpatronen.«

»Legen Sie sie trotzdem weg.«

Die Pistole landete klappernd auf dem Tisch. »Was wollen Sie hier, Mr. Jordan?«

»Ich suche Miss Teasdale.«

»Da haben Sie leider Pech. Miss Teasdale ist zu ihrem Unterricht in die Stadt gefahren. Sie ist ja eine so ehrgeizige Frau... glauben Sie nicht auch?«

»Sie bemüht sich, gute Arbeit abzuliefern.«

Poindexter nahm die Waffe. »Ich habe im Moment ziemlich viel zu tun. Falls es sonst nichts mehr zu besprechen gibt, wieso verschwinden Sie nicht einfach?«

Nun stand Jordan ein trostloser Nachmittag bevor. Um halb vier beendete er das Skript für die nächste Onkel-Wally-Show, so daß nur noch die Überschriften aus der Morgenausgabe der Times fehlten. Danach half er Carmody mit den Texten für den Abend, weil ihm davor graute, in sein leeres Pensionszimmer zurückzukehren.

Um achtzehn Uhr machte er sich auf die Suche nach Stoner, aber niemand hatte ihn gesehen. Jordan probierte es bei Becky; ihr Büro war jedoch abgeschlossen, und es brannte kein Licht.

Schließlich ging er zum Pier, setzte sich ans Ende der Bar, trank Bier und schaute den Frauen beim Tanzen zu. Die Stunden vergingen; er wußte nicht, wieviel Bier er getrunken hatte, aber es mußte jede Menge gewesen sein. Um

Mitternacht begann ein Musikspiel, das Dunkelwalzer genannt wurde. Ohne Vorwarnung gingen sämtliche Lichter aus, die Tanzpaare lösten sich voneinander, und die Leute streckten die Hände aus, um mit unsicherem Kichern einen neuen Partner zu ertasten. Dann setzte die Musik wieder ein, unterlegt von dem leisen Gemurmel der Beteiligten, die sich zusammenfanden und das herrlich prickelnde Gefühl genossen, in völliger Dunkelheit mit einem oder einer Fremden zu tanzen.

»Na los, großer Mann, tanz mit mir; ich beobachte dich schon den ganzen Abend«, sagte eine Stimme neben Jordan. Auf einmal fand er sich mitten auf der Tanzfläche wieder, hielt eine rundliche Frau im Arm und prallte immer wieder mit anderen lachenden Paaren zusammen, während das Orchester weiter spielte. Er spürte ihre weiche Wange an seinem Hals und roch ihr duftendes Haar. Dann wurde ihm plötzlich schlecht, und der Raum begann sich zu drehen. Jordan riß sich los und stolperte zwischen den wirbelnden Fremden hindurch bis zum Strand. Seine Beine zitterten, und ihm war flau im Magen.

Auf dem menschenleeren Platz setzte er sich neben die Telefonzelle.

Am Ende stand er in seinem Zimmer und betrachtete sein eigenes Spiegelbild. Idiot, dachte er.

Nach vier Stunden Schlaf schreckte er hoch. Er stand auf, zog sich an und eilte quer über die Dünen zum Sender.

Er schaute durch die Scheibe der Eingangstür. Eli war nicht da. Die Uhr über dem Empfangstisch verriet Jordan, daß er eine halbe Stunde Verspätung hatte.

Er klopfte an die Scheibe, aber Eli kam nicht.

Es verging ein Augenblick. Er hörte Autoreifen auf dem Kies und sah Scheinwerfer auf den vorderen Parkplatz einbiegen. Stallworth, der zur Frühschicht kommt, dachte Jordan.

Eine Wagentür wurde zugeschlagen. Auf dem gepflasterten Weg näherten sich Schritte. Der Mann, der um die Ecke kam, war jedoch nicht Stallworth.

Es war Harford.

16.

Sogar im Dunkeln wußte Jordan sofort, um wen es sich handelte. Harford streckte weder die Hand aus, noch stellte er sich vor. »Wie ich sehe, warten Sie«, sagte er statt einer Begrüßung. »Wo steckt der Hausmeister?«

»Er ist bestimmt schon da. Ich bin zu spät dran.«

»Meinen Sie nicht, daß er auf Sie warten sollte?«

»Nicht, wenn er seine eigentliche Arbeit schaffen möchte.«

Harford öffnete die Tür und hielt sie für Jordan auf. »Nun«, sagte er, als sie mit hallenden Schritten die Lobby durchquerten, »das ist zum letztenmal vorgekommen. Ich sorge dafür, daß Sie noch heute einen Schlüssel erhalten. Es ist geradezu absurd, daß Sie draußen stehen und abwarten müssen, bis der Hausmeister Sie hereinläßt.«

Noch immer kein Wort der Begrüßung, sondern weiterhin unbehagliches Schweigen, als sie die Küche betraten. Harford ging zur Kaffeekanne und hielt nach den Bechern Ausschau, aber die waren noch nicht abgewaschen worden und stapelten sich schmutzig in der Spüle. »Anscheinend herrscht hier heute morgen eine ganz schöne Unordnung«, sagte er.

»Normalerweise hat Eli die Tassen um diese Zeit längst abgewaschen und wieder ins Regal gestellt«, sagte Jordan. »Er ist wegen mir in Verzug geraten. Warten Sie - ich erledige das schnell.«

Aber Harford winkte ab und säuberte eigenhändig zwei der Becher. Dann schenkte er Kaffee ein, reichte Jordan eine dampfende Tasse, setzte sich und legte ein Bein auf den Tisch. Zum erstenmal nahmen sie einander bei vollem Licht gegenseitig in Augenschein.

Von nahem betrachtet, wirkte Harford wesentlich älter. Sein Gesicht wies tiefe Falten auf, und sein welliges schwarzes Haar war an den Seiten ergraut. Er mußte mindestens fünfzig Jahre alt sein. Jordan wünschte, er hätte die Augen des Mannes erkennen können. Wahrscheinlich ging Harford mit dieser verfluchten Sonnenbrille sogar ins Bett.

Jordan sah auf die Uhr; es war achtzehn Minuten vor sechs.

»Onkel Wally kommt heute nicht«, sagte Harford. »Er ist krank.«

»Was ist mit Eastman?«

»Ich glaube, Sie haben mir nicht richtig zugehört. Nicht Mr. Stallworth ist krank, sondern Onkel Wally. Capisce?«

Er verstand und wunderte sich nur kurz über das italienische Wort.

»Okay«, antworte er und konnte nicht verhindern, daß es fragend klang. »Was passiert dann mit der Show? Alles, was ich geschrieben habe, ist vollständig auf diese Figur ausgerichtet.«

»Wir werden diesmal ohne Skript arbeiten. Sie können es für morgen benutzen. Ändern Sie einfach nur die Schlagzeilen; das dürfte Ihnen den heutigen Tag ein wenig versüßen.«

Jordan nickte langsam, wie jemand, der seinem Chef beizupflichten versuchte, obwohl dieser plötzlich wirres Zeug von sich gab. »Was machen wir statt dessen?«

»Reden.«

»Wer?«

»Wir. Sie. Ich. Miss Teasdale wird zu uns stoßen, sobald sie sich um ihre Kinder gekümmert hat. Ich fürchte, ich habe sie ziemlich unsanft geweckt. Vielleicht wird auch Mr. Kain sich uns anschließen. Und unter Umständen gibt es ein paar Überraschungen.«

Jordan überschlug, welch potentielle Katastrophen eine Sendung mit diesen Personen in sich barg. »Was ist mit Miss Nicholas? Wir könnten sie und Brinker herholen.«

»Ich will keinen der Schauspieler. Ich möchte eine neue Idee ausprobieren - ein paar normale Leute sitzen am Strand und unterhalten sich über das Tagesgeschehen. Besser noch, sie reden über das, was sie wissen und in welchem Zusammenhang es zu den Ereignissen in aller Welt steht.«

Sie sahen sich an.

»Wir plaudern einfach nur?«

Harford nickte.

»Zwei Stunden lang?«

»Vielleicht legen wir hin und wieder etwas Musik auf. Aber es gibt keine vorbereiteten Sketche, keine Hamhocks und keine Butterbeans. Falls ich diesen geistlosen Schwachsinn nur noch ein einziges Mal hören muß, könnte es passieren, daß ich Mr. Stallworth eigenhändig erwürge.«

Die Tür ging auf; es war Eli, der seinen Wischeimer hinter sich herzog. Als er Harford sah, hielt er erstaunt inne.

»Guten Morgen, Mr. Kain.«

»Guten Morgen, Sir.«

»Wie wär's mit einem Kaffee? Warten Sie, ich hole Ihnen eine Tasse.«

Eli warf Jordan einen argwöhnischen Blick zu, während Harford zum Spülbecken ging und einen weiteren Becher abwusch. Jordan zuckte die Achseln und bemühte sich, unbekümmert zu wirken.

»Danke, Sir.« Eli nahm die Tasse von Harford entgegen.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Kain. Hier drüben bitte. Am Tisch.«

Eli setzte sich gegenüber von Jordan hin und versuchte, keinen der beiden direkt anzusehen.

»Wir werden uns heute morgen einen kleinen Spaß erlauben«, sagte Harford. »Wie ich höre, nehmen Sie Schauspielunterricht, Mr. Kain.«

»Jawohl, Sir.«

»Wie weit sind Sie damit?«

»Oh, ich muß noch viel lernen. Aber ich gebe mir Mühe.«

Harford schaute zur Uhr. »Ich gehe jetzt nach oben und fahre die Anlage hoch. Sie beide, Gentlemen, bleiben ruhig hier sitzen, trinken Ihren Kaffee und denken darüber nach, welche Themen Sie interessieren. Und dann kommen Sie so gegen fünf nach sechs bitte zu mir ins Studio.«

Sie sahen sich an, während Harfords Schritte sich entfernten.

»Entspannen Sie sich, Eli. Sie brauchen jetzt eine Weile nicht mehr zu putzen.«

»Was geht hier vor, wenn ich fragen darf?«

Jordan erzählte ihm von Harfords Absicht, und dann saßen sie schweigend da und tranken ihren Kaffee.

Zehn Minuten später betraten sie das kleine Treppenhaus, das von den Flügeln des Studio B umschlossen wurde, und stiegen in die obere Etage hinauf. Sie gelangten in eine Welt aus Glas, die den Blick nach Osten über die Dünen und hinaus aufs Meer freigab. Die Sonne ging soeben auf, und ein paar flaumige rosafarbene Wölkchen ließen das morgendliche Schauspiel regelrecht spektakulär erscheinen. Musik schwebte durch den Korridor, und als sie sich dem Studio näherten, sahen sie hinter der Scheibe Harford in der Mitte eines Dreiecks aus Tischen sitzen. Zu seiner Linken drehte sich ein Plattenteller. Die Musik war melodisch und fröhlich: der Marsch aus Tschaikowskis Nußknacker. Rechts von Harford lag bereits eine weitere Platte auf. Er winkte sie herein: Eli sollte auf dem rechten, Jordan auf dem linken Stuhl Platz nehmen. »Sobald es losgeht, setzen Sie bitte Ihre Kopfhörer auf. Auf diese Weise erhalten Sie einen Eindruck, wie die Sendung für unsere Zuhörer klingt.«

»Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun«, sagte Jordan. »Eli wird bestimmt großartig sein, aber ich kann mir nicht vorstellen, was ich hier eigentlich soll.«

Harford lächelte und hob die Hand, um ihn verstummen zu lassen. »Gleich ist es soweit.« Dann wandte er sich an Jordan. »Die gängige Lehrmeinung lautet, daß die Leute morgens keine klassische Musik hören wollen. Sind Sie ebenfalls dieser Ansicht?«

»Es fällt mir schwer, auch nur irgendeine sogenannte gängige Lehrmeinung zu akzeptieren.«

»Darüber könnten wir uns zum Beispiel ein paar Minuten unterhalten. Oder auch über die Gegenwartskultur, die nationale Befindlichkeit und wieso ein beliebiger Abschnitt der Geschichte immer erst aus zwei Generationen Abstand angemessen beurteilt werden kann. Ist Dashiell Hammett von größerer Bedeutung als Dick Tracy, und wird man einen oder gar beide je in einem Atemzug mit Dickens und Poe nennen? Wie steht's mit Ihnen, Mr. Kain? Was halten Sie von Klassik am Morgen?«

»Die Leute hätten sicher nicht die Geduld, sich Mussorgskis Nacht auf dem kahlen Berge anzuhören. Aber was Sie da gerade aufgelegt haben, klingt ziemlich gut... Sir.«

»Lassen Sie uns während der Sendung auf das ›Sir‹ verzichten. Wäre das möglich?«

»Ja, Sir.«

»Gut. Vergessen Sie es nicht. Wir sind einfach nur drei Männer, die am Strand sitzen und sich Gedanken über den Lauf der Welt machen. Während unseres kleinen Picknicks werde ich mich Gavin nennen. Ein guter keltischer Name. Mr. Kain, Sie werden Roger sein. Ich glaube, das stammt ursprünglich aus dem Althochdeutschen, aber für unsere Zwecke klingt es angelsächsisch genug.«

Er nahm die Brille ab, und man konnte erkennen, weshalb er sie trug. Sein Gesicht war außergewöhnlich: ein Auge dunkelbraun, das andere fast gelb. Er wirkte ein wenig erschöpft.

Sein Blick richtete sich auf Jordan. »Und Sie werden wir... Jack nennen.«

Dulaney hob den Kopf, und es war, als würden sie sich hier an diesem Studiotisch zum allerersten Mal begegnen. Einen Moment lang konnte Jack nur eines denken: Er weiß, wer ich bin.

Das Musikstück ging zu Ende, der Moment verflog, und Harford brach den Blickkontakt ab, um den zweiten Plattenspieler in Gang zu setzen. Der Raum war plötzlich von Meeresgeräuschen erfüllt: Wogen brandeten an den Strand, und Seemöwen kreischten. Harford schaltete das Mikrofon ein, das rote Leuchtschild flamme auf und besagte AUF SENDUNG, und er ergriff das Wort: »Guten Morgen. Sie hören WHAR in Regina Beach, New Jersey, und zwar um genau sechs Uhr zehn östlicher Kriegszeit. Mein Name ist Gavin, und wir haben heute Donnerstag, den elften Juni. Ich werde bis acht Uhr hier am Strand sein, um Ihnen Nachrichten, Meinungen und ein paar offene Worte ganz gewöhnlicher Leute zu präsentieren. Heute morgen gibt es hier weder irgendwelche Experten noch aufgewärmte Sketche, sondern lediglich Sie, mich und wen auch immer es hierher verschlagen mag. Zum Beispiel den Mann dahinten, den ich in diesem Moment auf der Promenade entdeckt habe...«

Er regelte das Mikrofon herunter und zog die Geräusche auf. Die Möwen waren gelegentlich lauter als die Brandung, als würden die Vögel sich tatsächlich bisweilen nähern und dann wieder wegfliegen. »Sie sind der Mann auf der Promenade, Jack. Vermutlich bleiben Sie erst mal stehen und lassen sich den Wind um die Nase wehen, so daß wir Zeit haben, einige Nachrichten einfließen zu lassen. Überlegen Sie sich, was Sie sagen möchten. Vielleicht stelle ich Ihnen ein oder zwei Fragen. Und Sie, Mr. Kain...«

»Ja, Sir?«

»Kein ›Sir‹. Seien Sie einfach Sie selbst, dann kann gar nichts schiefgehen. Vergessen Sie Ihre Hautfarbe, vergessen Sie, wo wir sitzen. Im Radio gibt es keine Farben, außer wenn jemand wie Mr. Stallworth einen verfälschten Eindruck davon vermitteln will. Heute morgen, Roger, sind Sie kein Farbiger und wir keine Weißen. Mir gehört nicht dieser Sender, und Sie müssen nicht den Boden wischen. Können Sie lesen, Roger?«

»Aber sicher«, sagte Eli.

»Ich meine das nicht wortwörtlich, also nehmen Sie es mir bitte nicht übel. Wissen Sie, wie man vom Blatt liest oder spielt?

Ist im Rahmen Ihres Unterrichts jemals das Thema Radio behandelt worden?«

»Bislang ging es eher um die Grundlagen. Ich weiß in groben Zügen, was Sie meinen, aber ich glaube, man nimmt dort das Radio nicht besonders ernst.«

»Nun, dann wollen wir die Leute eines Besseren belehren. Roger wird die Nachrichten verlesen.«

Eli nahm die vorbereiteten Notizen, überprüfte den Sitz des Kopfhörers und wartete auf die rote Lampe. Sein Herz schlägt ihm jetzt gewiß bis zum Hals, dachte Dulaney. Und dann ging es los, und ihnen blieb keine Zeit mehr, um weiter darüber nachzudenken.

Was für eine Überraschung! Er ist gut. Seine Stimme ist ausdrucksvoil und intelligent, und er klingt dabei sehr selbstsicher, obwohl er sich im Augenblick bestimmt nicht so fühlt. Garantiert weiß er, welche Hindernisse es zu überwinden gilt und wie unmöglich all das hier ist. Harford kann noch so oft über die angebliche Farbenblindheit des Rundfunks philosophieren - es dürfte ihm schwerfallen, auch nur einen einzigen schwarzen Nachrichtensprecher zu benennen. Was hat er also vor, was will er beweisen? Einzelne Nachrichten dringen trotz aller Überlegungen zu ihm durch. Die Royal Air Force trägt den Krieg abermals tief nach Deutschland hinein. Mehr als eintausend Bomber haben letzte Nacht Essen angegriffen, nur drei Tage nachdem Köln von ihnen in Schutt und Asche gelegt worden ist. Es heißt, die Juden würden angesichts dieser Neuigkeiten aus Deutschland vor Freude auf den Straßen tanzen, aber der Krieg hat auch dunkle, bedrückende Seiten. Eine sozialistische Untergrundzeitung berichtet von Massenvergasungen im Lager Chelmno. Rommel verstärkt seinen Vormarsch in der afrikanischen Wüste. Im russischen Sewastopol sprengen die Deutschen die letzten noch stehenden Häuser,

und die Einheimischen kämpfen inmitten eines riesigen Trümmerhaufens, der einmal ihre Stadt war.

Am Ende der Nachrichten war es ruhig im Studio, und der Krieg schien sich plötzlich sehr weit weg zu befinden. Dulaney beobachtete Harford. Es scheint unmöglich, aber ich glaube, er weiß, wer ich bin. Er hat mir nicht aus Zufall den Namen Jack zugewiesen. Ich kann es einfach nicht abschütteln, dieses scheußliche Gefühl, daß er alles über mich weiß.

17.

Langsam gewann die Sendung an Konturen. In seiner Rolle als Gavin tat Harford so, als würde er den einsamen Mann oben auf der Promenade näher kommen sehen, und fing an, über den Charakter und die Weltanschauung des Fremden zu spekulieren. Seine Überlegungen muteten beinahe poetisch an, als wären sie gar nicht an einen Zuhörer gerichtet. Am beachtlichsten dabei war, daß er all dies ohne Skript bewerkstelligte. Unversehens wurde Roger wieder mit einbezogen.

»Ich habe gehört, Sie würden sich sehr für die Ereignisse rund um den Broadway interessieren«, sagte Gavin. »Haben Sie in letzter Zeit ein erwähnenswertes Stück gesehen?«

Roger mußte sofort an *Harlem Cavalcade* denken, das leider schon kurz nach der Premiere im Ritz wieder abgesetzt worden war. Sie unterhielten sich darüber, und Gavin plauderte ein wenig über Harlem im allgemeinen und daß die derzeit wohl aufregendste Musik in den Klubs nördlich der Hundertzehnten Straße gespielt wurde.

Ansonsten hatte es keine herausragenden Musicals gegeben, doch unter den ernsten Dramen machte ein neues Stück von Steinbeck Furore, das auf seinem populären Roman *Der Mond*

ging unter basierte. Roger hielt das Thema mitten im Krieg für reichlich gewagt, aber Gavin tat es kurzerhand als Schund ab. Zwar sei es vertretbar, den Nazis menschliche Züge zuzugestehen, doch Steinbeck habe den Bogen überspannt. Die Anständigkeit seines einen deutschen Offiziers lasse das gesamte Dritte Reich in einem zu vorteilhaften Licht erscheinen und weniger verabscheuenswürdig dastehen, als es in Wirklichkeit war.

Völlig unerwartet kam nun auch Jack an die Reihe. »Hier ist der Mann, mit dem wir die ganze Zeit sprechen wollten«, sagte Gavin, und schon war er auf Sendung. Es überraschte ihn, wie gut er sich zuretfand, und zwei oder drei Minuten lang taten Gavin und er nichts anderes, als durch pure Improvisation seine Figur aufzubauen. Jack war als Hafenarbeiter auf Urlaub hergekommen. »Sieh an, ein Freizeitphilosoph«, sagte Gavin ein wenig spöttisch. »Womöglich können Sie uns ja erklären, was von John Steinbecks jüngstem Werk zu halten ist.«

Jack kannte das Stück nicht, aber der zugrunde liegende Roman hatte ihm sehr gut gefallen. »Was Steinbeck getan hat, erfordert Mut. Ich weiß, daß es auch in der deutschen Armee Männer mit Gewissen gibt - beweisen kann ich es nicht, aber das Gegenteil erschien mir einfach viel zu unwahrscheinlich. Und ich bin überzeugt, daß diese Männer genauso entsetzt über Hitler sind wie wir.«

Seufzend gab Gavin sich geschlagen. »Also zwei zu eins für Steinbeck. Lassen Sie uns etwas persönlicher werden. Darf ich Ihnen ein paar vertrauliche Fragen stellen?«

Dulaney witterte sogleich eine Falle und antwortete sehr zurückhaltend. »Das kommt darauf an, um was für Fragen es sich handelt und wie vertraulich sie ausfallen.«

Gavin lachte. »Sind Sie zur Zeit verliebt?«

»Aber natürlich«, erwiderte Jack im gleichen unbeschwertem Tonfall. Er war jung und ungebunden, die Tage waren lang und warm - wie konnte er da nicht verliebt sein?

»Verraten Sie uns doch, wie die Glückliche heißt«, bat Gavin, und plötzlich hatte Jack den Namen Gloria im Kopf. Er kannte

keine Frau dieses Namens und hoffte, durch diesen Einfall vielleicht von hier verschwinden zu können. »Eigentlich sollte ich lieber den Mund halten«, sagte er, »aber sie heißt Gloria, und ich bin jetzt mit ihr am Strand verabredet.«

Es funktionierte. »Viel Glück, Jack«, sagte Gavin, »und danke für das Gespräch.«

Die Stunde endete mit einem Besuch des Besitzers der Bowlingbahn, eines riesigen Kerls namens Albert Hocking, der sich als überaus charmante Plaudertasche erwies. Rogers zweiter Auftritt als Nachrichtensprecher verlief nicht ganz so gut wie der erste: Er hatte unterdessen Zeit gehabt, sich Gedanken zu machen, und war nervös geworden. Harford jedoch schien sich nicht an ein paar Schnitzern zu stören. Am Ende der Nachrichten streckte er den Arm aus und schüttelte Eli die Hand. »Gute Arbeit, Roger, danke für Ihren Besuch. Ihnen steht eine strahlende Zukunft bevor.« Eli nickte und verließ das Studio. Kurz bevor er im Treppenhaus verschwand, schaute er noch einmal über die Schulter zurück.

Die zweite Stunde begann mit Musik. Harford sah Dulaney an. »Was halten Sie von seinen Lesekünsten?«

»Außergewöhnlich gut, besonders wenn man den Druck bedenkt, unter dem er gestanden hat.«

Harford schien der Musik zu lauschen. »Druck gehört zu diesem Geschäft«, sagte er dann. »Aber Sie haben recht, er könnte gut werden.«

Dulaney räusperte sich. Er hatte es sich noch nie verkneifen können, schlafende Hunde zu wecken. »Diese Andeutung, ihm stehe eine strahlende Zukunft im Radio bevor, erscheint mir aber dennoch ziemlich fragwürdig.«

»Wer weiß! Sobald dieser Krieg erst einmal hinter uns liegt, brechen vielleicht tolerantere Tage an. Und immerhin haben nur wir in der Hand, was bei diesem Sender geschieht, nicht wahr? Genaugenommen ergibt sich eventuell sogar für Sie beide eine neue Karriere. Miss Hart sitzt unten in der Telefonzentrale und nimmt die Anrufe entgegen. Falls Sie gern wissen würden, wie

Sie auf die Zuhörer wirken, kann sie Ihnen sicherlich genauere Auskunft geben.«

Dulaney zuckte die Achseln, und Harford beugte sich zu ihm vor, so daß der Stuhl in den Scharnieren ächzte. Im Studio war es vollkommen ruhig - Harford hatte die Lautsprecher abgeschaltet, und nur noch die zuckende Nadel der Anzeige deutete darauf hin, daß weiterhin Musik gespielt wurde.

»Ich rate Ihnen allerdings, diese Frage nicht zu stellen«, sagte Harford, lehnte sich wieder zurück und wippte inmitten der Grabesstille langsam hin und her. »Niemals, weder im Hinblick auf Ihre Texte noch auf sonst etwas, das Sie mit aufrichtiger Überzeugung tun. Falls Sie es zulassen, werden die Leute Sie auf ein zutiefst primitives Niveau herunterziehen. Die öffentliche Meinung mag für den Erfolg einer Sendung mitverantwortlich sein, aber sie ist nur schwerlich ein verlässlicher Maßstab für die Qualität Ihrer Arbeit. Und Kritiker sind lediglich der verlängerte der öffentlichen Meinung. Bei den meisten handelt es sich bloß um hochgejubelte Zeitungsreporter, die im Grunde keine Ahnung von Romanen oder Hörspielen haben. Und wenn sie tatsächlich mal ein Lob aussprechen, dann immer für die falschen Dinge. So, das Musikstück geht zu Ende. Unter Umständen schlendert Jack noch einmal bei uns am Strand vorbei, diesmal in Begleitung seiner Freundin, falls Miss Teasdale rechtzeitig erscheint, um uns behilflich sein zu können.«

In letzter Sekunde entschied er sich anders und legte wiederum Musik auf: Beethovens Menuett in GDur, ein Stück für Violine und Klavier ohne Orchesterbegleitung, während im Hintergrund immer noch das Brandungsgeräusch der zweiten Schallplatte erklang. Sie lauschten fast eine Minute, und dann stellte Harford eine Frage, die Jack völlig aus dem Konzept brachte.

»Kennen Sie einen Mann namens Carnahan?«

Er rang nach einer Antwort und starre zu Boden, während über ihm Beethovens Musik erschallte. Schließlich zwang er sich, den Kopf zu heben und Harford offen ins Gesicht zu sehen. Ein leichtes Kopfschütteln, ein fragender Blick und dann,

viel zu spät, seine Antwort. »Ich glaube, ich habe den Namen noch nie gehört. Sollte ich?«

»Keine Ahnung«, sagte Harford. »Ich dachte nur, Sie hätten vielleicht.«

Beethoven verklang, Schubert übernahm, mit vollem Orchester und ohne zusätzliche Geräuscheffekte. In diesem Moment traf Livia ein. Sie tauchte an der Scheibe auf, und Harford zuckte zusammen, schnappte seine Brille, wirbelte mit dem Stuhl herum und stieß dabei seinen Kaffeebecher vom Tisch. Dann setzte er die Brille auf, seine Maske vor der Welt. Demnach war er wegen seines Auges empfindlich. Frauen machten ihn nervös. Aber all das spielte für Jack keine Rolle. Der Schreck saß noch zu tief.

Livia kam herein. Sie sah verunsichert aus. Harford erwies sich als echter Kavalier - er stand auf, rückte einen Stuhl für sie zurecht und entschuldigte sich umständlich für seinen frühmorgendlichen Anruf. Dann setzte er sich und versuchte, sein Verhalten zu erklären.

»Gestern abend hatte ich plötzlich diese Idee. Eine ganz neue Art von Morgensendung, mit Gesprächen als zentralem Bestandteil. Dann beschlich mich der Verdacht, daß ich hier etwas Bedeutendes entdeckt hatte und daß so vermutlich das Tagesprogramm der Zukunft aussehen wird. Es ist kostengünstig, es ist schnell zu produzieren, und ein guter Moderator - zweifellos nicht ich, sondern jemand, der sich damit auskennt - dürfte in der Lage sein, die Sendung ohne jegliches Skript zu bestreiten. Haben Sie uns zugehört, Miss Teasdale? Wissen Sie, was bisher geschehen ist?«

»Ja, Sir. Aber, Mr. Harford...«

Er hob die Hand. »Ich möchte, daß Sie Jacks Freundin Gloria spielen.«

Entsetzt legte sie Protest ein. Sie sei schließlich keine Schauspielerin, sondern habe vielmehr tödliche Angst vor dem Mikrofon und davor, sich zu blamieren. Dann verschlug es ihr völlig den Atem - »Oh, Sir, ich kann einfach nicht!« -, aber er bedeutete ihr ungerührt, sie möge den Kopfhörer aufsetzen.

Schubert näherte sich dem lautstarken Finale, gleich würde Stille herrschen, die überbrückt werden mußte, und als Harford sagte: »Na los, tun Sie mir den Gefallen«, ließ sein freundlicher Tonfall ihr keine Fluchtmöglichkeit mehr. Sie warf Jordan einen flehentlichen Blick zu.

Harford schaltete das Brandungsgeräusch wieder ein und lächelte Livia über den Tisch hinweg an. »Erzählen Sie von sich selbst. Was Sie gern haben. Es kann unmöglich danebengehen. Also gut... los geht's.«

Später behauptete Livia, sich nur noch an die Hälfte von alldem erinnern zu können. Harford stellte ihr Fragen, und die Antworten, die sie gab, entsprachen der Realität, entstammten ihrem eigenen Leben. Sie war ein kalifornisches Mädchen. Ihrem Vater gehörte eine Bienenzucht in der Nähe von Bakersfield, wo sie und ihre sechs Brüder in den zwanziger Jahren groß geworden waren.

Sie kamen auf das Thema Radio zu sprechen, aber Harford vermeid es, Liviias Tätigkeit einzubeziehen, und ließ sie als normale Zuhörerin auftreten. Ihrer Meinung nach bestand das Hörfunkprogramm größtenteils aus Schund, mit gelegentlichen niveauvollen Ausnahmen und seltenen Momenten unzweiflicher Brillanz. Wie jede andere Kunstform, die dem Massengeschmack verpflichtet sei, sagte Harford, und sie stimmte ihm zu. Die beste Show war für sie *Vic and Sade*, eine ruhige Viertelstunde, die versteckt zwischen den täglichen Soap-Serien lief. Auch *One Man's Family* mochte sie, weil es sie sehr an ihre eigene Familie erinnerte. Ihr Vater war genau so ein Dickschädel wie der alte Barbour, und ihr großer Bruder geriet mit dem alten Mann häufig in Streit, weil dieser ihm mangelnde Disziplin und Zuverlässigkeit vorwarf. Das Konzept der Großfamilie sei vermutlich kein Zukunftsmodell, sagte Harford - »Immerhin sind wir inzwischen hundertdreißig Millionen Menschen« -, und sie teilte seine Ansicht, daß die Nachkriegszeit durch eine zunehmend unstete Gesellschaft geprägt sein würde. Ein erschreckender Gedanke, sagte Harford, und sie nickte ernst. »Gloria nickt«, sagte er und

grinste breit. »Sie vergißt, wo sie sich befindet. Dieser Ausblick auf die Zukunft hat ihr die Sprache verschlagen.«

Doch die Einzelheiten des Lebens auf der Farm standen ihr noch immer deutlich vor Augen, obwohl sie schon vor vierzehn Jahren von dort fortgegangen war.

»Hatten Sie Angst vor den Bienen?« fragte Harford. »Haben Sie sich gefürchtet?«

Sie lachte und errötete. »Nicht halb soviel wie vor Ihrem Mikrofon und Ihren Fragen. Ich habe oft inmitten eines ganzen Schwarms gestanden und wurde nie gestochen.«

Ihre erste Anstellung im Osten hatte sie in einem Vergnügungspark gefunden. »Ich war diejenige, die in die Drehtrommel klettern mußte, um all jenen beim Aussteigen zu helfen, die allein zu ungeschickt dafür waren. Später hat man mich an die Luftpumpen gesetzt, mit denen man die Röcke der Frauen hochwirbeln lassen konnte. Ich habe meinen Job ziemlich gut gemacht, viel besser als die Jungs. Die waren immer viel zu versessen darauf, möglichst schnell den Knopf zu drücken.«

Alle lachten. Livia hatte mittlerweile viel von ihrer Nervosität verloren.

»Wie viele Kinder wollen Sie und Gloria haben, Jack?«

»Oh, so ungefähr ein Dutzend.«

»Träum weiter, Cowboy«, sagte sie, und wieder mußten alle lachen.

Harford fragte nach ihrer Meinung über Steinbeck, aber sie hatte keines seiner Bücher gelesen. »Ich bevorzuge Schriftsteller aus der Viktorianischen Zeit.«

Victor Hugo war ihr Lieblingsautor, *Der lachende Mann* ihr Lieblingsroman. Harford war beeindruckt.

»Das Buch hat mir auch sehr gut gefallen, aber ich möchte wetten, nicht mal jeder zehntausendste hat es gelesen.«

Sie zuckte die Achseln. »Das kann ich nicht beurteilen. Die mißliche Lage des Helden ist mir immer sehr nahegegangen.

Sein entstelltes Gesicht und sein weiches Herz röhren mich auch heute noch zu Tränen.

18.

Sofort nach Ablauf der zweiten Stunde machte Harford sich auf den Weg. Er gab erst Livia, dann Jordan die Hand und eilte in Richtung Treppenhaus davon.

»Was, in aller Welt, soll man davon halten?« fragte sie.

»Keine Ahnung. Ich schätze, wir sind jetzt Radiostars.«

Sie gingen gemeinsam den Korridor hinunter. Jordan fragte, ob sie später mit ihm zu Mittag essen würde. »Ich möchte gern über eine bestimmte Sache mit dir sprechen.«

»Heute geht's leider nicht. Ich muß mich jetzt erst um meine Kinder kümmern, und Maurice hält mich heute nachmittag und morgen ganz schön auf Trab. Aber du kommst doch morgen ohnehin zu meiner Party - komm einfach etwas früher, dann können wir in Ruhe miteinander reden.«

Jordan ging zu seinem Schreibtisch und versuchte zu arbeiten, doch im Geiste hörte er beständig Harfords Stimme, die ihm immer wieder die gleiche Frage stellte.

Mittags rief Becky Hart bei ihm an und bat ihn, nach unten zu kommen. Als er ihr Büro betrat, sah er Holly dort sitzen.

»Jordan, kennen Sie Miss O'Hara? Ich habe sie fast schon davon überzeugt, nächste Woche an unserer Kriegsanleihen-Show teilzunehmen. Wir gehen jetzt alle gemeinsam zum Essen, und ich brauche von Ihnen das letzte, ausschlaggebende Argument.«

Jordan war sich unschlüssig darüber, was Holly wollte. Er zögerte. »Ich glaube, ich sollte lieber passen. Es wartet noch viel zuviel Arbeit auf mich.«

»Der Sender zahlt. So etwas bekommen Sie gewiß nicht jeden Tag zu hören.«

»Ich schätze, dann habe ich wohl doppeltes Pech.«

»Leisten Sie Miss O'Hara wenigstens einen Augenblick Gesellschaft, während ich mich auf die Suche nach Dedrick mache.«

Auf einmal waren sie allein. Holly wandte den Kopf zur Tür und sah sich dann im ganzen Raum um.

»Also... Jordan... was für Texte schreiben Sie denn?«

Er erzählte ihr das gleiche wie schon am Vortag.

»Werden Sie auch an Mr. Maitlands Show beteiligt sein?«

»Vermutlich ja. Bislang hat mich noch niemand darauf angesprochen, aber eine solche Sendung ist schnell zusammengestellt.«

»Sie klingen wie ein alter Hase. Bestimmt benötigt man Jahre, um das alles zu lernen.«

»Es ist nicht besonders kompliziert. Ich schreibe lediglich ›Miss O'Hara singt die Nationalhymne‹, und Sie erledigen den Rest.«

Er setzte sich mit dem Rücken zur Wand und klappte seinen Notizblock auf, als wolle er sogleich mit einem Entwurf beginnen. Tatsächlich aber schrieb er RUF MICH AN, DURCHWAHL 13. Dann legte er den aufgeschlagenen Block vor Holly auf den Tisch, wartete, bis sie die Nachricht gelesen hatte, und klappte den Block wieder zu.

Becky und Maitland erschienen an der Tür, woraufhin allseits ein paar Liebenswürdigkeiten ausgetauscht wurden. »Wie schön, daß Sie es sich noch einmal überlegen wollen«, sagte Maitland, und Holly erwiderte: »Becky ist sehr hartnäckig, aber warten wir doch zunächst die Hörprobe ab.« Sie würde an jenem Nachmittag im Studio B zu einer aufgenommenen Hintergrundmusik vorsingen. Stoner sollte den Auftritt auf Wachsplatte festhalten, so daß man sich hinterher zusammensetzen und die Darbietung analysieren konnte. Doch Hollys

Erfolg stand von vornherein fest. »Sie werden sensationell sein«, sagte Maitland.

Jordan begleitete sie noch bis zur Eingangstür, und Maitland trug ihm auf, sich Gedanken über weitere Lieder zu machen, die Holly im Verlauf jener Stunde singen konnte. »Patriotische Stücke, direkt aus dem Herzen Amerikas. Holly wird die Stimme dieser Show sein, das tragende Element, also geben Sie sich bitte etwas Mühe. In Ihrer Freizeit, natürlich.« Becky lachte. »Keine Pause für die Geplagten, Jordan.« Mit diesen Worten gingen die drei zum Essen.

19.

Am Nachmittag des nächsten Tages erschien Jordan absichtlich etwas früher zu Liviias Party. Ihr Haus lag weit oben an der nördlichen Spitze der Insel, noch jenseits des Endes der Straße. Er parkte in einem kleinen Kreis aus Bäumen und folgte einem Pfad zum Strand. Das einzige Gebäude in Sicht war eine verschachtelte Hütte, deren Anbauten anscheinend von verschiedenen Handwerkern zu verschiedenen Zeiten errichtet worden waren. Umgeben war das Grundstück von einem sonnengebleichten Lattenzaun; das einzige Lebenszeichen war eine Rauchfahne, die aus dem Schornstein emporstieg. An einer der Seiten stand Liviias klappriger Wagen geparkt. Jordan konnte noch die Reifenspuren erkennen, die sie bei zurückweichender Flut im Sand hinterlassen hatte. In einiger Entfernung sah er zwei Jungen am Wasser entlangrennen und vergeblich versuchen, einen Drachen steigen zu lassen.

Jordan betrat die Veranda und wurde von Livia umgehend hereingewinkt. Drinnen duftete es nach herrlichem Essen. Es handelte sich in der Tat um eine überaus rustikale Behausung mit mehreren kleinen Zimmern, die sich um die ursprünglich nur aus einem Raum bestehende Hütte gruppierten, und einer

Zwischenwand, die Wohn- und Eßbereich voneinander abgrenzte. In der Küche stand Evie Overdier an einem alten Holzofen. »Laura Leaf kocht heute für uns«, sagte Livia.

»Wagt es ja nicht, irgend etwas anzufassen«, sagte Evie. »Warum macht ihr beide nicht einfach einen Strandspaziergang?«

Also gingen sie los und folgten Liviias Söhnen den Strand entlang in Richtung der windumtosten Nordspitze. Endlich waren sie allein, und Jordan konnte auf sein Anliegen zu sprechen kommen. Er wollte jegliches Mißverständnis vermeiden, doch Livia fing sofort mit Small talk an, als müsse sie die peinliche Gesprächspause während eines ersten Rendezvous überbrücken. Behutsam tastete sie sich vor - woher kommst du, wohin gehst du, was macht deine Familie? - und stellte dann die erste große Frage: »Warst du jemals verheiratet?« Das alles nahm keinen guten Anfang. Nun fühlte er sich nämlich verpflichtet, sich höflich nach ihrer gescheiterten Ehe zu erkundigen.

»Sieh es als jugendlichen Leichtsinn an«, sagte sie. »Immerhin sind zwei großartige Kinder daraus entstanden.«

»Dann kannst du dich letzten Endes zufrieden schätzen.«

»Keine Angst, das weiß ich genau. Mein Mann war ein absoluter Schwachkopf, aber sieh dir an, was wir gemeinsam zustande gebracht haben. Eines Tages wirst auch du diese Erfahrung machen - nur den guten Teil, hoffe ich -, und dann wirst du wissen, was ich meine.«

»Darauf würde ich nicht wetten. Ich hatte mit Frauen noch nie sonderlich viel Glück.«

»Glück hat nichts damit zu tun. Es kommt allein auf die Chemie an.«

»Ja, die Chemie muß auf beiden Seiten stimmen.«

Sie seufzte. »Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich schon gedacht habe, die Chemie würde stimmen. Doch letztlich hat immer das Glück gefehlt.«

Er räusperte sich. »Ich wollte schon die ganze Zeit mit dir reden... Ich habe gehört, du kennst jemanden namens Carnahan.«

Livia blieb stehen und musterte ihn kühl.

»Ich kenne ihn zufällig ebenfalls«, fügte er schnell hinzu. »Anfangs war ich mir nicht sicher, aber je mehr ich über ihn erfuhr... Das alles liegt schon lange zurück. Wir waren damals in New York gut befreundet. Haben viel geredet, oft zusammen Billard gespielt und die gleichen Bücher gelesen. Später haben wir uns aus den Augen verloren. Aber er gehörte zu den ganz besonderen Menschen in meinem Leben, und ich habe mich immer gefragt, was aus ihm geworden ist.«

»Ich dachte, du seist auf der Suche nach Kendall hergekommen.«

»Das ist richtig. Und es hat mich ziemlich überrascht, daß noch ein zweiter alter Freund von mir hiergewesen ist. Er hat bei demselben Radiosender gearbeitet und ist eines Tages ohne ein Sterbenswort verschwunden. Genau wie Kendall.« »Nicht ganz wie Kendall. Carnahan hat nicht getrunken.« Das Thema war ihr eindeutig unangenehm. Weit vor ihnen hatten die Jungen den Versuch aufgegeben, ihren Drachen steigen zu lassen, und liefen auf sie zu.

»Also gut. Weshalb kommst du damit zu mir?« »Bloß weil ich gehört habe, ihr wärt Freunde gewesen.« »Von wem hast du das gehört?«

»Ich hab's irgendwo nebenbei aufgeschnappt.«

»Was willst du wissen?... Ob ich mit ihm geschlafen habe?«

Er bedachte sie mit einem tadelnden Blick, der besagte, daß sie es eigentlich besser wissen sollte.

»Aber was kann ich dir sonst erzählen? Ich weiß nicht, wo er steckt.«

»Laß uns die Sache vergessen. Ich merke, daß du nicht darüber reden möchtest.«

»Ich werde nur so verdammt wütend, wenn man anfängt zu tratschen. Wir haben uns wirklich bemüht, es nicht an die große

Glocke zu hängen, aber die Leute finden es ja doch heraus und zerreißen sich das Maul über uns.«

»Ich hätte es gar nicht erst zur Sprache bringen dürfen.« »Es liegt nicht an dir, es liegt an jedermann in dieser verdrehten Welt. Es fällt mir nicht leicht, davon zu erzählen. Es war genau die Art von Erfahrung, über die wir gerade erst gesprochen haben - tolle Chemie, erbärmliches Glück. Soviel zu meiner Begabung als Ratgeberin in Herzensangelegenheiten.«

Er wartete, aber es folgte ein Stimmungsumschwung. Livia bat ihn, von dem Carnahan zu erzählen, den er gekannt hatte, also schilderte er ihr die langen Gespräche, die Antiquariatsbesuche an der Vierten Avenue und Carnahans allmähliche Verwandlung in eine Vaterfigur. Hin und wieder lächelte sie, und dann wußte er, daß er einen wahren Punkt berührt hatte; oder sie lachte leise auf und sagte: »Ja, genau so war er.« Sie starnte auf die Brandung zu ihren Füßen, als könnte sie dort den schwachen Umriß eines Bildes erkennen: den verbeulten Hut und die zwanglose Art, die schwieligen Hände, das sanfte Gemüt, und weiter draußen im Meer diese unergründlichen Augen, die beispielloses Leid gesehen hatten.

Ihre Kinder trafen ein, womit das Thema beendet war. Die beiden lagen ein Jahr auseinander, wenngleich Jason, der jüngere, bereits so groß wie Jeremy war. Jordan schlug vor, sie sollten ihren Drachen mit einem leichteren Schweif versehen, eventuell mit einem hauchdünnen Stück Baumwolle, und sofort liefen die beiden los, um im Haus nach einem geeigneten Stofffetzen zu suchen.

»Bleibt mir bloß von dem Lagerraum weg!« rief Livia, aber die Jungen rannten weiter. »Die beiden sind völlig fasziniert von dem Zimmer«, erklärte sie Jordan. »Sie nutzen so gut wie jeden Vorwand, um dort hineinzugehen, weil es der einzige Ort ist, an dem sie nicht spielen dürfen. Ich bewahre alles mögliche darin auf. Unschöner Kram aus der Zeit meiner Scheidung. Es ist schon schlimm genug, daß sie ihren Vater verlieren mußten, da brauchen sie nicht auch noch zu erfahren, was für ein Mistkerl

er war. Ich schätze, ich sollte das Zeug einfach wegwerfen. Eines Tages werde ich das auch tun.«

Inzwischen waren Brinker und Rue eingetroffen. Rue nahm einige Sachen aus dem Wagen, und in der Ferne sah Jordan in diesem Moment Stoners Pickup auf den Strand einbiegen. Von Carnahan war vorerst nicht mehr die Rede. »Bei unseren Treffen gelten nur drei Regeln«, sagte Livia. »Iß, trink und sei fröhlich.«

Sie nannten sich scherhaft die Rechtschaffenen, erläuterte Livia, weil sie im Kampf zwischen Kunst und Kommerz alle auf der richtigen Seite standen. Jordan wußte, daß sie sich im Verlauf des Abends noch intensiv über mögliche Programmideen unterhalten würden, aber am Anfang standen lockere Plaudereien und ein geselliges Beisammensein. Stoner hatte den druckfrischen Beachcomber mitgebracht. Eine kurze Notiz auf Seite eins hatte Peter Schroeder zum Thema. Die Überschrift war provokant - ZWEITER DEUTSCHER WHAR-ANGESTELLTER SPURLOS VERSCHWUNDEN -, und im Text wurde der deutsche Aspekt nochmals beiläufig erwähnt. Das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Peter und George Schroeder fand in einer Zeile Platz. Sie waren leibliche Cousins: Peter war Mitte der dreißiger Jahre mit finanzieller Unterstützung der Schroeders hergekommen.

»Er war wie George, nur nicht so verschlossen«, sagte Stoner. »Kein ganz so guter Toningenieur, aber er hat seine Arbeit getan.«

»Hier steht nicht, ob er amerikanischer Staatsbürger war«, sagte Jordan.

»Mir hat er erzählt, er sei 1938 eingebürgert worden.«

»Was ist mit seinen Angehörigen in New York? Hat jemand sie mal gefragt, ob sie wissen, wohin er gegangen ist?«

»Ja, ich. Bei der Beerdigung«, sagte Rue. »Sie haben keine Ahnung, wo er steckt.«

»Genau«, sagte Evie, die in der Tür stand. »Als ob die einem von uns auch nur das geringste erzählen würden. Ich glaube, er hat aus irgendeinem Grund einen fürchterlichen Schreck

bekommen und ist weggelaufen. Vielleicht hat ihm jemand zugeflüstert, Hoover sei hinter ihm her.«

Livia schüttelte den Kopf. »Meinst du wirklich, Peter sei ein Spion gewesen?«

»Ja, allerdings. Ich habe diesen Jungs nie getraut, keinem von beiden.«

»Nun, ich bin nicht dieser Ansicht«, sagte Rue.

Das Thema wechselte. Alle wollten mehr über die Sendung wissen, in der Jordan gemeinsam mit Harford gesessen hatte. Hatte er tatsächlich den Hausmeister herbeizitiert und ihn die Nachrichten verlesen lassen? Wie hatte er Livia zum Sprechen gebracht, und wirkte er irgendwie verwirrt? Aber was sie vor allem wissen wollten, konnte Jordan ihnen auch nicht sagen - was Harford wohl als nächstes tun würde.

»Vielleicht kann Becky uns mehr verraten«, sagte Rue. »Vorausgesetzt, sie taucht irgendwann hier auf.«

»Sie muß erst noch Maitland abholen«, sagte Livia. »Und Maitland hat darum gebeten, Pauline mitbringen zu dürfen, also muß Becky auch dort vorbeifahren.«

Rue verzog das Gesicht. »Verdammtd, Liv, sie kennt doch die Regeln.«

»Was sollte ich denn machen? Ihr sagen, daß die anderen nicht willkommen sind?«

Rue sah Jordan an. »Eigentlich sollten diese monatlichen Treffen auf unsere kleine verschworene Gruppe Rechtschaffener beschränkt bleiben. Wir halten sie streng geheim - keiner unserer Bosse ist dabei, kein Intendant hält uns davon ab, unsere Meinung zu sagen, und Fremde werden nur bei allgemeinem Verständnis zugelassen. Im Hinblick auf dich, mein Schatz, gab es allerdings nie irgendwelche Zweifel. Durch deinen heroischen Einsatz auf dem Volleyballfeld hast du dich umgehend für die Teilnahme qualifiziert.«

Livia lachte spöttisch auf. »Also wirklich, Rue, nach deiner Beschreibung zu urteilen, sind wir ja ein Haufen Snobs. Als ob

jemand sich unserer kostbaren Gesellschaft erst würdig erweisen müßte! Sie meint das alles nicht ernst, Jordan.«

»Liv hat recht, achte gar nicht auf mich, ich bin bloß zickig. Ich mag Pauline. Und Maitland auch. Aber seien wir ehrlich, es ändert die Sachlage. Maitland wird uns gegenüber nicht aufrichtig sein; wir wissen immer noch nicht, warum er hier ist. Auf eines haben wir uns alle geeinigt: daß es zwischen uns nie Geheimnisse geben wird. Niemand verschweigt etwas, niemand scheut davor zurück, eine Idee zur Diskussion zu stellen, aus der sich vielleicht eine anständige Radioproduktion entwickeln läßt. Keine Barnets, keine selbstgerechten Typen wie Eastman, keine Stallworths... niemand, der nicht bereit ist, eine offen an ihn gerichtete Frage ehrlich zu beantworten.«

»Keine Poindexters«, fügte Livia hinzu. »Da würde ich ja lieber mit Hitler zu Abend essen.«

»Und bitte denkt daran, was passiert ist, als Hazel vorletzten Monat bei uns hereinplatzte. Der ganze Abend war im Eimer.«

»Hazel hatte irgendwie mitbekommen, wo wir uns treffen würden«, sagte Livia zu Jordan.

»Und dann wankte sie plötzlich sturzbetrunken zur Tür herein«, sagte Rue. »Falls du es noch nicht bemerkt hast, Hazel ist schwere Alkoholikerin. Gus mußte sie nach Hause begleiten und ihr das Händchen halten, während sie in ihr Bier geheult hat.«

»Sie ist aber auch wirklich eine tragische Gestalt«, sagte Stoner. »Sie hatte ein schweres Leben, und niemand lädt sie je irgendwohin ein.«

»Kaum zu glauben, was?« sagte Rue. »Obwohl sie doch ein dermaßen angenehmer Gast ist!«

Zwanzig Minuten später trafen die anderen ein. Becky parkte bei den Bäumen, und dann kamen sie zu Fuß über den Sand zum Haus. Maitland schlenderte gemächlich dahin, und die beiden Frauen gingen zu seinen Seiten. Aus der Entfernung sah Pauline beinahe jugendlich aus, und Becky wirkte neben Maitland klein und schmächtig. Als sie das Grundstück betraten, wurden sie mit fröhlichem Hallo begrüßt. Pauline

umarmte Jordan, und Maitland schüttelte ihm freundlich die Hand. Alle tranken Wein, und die ersten Gespräche waren lebhaft und unbeschwert.

Um acht Uhr wurde das Abendessen serviert. Evie hatte einen Schmortopf voller Meeresfrüchte zubereitet, und sie speisten mitten am Strand, wo sie rund um ein von Brinker errichtetes Lagerfeuer auf Klappstühlen Platz nahmen. Dort plauderten sie über die jüngsten Neuigkeiten, berichteten einander von interessanten Texten, die sie gelesen hatten, und überlegten, ob sich etwas davon für den Rundfunk umsetzen ließ. Die Themen reichten vom aktuellen Tagesgeschehen bis zu den klassischen Erzählungen Guy de Maupassants und Frank Stocktons. Stoner war der Ansicht, eine moderne Variation von Stocktons berühmter Kurzgeschichte »The Lady or the Tiger?« könnte auch heutzutage noch gut funktionieren, sofern man sie eher auf eine politische als auf eine romantische Fragestellung ausrichtete. »Für welche Tür entscheidet man sich am Ende, und wer wartet dahinter: Christus oder Hitler?« Eine brillante Idee, meinte Maitland - »Wir sollten uns langsam wirklich ein paar Notizen machen« -, und sogleich stellte Becky ihren Teller beiseite und fing an, eifrig auf einen kleinen Schreibblock zu kritzeln. »Man muß es sehr subtil anlegen, glauben Sie nicht auch?... Es bis zum Ende, womöglich bis zur allerletzten Minute hinauszögern. Dann erst wird dem Zuhörer schlagartig klar, wie die Wahl lautet. Das ist hervorragend, Gus!«

Jordan stimmte ihm zu - die Idee eignete sich perfekt für eine Umsetzung. Schwierig war nur, sie in eine Geschichte einzubetten, die den Nerv des Publikums treffen und die Verbindung zum Krieg herstellen würde. Aber Rue hatte prompt den passenden Einfall: »Wie wär's mit Georgie Schroeder?... Er wurde vor eine Wahl gestellt.«

Während der langen Stille, die darauf folgte, sah Jordan vor seinem geistigen Auge das gesamte Stück entstehen. »Ich glaube, Rue hat den Nagel auf den Kopf getroffen«, sagte er. »Ein junger Deutschamerikaner wird vom Bund unter Druck gesetzt. Es gibt nächtliche Besuche, man wirft ihm die Fenster

ein, seine Eltern werden terrorisiert. Seine Frau wird mitten auf der Straße von einer räuberischen Meute umringt und bedroht.«

»Das ist meine Rolle«, sagte Rue. »Ich bin praktisch darauf abonniert.«

»Er müßte mehr wie ein Amerikaner als wie ein Deutscher wirken«, sagte Maitland. »Keinerlei Akzent; der Zuhörer soll von Anfang an auf seiner Seite stehen. Die Eltern können ruhig einen deutschen Anstrich bekommen, und zwar *einschließlich* des Akzents, aber dennoch muß eindeutig klargemacht werden, daß sie sich als waschechte Amerikaner fühlen. Sie sind vor vierzig Jahren hier eingewandert, wegen all der großartigen Chancen, die unser Land zu bieten hat.«

»Genau«, sagte Jordan. »Und am Ende muß er sich entscheiden. Also öffnet er die Tür.«

»Sehr gut!« rief Maitland. »Können Sie das schreiben?«

»Das haben wir soeben gemeinsam erledigt.« Er lehnte sich lächelnd zurück. »Bis Dienstag ist das Skript fertig.«

Dann sprachen sie kurz über die Kriegsanleihen-Show. Jordan hatte für Miss O'Hara eine Titelliste zusammengestellt. Eröffnet wurde die Stunde mit »America the Beautiful«. Fünfzehn Minuten später folgte ein umfangreiches Medley - »My Country 'Tis of Thee«, »You're a Grand Old Flag« und »The Battle Hymn of the Republic« - und in der Mitte der Show eine Sammlung regionaler Americana - »Beautiful Ohio«, »Carolina Moon«, »California, Here I Come« und als glorreiches Finale »Dixie«.

Maitland wollte lediglich die beiden Medleys gegeneinander austauschen. »In der heutigen Zeit klingt die ›Battle Hymn‹ wesentlich packender als ›Dixie‹, und genau das will ich bewirken, eine stetig anwachsende Begeisterung, je mehr wir uns dem Ende der Show nähern. Ich möchte, daß jeder Zuhörer kerzengerade auf seinem Stuhl sitzt und denkt: ›Verdammt noch mal, dieses Mädchen macht mich stolz darauf, ein Amerikaner zu sein.‹ Und dann soll er den Telefonhörer abnehmen und eine Kriegsanleihe kaufen.«

Erneut wandten sie sich den dramatischen Stoffen zu. Brinker spielte ihnen eine Szene aus einer Geschichte vor, die er gelesen hatte - mit perfektem irischen Akzent und völlig frei aus dem Gedächtnis. Wieder einmal wurde Jordan bewußt, was für ein herausragendes Talent dieser Mann war: schüchtern im wahren Leben, leichtbeschwingt als Schauspieler. Die anderen hatten Jordan gebeten, ein Skript seiner bevorstehenden Sonntagsshow mitzubringen, und hielten nun eine Lesung des Stoffes ab, indem sie sich um ein imaginäres Mikrofon versammelten, während Stoner hinter ihnen auf einem Stuhl stand und mit einer Taschenlampe den Text beleuchtete. Brinker las die Rolle von Blind Tom mit der Stimme eines Farbigen, der genauso echt wie Eli wirkte, und Rue spielte die schwarze Haushälterin jener weißen Familie, der Tom die Trennung von seinen Blutsverwandten verdankte. Pauline klang in der Rolle von Toms Mutter, als wäre sie in einer Sklavenhütte in Georgia geboren worden. Rue lauschte ihr fasziniert, und Jordan wußte, daß sie diesen Abend in bleibender Erinnerung behalten würde.

Maitland fragte ihn, ob jemand als Regisseur eingeteilt worden sei. »Meiner Meinung nach ist das Stück ein wenig zu lang«, sagte er. »Ich habe keine Stoppuhr dabei, aber mein Gefühl sagt mir, daß einige Kürzungen nötig sind, um auf neunundzwanzig Minuten und ein paar Sekunden zu kommen. Nehmen Sie sich für die Generalprobe ausreichend Zeit.«

Nach diesen Worten machte sich Aufbruchstimmung breit. Liviias Söhne lagen schlafend auf den Decken, und das Feuer war zu einer tiefroten Glut zusammengefallen. Stoner sah Becky an, doch sie schüttelte den Kopf. »Es war wunderschön, ihr Lieben«, sagte sie, »aber ich muß morgen schon ziemlich früh auf den Beinen sein.«

»Was geht hier vor?« fragte Rue.

»Nichts. Wie kommst du darauf?«

»Sieh dich doch an. Gus wirft dir einen Blick zu, und du wirst plötzlich nervös.« Sie wandte sich an Stoner. »Gus?«

»Es ist nichts«, sagte Becky. »Kidd hat mich gebeten, die Akten nach alten Skripts zu durchforsten. Eines davon kam mir ziemlich bemerkenswert vor, und ich habe Gus, Jordan und Dedrick gebeten, vorläufig nichts davon zu erzählen.«

»Zeig es uns, und wir machen eine Lesung. Deshalb sind wir doch hier.«

»Ich habe es nicht mehr. Kidd hat es auf meinem Schreibtisch gesehen und mitgenommen.«

»Verrate uns wenigstens, worum es in dem Stück geht.«

»Das darf ich nicht.«

»Du darfst nicht mal darüber sprechen?«

»Anscheinend nicht.«

»Und außer dir hat niemand es gelesen?«

»Ich glaube, Kidd kennt es. Er wirkte äußerst überrascht, als er ei auf meinem Tisch liegen sah.«

»Du meinst, als würde er fragen: ›O mein Gott, wie kommen Sie ienn zu diesem Skript?‹«

»»o ungefähr.«

»Und verstehst du recht, er hatte keine Ahnung, daß es irgendwo in unseren Akten steckte? Demnach besitzt er ein eigenes Exemplar. War deines ein Original?«

»Nein, eine Kopie.«

»Folglich wurde das Stück damals irgendwann zur Produktion freigegeben und mindestens einmal vervielfältigt. Aber man hat es nie gesendet, nicht wahr?«

»Das war jedenfalls mein Eindruck aufgrund der Notizen und Briefe, die mit in der Akte lagen.«

»Und du wirst uns nichts über den Inhalt erzählen.«

»Er hat es mir verboten. Willst du, daß ich gefeuert werde, Rue, nur damit du deine Neugier befriedigen kannst?«

Rue schaute zu Livia. »Verflucht, ich hasse Geheimnisse. Siehst du, was passiert, Livia? Irgend etwas geht vor sich, und wir erfahren es als letzte. Komm, Jimmy, laß uns von hier verschwinden.«

20.

Freitags hatte Jordan stets am meisten zu tun. Sonnabend, neuerdings sein freier Tag, zog sich endlos in die Länge. Der Sonntag war ihm willkommen wie ein lange vermißter Freund. Als er um Viertel vor fünf beim Sender eintraf, war es noch dunkel, aber die anderen befanden sich bereits auf der Soundstage und hatten mit der Arbeit begonnen. Emily Kain, Elis Schwester, stand am mittleren Mikrofon und las ihre Rolle vom Skript. Gelegentlich hielt sie inne, um eine Frage zu stellen, und Waldo bemühte sich nach Kräften, ihr behilflich zu sein. Gegenüber von Emily, an einem zweiten Mikrofon, probte Ali Marek den langen schmerzlichen Monolog, der die Show beschließen würde. Ihre Rolle gehörte zu den Angelpunkten des Stücks, denn sie spielte Blind Toms Mutter, Charity Wiggins, und das, obwohl Ali erst dreiundzwanzig Jahre alt war. Sie wird großartig sein, dachte Jordan. In ihr steckt eine erstklassige Schauspielerin.

Eli saß etwas abseits und hatte seinen Text schon hinter sich. Am Ende des Stücks stand Tom unter Vormundschaft der Familie Bethune; allein seine Tournee durch Europa hatte ihnen mindestens hunderttausend Dollar eingebracht, aber Tom und seine leiblichen Verwandten bekamen nicht einen Cent davon ab. Eli stellte das schwächste Glied in der Kette dar. Zwar mochte er hinreichend begabt sein, doch war er viel zu nervös, um neben Ali Mareks überragender Verkörperung seiner Mutter bestehen zu können. Er ist in sie verliebt, und das hemmt ihn, dachte Jordan. Die beiden sind verwandte Seelen, bis hin zu ihren fast identischen Vornamen, aber er denkt zuviel über die Schauspielerei nach und zuwenig über den Mann, in dessen Rolle er schlüpft.

Der vierte der farbigen Darsteller, der etwas hellhäutiger als die anderen war, hieß Rudo Ohlson und sprach normalerweise mit leicht jamaikanischem Akzent, wovon ihm bei der Arbeit jedoch nichts anzumerken war. Er spielte Tabbs Gross, einen

schwarzen Konzertveranstalter, der mit juristischen Mitteln versucht hatte, Tom von den Bethunes freizubekommen.

Jordan wartete, bis Ali Marek ihre letzten Zeilen gesprochen hatte, und ging dann in der abrupt folgenden Stille hinunter zur Soundstage. »Guten Morgen«, sagte er und nickte den Anwesenden nacheinander zu. »Haben Sie etwa im Sender übernachtet?«

Die Nervosität war Waldo deutlich anzumerken. Wahrscheinlich hatte sie sich im Verlauf der Woche immer weiter angestaut. Er nickte zerstreut. »Wir sind schon eine ganze Weile hier.« Es folgte ein Moment unangenehmen Schweigens, und alle wirkten etwas betreten. »Das klingt doch schon sehr gut«, sagte Jordan schließlich, und Waldo lächelte gequält. »Ich schätze, für einen Auftritt am Broadway reicht es noch nicht ganz. Aber Sie haben uns wirklich ein tolles Stück geschrieben.«

»Nun ja, vom Broadway würde ich in diesem Zusammenhang auch nicht unbedingt reden«, sagte Jordan. »Aber Sie alle hören sich großartig an, und ich glaube, dies könnte die aufregendste Sendung werden, die je um acht Uhr an einem Sonntagmorgen gelaufen ist.«

Alle lachten, und die Befangenheit legte sich. Jordan und Waldo betraten die Soundstage und nahmen am Tisch Platz, während die anderen sich rund um sie versammelten. Es war nach wie vor kein Regisseur festgelegt worden. Jordan hegte die stille Hoffnung, Maitland könnte eventuell noch auftauchen, aber vorerst mußten sie davon ausgehen, daß niemand ihnen helfen würde.

»Ich habe noch nie Regie geführt, jedenfalls nicht so richtig«, sagte Waldo. Jordan ging es genauso, aber er hatte im Lauf der letzten Wochen zahlreiche Sendungen verfolgt, und so einigten sie sich auf eine Arbeitsteilung: Waldo würde die Technik beaufsichtigen und Jordan sich um die Schauspieler kümmern.

Die erste Probelesung verlief relativ glatt. Eli verpatzte ein paar Zeilen, doch Jordan bedeutete ihm, er solle einfach weitermachen. Während die anderen lasen, strich Jordan

mehrere Stellen an, die noch gekürzt werden konnten. Um sechs Uhr kam Becky Hart zur Tür herein; an einer langen Kordel um ihren Hals hing eine Stoppuhr. Jordan fühlte Dankbarkeit in sich aufsteigen. Livia folgte wenig später. Sie hatte das Skript bereits gelesen und dem Text vielerlei Anmerkungen hinsichtlich der geeigneten Geräuscheffekte hinzugefügt. Da sie und die Schauspieler sich noch nicht kannten, stellte Jordan sie einander vor. Alle reichten sich die Hand und legten eine kurze Kaffeepause ein. Dann begab Livia sich an ihren Arbeitsplatz und fing an, die technischen Vorbereitungen zu treffen.

»Lassen Sie uns noch einen weiteren Durchlauf versuchen, bevor der Organist eintrifft«, sagte Jordan. »Dann kommt die Generalprobe, und wir müßten rechtzeitig fertig sein.«

Sie fingen an. »Legen Sie einfach los«, sagte er und wurde selbst langsam mit der Aufgabe warm. »Kümmern Sie sich nicht um irgendwelche Versprecher, sondern reden Sie schlicht weiter. Bleiben Sie ganz natürlich, Eli. Sie klingen prima.«

Er konzentrierte sich auf das Timing seiner Fingerzeige, und Livia steuerte die ersten Geräusche bei. Aus dem Augenwinkel sah er sie verschiedene Platten auflegen und einige handgemachte Effekte ausprobieren. Sie erreichten die Pause in der Mitte der Aufführung. Es würde zwischen den beiden Akten keine Werbeeinblendung geben, sondern lediglich ein kurzes Musikstück.

»Kurze Unterbrechung«, sagte Jordan, und als er sich umdrehte, sah er Barnet hinter sich stehen.

»Ein Blinder führt die Blinden. Wer hat Ihnen denn aufgetragen, die Regie zu übernehmen, ten Eyck?«

»Sollte ich das nicht? Sie haben nie erwähnt, daß uns ein richtiger Regisseur zur Verfügung stehen würde.«

»Sie haben mich nie danach gefragt.« Barnet trat bis zum Rand der Soundstage vor und winkte Waldo aus der Kabine. »Das wäre ja noch schöner, Sie diese Sache völlig eigenständig durchführen zu lassen. Was für eine traurige Vorstellung! Sie... wie heißen Sie?«

»Waldo Brown.«

»Nun, Waldo Brown, haben Sie irgendeine Ahnung von dem, was Sie dahinten tun? Egal. Ich habe veranlaßt, daß einer von Stoners neuen Leuten die Technik übernimmt. Nichts für ungut, aber das hier ist ein wenig komplizierter als bisher.«

»Ich schätze, da lag wohl ein Mißverständnis vor«, sagte Jordan. »Es ist meine Schuld.«

»Ja, allerdings«, sagte Barnet. »Haben Sie die Zeit gestoppt, Rebecca?«

Sie hob die Uhr.

»Dann machen wir an dieser Stelle weiter. Mal sehen, ob es überhaupt Sinn hat.«

Plötzlich waren alle verunsichert. Becky betätigte die Stoppuhr, und Eli fing an zu lesen. Er verhaspelte sich und hörte auf. Becky hielt die Uhr wieder an. Eli stand wie versteinert da. Barnet hatte den anderen mit einer Geste Schweigen geboten, fixierte Eli nun unbarmherzig und wartete darauf, daß dieser fortfahren würde.

»Ich brauche einen Schluck Wasser«, sagte Eli.

»Hören Sie mir gut zu«, sagte Barnet. »Falls Ihnen das auf Sendung passiert, werde ich Sie eigenhändig erwürgen. Haben Sie mich verstanden?«

»Das ist nicht besonders hilfreich, Clay«, sagte Becky.

»Okay, weitermachen.«

Becky trat näher, stellte sich neben Barnet, warf Eli aufmunternde Blicke zu und hielt jedesmal die Uhr an, wenn die Probe unterbrochen wurde, um einen bestimmten Punkt zu erörtern. Nachdem Ali Marek ihre letzte Zeile gelesen hatte, breitete Barnet die Arme aus. »Halleluja! Abspannmusik und Ende, Umschaltung aufs Network, und Gott sei's getrommelt und gepfiffen. Wie liegen wir in der Zeit?«

»Dreiunddreißig zwölf.«

Barnet bedachte Jordan mit einem vernichtenden Blick. »Schreiben Sie immer dermaßen viel, ten Eyck?«

»Wir wollten gerade ein paar Streichungen vornehmen.«

»Dann lassen Sie uns das verfluchte Ding kürzen. Ich halte die Rolle der Mutter für zu dominant.«

»Sie ist die beste Figur des Stücks«, wandte Becky ein.

»Schon möglich, aber ihre Abschlußrede ist viel zu lang.«

»Alles läuft allerdings genau darauf hinaus.«

»Wir können die Hälfte weglassen, gewinnen dadurch eine ganze Minute und haben dennoch alles Wesentliche gesagt. Einige ihrer Passagen im Mittelteil sollten ebenfalls gestrafft werden.«

»Kein Problem«, sagte Jordan. »Geben Sie mir ein paar Minuten; ich weiß jetzt, wie ich die Sache anpacken muß.«

»Kürzen Sie den Text der Mutter. Das ist nicht persönlich gemeint... wie heißen Sie doch gleich?«

»Marek.«

»Nun, Marek, Sie verkörpern die Rolle durchaus überzeugend, aber diese... Erzählung... dreht sich nicht um Ihre Figur, oder?« Barnet nickte in Elis Richtung. »Es geht um ihn. Wie es aussieht, hat der Autor vor lauter Begeisterung über die zeitlos schönen Dialoge seinen Protagonisten vergessen.«

»Sie haben recht«, sagte Jordan. »Es ist mir jetzt klargeworden. Ich kann es korrigieren.«

»Okay, alle anderen machen eine kurze Pause. Und ich hole mir einen Kaffee.«

Jordan setzte sich an den Tisch und hatte sein Skript nach nur zwei Minuten von achtzehn auf sechzehn Seiten zusammengestrichen. Einige von Ali Mareks guten Passagen im Mittelteil gingen dabei verloren, aber durch mehrere geschickte Kürzungen gelang es ihm, das Ende zu belassen.

Es war mittlerweile Viertel vor sieben. Leland Jewell traf ein, nahm seine Noten und setzte sich auf einen Hocker, der zwischen der Orgel und dem Klavier stand. Das Klavier war für diese Geschichte von entscheidender Bedeutung: Es verkörperte den Geist von Blind Tom Bethune und stellte gewissermaßen den fünften Schauspieler dar. Sobald Jewell

die ersten Akkorde anschlug und einige von Blind Toms alten Stücken anstimmte, atmete Jordan erleichtert auf. Leland war ein Profi; die Musik würde großartig sein.

Der Toningenieur gesellte sich zu ihnen, ein junger Mann, der vorläufig vom Wehrdienst befreit und erst letzte Woche von Stoner eingestellt worden war. Der Junge stellte sich als Joe Carella vor, und Jordan führte ihn auf der Soundstage herum, um ihn mit den anderen bekannt zu machen.

Barnet kehrte zurück und rief sie alle zu sich. »Wie steht's mit dem Skript?«

»Es müßte jetzt genau passen.«

»Dann lassen Sie es uns durchgehen. Leute, nehmen Sie Ihre Bleistifte, und streichen Sie die besagten Stellen.«

Jordan blätterte die Seiten durch. »Seite sieben, Zeile 156 bis 161. Die komplette Seite acht bis hinunter zu Zeile 171. Zwei Zeilen auf Seite neun, und zwar 183 und 184. Und dann gibt es eine Passage auf Seite zehn, die wir weglassen oder beibehalten können, je nachdem, wieviel Zeit bleibt. Zeile 192 bis 197.«

»Was ist mit dem Ende?«

»Das andere reicht aus. Ich glaube nicht, daß wir das Ende antasten sollten.«

Barnet kochte vor Wut. »Da spricht ein wahrer Meister seines Fachs. Habe ich mich etwa unklar ausgedrückt, als ich sagte, Sie sollen das Ende kürzen?«

»Sie wollten eine Kürzung um drei Minuten.«

»Wenn ich Ihnen sage, an welcher Stelle eines Skripts etwas gestrichen werden soll, dann haben Sie das gefälligst zu berücksichtigen. Gehen wir die Sache noch mal durch.«

»Es wird langsam spät«, sagte Becky. »Wir müssen noch eine Generalprobe durchführen.«

»Wir können nicht anfangen, solange wir kein Skript haben.«

»Entschuldigung«, rief Joe aus der Kabine. »Ich muß die Mikrofonpegel einstellen.«

»Immer mit der Ruhe.« Barnet nahm sein Skript. »Okay. Die Kürzung auf Seite acht wird *zurückgenommen*, und dafür wird auf Seite achtzehn alles nach Zeile 313 *gestrichen*.«

»Na gut, Clay, Sie sind der Regisseur«, sagte Becky. »Aber meiner Meinung nach wird die Show durch diese Änderung deutlich schwächer.«

»Ich bin Beckys Ansicht«, merkte Livia von der anderen Seite der Soundstage an.

Barnet ignorierte sie. »Jetzt haben wir ein Skript. Lassen wir den Toningenieur die Technik einstellen, und dann bringen wir die Angelegenheit hinter uns.«

Die Schauspieler nahmen ihre Plätze an den drei Standmikrofonen ein. Jedes davon war getestet worden, genau wie die beiden Mikros an Orgel und Piano sowie die zwei Mikrofone der Geräuschabteilung. Barnet inspizierte alles, zog ein paar Vorhänge zurecht und gesellte sich schließlich zu Joe Carella in die Kabine. Rudo, der auch die Ansage übernehmen würde, trat ans mittlere Mikrofon und deutete durch ein Nicken an, daß er bereit war.

»Also gut, Leute«, meldete Barnet sich über die Gegensprechanlage. »Uns bleibt wenig Zeit, deshalb muß alles im ersten Anlauf klappen. Noch dreißig Sekunden.«

Jemand hustete. »Kommt gleich«, sagte Barnet.

Es begann mit einem alten Sklavenlied und kulminierte in einem donnernden Orgelcrescendo, während Rudo mit ausdrucksvollen Worten die Sendung einleitete. Sehr schön, dachte Jordan. Leland hatte die Musik eigens für die Show geschrieben und verlieh ihr dadurch gleich zu Anfang das nötige Gewicht. Aber Barnet winkte verärgert ab und unterbrach die Probe.

Er verließ die Kabine und ging zu Jewell, um sich mit ihm zu beraten. Viele Minuten lang improvisierte Leland ein ums andere Mal, und Barnet bedeutete den anderen immer wieder, still zu sein. Becky schaute auf die Uhr, während Barnet zu einer neuen Tirade ansetzte. »Das hier ist nicht die verdammte *Cavalcade of America*, Mr. Jewell, ganz gleich, was ten Eyck

Ihnen erzählt hat. Lassen Sie es nicht so laut dröhnen, und verleihen Sie dem Ganzen weniger von dieser übertriebenen Wichtigtumerei.«

»Bitte, Clay, geben Sie uns eine Chance«, sagte Becky. »Die Zeit wird knapp, und alle sind angespannt. Dies hier wird eine schwierige und überaus wichtige Sendung...«

»Das stimmt nur zur Hälfte. Es ist verflucht schwierig, ja sogar nahezu unmöglich, aus diesem Mist eine halbstündige Show zu fabrizieren, für die sich irgend jemand außerhalb von Haremville interessieren dürfte. Aber lassen Sie sich bloß nicht dazu verleiten, all diesem Zeug auch nur die geringste Bedeutung beizumessen, Rebecca, denn ansonsten riskieren Sie Ihre Glaubwürdigkeit.«

Barnet kehrte in die Kabine zurück, und sie fingen noch einmal an. Leland spielte eine verwässerte Version seiner ursprünglichen Komposition, und die Geschichte begann.

Stoner behielt mit seiner Prognose recht, es würde trotz aller Eingriffe noch eine gute Show abgeben. Die Schauspieler kamen in Fahrt, und sogar Eli klang besser. Doch abermals ließ Barnet sie innehalten.

»Sie klingen, als würden Sie den Text ablesen, Mr. Kain. Noch mal von vorn, ab Seite zwei.«

Becky betätigte die Stoppuhr, doch Eli war zu nervös und verpaßte seinen Einsatz. Ali Marek beugte sich zu ihm und flüsterte etwas hinter vorgehaltener Hand.

»Keine Tips, Marek.«

Sie warteten. Eli rieb sich die Augen.

»Alles in Ordnung, Mr. Kain? Falls nicht, sollten Sie es jetzt sagen. Es handelt sich um eine einfache Rolle, sie könnte gar nicht simpler sein.«

»Mir ist Schweiß ins Auge gelaufen.«

»Dann hören Sie doch auf zu schwitzen«, sagte Barnet. Ein Scherz, aber niemand lachte.

»Vielleicht kann ten Eyck den Part übernehmen«, schlug Barnet vor. »Ich habe gehört, er sei ein angehender Radiostar.«

Offenbar hat er neulich im Morgenprogramm die gesamte Zuhörerschaft begeistert.« Er zuckte gleichgültig die Achseln. »Wahrscheinlich ist es noch nicht zu spät, um Mr. Stallworth herzubitten. Er ist stets sehr gut in solchen Rollen.«

Was für eine Beleidigung, dachte Jordan. Dieser Kerl ist doch wirklich ein gewaltiges Arschloch.

»Sie... Waldo Brown. Können Sie diese Figur spielen?«

»Nein, wohl kaum.«

»Dann müssen wir uns eben mit Ihnen begnügen, Mr. Kain.«

Plötzlich warf Ali Marek ihr Skript zu Boden. »Um Gottes willen, lassen Sie ihn doch endlich in Ruhe!«

Barnet sah sie erstaunt an und beugte sich vor. »Was war das?«

»Sie hat gesagt, Sie sollen ihn in Ruhe lassen«, kam Jordan ihr zuvor. Er überquerte die Soundstage und trat dicht vor die Scheibe der Kabine. »Ich möchte kurz mit Ihnen sprechen.«

»Oh, unbedingt, wo wir doch unendlich viel Zeit haben. Allerdings sieht Becky mit ihrer Uhr schon wieder so besorgt aus, also sollten wir die Unterredung lieber auf nachher verschieben.«

»Nein, jetzt sofort. Draußen auf dem Flur.«

Sie sahen sich an, und Barnet wirkte unschlüssig. *Dein Arsch gehört mir, Cowboy*, dachte Jordan, und Barnets Miene ließ noch mehr Unsicherheit erkennen. Es vergingen einige lange Sekunden, bis der Programmdirektor sich zum Mikrofon vorbeugte. »Leute, es gibt anscheinend ein neues Problem. Kurze Pause.«

Auf dem Weg nach draußen hörte Jordan die Schritte des anderen dicht hinter sich. »Es ist zwanzig vor acht, Jungs«, rief Becky, und etwas fiel klappernd zu Boden. Auf dem Korridor drehte Jordan sich um. Barnet folgte ihm und schloß die Studiotür.

Jordan wußte nicht, was er sagen würde, bis die Worte ihm über die Lippen kamen. »Falls Sie so weitermachen, geht die Show in die Hose. Das kann ich nicht zulassen.«

»Was soll das denn heißen? Wer, zum Teufel, sind Sie, daß Sie sich solche Entscheidungen anmaßen?«

»Diese Leute haben sich sehr viel Mühe gegeben, und zwar ohne jegliche Bezahlung. Der alte Mann mußte acht Jahre auf eine derartige Gelegenheit warten.«

»Oh, Sie brechen mir das Herz.«

»Niemand wird denen da drinnen jetzt noch einen Strich durch die Rechnung machen. Vor allem Sie nicht.«

»Sie müssen verrückt sein.«

Barnet machte einen Schritt auf die Tür zu. Jordan stellte sich ihm in den Weg. So mußte auch Kapitän Bligh von der Bounty ausgesehen haben - Schrecken, Ungläubigkeit, Empörung und Angst, alles in einem Gesichtsausdruck vereint. Er konnte es nicht fassen, daß man ihm das Schiff wegnahm.

»Es liegt nicht an Ihnen, sondern an den Schauspielern«, sagte Jordan. »Betrachten Sie es doch mal von dieser Warte aus. Die Darsteller sind einfach noch nicht reif für einen Regisseur mit Ihren... Fähigkeiten, der daran gewöhnt ist, mit erfahrenen Profis zu arbeiten. Wie gut, daß es Ihnen gerade noch rechtzeitig vor der Sendung klargeworden ist. Ein sehr weiser Entschluß. Das zumindest werde ich behaupten, falls jemand mich fragen sollte.«

»Sie werden gar nichts behaupten. Sie werden nicht mehr hier sein, um irgend etwas zu behaupten. Wagen Sie es ja nicht, ohne mich weiterzumachen. Ich lasse Sie vom Sender nehmen.«

»Dann sollten Sie sich lieber darauf vorbereiten, den Zuhörern eine halbe Stunde lang etwas vorzusingen.«

Barnet begann zu zittern. »Sie sind erledigt. Sie haben die längste Zeit für diesen Sender gearbeitet.«

»Das tut mir aufrichtig leid. Es hat Spaß gemacht.«

Barnet wich in Richtung der Doppeltür zurück. Dort verharrete er für einen Moment, so daß seine Silhouette sich vor der hellgrauen Lobby abzeichnete.

»Nur zu, machen Sie Ihre Sendung. Sie werden fürchterlich scheitern.«

Dann drehte er sich um und ging hinaus.

Im Studio hatte niemand sich vom Fleck gerührt. Es war bereits Viertel vor acht. Becky stand wartend da, die Stoppuhr ausgestreckt, den Daumen über dem Knopf. Jordan verkündete die Neuigkeit vom Rand der Soundstage aus. »Mr. Barnet hat beschlossen, wir seien ohne einen Regisseur besser dran. Jetzt liegt es allein an uns.«

Er ging zu Becky und nahm sie beiseite. »Hören Sie, Sie waren großartig, und ich werde es nicht vergessen. Aber jetzt müssen Sie gehen.«

»Mein Gott, Jordan, was haben Sie getan?«

»Keine Ahnung. Ich schätze, ich habe es mir endgültig mit ihm verscherzt.«

»Oje!«

»Egal, es ist passiert. Aber Sie sollten schleunigst von hier verschwinden.«

»Ich habe keine Angst vor Barnet. Ich möchte bleiben.«

»Mir wäre wohler, wenn Sie gingen.«

Es blieb keine Zeit für Diskussionen. Er umarmte sie und schob sie dann sanft hinaus auf den Flur. »Bis später.«

Noch zwölf Minuten. Er kehrte zur Soundstage zurück. »Okay, Leute, da wären wir. Die Generalprobe muß aus naheliegenden Gründen ausfallen. Aber Sie kennen die Rollen, immerhin haben Sie die halbe Nacht lang den Text gelesen.« Er sah zu dem Pianisten. »Leland, wir nehmen die ursprüngliche Musik.« Dann an die Schauspieler gewandt: »Das Ende bleibt ungekürzt, dafür streichen wir den Teil auf Seite acht. Und lassen Sie die Passage auf Seite zehn weg, nur um sicherzugehen.« Wieder mit Blick auf den Pianisten: »Falls wir deswegen zu früh fertig sind, improvisieren Sie bis zur Ausblendung.«

Jordan schaute zur Kabine. Hinter der Scheibe nickte Joe Carella ihm zu.

»Livie?« .

»Kann losgehen.«

»Ich schätze, dann sind wir soweit.« Er umrundete die Soundstage, musterte die Mikrofone und trat zurück in die Mitte und vor seine Darsteller. »Eines noch. Sie alle sind großartig. Eli, Sie halten sich hervorragend... Ihre Interpretation ist ausdrucksstark und überzeugend, Sie bringen meinen Text zum Klingen. Emily, Ali, Rudo, Sie sind toll. Achten Sie mit einem Auge auf mich, und konzentrieren Sie sich ansonsten auf Ihre Rollen. Schauen Sie nicht zur Kabine, ich bleibe direkt hier bei Ihnen.«

Wenigstens gehen wir gemeinsam unter, dachte er.

Er sah sich um und versuchte sich an alles zu erinnern, das er bei Maitland beobachtet hatte. »Noch zwei Minuten. Schauspieler, bitte nehmen Sie Ihre Plätze ein.«

Rudo trat ans mittlere Mikrofon und hielt das Skript bereit. Ali Marek stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte Eli etwas ins Ohr. Dann herrschte plötzlich absolute Ruhe. Nur die Zeiger der Uhr bewegten sich noch.

»Zehn Sekunden«, sagte Jordan. »Kommt gleich.«

Der große Zeiger überschritt die volle Stunde, das rote Leuchtschild ging an und besagte AUF SENDUNG, und das Lied setzte ein. Die Orgel ließ eine herrliche Melodie ertönen und untermalte kraftvoll die einleitenden Worte des Ansagers.

Überblendung zu einer Nachtszene. Carella zog Livias Mikrofon auf, und der Raum wurde zu einer Landstraße des vorigen Jahrhunderts, mit zirpenden Grillen, quakenden Fröschen und dem Rumpeln eines gemächlich dahinrollenden Heuwagens. Jordan schaute zu Ali Marek, gab den ersten Einsatz, und Charity Wiggins erwachte zum Leben.

Sie wirkte nur ganz kurz angespannt, dann erschlafften die Muskeln in ihren Armen, ihre kerzengerade Haltung lockerte sich, und sie legte die Nervosität ab. Ihre Augen richteten sich

auf Eli, aber es blieb keine Zeit; sie würde gleich wieder an der Reihe sein.

Vor Jordans innerem Auge entfaltete sich das Stück, und fast die ganze Welt schien aus Baumwollfeldern zu bestehen. Er bewegte die Hand: Die Sonne ging unter. Er hob einen Finger: Der neue Tag erwachte mit vielerlei Geräuschen; man hörte Pferde und Stimmengewirr und den unverkennbaren Lärm eines Rangierbahnhofs. Er stand da wie Gott, und das Universum breitete sich zu seinen Füßen aus. Sobald er nach links deutete, gab Livia ihm London, eine ganz andere Geräuschkulisse mit Stahlrädern auf Pflastersteinen und britisch klingenden Stimmen. Mit einer einzigen Handbewegung wischte er es weg, und die Überblendung zeigte Charity, die in dreitausend Meilen Entfernung saß.

Einen Wimpernschlag später erreichten sie die Mitte der Aufführung, und keiner von ihnen wußte, wie sie dorthin gelangt waren oder ob auch alles nach Plan verlief. Ein Zwischenspiel am Klavier leitete die zweite Hälfte ein, und Jordan spürte, daß sein Herz raste.

Emily las ihre vier Zeilen zum Einstieg in die neue Szene. Rudo war gut als der alte Bethune - womöglich hat vorher noch nie ein Schwarzer die Rolle eines Weißen gespielt, hatte Jordan beim Schreiben gedacht. Wahnsinn, dachte er jetzt: Es geht zu glatt. Noch kein einziger Versprecher.

Und alles schien so schnell zu passieren. Bestimmt sind wir viel zu früh fertig, dachte er. Leland wird alle Hände voll zu tun bekommen.

Aber dann war wieder Ali Marek an der Reihe und sprach ihr leidenschaftliches, wutentbranntes, ungeschnittenes Finale. Lelands Musik setzte ein, wurde leiser, und gemäß der Wanduhr lagen sie genau in der Zeit. Ohne jeden Fehler las Rudo das Schlußwort. Die Musik wurde noch einmal laut, um schließlich ausgeblendet zu werden. Neunundzwanzig Minuten und dreißig Sekunden. Rudo sah, daß Carella ihm mit Daumen und Zeigefinger das vereinbarte Signal zur Überleitung gab, und sprach daraufhin den Fülltext bis zur vollen halben Stunde.

Das rote Licht erlosch. Im Raum herrschte unheimliche Stille. Nur die Blicke wanderten umher und suchten in den Gesichtern der anderen nach einer Antwort auf die Frage, die keiner zu stellen wagte. Auf einmal klatschte ein einzelnes Paar Hände Beifall, und eine sanfte Stimme erklang irgendwo aus dem Dunkel abseits der Soundstage. »Entspannt euch. Das war wirklich sehr gut.«

Waldo Brown. Sie hatten ihn völlig vergessen.

Dann platzte Becky zur Tür herein. »Es war hervorragend!« schrie sie, und da erst wurde ihnen bewußt, daß sie es überstanden hatten. Ali Marek sackte auf einem Stuhl in sich zusammen. Eli atmete aus, nachdem er ewig die Luft angehalten hatte. Joe Carella stand erschöpft in der offenen Kabine, und sogar Livia sah zwischen all ihren Apparaten etwas mitgenommen aus. Nur Leland Jewell, der alte Profi, hatte die Anstrengung spielend weggesteckt.

Jordan gab jedem die Hand, bedankte sich bei allen Mitwirkenden und empfand nichts als pure Freude.

Stunden später hatte das Gefühl noch immer nicht nachgelassen. Auch als es Abend wurde, konnte Jordan sich an keinen großartigeren Augenblick seines Lebens erinnern. Live-Radio - dafür war er geboren worden. Das war alles, was er je hatte tun wollen. Er hatte sein ganzes Leben damit zugebracht, zu lesen und zu schreiben und sich auf etwas vorzubereiten, und jetzt war er am Ziel.

21.

An jenem Abend schrieb Jordan das Georgie-Schroeder-Skript, wie er es inzwischen insgeheim nannte. Um Mitternacht hatte er die endgültige Fassung fertig, las sie laut vor und stoppte die Zeit: achtundzwanzig Minuten, fünfundvierzig Sekunden. Genau richtig, wenn man Musik und Einleitung hinzurechnete.

Das Stück besaß eine spannende, oftmals ergreifende Handlung mit fortwährenden Verweisen auf das Übel des Nazismus. Er hatte seinem Helden einen amerikanisch klingenden Namen gegeben, Rudy Adams. Geboren worden war der Mann als Rudolph Adler, aber das wurde erst am Ende enthüllt, und bis dahin dürfte er sogar die Sympathien der erbittertsten Deutschenhasser gewonnen haben.

Am Montag morgen ging Jordan zur Arbeit, als wäre nichts geschehen. Er schob sein neues Skript unter Kidds Tür hindurch, trank dann wie üblich seinen Kaffee und las Elis Zeitung. Oben im Büro hörte er Barnet nur eine Reihe weiter mit einem der Akquisiteure sprechen, aber die erwartete Konfrontation blieb aus. Um zehn Uhr rief Livia an und lud ihn zum Mittagessen ein. Dann meldete Becky sich aus ihrem Büro im Erdgeschoß und erzählte ihm, daß alle im Haus nur noch von ihm redeten. Irgendwann fiel ihm auf, daß sein Telefon offenbar einen Defekt hatte, da bei jedem Gespräch nach ungefähr zehn Sekunden ein merkwürdiger Summton erklang. Er schraubte den Metaldeckel von der Verteilerdose, konnte jedoch keinen Fehler feststellen. Das Kabel verlief direkt von seinem Tisch nach unten und verschwand im Fußboden.

Kurz vor zwölf klingelte der Apparat ein weiteres Mal. Es war Kidds Sekretärin. Sie bat ihn, ins Büro des Intendanten zu kommen.

Als Jordan dort eintraf, fand er Kidd in bester Laune vor. »Ich habe gestern Ihre Show gehört. Sie hat mir gut gefallen. Und Sie haben auch gleich die Regie übernommen?«

»Barnet war da. Sie wissen schon, um alles in die richtigen Bahnen zu lenken.«

»Da ist mir aber etwas anderes zu Ohren gekommen.«

»Kurz vor Sendebeginn ist er wieder gegangen. Ich glaube, er hat bemerkt, daß die Schauspieler in seiner Gegenwart zu nervös wurden, also hat er es Waldo und mir überlassen. Und wir hatten schließlich noch Livia, Joe und Leland. Die drei sind erstklassig.«

Kidd schwieg für einen Moment. Dann lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück. »Sie und Barnet mögen sich nicht sonderlich, oder?«

»Ich weiß nicht, wie er die Angelegenheit sieht. Ich für meinen Teil habe schon angenehmere Zeitgenossen kennengelernt.« »Also gut. Was ist mit nächstem Sonntag?«

»Wir wollten etwas über den schwarzen Cowboy machen.«

»Einverstanden. Brauchen Sie einen Regisseur?«

»Das liegt bei Ihnen.«

»Dedrick wäre frei. Sofern Sie ihn haben wollen.«

»Er ist ein guter Mann. Ich mag ihn. Und er würde bestimmt großartig mit den Schauspielern zuretkommen.«

»Oder Sie könnten es wieder auf eigene Faust versuchen«, sagte Kidd. »Mal sehen, wie es klappt.«

»Das würde ich gern versuchen.«

Kidd blätterte einige Unterlagen durch. »Vorhin hat der Radiokritiker der *New York Times* angerufen. Er hatte schon von ihrem gestrigen kleinen Wagnis erfahren.« Im Radio verbreiten sich Neuigkeiten eben besonders schnell.«

»Tja, wenn die Leute etwas zu hören bekommen, das sich dermaßen deutlich von all ihren bisherigen Hörgewohnheiten unterscheidet, reagieren sie meistens darauf. Die Times hat heute ein Dutzend Anrufe erhalten. Das ist ziemlich viel, wenn den Anlaß dafür bedenkt. Immerhin sind wir nicht gerade NBC, und das macht die Presse neugierig. Normalerweise achtet der Mann nicht allzusehr auf das Programm am Sonntagmorgen, aber jetzt möchte er gern einen Blick auf das Skript unserer gestrigen Sendung werfen. Ich werde es ihm schicken.«

»Okay.«

»Vermutlich wird er nächsten Sonntag ebenfalls zuhören. Möchten Sie es immer noch allem versuchen?«

»Was auch immer Sie bevorzugen. Ich jedenfalls habe keine Angst vor der Herausforderung.«

Kidd fand, wonach er suchte - das neue Rudy-Adams-Skript. Die Seiten waren bereits zur Vervielfältigung freigegeben.

»Wann haben Sie das geschrieben?«

»Gestern abend.«

»Ohne jede Vorarbeit? In nur einer Sitzung?«

»Es hat sich ganz von selbst zusammengefügt. Manchmal passiert so etwas beim Schreiben.«

Kidd sah auf die Seiten in seiner Hand. Als er den Kopf wieder hob, war sein Gesicht gerötet, und zum erstenmal konnte Jordan seinem Blick so etwas wie Aufregung entnehmen.

»Da fehlen mir doch glatt die Worte. Es ist ein ganz außerordentliches Stück.«

»Es war Stoners Idee. Maitland hat auch eine Menge beigesteuert. Und Miss Nicholas möchte die Rolle der Ehefrau übernehmen. Falls es je gesendet wird.«

»Nun, sie wird ihre Chance bekommen. Ich möchte es am nächsten Sonntag bringen, und zwar als Teil der Kriegsanleihen-Show. Erweitern Sie die Sendung auf neunzig Minuten, und fügen Sie das Stück in exakt dieser Form ein. Miss O'Hara soll unmittelbar davor und direkt im Anschluß singen. Wie ich gehört habe, sind Sie ohnehin schon an der Show beteiligt.«

»Ich schreibe einen Teil der Überleitungstexte.«

»Maitland wird Regie führen. Ich habe ihn bereits mit den Musikpassagen betraut, und dadurch ist das große Studio ausgelastet. Aber die Schauspieler müssen ganz in der Nähe sein, damit sie bei Bedarf schnell hinein- und wieder hinausschlüpfen können. Wir werden Barnet von Studio B ins Obergeschoß verfrachten; der Anleihenverkauf kann ebensogut aus dem kleinen Studio übertragen werden. Bei all diesem Trubel wird Maitland einen Regieassistenten benötigen. Ich möchte, daß Sie das übernehmen.«

Jordan nickte und fühlte, daß sein Herzschlag sich beschleunigte.

»Es gibt noch viel zu tun. Das Orchester wird nicht vor Freitag hier eintreffen. Der Dirigent glaubt bislang, es ginge allein um eine Musikshow; er weiß noch nicht, daß wir ihn bitten werden, zudem eine komplette Partitur für unser Hörspiel zu verfassen und aufzuführen. Ich schicke ihm gleich heute ein Skript. Mal sehen, was ihm dazu einfällt.«

»Was kann ich tun?«

»Holen Sie Miss Nicholas her, und veranstalten Sie mit ihr eine Hörprobe. Auch für die anderen Rollen können Sie schon erste Testlesungen durchführen. Geben Sie Maitland eine Liste Ihrer Vorschläge, und morgen hören wir uns die Sache dann gemeinsam an. Bis Donnerstag muß die Besetzung feststehen, so daß wir am Nachmittag mit den Proben anfangen können. Ich möchte, daß diese Show völlig reibungslos über den Sender geht.«

»Das alles wird mörderisch teuer.«

»Wem sagen Sie das? Am Ende werden wir genausoviel ausgegeben haben, wie durch den Anleihenverkauf in der Staatskasse landet. Aber was für ein Einstieg!«

Allerdings. Jordan nickte. Was für ein Einstieg.

22.

Er saß mit Livia an einem Tisch auf der Dachterrasse des Restaurants. Der Wind spielte mit dem Sonnenschirm über ihren Köpfen, und sie sprachen über Carnahan. Barnet hatte ihn im letzten Sommer als Faktotum des Senders eingestellt, und Livia hatte sich sofort zu ihm hingezogen gefühlt. »Ich war erstaunt, wieviel er von der Welt wußte. Das macht für mich einen Mann wirklich aus. Nicht sein Alter oder sein Aussehen, sondern sein Wissen.«

Sie lächelte matt. »Damit wären wir wieder bei der Chemie! Ich dachte, alles würde stimmen. Wenn du mich fragst, was geschehen ist, rechne nicht mit einer eindeutigen Antwort, denn ich kann es mir nicht erklären. Er war viel älter als ich, bestimmt alt genug, um mein Vater sein zu können, aber so habe ich ihn zu keinem Zeitpunkt gesehen. Ich glaube nicht, daß das Alter irgendeine Rolle gespielt hat.«

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht hat es ihn gestört, was für einen Eindruck wir beide als Paar in der Öffentlichkeit erweckt haben. Vielleicht hatte er ein Problem mit meinen Söhnen. Wenn ein Mann die fünfzig überschritten hat, fällt es ihm vermutlich nicht besonders leicht, mit einer deutlich jüngeren Frau zusammenzusein, die zwei relativ kleine Kinder hat. In dem Alter sind die meisten Männer froh, das alles hinter sich zu haben. Aber er mochte meine Jungs, da bin ich mir ganz sicher. Und sie ihn ebenfalls. Sie fragen mich immer noch nach ihm.«

Die Kellnerin kam und nahm die Bestellung auf. Gedankenverloren starre Livia einen Moment lang auf das Meer hinaus.

»Du hast neulich gesagt, du fühltest dich an Kendall erinnert. Aber Carnahan ist nicht einfach spurlos verschwunden. Er hat ein paar Zeilen hinterlassen und zumindest manches geregt. Eine Nachricht ging an seinen Vermieter und besagte, er würde ausziehen. Dann hat er Barnet einen seltsamen Brief geschrieben und den Job gekündigt. Aber nichts für mich. Kein verfluchtes Wort.«

Livia beugte sich vor. »Er war ein guter Kerl, auch wenn ich ihm nicht ganz vergeben kann, auf welche Weise er sich aus dem Staub gemacht hat. Das ist stets der erste Gedanke, der mir im Hinblick auf ihn in den Sinn kommt. Er war sehr anständig. Und man konnte gut mit ihm reden. Wir haben die gleichen Bücher gemocht, die gleichen Filme, alle möglichen Arten von Musik. Er steckte voller Überraschungen. Auf den ersten Blick schien er nur ein simpler Handwerker zu sein, aber sobald man mit ihm ins Gespräch kam, fiel sofort seine unglaubliche Allgemeinbildung auf.

Rue hat ihn entdeckt; sie hat ihn noch vor mir kennengelernt. Er war wie du, er kam völlig unbedarfert her und wußte gar nicht, worum es beim Radio überhaupt geht. Dann wurde ihm allmählich alles klar. Eine ganze Welt tat sich langsam vor ihm auf, und das veränderte ziemlich viel. Er wollte an der Universität von New York sogar Kurse belegen, so ernst war es ihm damit. Praktisch auf Anhieb gehörte er zu unserer kleinen Gruppe; er steuerte Geschichten bei, die keiner von uns kannte, Erzählungen, die er als junger Mann gelesen hatte. Gus hielt ihn für den geborenen Regisseur. Seine Stimme war leise, doch wenn er sprach, hörten alle ihm zu. Er saugte das Leben förmlich in sich auf.

Ein paar Monate lang hatten wir jede Menge Spaß. Wahrscheinlich war es nicht seine Schuld, daß ich mehr darin gesehen habe. Die alte Geschichte - für das Mädchen wird es zu ernst, und der Kerl zieht weiter. Das passiert andauernd. Um die Wahrheit zu sagen, auch mir ist es nicht zum erstenmal passiert.«

»Trotzdem - der Mann, den du beschreibst, und der Mann, den ich gekannt habe, würden nicht einfach die Sachen packen und die Flucht ergreifen«, sagte Jordan.

»Tja, die Tatsachen sprechen aber für sich.«

»Vielleicht wollte er dir eine Nachricht zukommen lassen, und du hast sie nie erhalten.«

Livia runzelte die Stirn. »Netter Versuch, Jordan.«

Das Essen wurde serviert. Sie aßen schweigend und genossen die frische Brise.

»Nein, es muß wohl doch am Alter gelegen haben«, sagte Livia schließlich. »Ich habe hundertmal darüber nachgedacht, und ich glaube, ich habe ihn in diesem Punkt von Anfang an falsch eingeschätzt. Falls ich etwas feinfühliger gewesen wäre, hätte die Sache eventuell einen anderen Verlauf genommen.«

»Hast du ihn je offen darauf angesprochen?«

»Nicht so direkt. Damals war mir das Problem ja gar nicht bewußt. Aber es existierte längst, glaube ich. Einige Leute

hielten ihn unweigerlich für meinen Vater, und er wußte, wie sehr mich das störte. Verschärfend kam wohl hinzu, daß er eine Tochter hat, die nur unwesentlich jünger ist als ich. Leider weiß ich nicht genau, wo sie wohnt.« Sie seufzte. »Irgendwo in Pennsylvania, hat er gesagt.«

Die Kellnerin kam zurück, und Jordan griff nach seiner Brieftasche, aber Livia bestand darauf, die Rechnung zu übernehmen.

»Erzähl mir von eurem letzten Treffen«, bat Jordan.

»Wir haben ein Picknick veranstaltet. Es war herrlich warm, und das mitten im November. Er hatte frei, und ich mußte erst abends wieder im Sender sein. Meinen Kindern hatten wir schon lange einen Ausflug versprochen, und nun war es endlich soweit. Wir sind fast bis hinten zum Leuchtturm gefahren. Der Tag war perfekt; die Saison war vorbei, der Strand menschenleer. Wir haben den ganzen Tag dort verbracht und sind erst gegen vier Uhr nachmittags in die Stadt zurückgekehrt.«

»Und da hast du ihn zum letztenmal gesehen? Als du ihn zu Hause abgesetzt hast?«

»Er wollte nicht nach Hause, sondern bat mich, ihn beim Postamt nördlich der Stadt aussteigen zu lassen - er wollte irgendwas abschicken, aber auf dem Hinweg war es noch zu früh dafür gewesen. Ich bot ihm an, zu warten und ihn dann nach Hause zu bringen, aber er sagte nein, die Schlange am Schalter sei länger als sein Heimweg. Zum letztenmal gesehen habe ich ihn im Rückspiegel, als ich wegfuhr. Er winkte mir hinterher. Ich weiß noch, daß ich dachte, wie gern ich diesen Anblick als Foto festgehalten hätte: Wie er dort stand, in einer Hand seinen Hut hielt und mit der anderen winkte. Ich war plötzlich ganz traurig und kann mir bis heute nicht den Grund dafür erklären, fast als wäre mir eine schwarze Katze über den Weg gelaufen. Dann sah ich ein paar Leute vom Sender, und das Gefühl verflog. Ich wußte, daß es nichts zu bedeuten hatte. Ich würde ihn schon am nächsten Tag wiedersehen, so wie immer.«

»Wen hast du da gesehen?«

»George und Peter Schroeder. Die beiden müssen direkt hinter uns gehalten haben.« Der Zusammenhang war ihr bisher nicht bewußt geworden, aber sie war viel zu klug, um die mögliche Bedeutung ihrer Worte zu übersehen. George war tot. Peter wurde vermißt. Carnahan war verschwunden, und auf einmal wirkte die Verbindung zu Kendall längst nicht mehr so weit hergeholt. Jordan sah ihr die neuerliche Besorgnis sofort an, verbunden mit einem Anflug von Angst.

23.

Im Sender wurde Jordan von Rue erwartet. Sie saß auf seinem Stuhl und hatte sittsam die Beine gekreuzt.

»Becky hat mich angerufen. Sie sagte, du wolltest mit mir sprechen.«

»Das Stück ist fertig«, sagte er. »Die Sache, die wir uns am Strand ausgedacht haben. Ich habe Kidd erzählt, du seist an der Rolle der Ehefrau interessiert, und aus irgendeinem Grund ist er der Ansicht, daß ausgerechnet ich deswegen eine Hörprobe mit dir durchführen sollte.«

Rue akzeptierte den Umstand, ohne mit der Wimper zu zucken. Die Gründe waren gleichgültig. Man hatte ihm diese Aufgabe zugewiesen, und es handelte sich um eine Rolle, die sie unbedingt spielen wollte, obwohl sie noch keine einzige Textzeile kannte. »Also, dann los«, sagte sie.

Sie gingen in den kleinen Konferenzraum auf der anderen Seite des Flurs, und er gab ihr das Skript. Rue setzte sich an den Tisch und fing sofort an zu lesen - absolut geschäftsmäßig, ohne jede saloppe Anspielung auf ihre Freundschaft. Zunächst stockte sie ein wenig, aber dann kam sie immer besser zurecht.

Gelegentlich blickte sie fragend auf, woraufhin er jedesmal ermunternd nickte. Was wußte er schon über die Schauspielerei?.... Was für Anweisungen sollte er ihr erteilen können? Doch dann wurde es ihm klar. Wer wußte besser darüber Bescheid als Verfasser des Textes?

»Laß uns noch mal anfangen«, sagte er. Als sie ihn nun fragend musterte, dachte auch er nicht mehr an ihre Freundschaft. Die Rolle war für sie zum Greifen nah, aber Rue mußte sie sich verdienen. Hazel befand sich nur einen Anruf entfernt. Hazel konnte auf ein breites Repertoire zurückgreifen und beherrschte auch schwierige Rollen. Rue schloß die Augen und atmete tief durch. »Es muß mehr von Herzen kommen«, sagte Jordan. Sie öffnete die Augen und sah ihn an. »Du mußt ängstlicher klingen, von Anfang an. Vergiß nicht, sie erkennt die Fratze des Bösen viel früher als er. Sie weiß, worauf alles hinausläuft.« Sie nickte und setzte es um. Sie traf mitten ins Schwarze.

Dort in diesem Zimmer, das kaum größer als der Raum war, in dem die Gestapo Georgie Schroeder verhört hatte, gab sie Jorvan was er wollte. Ihre Stimme war der Inbegriff der Angst.

»Laß es mich ein weiteres Mal versuchen.«

»Nein, ich glaube, du hast es bereits gut getroffen.«

Sie war noch immer verunsichert. »Ich will diese Rolle.«

»Ich werde mit Maitland reden.«

»Ich will sie unbedingt. Ich kann das noch besser.«

»Sehr gut«, sagte er. »Bewahr dir das für die Sendung auf.«

Um siebzehn Uhr hatte er das nächste Skript fertig. Er las es völlig verblüfft, als würden der ungewohnte Dialog und die eigentlichen Bilder ihm zum erstenmal begegnen. Er bekam eine Gänsehaut; dies war fraglos das Beste, was er je geschrieben hatte. Ein dutzendmal an jenem Nachmittag hatte er sich bei dem Gedanken an Carnahan ertappt und dann festgestellt, daß in seineer Schreibmaschine ein Text entstand, an dessen Urheberschaft er sich nur schwach erinnern konnte.

Die Energie durchströmte ihn, und er setzte sie in Worte um. Er fühlte sich, als könnte er ewig so weiterarbeiten. Die Energie floß, der Kreis war endlos, die Kraft ließ nicht nach. Ursprünglich hatte er geglaubt, mit leeren Händen hier aufgetaucht zu sein, aber das stimmte nicht. Er hatte alles.

24.

Die Personalversammlung am Dienstag morgen war überaus gut besucht. Kidd kam pünktlich auf die Minute und stellte einige neue Mitarbeiter vor. Monte Braxton war ein Autor und Regisseur aus Chicago. Bruno Zylla hatte als Komponist und Dirigent für NBC in Los Angeles gearbeitet. Sein Orchester würde am Freitag eintreffen. Vick Waters und Bernie Roberg waren Autoren, die sich den Überleitungstexten und einigen Sonderprojekten widmen sollten. »Mr. ten Eyck wird für eine Weile von den Überleitungstexten abgezogen, um mit Mr. Maitland zu arbeiten.«

Im Raum kam leichte Unruhe auf.

»Ich schätze, Sie wissen inzwischen alle, daß Mr. ten Eyck uns für Samstag abend ein Stück geschrieben hat. Es handelt sich um eine wirklich gute Arbeit. Wir könnten damit in der Stadt einiges Aufsehen erregen, *sofern* es uns gelingt, die Leute zum Zuhören zu bringen. Ich habe deswegen ein wenig herumtelefoniert, und ich glaube, ich kann Susan Daniels und Rick Gary davon überzeugen, herzukommen und die Hauptrollen zu übernehmen.«

Rue blickte ruckartig auf, als hätte man ihr einen Schlag versetzt.

»Ich weiß, daß einige von Ihnen darüber enttäuscht sein dürften. Dies wird unser erstes wirkliches Großereignis, und wir müssen uns die Erfahrung und die bekannten Namen der

beiden zunutze machen.« Er sah Rue an. »Falls Sie sich dazu äußern möchten, höre ich mir Ihre Argumente an.«

»Ich habe nichts dazu zu sagen. Was sollte ich schon dazu zu sagen haben?«

Jordan hob die Hand. »Ich möchte aber gern etwas dazu anmerken.«

»Ich sehe die Leidenschaft in Ihrem Blick, Mr. ten Eyck, und ich weiß das aufrichtig zu schätzen, doch wenn wir Susan Daniels und Rick Gary bekommen können, sollten wir auch zugreifen. Die zwei gehören zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des New Yorker Radios, und allein ihre Anwesenheit verschafft uns bereits ein größeres Publikum.«

»Ich weiß, wer die beiden sind. Aber Sie haben mich gebeten, für die Rolle der Ehefrau eine Hörprobe mit Miss Nicholas zu veranstalten, und das haben wir auch in gutem Glauben getan. Meiner Meinung nach wird sie eine großartige Arbeit abliefern.«

»Bestimmt würde sie das, und ich muß mich entschuldigen. Zu jenem Zeitpunkt wußte ich noch nicht, daß eventuell Miss Daniels und Mr. Gary zur Verfügung stehen könnten.«

»Sie verstehen nicht, was ich sagen will.« Jordan erhob sich von seinem Platz im hinteren Teil des Studios. »Sicher, Sie können sich für diesen Sonnabend ein Publikum erkaufen, aber was wird aus den Zuhörern, wenn diese Leute nach New York zurückkehren? Werden Sie Daniels und Gary überreden können, die Jobs beim Network aufzugeben und hierhin überzuwechseln? Vermutlich nicht. Früher oder später werden Sie es mit Ihren eigenen Leuten riskieren müssen.«

Kidd ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Möchte sich noch jemand äußern?... Miss Hart, Sie sehen aus, als warteten Sie nur darauf, nach Ihrer Meinung gefragt zu werden.«

»Ich stimme absolut mit Jordan überein, Sir.«

»Ich ebenfalls«, sagte Stoner.

»Mr. Barnet?«

»Dann spiele ich mal den Advocatus Diaboli und plädiere für die Leute vom Network. Mit deren Unterstützung gewinnen wir

sogleich mächtig an Glaubwürdigkeit. Offen gestanden, es überrascht mich, daß Daniels und Gary es überhaupt in Betracht ziehen.«

»Die Leute ziehen alles mögliche in Betracht, sobald man sie dafür bezahlt.« Kidd deutete auf Hazel. »Miss Kemble?«

»Ich möchte lediglich darauf hinweisen, daß mein Repertoire dem von Susan Daniels mindestens gleichkommt.«

»Sonst noch jemand? Na los, nur Mut, hier hat niemand etwas zu befürchten.«

Aus der Mitte des Studios meldete Maitland sich zu Wort. »Wir alle sind Profis, Jethro. Bekannte Namen können zweifellos hilfreich sein, aber du weißt, daß Jordan letzten Endes recht hat. Diese Leute werden nur einen Abend hier sein, und dann fangen wir wieder von vorn an. Wir müssen uns unser Publikum jede Woche aufs neue erobern.«

»Falls wir es mit unserem Ensemble bestreiten, wer soll den Jungen übernehmen?«

»Höchstwahrscheinlich Brinker.«

Jordan hob die Hand. »Ich glaube, Jimmy sollte eher einige der Nazirollen spielen. Er beherrscht den Dialekt viel zu gut, um anderweitig eingesetzt zu werden. Stallworth und Eastman können auch einen Teil dieser Männer verkörpern, aber meiner Ansicht nach eignet Brinker sich hervorragend als Wortführer der Hitlerjugend und vielleicht auch als einer der Gestapo-Schergen in der Rückblende.«

»Wer bleibt uns denn dann für die Hauptrolle? Wir sind hier wirklich nicht besonders üppig besetzt, Jethro.«

»Dessen bin ich mir bewußt. Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut.«

»Vielleicht kommt Rick Gary ja allein her und läßt Susan Daniels zu Hause«, warf Rue plötzlich ein, woraufhin der ganze Saal in schallendes Gelächter ausbrach.

Kidd wartete, bis der Lärm sich gelegt hatte.

»Leider funktioniert das nicht immer so, wie man es möchte. Aber ich will fair bleiben. Dedrick, kannst du das Vorsprechen heute über die Bühne bringen?«

»Natürlich«, sagte Maitland.

»Bitte gib mir bis fünf Uhr Bescheid.«

»Kein Problem.«

»Na gut. Dann liegt jetzt alles bei dir.«

Sie machten sich im benachbarten Studio B an die Arbeit. Jordan konnte die Aufregung auf der Soundstage spüren, als er dasaß und zuschaute, während die anderen seinen Text lasen. Sogar Eastman und Stallworth merkten, daß sie hier ein Stück vor sich hatten wie schon seit Jahren nicht mehr. Hazel beschwerte sich darüber, daß man sie gar nicht erst für die Hauptrolle in Erwägung gezogen hatte, aber Maitland schob dem sofort einen Riegel vor. Es blieb zuwenig Zeit für derartige Ressentiments; Hazels Rolle war zwar klein, aber auserlesen. Sie würde Grete spielen, die Besitzerin eines Souvenirladens in Yorkville. Als Kind war sie eng mit Rudy befreundet gewesen, aber nun zu Beginn der Geschichte verriet sie ihn an die Meute.

Pauline würde als Rudys Mutter fungieren. »Eine deutsche Stimme mit zahlreichen Amerikanismen«, wies Maitland sie an. Eastman und Stallworth waren für das Stimmengewirr des Mobs zuständig. Brinker würde im Verlauf dieses Vorsprechens drei wichtige Rollen lesen, darunter die des Helden.

Der erste Durchgang lief glatt. Becky saß auf einem Hocker und stoppte die Zeit. »Wenn ihr so schön gleichmäßig weitermacht, liegt ihr genau richtig«, sagte sie am Ende.

Sie fingen noch mal an. Rue wurde unter Maitlands Anleitung von Zeile zu Zeile besser. Um halb zwölf legten sie eine frühe Mittagspause ein.

»Seid bitte um ein Uhr zurück«, sagte Maitland. »Ich habe noch ein paar Kleinigkeiten auszusetzen, dann lesen wir es ein weiteres Mal komplett, und ich kann Jethro die frohe Botschaft

überbringen.« Rue schaute zu Jordan, formte stumm die Worte »Vielen Dank« und hauchte ihm eine Kußhand zu.

Eine kleine Gruppe Rechtschaffener ging zum Essen in das Fischrestaurant. Sie nahmen an einem Tisch auf der Dachterrasse Platz, und es herrschte zwischen ihnen eine dermaßen gute Stimmung, daß Jordan für eine Stunde all die einsamen Nächte vergaß. Auf einmal schien alles möglich zu sein.

»Also, Jordan, wann schreibst du uns denn endlich mal etwas Neues und Aufregendes?« fragte Rue, und alle lachten. Als er jedoch erwiderte, er habe bereits das nächste Skript fertiggestellt, wurde es schlagartig ruhig am Tisch.

»Es ist für die Neger-Show. Aber es enthält ein paar weiße Rollen, die sich durchaus für eine aufstrebende junge Schauspielerin wie dich eignen könnten.« Er zuckte die Achseln. »Mir ist bewußt, daß man noch nie weiße Darsteller zur Unterstützung eines schwarzen Ensembles hinzugezogen hat.«

»Deswegen mache ich mir keine Gedanken«, sagte Rue. »Aber wie wir alle wissen, zahlt Harford für diese Show keine Gagen, und es widerspricht meinen Prinzipien, unentgeltlich zu arbeiten. Ich halte es schlicht für keine gute Idee, sich unter Wert zu verkaufen; das führt nur zu Problemen. Doch davon mal abgesehen, worum geht es in dem Stück?«

Er erzählte ihnen von Sarah Mapps Douglass, einer farbigen Abolitionistin des frühen 19. Jahrhunderts, deren Freundschaft mit den weißen Grimke-Schwestern seine Phantasie am gestrigen Abend beflügelt hatte. Für die Hauptrolle war Ali Marek vorgesehen, aber die zwei weißen Frauen würden Rue vielleicht reizen. Er konnte sie sich gut in beiden Rollen zugleich vorstellen, wie sie ihre Stimme jeweils passend modulierte, um die Situation zu meistern. »Es gibt eine knifflige Szene, in der die Schwestern ein kleines Streitgespräch führen. Viele plötzliche Stimmenwechsel, jede Menge manierierte Redewendungen, ganz im Stil der Zeit.«

»Das klingt wie für Rue geschaffen«, sagte Livia. »Endlich einmal kann sie mit sich selbst streiten, und wir anderen dürfen uns zurücklehnen und abwarten, wer gewinnt.«

»Wenn du meine Meinung hören willst, Rue, ich finde, du solltest es machen«, sagte Brinker. »Ich würde es gern selbst übernehmen, aber Frauenrollen liegen mir leider nicht besonders.«

»Ein paar weiße Stimmen würden mir wesentlich mehr Möglichkeiten eröffnen«, sagte Jordan. »Emily Kain wird das nicht so gut hinbekommen, sie ist weder erfahren noch hellhäutig genug. Man sollte in diesen Rollen eine gewisse Form von weißer Schicklichkeit verströmen, um überzeugend zu wirken. Aber ich muß aufpassen. Ich möchte keinesfalls, daß die anderen glauben, die Weißen würden ihre Sendung übernehmen.«

»Wenn du doch Kidd nur davon überzeugen könntest, mir wenigstens einen einzigen Dollar zu zahlen«, sagte Rue. »Irgend etwas, damit es wie ein professioneller Auftrag aussieht.«

»Ich schätze, Kidd dürfte nichts dagegen einzuwenden haben«, sagte Becky.

»Woher willst du das wissen? Verdammt, Becky, was geht hier vor? Hast du hinter unserem Rücken etwa schon mit ihm gesprochen?«

»Ich hatte bis vor wenigen Minuten keine Ahnung, daß dieses Skript überhaupt existiert.«

»Woher weißt du dann so viel? Jetzt sind wir schon wieder bei irgendwelchen Geheimnissen angelangt.«

»Also gut, ich will euch verraten, was ich weiß. Aber falls ihr es herumerzählt, werde ich sauer.« Sie sah Jordan an. »Ich habe heute morgen mitbekommen, wie Kidd mit der Buchhaltung gesprochen hat. Das schwarze Ensemble erhält rückwirkend vom letzten Sonntag an eine Gage. Die Schecks werden nächsten Freitag in Ihrem Umschlag stecken.«

»Sie machen Witze!«

»Nein. Zehn Dollar pro Nase. Weniger als der übliche Tarif, aber zehn Dollar mehr, als sie bislang erhalten haben.«

»Im Ernst? Was für großartige Neuigkeiten!«

»Denken Sie daran, von mir haben Sie das nicht gehört.«

»Was ist mit Waldo? Er darf nicht vergessen, auch Waldo zu bezahlen. Andernfalls kann ich diese Schecks nicht weiterreichen.«

»Und du, Rue? Wirst du für zehn Dollar arbeiten?«

»Ja, zum Teufel. Jordan, dir steht hiermit eine echte weiße Frau zur Verfügung. Genaugenommen sogar zwei zum Preis von einer.«

Als sie um ein Uhr ins Studio zurückkehrten, befand Maitland sich immer noch auf der Soundstage. Er und Zylla arbeiteten an der Musikuntermalung des Stücks. Da das Orchester noch nicht anwesend war, würde Leland das Vorsprechen auf der Orgel begleiten, um Maitland einen Eindruck von Timing und Tempo zu verschaffen.

»Dedrick ist ein Perfektionist«, sagte Rue leise. »Bestimmt wird er bis zur eigentlichen Sendung immer wieder kleinere Änderungen vornehmen.«

Sie fingen von neuem an. Maitland unterbrach sie häufig, um Vorschläge für die Musik oder die sprachliche Ausgestaltung einzelner Textpassagen zu unterbreiten. Mit viel Gefühl brachte er Pauline dazu, ihre Rolle nach seinen Vorstellungen zu modifizieren, bis sie wie eine gute deutsche Mutti klang, die ihren Jungen über alles liebte. Hazel war meisterhaft wie immer: Sie lieferte ihnen eine Andenkenverkäuferin, die sich so täuschend echt anhörte, daß Jordan fröstelte.

Um halb fünf wurde Becky losgeschickt, um Kidd zu holen. »Okay, Leute, dann legen wir uns mal richtig ins Zeug«, sagte Maitland. Als Kidd eintrat und vor der Soundstage Platz nahm, standen alle bereit.

Die Probe verlief fehlerfrei. Becky hielt die Stoppuhr an. »Neunundzwanzig sechzehn.«

Kidd nickte kurz und stand auf. »Ich brauche gar nicht erst nach dem Votum zu fragen. Miss Nicholas klingt vorzüglich.«

Rue lächelte. Sie war ein wenig außer Atem. »Danke, Sir.«

»Das war's dann«, sagte Kidd. »Welche Entscheidung hast du wegen der Hauptrolle getroffen?«

»Wir benötigen nach wie vor jemanden«, sagte Maitland. »Brinker ist gut, aber Jordan hat recht, er muß unbedingt diese Nazi-Rollen übernehmen, und ich möchte nicht, daß er sich verzettelt. Ich weiß, daß Rue nur einen Scherz gemacht hat, aber am liebsten würde ich tatsächlich versuchen, Rick Gary zu bekommen und Susan Daniels mit Bedauern abzusagen.«

»Ich habe heute nachmittag mit den beiden gesprochen«, sagte Kidd. »Gary kommt mit oder ohne Miss Daniels, also dürfte alles zur allgemeinen Zufriedenheit verlaufen. Allerdings kann er nicht vor Samstag nachmittag hiersein. Dir wird vor der Generalprobe lediglich Zeit für eine kurze Einweisung bleiben.«

»Schon in Ordnung, er ist ein Profi und weiß, was er zu tun hat.«

Die Versammlung löste sich auf. Kidd nahm Jordan beiseite, während die anderen den Raum verließen. »Falls Sie noch nichts vorhaben, würde Mr. Harford Sie heute gern zum Abendessen einladen. Ganz zwanglos, ohne förmliche Garderobe.«

»Damit könnte ich auch gar nicht aufwarten.«

»Dann also um sieben Uhr. Kommen Sie rüber zum Bürogebäude, und klingeln Sie dort; jemand wird Sie hereinlassen. Ich weiß nicht, ob ich dazu komme. Auf meinem Tisch liegt ein Berg Arbeit.«

Oben im Großraumbüro war niemand mehr. Jordan setzte sich an seinen Platz, noch immer ganz aufgewühlt von den Ereignissen des Tages, noch immer wie unter einem Zauberbann. Er schloß die Augen, um sich ein paar Minuten auszuruhen, und abermals stiegen die Bilder vor ihm auf.

Er versank in einer Art Trance, halb wach, halb schlafend. Die Uhrzeit war ihm bewußt, obwohl er keine Uhr sehen konnte. Er

würde bald aufbrechen müssen: nach Hause gehen, duschen, sich umziehen. Aber als er die Augen aufschlug, nahm er ein Blatt Papier und spannte es in die Schreibmaschine ein.

Er hatte den Titel für eine neue Story. »Dark Silver«.

Und auf einmal fiel ihm auch die Geschichte ein. Sie besaß kein Ende, aber das war gleichgültig. Der Stoff war mitten aus dem Leben gegriffen. Es lief ab, wie es immer ablief: schnell und explosionsartig.

Dark Silver war der Name eines Rennpferds. Es handelte sich um eine Fortsetzungsgeschichte, jede Woche eine halbe Stunde, so daß ausreichend Zeit blieb, die einzelnen Charaktere auszuarbeiten. Mit offenem Ende, komplex, voller Details.

Jordan fertigte ein grobes Expose der ersten fünf Folgen an, und sogleich erwachte seine Rennbahnfamilie zum Leben. Er würde fünf Wochen benötigen, um die Ausgangsbasis zu schaffen, indem er erzählte, wie seine Protagonisten eine Reihe lähmender Rückschläge erlitten hatten und nun all ihre Hoffnungen auf ein altes Rennpferd namens Dark Silver setzten. Fünf Wochen, in denen er sich den Luxus gestatten würde, die fünf Hauptfiguren einzuführen und ihren Problemen jeweils ein dreißigminütiges Kapitel zu widmen, während sich im Hintergrund allmählich der größere, alle betreffende Konflikt aufbaute.

Die zentrale Figur war Lee Brewer, der Vater. Anfangen wollte Jordan jedoch mit Nina, der hitzköpfigen achtzehnjährigen Tochter, die sich hervorragend für Rue eignen durfte. Den verbindenden roten Faden würde er in der zweiten Woche wiederaufgreifen, aber vorerst hatte Nina das drängendste Problem. Sie wollte unbedingt Jockey werden, was allerdings bedeutete, in eine Männerdomäne einzudringen und mit vielen Traditionen zu brechen. Die gesamte Handlung der ersten Episode würde am Tag ihrer Lizenzanhörung vor dem Nebraska Jockey Club spielen. Ihr Bruder Sam würde sie unterstützen, während Will, der andere, nicht allzu begeistert wäre, so daß die liebevoll sarkastischen Wortwechsel der drei

einen jeden auf seine ganz eigene Weise sympathisch erscheinen lassen würden.

Jordan umriß noch einige weitere Charaktere.

Melanie, die Mutter, die vor fünfundzwanzig Jahren als Lehrerin gearbeitet hatte. Und die in der Hochzeitsnacht schwanger mit Will geworden war, beschloß Jordan. Er wußte nicht, welche Bedeutung eine solche Einzelheit haben könnte, aber sie kam ihm irgendwie wahrhaftig vor, also schrieb er sie auf. Diese Rolle würde Pauline übernehmen.

Gill Dockett, der skrupellose Trainer und Lee Brewers Erzfeind. Sein Sohn Al Dockett, der unter der Fuchtel seines Vaters stand und zu einem echten Maulhelden geworden war, furchtbar verliebt in Nina, stets darauf aus, sie zu beeindrucken, aber natürlich zum Scheitern verurteilt. Kyle Nelson, Lees bester Freund und einst sein größter Rivale um die Gunst der hübschen Mädchen. Und Job Hendricks, der Tierarzt: ein erfahrener alter Hase, der den drei jungen Brewers seit jeher mit Rat und Tat beistand.

Das war genug für die erste Show. Der Höhepunkt war reines Dynamit; der selbstherrliche Beschuß der alten Sesselfurzer in der Kommission führte bei Nina zu einem Wutanfall und dadurch zu einem Bruch mit dem mächtigen Vorsitzenden, was sich noch als nachteilig für die gesamte Familie erweisen würde. Jordan schrieb einige Dialogzeilen:

»Ganz einfach, Miss Brewer. Mädchen reiten nicht. Kein Mädchen hat je eine Lizenz erhalten, und das ist auch gut so.«

»Was soll das denn heißen? Was ist das für ein beschissenes Argument? Verdammt, wie können Sie sich erdreisten, mit meinem Leben herumzuspielen? Für wen halten Sie sich? Für Götter?«

Die Schimpfworte waren von entscheidender Bedeutung. Nina mußte die Leute attackieren und zutiefst beleidigen, um dadurch die verhängnisvolle Ereignisse in Gang zu setzen. Worte wie »beschissen« oder »verdammmt« waren im Radio normalerweise verpönt und würden die Zuhörer schockieren, vor allem aus dem Mund einer Frau.

Das Telefon klingelte.

»He, Dulaney!... Das wird ja auch langsam Zeit, daß Sie an Ihren Platz zurückkehren.«

Schroeder.

»Zum Teufel, wo haben Sie den ganzen Tag gesteckt? Ich habe einmal pro Stunde bei Ihnen angerufen.«

»Hier laufen gerade die Proben für ein Stück.«

»Haben Sie mein Geld?«

Er log, ohne darüber nachzudenken. »Es brennt schon ein Loch in meine Tasche.«

Schroeder lachte. »Dann sollten Sie das Feuer am besten löschen, Kumpel. Wieviel haben Sie besorgen können?«

Er log erneut. »Vierhundert.«

»Gut. Das wird gerade so ausreichen. Ich verlasse morgen das Land.«

Dulaney gab ein mürrisches Grunzen von sich.

»Was ist los?« fragte Schroeder.

In der Leitung war ein Klicken ertönt, gefolgt von dem leisen Summtton, als handle es sich um den schlecht abgeschirmten Gemeinschaftsanschluß irgendeiner ländlichen Vermittlungsstelle. »Mir geht's gut, aber es sind noch andere Leute hier. Vielleicht sollten Sie mich lieber wieder in der Telefonzelle anrufen.«

»Ich höre niemanden im Hintergrund.«

»Glauben Sie mir ruhig.«

»Ich glaube niemandem. Sie versuchen doch nicht etwa, hier irgendeine Masche abzuziehen, oder, Dulaney?«

»Was hätte ich davon?«

»Wer kann schon sagen, was in euren verrückten amerikanischen Köpfen vorgeht? Sie müssen heute noch herkommen. Dann geben Sie mir das Geld und erhalten Ihre Gegenleistung.«

»Ich kann heute abend nicht weg.«

»Nun, das sollten Sie aber, verstanden? Entweder Sie kommen her, oder ich bin weg, und Sie sind tot. Begreifen Sie das, Dulaney? Sie und Ihr kleiner Liebling können dann sehen, wo Sie bleiben.«

Dulaney erwiderete lange nichts darauf. Zehn Sekunden.

»Also, kommen Sie jetzt oder nicht? Sagen Sie was, Dulaney, Sie haben nur diese eine Chance.«

»Okay... ich komme.«

»Heute abend.«

»Ja. Ich werde dasein.«

»Falls Sie sich auch nur eine Minute verspäten, bin ich weg.«

»Schroeder, hören Sie mir zu...«

»Nein, Sie hören mir zu. Kommen Sie zum Haus Nummer 345 im östlichen Teil der Fünfundachtzigsten Straße. Es ist ein Mietshaus. Gehen Sie zum Apartment 316, und fragen Sie nach Richard; er wird Ihnen verraten, wo Sie mich finden können. Falls Sie eine krumme Tour versuchen, wird Richard gar nichts sagen, kapiert? Seien Sie genau um Viertel nach elf dort, weder früher noch später.«

Schroeder legte auf. Jack blieb sitzen und horchte in den Hörer. Es klickte, und das Summen verschwand.

25.

Mitten in der Wildnis lief der Motor heiß; dennoch schaffte Jack es im Schneckentempo bis nach Pinewood Junction, ein kleines Kaff an der Bahnlinie, umgeben von dichtem Wald und knapp fünfzig Kilometer von der Küste entfernt. Es war noch keine zwanzig Uhr, aber der Ort lag wie ausgestorben da. Nichts deutete auf irgendwelche Bewohner hin: Es gab keine Tankstelle, keine Kneipe, niemand ließ sich auf der Straße blicken. Im Hintergrund standen ein paar düstere Häuser

zwischen den Bäumen. An einem Backsteingebäude, verriegelt und mit einem Vorhängeschloß gesichert, konnte man über dem zweiflügigen Tor mühsam das größtenteils von den Ziegeln abgeblätterte Wort WERKSTATT entziffern. Dann schien es noch so etwas wie eine Gemischtwarenhandlung zu geben, ein Relikt aus dem vorigen Jahrhundert, das ebenfalls verrammelt und finster war.

Wo befand sich der Bahnhof, von dem man ihm erzählt hatte? Dort drüben, direkt hinter der Ortsgrenze, auf der anderen Seite der Gleise. Der Bahnsteig war leer und die Fenster dunkel. Dulaney ließ sich nicht beirren, rumpelte mit seinem Wagen quer über die Schienen, bog auf den unbefestigten Parkplatz ein, klappte die Motorhaube hoch und fand den Defekt beinahe sofort: ein poröser Kühlenschlauch, der noch weitere fünfzig Meilen halten oder im nächstbesten Augenblick den Geist aufgeben konnte. Wasser tropfte langsam auf den Motor und verwandelte sich dort zischend in heißen Dampf.

Jack ging zum Bahnsteig und blieb am Rand stehen. Eine große Schiefertafel besagte, daß der Zug von Cape May nach New York um zwanzig Uhr zweiunddreißig hier durchfahren würde, also in siebenunddreißig Minuten, falls man der Uhr über der Tür Glauben schenken durfte. Jack zog die Flagge hoch, um dem Lokführer zu signalisieren, daß ein Passagier zusteigen wollte. Dann setzte er sich auf eine Bank vor dem geschlossenen Fahrkartenschalter und hoffte, daß der Zug für einen einzelnen Reisenden überhaupt anhalten würde.

Er dachte an Harford und Kidd. Wie lange hatten sie wohl auf ihn gewartet, und was hatten sie davon gehalten, daß er nicht aufgetaucht war? Jetzt, da die Antwort auf viele seiner Fragen so greifbar nahe wirkte, hätte eine geplatzte Verabredung ihm eigentlich kaum Kopfzerbrechen bereiten sollen, aber er mußte trotzdem daran denken - und an sein Telefon und dieses merkwürdige Summen. Das Wetter hatte sich geändert. Die Dämmerung brach früh herein, und die Sonne war hinter den diesigen Wipfeln schon nicht mehr auszumachen. Seine Mission erfüllte Jack mit einer dunklen Vorahnung und ließ ihn frösteln. Er konnte sich nicht entsinnen, jemals so nervös

gewesen zu sein, so ungeduldig, einen bestimmten Ort zu erreichen und eine Angelegenheit hinter sich zu bringen. Der Zug würde um einundzwanzig Uhr achtundzwanzig in New York sein. Das bedeutete, er mußte fast zwei weitere Stunden totschlagen. Um Viertel nach elf sollte er sich mit Richard in Apartment 316 treffen. Dulaney hatte sich alle Angaben genau eingeprägt.

Mitternacht. Bis dahin würde er mit Schroeder gesprochen haben, vermutlich irgendwo in der unmittelbaren Umgebung. Zweifellos würde Richard ihn zuvor nach Waffen durchsuchen, so daß ihm für die unangenehme Auseinandersetzung nur seine Fäuste blieben. Und es würde ziemlich unangenehm werden, wenn Schroeder herausfand, daß er gar kein Geld besaß. Jack hoffte, er und Schroeder könnten unter vier Augen reden, aber wahrscheinlich würden ein paar Männer vom Bund anwesend sein, um ihn einzuschüchtern.

Er würde zunächst vernünftig argumentieren, dann bluffen. Falls auch das nicht half, würde er kämpfen. Es war kein sonderlich subtiler Plan, aber es war alles, was er hatte. So oder so - Schroeder würde ihm verraten, was er wußte.

Ein Plan? Genaugenommen eher eine Anleitung zum Selbstmord.

Noch bevor der Zug eintraf, sollten seine Befürchtungen sich bestätigen. Vielleicht lag es an der totenähnlichen Stille, daß Jack glaubte, aus dem Augenwinkel eine Bewegung zu registrieren. Irgendwas im Unterholz jenseits der Gleise, am anderen Ende der Lichtung. Er wandte den Kopf, aber da war nichts. Ich sehe schon langsam Gespenster, dachte er. Sobald er den Zug bestieg, würde er sich besser fühlen, spätestens jedoch, wenn er im anonymen Gewimmel der Großstadt untertauchen konnte. Normalerweise hätte ein Mann sich ewig in der Menge verstecken können, aber Dulaney würde nach Yorkville fahren, sich mitten ins Rampenlicht stellen, auf ein unbekanntes Blatt setzen und die ganze Zeit hoffen müssen, daß man ihn nicht nur dorthin gelockt hatte, um ihn wie Kendall aus dem Weg zu räumen.

Ein Vogelschwarm war das einzige Warnsignal. Die Tiere flatterten aufgeregt aus dem Dickicht am Waldrand empor, flogen nordwärts über die Gleise und ließen sich in zweihundert Metern Entfernung im Gras nieder. Ein Jäger, dachte Jack. Sein angeborenes Gespür ließ ihn wieder zum Waldrand schauen. Dort unter den Bäumen stand eine kaum erkennbare Gestalt. Ein Jäger, der Vögel aufscheuchte, aber nicht schoß, und der nur für den Bruchteil einer Sekunde zu sehen war, bevor er wieder im Schatten verschwand. Ein Jäger, der es nicht auf Vögel abgesehen hat, dachte Jack und wußte im selben Moment, daß er in Schwierigkeiten steckte.

Unmittelbar bevor der Knall des Gewehrs über die Lichtung peitschte, ließ Dulaney sich auf den Zementboden fallen. Der zweite Schuß riß die Bank um und übersäte ihn mit Splittern. Er rappelte sich auf und rannte um die nordwestliche Ecke des Bahnhofsgebäudes. Ein dritter Schuß traf das Haus und ließ einen halben Backstein zerplatzen.

Jack drückte sich flach an die Wand und verbrachte dort die längste Minute seines Lebens, während es ihm so vorkam, als könnte er hören, wie der Nebel sich auf die Wipfel senkte. Er spähte um die Ecke. Zwischen den dichten Bäumen wurde es immer dunkler. Ansonsten regte sich nichts.

Er sah durch das Bahnhofsfenster, quer durch den dunklen Wartesaal und weiter durch die Scheibe der Tür zu dem Waldrand östlich der Gleise. Auch dort war keinerlei Bewegung auszumachen. Das hatte zwar noch nichts zu bedeuten, aber irgendwie schien wieder die ursprüngliche Ruhe zu herrschen. Die Vögel kreisten eine Weile am Himmel und kehrten zurück.

Anscheinend handelte es sich um ihre Brutstätte. Trotzdem wären die Tiere nicht zurückgekommen, wenn der Jäger noch dort gelauert hätte.

Mittlerweile waren mindestens acht oder zehn Minuten vergangen; viel Zeit für einen Schützen, um den Standort zu wechseln und einen neuen Versuch zu wagen.

Von wo würde er kommen?

Aus Norden wäre ein Schuß nur schwierig anzubringen, weil dort die gerade, weithin offene Straße in den Ort verlief. Im Süden hingegen reichte das dichte Unterholz zu beiden Seiten der Schienen fast bis an den Bahnhof heran. Der Schütze würde sich nur einmal kurz zeigen müssen, um die Gleise zu überqueren, hätte dann aber freies Schußfeld bis zum westlichen Ende des Gebäudes.

Jack atmete tief durch und trat um die Hausecke. Dort verharrte er im Schatten und musterte genau jenen Bereich jenseits der Schienen, in dem der Schütze sich noch vor wenigen Minuten aufgehalten hatte.

So verbrachte er vor der Tür des Bahnhofs die restliche Wartezeit. Um zwanzig Uhr vierunddreißig hörte er die Signalpfeife; dann rollte der Zug heran und kam zischend zum Stehen.

Türen öffneten sich. Leute starrten aus den Fenstern der beleuchteten Waggons.

Sobald Jack die Deckung des Gebäudes verließ, würde man aus Richtung Süden einen Schuß auf ihn abgeben können. Er rannte los. Es schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis er in den Zug sprang.

Er wählte den erstbesten Sitzplatz und machte sich möglichst klein. Manche der Passagiere sahen ihn neugierig an, aber schließlich hoben sie wieder ihre Zeitungen.

Die Türen schlossen sich, und der Zug setzte sich langsam durch die dunklen Wälder New Jerseys in Bewegung.

Ein Schaffner kam und kassierte das Fahrgeld. Um einundzwanzig Uhr fünfundzwanzig erreichten sie Penn Station, und Jack Dulaney trat in die warme Nacht von Manhattan hinaus.

26.

Es drängte ihn, so schnell wie möglich nach Yorkville zu gelangen. Wenn er sich in Gefahr befand, dann Schroeder wahrscheinlich auch. Falls ich zu früh eintreffe, haut er ab; falls ich mir Zeit lasse, ist er tot.

Als Zugreisender hatte er die Stadt aller Wahrscheinlichkeit nach schneller erreicht als jemand in einem Wagen. Aber dieser Vorsprung schmolz immer mehr zusammen, je länger er an der Lexington Avenue auf die U-Bahn nach Norden warten mußte. Die Lichter des Brooklyn Express zuckten über seine Schuhe; Heerscharen von Menschen strömten durch die Katakombe.

Es mußte ihm irgendwie gelingen, mit Schroeder zu sprechen. Ob friedlich oder durch Einschüchterung - er mußte vorbei an dem Posten in Apartment 316 und den Kerl zum Zuhören bewegen. Endlich kam die richtige U-Bahn. Jack stieg ein und an der Sechsundachtzigsten Straße wieder aus. Mit etwas Glück blieb ihm noch eine Stunde: sechzig Minuten, um zwei nervöse Deutsche davon zu überzeugen, daß er wichtige Neuigkeiten für sie hatte.

Mittlerweile sah es hier ganz anders aus als in dem Yorkville, an das er sich erinnerte. Der Prunk von Hitlers Broadway war verblaßt, die Fröhlichkeit verschwunden, und viele der Nacht-klubs hatten ihre Pforten geschlossen. 1942 gab es weitaus weniger zu feiern: Hitler wirkte längst nicht mehr so unbesiegbar wie früher, und seit der deutschen Kriegserklärung am 11. Dezember des letzten Jahres war die Stadt nicht mehr geneigt, staatsfeindliche Umrüste zu tolerieren. Die fremde politische Gesinnung trat immer noch in mancherlei Ausprägungen zutage - auf einer Backsteinmauer ein Hakenkreuz, an einem Laternenpfahl ein Bild des Führers, auf einem anonymen Flugblatt eine Schmähschrift gegen die Juden - , aber die Feiernden des Jahres 1938 hatte man offenbar

verhaftet oder in den Untergrund getrieben. Es war hier dermaßen wenig los, daß Jack die Schritte eines Mannes hören konnte, der einen halben Block entfernt die Straße überquerte.

Das Flaggengeschäft, in dem Holly sich mit der Nazi-Frau angelegt hatte, stand inzwischen leer. Die großen Versammlungsorte - der Turnverein, die Mozarthalle, das Yorkville Casino - waren verriegelt und dunkel. Jack sah die Konditorei, wo die Hitlerjungen versucht hatten, Tom herauszufordern. Sie war noch immer geöffnet und schien sich überhaupt nicht verändert zu haben, außer daß keine Gäste an den Tischen saßen. Sogar der Kellner war noch derselbe müde wirkende Kerl, der sie damals gebeten hatte, den Laden zu verlassen. Der Anblick ging Jack zu Herzen und ließ ihn sich wünschen, er könnte die Zeit zurückdrehen und diesmal alles besser machen.

Er folgte der Zweiten Avenue zur Fünfundachtzigsten Straße und stand kurz darauf vor dem Mietshaus. Es hatte keinen Sinn, sich alle möglichen Szenarien auszumalen; er mußte abwarten, was passieren würde, wenn er an die Tür klopfte, und dann je nach Lage der Dinge improvisieren. Der Korridor war schäbig, und auf der Wendeltreppe, die von der Kellertür bis in die oberen Etagen führte, lag kein Teppich. Im ersten Stock hörte Dulaney Stimmen, die sich auf deutsch unterhielten, dann Musik vom Grammophon. Er stieg weiter empor. Die Stufen knarrten. Er folgte den Zahlen bis zur Nummer 316 am Ende des Flurs. Dort war eines jener zwei Meter hohen Fenster, hinter denen sich die Feuertreppen befanden, und Jack schaute über die dunkle Gasse hinweg zum Nachbarhaus. Er lauschte an der Tür und beschloß, nicht zu klopfen. Nicht jetzt, noch nicht - irgendeine Intuition hielt ihn davon ab.

Er legte den Riegel des Fensters um und schob es hoch. Es ließ sich ganz leicht bewegen. Jack vermutete, daß im Sommer reger Gebrauch von den Feuertreppen gemacht wurde und schon bald die ersten Leute ihre Matratzen nach draußen schleppen würden, um die Hitze wenigstens ein bißchen zu lindern. Nirgendwo brannte Licht, und auch sonst konnte Jack

kein Lebenszeichen entdecken, bis er auf dem Treppenabsatz stand. Dann hörte er in einiger Entfernung einen Männerchor singen: deutsche Lieder in deutscher Sprache.

Weniger später bemerkte er ein weiteres Geräusch. Das gleichmäßige Stöhnen einer Frau. Es wurde immer lauter, bis es die gesamte schwarze Gasse auszufüllen schien. Von der Straße fiel ein wenig Licht herein, gerade genug, daß Jack die eisernen Treppenabsätze erkennen konnte, die sich wie Stahlskelette über die volle Breite einer jeden Etage erstreckten. Die Frauenstimme hatte sich zu einem Wimmern gesteigert: Als wolle man sie umbringen, dachte Dulaney, oder als hätte man sie verprügelt und vermeintlich tot liegengelassen. Er fuhr mit der Hand an der Mauer entlang. Das Fenster von Nummer 316 stand einen kleinen Spalt offen, kaum mehr als fünf Zentimeter. Lag die weinende Frau dort drinnen? Aber im Zimmer war es stockfinster, und als Jack sich bückte und das Gesicht vor die Öffnung hielt, verriet ihm der muffige Geruch, daß die Wohnung leer war.

Dann fing die wacklige Plattform sacht an zu schaukeln, und ihm wurde klar, was hier stattfand. Auf dem Treppenabsatz unmittelbar über seinem Kopf vergnügte sich ein Liebespaar. Das gesamte Metallgerüst rasselte und quietschte in einem unverkennbaren Rhythmus, immer lauter und schneller, je mehr die beiden in einen animalischen Taumel gerieten. Der Mann versuchte in gebrochenem Englisch zu protestieren - *Pst, sei doch still! Sonst wird uns noch jemand hören!* -, aber die Frau rief laut nach Jesus und wirkte längst entrückt. Im entscheidenden Moment hatte Dulaney die Finger unter dem Fenster. Nur der echte Jesus hörte das Quietschen, als er es hochriß und in die Wohnung stieg.

Er atmete tief durch und schob das Fenster in die ursprüngliche Position zurück. Seine Hände berührten ein ungemachtes Bett... die Kissen lagen verstreut, als hätte das Liebespaar hier mit dem Vorspiel begonnen. Die Luft war stickig. Jack tastete sich um das Bett herum zur Wand und dann zur Tür. Der nächste Raum besaß einen Ausgang zum Korridor, wie der schmale Lichtstreifen rund um die Tür bewies.

Es schien sich um ein fensterloses Wohnzimmer zu handeln. Da sich zur Feuertreppe hin lediglich das Schlafzimmer befand, vermutete Jack auf der anderen Seite eine Küche und ein Badezimmer. Er hielt sich weiterhin dicht an der Mauer und überlegte, ob er es riskieren konnte, das Licht einzuschalten. Eventuell, sofern nichts davon hinausdrang.

Er fand den Schalter und ging weiter. Dann wagte er sich weg von der Wand und quer durch den Raum.

Er traf auf kein Hindernis, erreichte die gegenüberliegende Mauer und gelangte an einen Durchgang, hinter dem ein Kühlenschrank und ein kleiner Esstisch samt Stühlen folgten. Dann ein Herd: Seine Finger befühlten die Gasbrenner und das Gitter und tasteten sich zu einer weiteren Tür vor. Er öffnete sie, und ein schwacher Geruch nach Rost bestätigte ihm, daß er das Badezimmer entdeckt hatte. In diesem Moment klingelte das Telefon und zerriß die Stille wie eine Bombe.

Dulaney erschrak und wirbelte herum. Prallte gegen die Wand, stieß einen leisen Fluch aus und hielt schweratmend inne, während das Telefon immer weiterklingelte. Er hatte keine Ahnung, wie lange es dauerte, bis Ruhe einkehrte, aber als es endlich soweit war, kam ihm die Stille irgendwie schlimmer vor als der Lärm. Dann hörte er das Ticken einer Uhr. Es mußte jetzt mindestens zehn sein, und die Zeit zerrann ihm zwischen den Fingern. Noch immer hatte er keinen Plan für den Fall, daß sein Treffen mit Schroeder fehlschlagen würde.

Es sei denn, er könnte hier in der Wohnung irgendwo einen Anhaltspunkt finden.

Er schaltete das Badezimmerlicht ein, eine erfreulich trübe Glühbirne über einem rostfarbenen Waschbecken. Abermals begann das Telefon zu klingeln, in exakt derselben Sekunde, als hätte die Lampe es ausgelöst. Erneut zuckte Jack zusammen und fluchte. Das mußte das gottverdammte lauteste Telefon der Welt sein. Immerhin hatte er nun Licht. Er stand in einem großen Badezimmer, dessen gefliester Boden eindeutig schon bessere Tage gesehen hatte. Jack öffnete den Arzneischrank, fand aber kaum etwas darin: eine Schachtel

Aspirin, eine nahezu leere Tube Zahnpasta, eine Flasche Desinfektionsmittel. Und noch ein weiterer Gegenstand fiel ihm auf: ein Diaphragma, achtlos in eine Ecke des mittleren Fachs gestopft.

Er ging in die Küche, die durch das Licht aus dem Bad ausreichend erhellt wurde. Das Telefon klingelte immer noch. Nun konnte er es sehen, am anderen Ende der Arbeitspläne, nur wenige Schritte entfernt. Am liebsten hätte er den Hörer abgenommen - eine Schnapsidee, das war ihm klar, aber je länger er den Apparat anstarrte, desto weniger verrückt kam ihm der Einfall vor. Was hatte er denn schon zu verlieren? Falls es sich zufällig um Schroeder handelte, würde der vielleicht überrascht genug sein, um sich Dulaneys Erklärung anzuhören - daß man das Telefon im Sender angezapft hatte und daß in diesem Moment jemand dort draußen unterwegs sein könnte, um sie beide umzulegen. Doch die Entscheidung wurde ihm abgenommen, denn das Klingeln hörte auf.

Auf einem Regal, nur wenige Zentimeter vor seinem Gesicht, entdeckte er die Uhr. Sofern sie nicht nachging, war es tatsächlich erst fünf Minuten vor zehn. Jack schaute ins Wohnzimmer, wo die spärlichen Einrichtungsgegenstände dank der indirekten Beleuchtung ziemlich gespenstisch aussahen. Ein armseliges Sofa, aus dessen einer Lehne bereits die Polsterung quoll. Eine Musiktruhe vor der gegenüberliegenden Wand. Daneben ein Schreibtisch mit einem hölzernen Bürostuhl. Das war alles.

Dulaney setzte sich an den Tisch und durchsuchte hastig die Ablagefächer zu beiden Seiten der Schreibfläche. Nur ein paar Rechnungen, alle auf den Namen Aleta von Papen. Nichts über einen Richard oder irgendeinen der Schroeders. Hatte er sich womöglich in dem Haus oder der Wohnung geirrt? Er starre das Radio an, ein abgenutztes Gerät Marke Zenith mit Kurzwellen- und Polizeifunkempfang. Etwas fiel ihm auf. Die Skala war auf Harford eingestellt und der Punkt sogar durch einen kleinen roten Strich gekennzeichnet.

Auf einmal war er in Gedanken wieder beim Sender. Er kannte das Programm von WHAR gut genug, um die Richtigkeit

der Küchenuhr überprüfen zu können. In diesem Moment würde Eastman den Abspann einer ihrer wenigen selbstproduzierten Abendsendungen verlesen. Am anderen Mikro stand Rue für den Auftritt als Miss Nicotine bereit, gesponsert von ihrem einzigen überregionalen Werbekunden, Wings Zigaretten.

Dulaney schaltete das Radio ein, drehte es auf Flüsterlautstärke herunter und durchsuchte die linke Schublade. Der Röhrenempfänger wurde pfeifend warm. Jack fand einen Stoß Zeitungsausschnitte, die sich überwiegend mit FBI-Aktivitäten in Jersey und New York beschäftigten. Zwei Deutsche auf einer Farm nahe Elizabeth verhaftet. Vierzehn im Zuge einer Razzia aus Yorkville abtransportiert. Nazi-Sympathisanten hatten vor amerikanischen Gerichten wenig zu lachen, denn den meisten von ihnen drohte eine Gefängnisstrafe oder die Ausweisung. In jedem der Artikel tauchte Hoover auf. Er und der Kongreßabgeordnete Dies, der am Vortag den Ausschuß zur Bekämpfung staatsfeindlicher Umtriebe einberufen hatte, wurden für ihre unerschütterliche Wachsamkeit gerühmt. Aus dem Radio erklang eine vertraute Stimme - Rue, die soeben den Werbespot beendete. Sehr gut... die Uhr ging demnach um weniger als eine Minute falsch.

Bis zur vollen Stunde blieb noch ein Moment Zeit, den Eastman dazu nutzen würde, Nachrichten, Regionalwerbung oder eine Programmvorstellung unterzubringen. Hier war er auch schon und kündigte den Zuhörern die weiteren WHAR-Sendungen des Abends an. Um halb zwölf die Außenübertragung eines Konzerts, mit freundlicher Genehmigung unserer Jungs von der Navy, gefolgt von Stoners *Scrapbook of Sound*. Das alles wirkte so fern. Zunächst ging es mit dem Programm des Blue Network weiter. Jack schaltete das Radio aus und widmete sich wieder dem Schreibtisch.

In der untersten Schublade entdeckte er einen Stapel Briefe, einige auf deutsch, einige auf englisch, alle handschriftlich verfaßt und an ein und dieselbe Frau adressiert, Aleta von Papen. Die meisten stammten von Angehörigen in Chicago und Milwaukee. *Ich mache mir große Sorgen um Gerda Luise, las*

er. *Es ist furchtbar, nicht zu wissen, ob sie überhaupt noch lebt, und wir werden es vermutlich erst erfahren, wenn dieser schreckliche Krieg ein Ende nimmt.* Der Name kam ihm bekannt vor, und dann fiel ihm der Artikel aus dem Beachcomber wieder ein. Der tote Junge, Georgie Schroeder, hatte eine Schwester mit Namen Gerda Luise gehabt. Sie hatte einen deutschen Staatsangehörigen geheiratet und war mit ihm zurück nach Europa gezogen. Die unteren Briefe des Stapels waren alle in deutscher Sprache abgefaßt und in Übersee aufgegeben worden, bevor die Kriegserklärung im letzten Dezember die Postverbindung unterbrochen hatte. Der Absender war G. L. beziehungsweise Gerda L. Nadel. Die deutschen Poststempel stammten aus der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, anscheinend in gleichmäßigen Abständen. Jack wünschte, er hätte Gerdas Zeilen lesen können, denn die anderen, auf englisch geschriebenen Briefe enthielten lediglich Familienklatsch.

Die Verfasser waren Cousins aus Chicago und Milwaukee. Sogar Hoover hätte ihnen aus diesen Briefen keinen Strick drehen können. Es schien sich bei ihnen um achtbare Staatsbürger zu handeln, die aufrichtig versuchten, die neue Heimat genauso sehr wie das alte Vaterland zu lieben.

Aletas Verwandte aus Chicago hatten Besuch von George erhalten. Er war gekommen, um sich auszuruhen. Irgend etwas Schlimmes ging mit ihm vor, er sah beängstigend aus, seine Nerven lagen blank, er rauchte eine Zigarette nach der anderen, schlief kaum und litt unter Alpträumen. Jemand namens Maynard hatte ihn in Angst und Schrecken versetzt. Eines Nachts hatte er im Schlaf laut aufgeschrien, und eines der Worte, das sie verstehen konnten, war der Name Maynard. Er stritt es ab und behauptete, noch nie jemanden dieses Namens gekannt zu haben, aber man konnte ihm ansehen, daß er log.

Ganz unten stieß Jack auf einen langen Brief von George persönlich, der mit den Worten *Liebe Leta* begann, gefolgt von drei Seiten kleiner, dichtgedrängter Handschrift. Dulaney las den ersten Absatz und begriff, daß er eine wichtige Entdeckung

gemacht hatte. Dann hörte er ein klapperndes Geräusch aus Richtung des Schlafzimmers. Jemand kam die Feuertreppe herunter.

27.

Er stopfte die Papiere zurück in die Schublade - nur den Brief von George faltete er zusammen und steckte ihn ein. Dann lief er ins Badezimmer, löschte das Licht und versteckte sich hinter der Tür. Das Schlafzimmerfenster quietschte, und die Frau stieg in die Wohnung. Sie war allein und sprach mit sich selbst. Das Licht in der Küche ging an; ein Strahl fiel ins Badezimmer, genau auf die Wanne. Der Schatten der Frau ging vorbei, und Jack hörte sie einen Schrank öffnen. Ein Glas klirrte leise, der Wasserhahn rauschte, dann gierige Schluckgeräusche. Noch ein Glas. Die Nummer auf der Feuertreppe hatte sie durstig gemacht.

Nur während sie trank, hörte ihr Geplapper auf; ansonsten ergoß sich ein permanenter Schwall deutscher Worte aus ihrem Mund, und zwar in zwei bemerkenswert unterschiedlichen Tonlagen. Ihre heisere Seite war gehässig und spöttisch und brach einmal in schallendes Gelächter über etwas aus, das die andere Stimme gesagt hatte. Diese wiederum war jung, reizbar und lebhaft.

Dann trat die Frau ins Badezimmer und stieß dabei die Tür gegen Jacks Arm. Durch den Spalt konnte er sie sehen - dichtes, langes kastanienbraunes Haar, ein ärmelloses Kleid, eine Hand in die Seite gestemmt, ein Fuß auf den Badewannenrand gestellt, die andere Hand zwischen den Beinen. Noch ein Diaphragma: Es kam mit gummiartigem Sauggeräusch zum Vorschein und landete im Waschbecken. Sie bückte sich und zog etwas in die Mitte des Raums - eines dieser französischen Bidets, die manche Frauen zur Reinigung

ihres Intimbereichs verwendeten. Allerdings wirkte sie unschlüssig, ob sie nicht lieber ein richtiges Bad nehmen sollte. Sie zog ihr Kleid vorn hoch und schnüffelte erst dort, dann unter ihren Armen. »Leta, du Stinkbombe«, sagte sie, drehte das Badewasser auf und schob das Bidet beiseite. Nun konnte Jack sie vollständig betrachten, ein hübsches Mädchen, dessen verschwitztes Gesicht sich selbst im Spiegel anstarre. Sie hob die Arme, suchte in den Achselhöhlen nach Haarstoppeln, runzelte die Stirn und zog sich aus.

Dulaney wußte, daß er irgend etwas tun mußte. Aber das Telefon klingelte, und die Frau fuhr herum, einen wütenden Fluch auf den Lippen. »Oh, dieses beschissene Ding«, rief sie und verschwand im selben Moment in der Küche. Jack schob langsam die Tür von sich weg und folgte ihr.

Sie stand mit dem Rücken zu ihm vor der Arbeitsplatte, sprach ungehalten in den Hörer und wechselte dabei fortwährend von Deutsch zu Englisch und wieder zurück. Jack hätte wetten können, daß Peter der Anrufer war.

»Habe ich dir nicht versprochen, ich würde hier sein?« hörte er sie sagen. »Also bitte, ich *bin* hier. Was willst du denn noch?« Ein Satz auf deutsch, dann: »Es ist noch reichlich Zeit«, gefolgt von: »Führ dich nicht so auf, es geht dich nichts an, wo ich war. Verdammt noch mal, habe ich etwa kein eigenes Leben? Glaubst du, ich lasse alles stehen und liegen, sobald du mit deinen Nazi-Fingern schnippst?«

Sie schlug mit der flachen Hand auf die Arbeitsplatte. »He! Wie war's, wenn du die Angelegenheit allein durchziehen würdest? Noch eine dumme Bemerkung, und ich spaziere hier raus, dann kannst du herkommen und deinen Mist selbst erledigen.«

Sie knallte den Hörer auf die Gabel und fluchte lautstark auf deutsch. Dann drehte sie sich um und sah auf einmal Jack vor sich stehen.

Im ersten Moment blinzelte sie nur ungläubig und schaute kurz zu der offenen Badezimmertür, als würde sie ihren Augen nicht trauen. Erst dann erschrak sie. Ihr Unterkiefer klappte

herunter, und sie verharrete einige Sekunden völlig reglos, während abermals Zorn in ihr aufstieg. Jack wollte die Chance nutzen, um ihr zu sagen, er sei wegen Peter hergekommen, aber sie brüllte ihn nieder. »Wer, zum Teufel, bist du? Was hast du in meiner Wohnung verloren?«

Sie verlor vollends die Beherrschung. Er hörte, wie sie ein leises Knurren ausstieß, und im selben Moment verwandelte ihr wütender Blick sich in einen Ausdruck nackter Raserei. Dann ging sie auf ihn los; kaum halb so groß wie er, aber tobsüchtig wie ein verwundetes Raubtier.

Er wich zurück, so daß der Tisch zwischen ihnen stand, und versuchte, mit einer vernünftigen Erklärung zu ihr durchzudringen - er sei hier mit Peter verabredet. Diesmal hörte sie ihn, aber es war ihr gleichgültig. Sie schürzte verächtlich die Lippen und kam links um den Tisch herum. Er blieb auf Abstand. Ein Seitenblick von ihr war die einzige Warnung. Dann sah auch er den Hackklotz, in dem ein mehr als zwanzig Zentimeter langes Schlachtermesser steckte. Sie sprang darauf zu. Er stürzte hinterher, um sie aufzuhalten, und packte ihre Schulter. Sie wirbelte herum, das Messer glitt aus dem Holz und fiel zu Boden. Als sie sich danach bücken wollte, bekam er sie unter den Armen zu fassen; sie setzte sich erbittert zur Wehr und trieb ihn quer durch den Raum. Ihre Haut war immer noch schweißnaß. Er wollte ihre Handgelenke festhalten, aber sie schlug nach ihm... eine Ohrfeige traf sein Gesicht, gefolgt von einem stechenden Schmerz, als ihr zweiter Hieb zwischen seinen Beinen landete. Kurz entschlossen schlang er beide Arme um sie und riß sie zu Boden. Dann hatte er sie endlich fest im Griff, von hinten mit Armen und Beinen umklammert, so daß sie sich nur noch vergeblich winden und ihn blindwütig auf deutsch beschimpfen konnte.

Sie lagen still. Ihr Atem streifte seinen Arm, und es roch durchdringend nach Schweiß. »Du Mistkerl«, sagte sie plötzlich.

Dann kicherte sie und verfiel umgehend in einen regelrechten Lachkrampf. »Oh, du Mistkerl, du hättest dein blödes Gesicht sehen sollen, als ich dich bei den Eiern gepackt habe. Ich

wette, wir sehen hier auf dem Boden wie zwei fickende Köter aus. Wie ein verfluchter Dobermann und ein Pudel.« Wieder durchlief ein Zucken ihren Körper, begleitet von hysterischem Gelächter.

»Der arme Pudel.«

Sie zuckte die Achseln. »Was wirst du jetzt tun? Mich umbringen? Oder wollen wir nicht lieber gleich an Ort und Stelle vögeln?«

»Niemand wird Ihnen etwas tun. Ich versuche die ganze Zeit, Ihnen etwas zu sagen.«

»Ich habe dich vorhin schon verstanden. Du bist wegen Peter hier, und deshalb ist es offenbar völlig in Ordnung, daß du in meine Wohnung einbrichst.« Sie hielt kurz inne.

»Hast du das Geld mitgebracht?«

»Natürlich.«

»Wieviel?«

»Vierhundert waren vereinbart, nicht wahr?«

»Und außerdem war vereinbart, daß du genau um Viertel nach elf herkommen und nach Richard fragen solltest.«

»Es ist etwas vorgefallen. Ich kann es erklären.«

»Deine komische Art wird dich noch mal um Kopf und Kragen bringen.«

Er räusperte sich und lachte auf. »Na ja, bis jetzt ist es immer gutgegangen. Ich bin hier, gesund und munter. Wo ist Richard?«

»Es gibt keinen Richard, nur mich. Du mußt mit mir reden. Läßt du mich jetzt los?«

»Vielleicht. Sofern Sie sich anständig benehmen können.«

»Ich schätze, das mußt du schon selbst herausfinden.« Sie seufzte und lehnte ihren Kopf zurück gegen sein Kinn. »Na los, Dulaney, meine verdammte Wanne läuft schon über.«

Er saß auf dem heruntergeklappten Toilettendeckel und erzählte, was er loswerden wollte, während sie den Boden

aufwischte und kaum etwas sagte. Ihre Wut war gleichsam mit dem Badewasser im Ausguß verschwunden. Gelegentlich schien sie ihm sehr genau zuzuhören, um sich dann im nächsten Moment in irgendwelchen Gedanken zu verlieren. Einmal wurde sie unversehens ganz ausgelassen, bespritzte ihn mit Wasser aus der sich leerenden Wanne und lachte schallend über sein nasses Gesicht. Ein verrücktes Mädchen: launisch, gutaussehend, konfus und lüstern, scharf wie ein ganzer Stall voller Kaninchen. Das gerötete Gesicht, der erregte Glanz in den Augen - Jack hatte all dies vor vielen Jahren schon einmal bei einer anderen Frau beobachtet, eine Lust, die sich nie legte und unaufhörlich befriedigt werden wollte. Die Bezeichnung dafür war von einer früheren Generation geprägt worden: Nymphomanie, der krankhaft gesteigerte Geschlechtstrieb.

Begriffe wie Leben oder Tod kamen den Betroffenen schnell nebенächlich vor. Der Gedanke, daß ein Mörder womöglich ihre Adresse kannte, schien Aleta völlig kaltzulassen; entweder glaubte sie Jack nicht, oder ihr entging, daß er aufrichtig um ihre Sicherheit besorgt war. Ihr Blick schweifte andauernd ab - in die Küche, zum Waschbecken, wo nach wie vor das triefende Diaphragma lag, in den Spiegel, um kurz das eigene hübsche Gesicht zu betrachten, was sie stets lächeln ließ. Dann durchfuhr sie plötzlich wieder dieses Zucken, und sie starrte Jack beharrlich genau zwischen die Beine. Es ging immer nur um Sex, gleichgültig, was sie tat.

»Wie alt bist du, Dulaney?« fragte sie. Zweiunddreißig, antwortete er. »Ich bin achtundzwanzig«, erwiderte sie. »Gut, was?« Auch das war ein eindeutiges Angebot.

Es herrschte unvermittelt Stille.

»Haben Sie mir zugehört? Haben Sie auch nur einen Satz mitbekommen?«

»Ja. Peter hat geahnt, daß du mir irgendeine Geschichte auftischen würdest.«

»Wovor hat Peter so viel Angst? Haben Sie ihm je diese Frage gestellt?«

»Wie kommst du darauf, daß er Angst hat?«

»Falls es nicht so wäre, würde er doch wohl selbst hier sein.«

»Vielleicht hat er ja gute Gründe für sein Verhalten. Du weißt nicht alles.«

Er hob den Zeigefinger. Im Moment besaß er ihre volle Aufmerksamkeit, und dies würde am ehesten so bleiben, wenn er auch weiterhin nur kurze Fragen stellte und provozierende Antworten gab. »Was weiß ich nicht?«

»Wie es ist, Deutscher zu sein.«

»Hat Peter deswegen Angst? Flieht er vor dem Gesetz?«

Sie schüttelte verärgert den Kopf. »Ich weiß nichts darüber, und ich will auch nichts darüber wissen.« Doch ihre Hände hatten zu zittern begonnen.

»Vielleicht sollte ich lieber fragen, wovor Sie so große Angst haben.«

Sie seufzte. »Herr im Himmel, Dulaney, für einen Amerikaner bist du ganz schön dämlich. Soll ich es dir auch noch aufmalen?«

Er lächelte. »Eine kleine Skizze wäre nett.«

Sie entgegnete nichts, also fragte er weiter. »Vorhin am Telefon haben Sie ihn einen Nazi genannt.«

Sie erschrak, als sei ihr das Wort im Eifer des Gefechts unwillkürlich herausgerutscht. Ihr Mund öffnete sich, aber sie blieb stumm. »Wird er von der Polizei gesucht? Ist er deshalb untergetaucht? Befürchtet er, wegen seiner politischen Überzeugung verhaftet zu werden?«

»Er verrät mir nichts, hauptsächlich weil ich es nicht zulasse. Ich weiß nicht, wer hinter ihm her ist, und es ist mir auch egal. Peter ist ein Arschloch, und ich hasse ihn.«

»Warum helfen Sie ihm dann?«

Sie sah ihn an: ein stiller, banger Moment voller Unentschlossenheit. »Das tut man eben für Verwandte. Es gefällt mir nicht, aber für meinen Vater ist es eine Ehrensache.«

»Weiß Ihr Vater, daß Peter ein Nazi ist?«

Sie erschrak erneut und vollführte dann eine abwehrende Geste, als könnte sie das Wort zu ihm zurückschieben. »Jetzt hör mir gut zu! Ich habe mit diesen verfluchten Nazis nichts am Hut!« Aber ihre Stimme wurde zu einem Flüstern, und den Schluß des Satzes mußte Jack ihr geradezu von den Lippen ablesen.

Er wiederholte die Frage. »Weiß Ihr Vater über Peter Bescheid?«

»Peter ist der Sohn seines Bruders, das ist alles, was er weiß. Er macht sich weder Gedanken um mich noch über die Schwierigkeiten, in die ich geraten könnte.«

Sie war nun vollständig auf ihn konzentriert; ihre Überdrehtheit und Wollust hatten einer weitaus tieferen Emotion Platz gemacht: der größten Furcht ihres Lebens. Sie zitterte noch immer. »Mein Gott, was fällt mir ein, so einfach mit dir zu reden? Ich habe keine Ahnung, was Peter vorhat, und ich kenne auch keine verdammten Nazis! O Scheiße, was könnte ich für einen Ärger kriegen! Hast du auch nur die geringste Vorstellung, was Hoover mir antun würde?«

Hoover, der Agentenjäger, war ihr persönliches Schreckgespenst, ein kleiner Mann mit kaltem Blick, gegen den die vermeintlichen Mörder, von denen ihr irgendein Fremder erzählte, sich völlig unbedeutend ausnahmen. Sie zögerte und starrte ihn ungläubig an. Ihre Miene wirkte auf seltsame Weise zugleich flehentlich und drohend. Aleta schien etwas sagen zu wollen - *Wie, zum Teufel, bin ich hier hineingeraten?* Wie konnte ich nur so schnell die Deckung herunternehmen? *Wie konnte ich nur so dumm sein* und meinen schlimmsten Alptraum einem Fremden anvertrauen, der vermutlich mein Feind ist? Sie wußte, daß er ihren wunden Punkt entdeckt hatte und sie ihn nun bitten mußte, daraus keinen Vorteil zu ziehen. Doch

je mehr sie redete, desto schlimmer wurde es, desto stärker wuchs ihre Angst.

»Erzähl diese Lügen bloß nicht in der Gegend herum, Dulaney. Schwöre, daß du nichts verraten wirst, falls du weißt, was gut für dich ist.« Sie hob eine zitternde Hand an den Mund. »Bitte.« Dieses Wort benutzte sie nicht allzu häufig, davon war er überzeugt. »Du wirst ein guter Junge sein, ja? Sei lieb, und ich kümmere mich um dich. Du wirst dich wundern, was ich alles kann. Aber du mußt es mir versprechen. Du begreifst nicht, was Hoover bedeutet. Er wird denken, ach was, sie ist bloß eine deutsche Schlampe. Und er kann mit mir machen, was er will, also möchte ich kein Risiko eingehen, daß er je meinen Namen erfährt. Er braucht keine Beweise, er denkt sich einfach etwas aus. Wer wird mir schon Glauben schenken?«

Diese Leier ging noch eine ganze Weile weiter, und es betrübte ihn, all das zu hören. Noch viel mehr bekümmerte ihn jedoch, wie er sich dabei verhielt; es fühlte sich irgendwie charakterlos an, denn was sie da von sich gab, lag zumindest im Bereich des Möglichen. Aber die Zeit wurde knapp, also sagte er nichts.

Schließlich erzählte sie ihm, was für eine gute Amerikanerin sie doch sei. »Ich gehe zur Abendschule und lerne dort alles über Thomas Jefferson. Und ich lerne, richtig zu sprechen, damit ich nicht mehr wie irgendein Kraut klinge. Mein Akzent ist schon deutlich schwächer geworden. Ich bemühe mich, mein hitziges Temperament zu zügeln und eine gute Bürgerin zu sein. Meinst du, das spielt für Hoover irgendeine Rolle? Ich kann auf einen ganzen Stapel Bibeln schwören, doch völlig egal, was ich sage, Hoover wird es ignorieren. Ich hasse Hitler, jeden Tag verfluche ich ihn und seinen Krieg aufs neue. Ich habe meine Papiere, ich bin eine gute Amerikanerin, aber für Hoover bin ich keinen Pfifferling wert. Falls es ihm gelegen kommt, mich ins Gefängnis zu werfen, dann wird er genau das tun. Leute wie du, die hier geboren sind, haben ja keine Ahnung, wieviel Macht dieser Mann besitzt und was er alles damit anstellen kann. Man kann sich wie ein perfekter Staatsbürger verhalten, und trotzdem will er einem ans Leder.

Er findet Unterlagen, die man noch nie gesehen hat, Briefe, die man nie geschrieben hat, irgendwelches Zeug unter dem Bett, hinter der Tapete oder im Fußboden. Dann schleppt er Leute an, die man überhaupt nicht kennt. Die sagen gegen einen aus, und man verschwindet von der Bildfläche.«

Ihre Angst und die Wutausbrüche hatten sie erschöpft. Sie setzte sich auf den Badewannenrand und erzählte von den Schwierigkeiten, die es mit sich brachte, ohne Sprachkenntnisse in ein fremdes Land auszuwandern. »Du weißt ja nicht, wie es ist, sich in diesen schrecklichen Zeiten als deutsches Mädchen durchschlagen zu müssen. Alle machen dir Vorwürfe wegen Hitler, und jedes nächtliche Geräusch kann bedeuten, daß Hoover kommt, um dich zu holen. Ich schwöre bei Gott, ich werde Peter umbringen. Falls man mich deportiert, werde ich diesen Wichser eigenhändig erledigen. Bis in Hitlers Vorzimmer werde ich ihn verfolgen...« Sie lächelte. »Aber so weit wird es nicht kommen, Dulaney, nicht wahr? Morgen ist Peter über alle Berge, und du wirst mich nicht verraten, ja? Ich weiß, du wirst ein lieber guter Junge sein.« Sie packte sein Hemd. »Verdammtd, sag etwas!«

»Nicht Hoover ist derzeit hinter Ihnen her, Leta. Hoover ist heute abend Ihre geringste Sorge.«

»Du solltest mal in meiner Haut stecken und erleben, wie mein Alltag aussieht. Dann kannst du mir ja noch mal etwas über Hoover und seine FBI-Agenten erzählen.« Sie lächelte erneut und setzte wieder ihren Charme ein. Ihm fiel auf, daß ihr deutscher Akzent mit zunehmender Nervosität immer stärker wurde. »Also, was möchtest du, Jack? Ein leckeres Stück deutschen Kuchen vielleicht? Ein heißes Bad und eine Dusche? Ich könnte es dir hier recht behaglich machen. Es bleibt noch jede Menge Zeit, bis Peter wieder anruft.«

Er beugte sich vor. »Sie sind ein hübsches Mädchen, Leta, aber Sie haben mir nicht zugehört. Ich kann hier nicht herumsitzen und abwarten, bis Peter sich meldet. Ich möchte, daß Sie ihn anrufen. Sagen Sie ihm, daß ich hier bin. Erzählen Sie ihm, was ich gesagt habe. Und weisen Sie ihn darauf hin,

daß er sich sofort mit mir treffen muß, falls er Wert auf das Geld legt.«

»Ich kann nicht.«

»Dann sind Sie beide auf sich allein gestellt.«

»Ich sage doch, ich kann nicht! Er hat kein Telefon, er muß mich von einem Apparat auf dem Flur anrufen.«

»Dann bleibt nur noch eine Möglichkeit. Sie müssen mich zu ihm bringen.«

28.

Sie wählten den Hinterausgang und traten in eine dermaßen finstere Nacht hinaus, daß sie einander kaum sehen konnten. Fast war es so, als würden sie im Nichts verschwinden.

Aleta nahm Jacks Hand und zog ihn einen breiten gepflasterten Weg entlang. Sie befanden sich auf einer Art Platz oder Innenhof; zu allen vier Seiten ragten hohe Gebäude empor. Einige der Fenster waren offenbar durch Rouleaus abgeschirmt und schimmerten leicht, aber nirgendwo brannte helles Licht.

Wir haben es geschafft, dachte Jack. Der Mörder wird dort nichts mehr vorfinden - nur eine leere Wohnung und den verlassenden Schweißgeruch einer lüsternen Frau.

Aleta schien diese maßgebliche Auseinandersetzung zwischen ihm und Peter auf einmal zu wollen, als sei die ursprüngliche Wut zurückgekehrt, habe die Furcht vertrieben und ihre verrückte Seite mit neuer Kraft erfüllt. Einer von uns wird den anderen umbringen, dachte er; das ist es, was sie sich erhofft. Die entscheidende Frage lautete, wen sie sich als Sieger wünschte.

Sie führte ihn quer über ein sandiges Stück Boden, und kurz darauf hatten sie wieder festen Grund unter den Füßen.

Zwischen den Gebäuden tauchte ein schmaler Spalt und an dessen Ende die matte Straßenbeleuchtung auf.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte sie. »Nur noch über die Straße und den Block entlang.«

Sie blieb stehen. »Du weißt doch noch, was du gesagt hast, Jack? Was du mir versprochen hast?«

Er hatte ihr zwei Dinge zusichern müssen: daß er ihren Namen unter keinen Umständen an Hoover verraten würde und daß sie zunächst allein zu Peter ins Zimmer gehen durfte, um kurz mit ihrem Cousin zu sprechen. Dieser zweite Punkt gefiel ihm nicht besonders, aber sie sagte, Peter sei bewaffnet und sie könne keine Verantwortung dafür übernehmen, daß nicht irgendein Unglück geschah, falls sie gemeinsam zur Tür hereinplatzten und ihn überraschten.

Mein Gott, was für ein Risiko gehe ich hier ein, dachte er. Und als hätte er es laut ausgesprochen, bestätigte sie im nächsten Moment seine Befürchtungen.

»Ich hoffe, du weißt, was du tust, denn es ist ziemlich gefährlich. Du kennst Peter, also halte dich strikt an deine Zusage. Geh hinein, gib ihm das Geld, nimm deine Gegenleistung, und hau sofort ab. Mach ihn nicht nervös, und versuch bloß keine Tricks. Es ist nicht ratsam, sich mit Peter anzulegen.«

»Alles klar.«

»Andernfalls wird er dich wahrscheinlich umlegen. Und das würde mir wirklich leid tun, Jack, denn ich glaube, ich mag dich.«

»Mir würde es auch leid tun, Leta.«

»Mach dich nicht über mich lustig. Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für irgendwelchen Bullshit.«

Der Begriff ließ ihn aufmerken; es handelte sich um ein beim Militär gebräuchliches Schimpfwort. Schon ziemlich alt, dachte er, aber außerhalb der Armee dennoch weitgehend unbekannt. Aus dem Mund einer Frau hatte er es noch nie gehört.

Demnach kannte sie einen oder mehrere Soldaten. War sie also eine Spionin?

»Peter will dich nicht töten, Jack, aber er wird es tun, falls du irgendein krummes Ding versuchst. Gib ihm einfach nur das Geld.«

»Deshalb bin ich schließlich hergekommen.«

»Gib ihm einfach das verfluchte Geld, Jack, und dann verschwinde sofort. Mehr will er nicht, aber falls du Streit mit ihm anfängst, möchte ich nicht in der Nähe sein. Ich könnte dir ein paar üble Sachen über ihn berichten.«

»Was für Sachen?«

»Sachen, von denen ich eigentlich gar nichts wissen dürfte. Es ist viel zu gefährlich, darüber zu reden, und es hat nichts mit mir zu tun. Aber ich habe gute Ohren. Ich weiß, was diese Leute tun.«

»Wer tut was?«

»Ich sollte dir nichts davon erzählen. Dieses Wissen ist sehr riskant.«

»Das spielt doch keine Rolle mehr. Peter wird morgen weg sein. Er wird mein Geld nehmen und sich irgendwohin absetzen.«

Sie erwiderte nichts.

»Es hilft mir vielleicht, Bedrohungen in Zukunft zu erkennen.«

»Ich sage nur eines. Ich weiß, daß in Pennsylvania ein Mann ermordet wurde.«

Sein Herz schlug etwas schneller. Sein Mund war trocken.
»Wer wurde ermordet?«

»Irgend jemand. Ich habe ein Gespräch zwischen Peter und George mitbekommen. Der arme Georgie hat sich furchtbar aufgeregt, aber Peter hat bloß gelacht. Das meine ich, wenn ich sage, du sollst dich nicht mit ihm anlegen. Ich schreie ihn manchmal zwar an, aber ansonsten bin ich wie alle anderen. Sobald er richtig angepißt wirkt, gehe ich ihm lieber aus dem Weg.«

Da, schon wieder, dachte er. Armeejargon, wie ihn die einfachen Soldaten sprachen. Solche Begriffe waren unter Zivilisten dermaßen ungebräuchlich, daß Aleta sie wahrscheinlich nicht zufällig irgendwo aufgeschnappt hatte. Vielleicht nutzte sie ja die Schwäche des Militärs aus und schlief sich einmal quer durch alle Dienstränge, um dann die gewonnenen Erkenntnisse mit Hilfe der Schroeders nach Berlin zu melden.

»Eigentlich sollte ich dir nichts von alldem erzählen. Ich mache es nur, um dich zu warnen, und es gäbe noch jede Menge zu berichten. Zum Beispiel wurde nicht nur der Kerl in Pennsylvania ermordet, sondern auch ein Mann in New Jersey.«

»Welcher Mann? Und wann?«

»Vor längerer Zeit. So ungefähr um Weihnachten oder Neujahr herum.«

»Wer waren diese beiden?«

»Leute, die zuviel wußten. Ich weiß nicht, ich sollte wirklich nicht darüber reden. Ich habe ein paar Namen gehört, aber ich kann mich kaum daran erinnern. Der in Pennsylvania hieß Prindle, glaube ich. Und den anderen weiß ich nicht mehr.«

»Carnahan«, soufflierte er.

»Keine Ahnung. Ich habe auch nichts damit zu tun. Ich erzähle dir das bloß, damit du dich nicht mit Peter anlegst. Gib ihm einfach nur sein Geld, Jack. Versuch keine Tricks. Und mach dich so schnell wie möglich aus dem Staub.«

Sie zog ihn weiter, hinaus aus der Gasse und über die Straße. Das Hotel war ein düsteres Überbleibsel aus dem letzten Jahrhundert, fünf Etagen hoch, mit dem Haupteingang genau in der Mitte und einem trüb erleuchteten Drugstore an einer der Ecken im Erdgeschoß. Wenn man wollte, konnte man die Zimmer hier auch stundenweise mieten, zwei Dollar im voraus, zahlbar im Drugstore, ohne lästige Fragen. Eine billige Absteige.

Aleta drängte ihn in den dunklen Eingang und durch ein Foyer, das nach Urin stank. Eine zweite Tür öffnete sich

quietschend auf einen trostlosen Flur, von dem aus eine Treppe nach oben führte. Unter den Stufen lagen zwei Männer, zwischen sich eine leere Flasche, und schliefen ihren Rausch aus. Als die Tür zufiel, krabbelte etwas über das Gesicht einer der Gestalten und huschte dann weg. »Ratten«, sagte Aleta schaudernd. »Mein Gott, was für ein Ort.«

Es gab nur eine einzige Lichtquelle, eine nackte Glühbirne, die an ihrem Kabel von der Decke hing und den hinteren Teil des Korridors kaum zu erhellen vermochte. Man kam sich wie in einer alten Gruft vor, an deren Zugang eine Fackel brannte. Zu seiner Linken sah Jack das Telefon an der Wand, ein messingfarbener Münzfernspreecher, der hier genauso deplaziert wirkte, wie er selbst sich in dieser Bruchbude fühlte.

»Du wartest hier«, sagte Aleta. »Rühr dich nicht vom Fleck, bis ich dich holen komme.«

Er stellte sich neben das Telefon. Falls sie dies als Einverständnis betrachtete, würde er ihr nicht widersprechen. Für ihn hingegen waren alle Abmachungen hinfällig, sobald sie allein über die Schwelle jenes Zimmers trat. »Sei jetzt lieb, Jack.« Sie küßte ihre Finger und berührte seine Wange.

Dann ging sie weiter. Am Quergang blieb sie stehen und schaute sich einmal kurz zu ihm um. Er verspürte plötzlich ein überaus merkwürdiges Gefühl, eine jener Vorahnungen, wie er sie bislang nur wenige Male erlebt hatte. Aleta winkte ihm zu, bog um die Ecke, und er wußte, daß er sie nie wiedersehen würde.

Er eilte ihr hinterher. Kurz vor der Ecke hörte er sie sagen: »Ich bin's, mach die Tür auf«, und sah dann gerade noch ihr Bein in einem Zimmer auf halber Strecke des Flurs verschwinden.

Er hörte das Klicken des Türschlosses. Hörte sie rufen.

Sie schrie auf, und ein Schuß ging los. Dann noch ein Schuß und noch einer, als hätte die Waffe sich selbstständig gemacht und würde das halbe Gebäude zusammenschießen wollen.

Ohne lange nachzudenken, rannte Jack los und packte den Türgriff. Ihm war von vornherein klar, daß abgeschlossen sein

würde; noch während er an dem Knauf rüttelte, lehnte er sich bereits zurück, um Schwung zu holen. Mit aller Kraft warf er sich gegen das Hindernis. Die Tür wurde aus dem Rahmen gerissen und landete in mehreren Teilen im Innern des Raums. Jack blieb draußen, wich sofort zur Seite aus und preßte sich flach an die Mauer im Korridor.

Ein paar Momente später sprang er ins Zimmer, landete auf dem Boden und rollte sich aus dem Lichtschein zur gegenüberliegenden Wand. Dort verharrete er in der Hocke, bis ein kühler Luftzug seine Aufmerksamkeit auf das offene Fenster lenkte. Der Täter war weg - hinaus auf die Gasse und weiter zur Straße. Jack tastete an der Wand nach dem Schalter, und sobald das Licht anging, entdeckte er das Mädchen. Sie lag ausgestreckt in ihrem Blut. Das eine Auge, das ihr geblieben war, starre blicklos zur Decke. Nicht gerechnet hatte er mit Peter, der ein Stück entfernt an einen Stuhl gefesselt dasaß.

Peter. Seine Finger zuckten noch immer im Todeskampf, und aus dem Knebel in seinem Mund rann Blut. Es lief ihm das Kinn hinab, tropfte auf seinen Schoß und begann, eine Lache unter dem Stuhl zu bilden.

29.

Auf dem Flur näherten sich Schritte und Stimmen. Jack stieg durch das offene Fenster auf die Gasse und ging bis zur menschenleeren Straße.

Dort drehte er um, kam abermals an dem Fenster vorbei und erreichte den dunklen Hinterhof des Hotels. Auf der anderen Seite stand eine dieser alten deutschen Sporthallen, und als Jack sich ihr näherte, beschlich ihn ein immer stärker werdender Eindruck. Auf diesem Weg ist der Täter hergekommen. Da beschloß er, zur Wohnung des toten Mädchens zurückzukehren.

Er folgte einem langen Stichweg zu einer anderen Straße und bog nach Westen ab. An der Zweiten Avenue wandte er sich Richtung Norden und ging bis zur Fünfundachtzigsten. In Gedanken war er noch volllauf mit dem blutigen Verbrechen beschäftigt. Er blieb vorsichtig und hielt sich im Schatten der Gebäude zu seiner Linken, fernab des Bordsteins. An der Ecke blieb er stehen und atmete tief durch. Dieses verrückte Mädchen würde ihm auf ewig im Gedächtnis bleiben.

Kurz darauf hatte er das Apartment erreicht und drang erneut über die Feuertreppe ein. Alles war totenstill, genau wie sie es zurückgelassen hatten. Da fing er zum erstenmal richtig zu zittern an, jetzt, da alles vorbei war.

Er musterte sein Gesicht im Badezimmerspiegel, schaute auf das Diaphragma hinunter und dann wieder hoch, um sich selbst in die Augen zu sehen.

Er ging ins Wohnzimmer. Irgendwo in der Ferne heulte eine Sirene. Nach einer Weile würden die Bullen auch hier auftauchen, doch zunächst dürften sie ein wenig Zeit benötigen, um die Opfer zu identifizieren. Dann würden sie herkommen und einen Blick auf Aletas Habseligkeiten werfen.

Aber würden sie diesen Fall jemals aufklären? Interessierten die Cops sich für zwei tote Deutsche, die vermutlich als Spione für die Nazis gearbeitet hatten? Würden die Briefe eine Rolle spielen, die vom Kummer einer Cousine in Deutschland berichteten, oder die Zeitungsartikel über Hoovers Razzien in Yorkville? Sie waren Nazis gewesen, und die Beamten würden sich wahrscheinlich glücklich schätzen, die beiden losgeworden zu sein.

Es gab nicht viel zu überlegen: Jack würde die Briefe mitnehmen. Aber als er sich an den Schreibtisch setzte und die Schubladen öffnete, waren diese leer.

Wütend sog er den Atem ein. »Dieser Schweinehund.«

Sie hatten sich höchstens um einige Minuten verpaßt.

Er schlug die Schubladen zu und riß sie wieder auf, als könnten die Unterlagen wie durch einen Zaubertrick wieder zum Vorschein kommen.

Dann bemerkte er die ausziehbare Schreibfläche, die im rechten Teil der Tischplatte versenkt war. Er zog sie heraus und fand ein einzelnes, leeres Blatt Papier, das flach auf dem Holz lag.

Als hätte Aleta sich etwas notieren wollen, sei jedoch unterbrochen worden.

Und das Blatt war auch nicht vollständig leer. Sie hatte ein einziges Wort aufgeschrieben, dessen Bedeutung er nicht verstand. Es lautete *Whitemarsh*.

30.

Es gelang ihm, einen Zug nach Newark zu erwischen, der von dort aus ins südlich gelegene Elizabeth weiterfahren würde. Während die Waggons durch die Vororte Jerseys schaukelten, schloß Jack die Augen, als könne er so die furchtbaren Bilder des Abends verdrängen. Doch dann stieg wieder das Gesicht des Mädchens vor ihm auf, und irgendwann ertappte er sich dabei, daß er hinaus auf die vorbeihuschende Landschaft starrte und nicht mehr wußte, wann er die Augen wieder geöffnet oder was er in den letzten Minuten gesehen hatte. Der Zug rollte durch ein fröhlich wirkendes Städtchen, und er mußte an die Papiere aus dem Schreibtisch denken. George Schroeders Verzweiflung und die Alpträume, die ihn letztlich in den Selbstmord getrieben hatten, kamen Jack fast greifbar vor. Ein gewisser Maynard hatte den Deutschen bedroht.

Kurz vor Elizabeth erinnerte Jack sich an den Brief, den er eingesteckt hatte. Er beugte sich nach links und zog die Seiten aus seiner rechten Gesäßtasche. Auch bei der zweiten Lektüre fesselte ihn der erste Absatz ebenso schnell wie in der Wohnung. George hatte beschlossen, er wolle reinen Tisch machen und ein Dokument anlegen, in dem die Ereignisse festgehalten würden; etwas zu ihrem eigenen Schutz, denn sie

wußten zuviel und würden sich nie wieder sicher fühlen können. Keinesfalls durften sie einfach davon ausgehen, daß alles sich irgendwie einrenken würde, weil sie ja schließlich für eine gemeinsame Sache arbeiteten. Im Gegenteil - sie arbeiteten nicht für eine gemeinsame Sache, hatten dies genaugenommen niemals getan. *Die einzige Sache, um die wir uns jetzt sorgen müssen, sind wir selbst, unser körperliches und seelisches Heil.*

Was für ein beklemmendes Gefühl, dachte Dulaney. Im zweiten kurzen Absatz ermahnte Schroeder seine Cousine nachdrücklich, die Briefe sicher zu verwahren. Er versprach, später noch mehr zu schreiben, aber sie müsse vorsichtig damit umgehen. Zwar sollten die Aufzeichnungen ihrer Rettung dienen, aber durch achtlosen Umgang konnte ihnen beiden leicht noch Gefahr daraus erwachsen.

Und was hatte dieses verrückte Mädchen damit gemacht? Die Seiten einfach in eine Schublade geworfen und ihnen nicht mehr Bedeutung beigemessen als später Jack Dulaney's Warnung, es sei eventuell ein Mörder hinter ihr her.

Doch als Jack den Brief dann weiterlas, war er enttäuscht. Die Verheißenungen des ersten Absatzes erfüllten sich nicht, und je mehr Schroeder schrieb, desto unsicherer wirkte er. Der Deutsche schien dies ebenfalls bemerkt zu haben, hatte sich aber offenbar zu keinem anderen Vorgehen durchringen können. Er zögerte plötzlich, Namen zu nennen, und bediente sich statt dessen nur der Initialen. Dies widersprach natürlich seiner ursprünglichen Absicht, aber wenigstens hatte er angefangen. Wenn er es schaffte, diesen ersten Versuch zu beenden und an Aleta abzuschicken, würde er daraus vielleicht genug Entschlußkraft für eine zweite, umfassendere Version schöpfen können. Er verfiel in einen distanzierten Erzählstil, als würde er sich nicht an das Mädchen, sondern an ein unbekanntes Publikum wenden. Und am Ende hatte Dulaney zumindest in einem Punkt dazugelernt: Er wußte nun, was Kendall getan hatte, und er wußte auch, wieso.

Vieles davon war leicht zu entschlüsseln, wenn man die Namen kannte. Kendall war K; Carnahan war C. Aber es

tauchten auch andere Personen auf, die vorerst unbekannt blieben. Und einiges ergab noch immer keinen Sinn. Dulaney rief sich George Schroeders letzte Augenblicke und ihr gemeinsames Gespräch ins Gedächtnis. Man war in Carnahans Wohnung eingedrungen: Man hatte ihm den Schlüssel abgenommen, war in sein Apartment gegangen und hatte dort etwas gefunden. Was auch immer dies gewesen sein mochte, es hatte sie auf Dulaney's Spur und nach Tropical Park gebracht. Aber er war mittlerweile weitergezogen - wohin, das wußten sie nicht.

Verdammtd, ich wußte es damals selbst nicht, dachte Jack.

Er war zu jener Zeit völlig haltlos. Tom hatte als Soldat sein Leben verloren, Holly war verschwunden. Dulaney ließ sich quer durchs Land treiben und kam nicht einmal in Gedanken irgendwo zur Ruhe.

Es war für die anderen nicht allzu schwierig, ihn ausfindig zu machen. Falls er sich weiterhin an einer Pferderennbahn aufhielt, konnte man seiner Spur von Florida aus fast genauso einfach folgen, als hätte man seine Reiseroute auf einer Karte vor sich. Misch dich unter die Pferdeleute, stell ein paar Fragen. Auch ohne konkrete Anhaltspunkte ließ sich schnell ausrechnen, wo er stecken mußte, denn es gab in den Vereinigten Staaten nur wenige Bahnen, auf denen auch im Winter Veranstaltungen stattfanden. Die Fair Grounds in New Orleans. Hot Springs würde erst wieder im Februar öffnen. Es würde ein paar kurze Rennen in Bowie geben, oben in Maryland, und in Churchill Downs in Kentucky. Falls er sich wirklich weit absetzen wollte, existierte in Phoenix eine Provinzbahn, und irgendwer kam sogar auf die Idee, Jack könnte wegen der Rennen in Agua Ca-hente nach Tijuana gefahren sein. Von dort war es nicht weit die Küste hinauf bis nach Kalifornien, wo soeben die Herbstsaison in Tanforan zu Ende ging und der Winterbetrieb in Santa Anita aufgenommen werden würde.

Georges Fehlzeit beim Sender wurde mit dringenden persönlichen Angelegenheiten begründet. Sein Reisegefährte war ein Mann, den er nur mit R bezeichnete, aber man erfuhr

bald etwas mehr über ihn. »Widerlicher Ire« hatte George ihn an einem Punkt genannt. »Mein Gott, wie ich diesen widerlichen Iren hasse.« Eine Zeitlang war es nicht ganz so schlimm, denn sie teilten sich auf: George sollte der südlichen Route folgen, während der Ire die Bahnen in Maryland und Kentucky überprüfte. Das alles nahm einige Tage in Anspruch. *In New Orleans habe ich seine Fährte aufgenommen, schrieb George. In Los Angeles habe ich ihn gefunden.*

Nun, da sie seinen Aufenthaltsort kannten, was sollten sie mit ihm anfangen? Was auch immer Carnahan ihm schicken wollte, es hatte ihn noch nicht erreicht. Andernfalls hätten wir bis dahin eine entsprechende Nachricht erhalten.

Er ist viel unterwegs. Vermutlich kümmert er sich kaum um irgendwelche Nachsendeanträge. Wer weiß, wo die Sendung gelandet ist.

Sie mußten jemanden in seinem direkten Umfeld plazieren. Einen Amerikaner, der keinen Verdacht erregen würde. Einen Schauspieler, der keine Fragen stellte, sofern man ihn gut genug bezahlte.

Wenigstens für eine Weile war ich R los. Sobald wir Dulaney im Visier hatten, verschwand dieser eiskalte irische Mistkerl und ließ sich wochenlang nicht mehr blicken. Er nannte das »Kapitalbeschaffung«, klapperte die ganze Küste und einige Städte im Westen ab, um Geld einzutreiben. Falls die USA in den Krieg eintraten und man Reisebeschränkungen erließ, würde er sich nicht mehr so einfach dort aufhalten können. Mehr als vier Monate habe ich ihn nicht zu Gesicht bekommen.

Nur ein einziges Mal wurde der Mann erwähnt, der sie geschickt hatte. Sein Kürzel lautete W.

31.

In Elizabeth stieg Jack aus. Der letzte Zug nach Süden war längst weg, und der nächste würde laut Fahrplan erst um fünf Uhr morgens eintreffen. Doch er hatte Glück: An einem Taxistand in der Nähe des Bahnhofs fand er einen Fahrer, der sich einverstanden erklärte, ihn für zwanzig Dollar die fünfundfünfzig Kilometer bis nach Pinewood zu bringen. Er zahlte mit dem Rest von Kendalls Geld und dem Großteil seines Wochenlohns. Am Stadtrand hielten sie an einer Tankstelle, wo Jack einen Kanister kaufte und an einer Pumpe hinter dem Schuppen mit Wasser befüllte. Dann nahm er auf der Rückbank Platz und ignorierte die Versuche des Fahrers, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Schon bald blieben die Vororte hinter ihnen zurück, und sie tauchten in den dichten Kiefernwald ein.

Als sie Pinewood erreichten, war es dort genauso finster wie zwischen den umliegenden Bäumen, und noch immer ließ sich nirgendwo ein Lebenszeichen ausmachen. Das Taxi bog auf den Parkplatz neben dem Bahnhof ein, und im hellen Licht der Scheinwerfer füllte Jack bei seinem Wagen Kühlwasser nach. Dann machte der Fahrer sich auf den Rückweg, und Dulaney war wieder allein.

Die Fahrt zur Küste stellte eigentlich kein größeres Problem dar: Um diese Uhrzeit konnte er es leicht in dreißig Minuten bis dorthin schaffen, vorausgesetzt, der Motor hielt durch. Doch Jack war sehr angespannt, als er in östlicher Richtung auf die schmale Landstraße einbog. Er schaltete das Radio ein, und etwas Merkwürdiges geschah... Holly war auf Sendung, als hätte er in dieser einen gewaltsamen Nacht gleich vier Tage bis zum Sonnabend übersprungen. Ihre Stimme erfüllte den Wagen, und das Publikum jubelte, als die Klarinette den Song zu einem wilden Finale trieb. Jack wußte auf einmal, daß es sich um eine Aufzeichnung handelte. Als der Lärm der Menge

langsam ausgeblendet wurde, hörte er Stoner erst aufseufzen, dann sprechen.

»Was für ein Sound! Nächsten Samstag ist diese Aufnahme vier Wochen alt. Ein herrliches Stück Musik und ein wunderbarer Ausklang für den Tag.«

Stoner atmete tief durch, so daß man es deutlich über das Mikrofon hören konnte. Es war ein beabsichtigter Effekt; Dulaney hatte ihn schon bei anderen Künstlern gehört. Stoner war ein Meister der Stille. Er ist ein Genie, dachte Dulaney. Außer ihm haben wir niemanden, der es wagen würde, auf Sendung lediglich zu *denken*, aber Gus weiß, daß immer etwas passiert, wenn das Mikro offen ist. Man kann fast sehen, wie es in ihm arbeitet, und wenn er dann den Mund aufmacht, kommt es einem so vor, als hätte Stoner einen Blick in den Kopf des Zuhörers getan und dessen Gedanken in Worte gefaßt. Ein Naserümpfen wird zu einem Kommentar. Man weiß, wann er sein Gesicht verzieht, und wenn er sich an der Wange kratzt, hört man sogleich, ob er eine Rasur nötig hätte. Plötzlich liebte Dulaney das Radio und ließ alle Vorbehalte fahren, wie Jordan ten Eyck dies längst schon getan hatte. Dies ist das intimste Medium, das man jemals erfinden wird, dachte er. Es bringt die Leute zusammen, fügt sie ineinander, macht aus ihnen eins.

»Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mir bislang nicht klar gewesen ist, was für ein Naturtalent wir hier vor uns haben«, sagte Stoner und räusperte sich kaum vernehmlich, um seine Überraschung zu betonen. Jemand im selben Studio hätte es nicht gehört, aber das Mikrofon nahm das Geräusch auf und strahlte es viele hundert Meilen in die Welt hinaus.

»Ich bin derjenige, der jeden Samstagabend diese Aufzeichnungen anfertigt. Nicht, daß dieser Umstand für Sie von Bedeutung wäre, aber in diesem Fall belegt er überaus anschaulich, wie betriebsblind wir alle manchmal sein können. Ich habe die Show fünfzehnmal hintereinander aufgenommen, aber heute habe ich diese Lady zum erstenmal wirklich singen gehört. In meiner Vorstellung war diese junge Dame einfach nur eine Begabung, also habe ich nie genau hingehört. Bis heute abend.«

Er atmete noch einmal durch und lehnte sich auf seinem quietschenden Stuhl zurück. »Tja, was soll ich sagen? Sie hören heute ein sehr besonderes *Scrapbook of Sound*, ganz anders als die Sachen, die Sie sonst von mir gewohnt sind. Während der letzten Stunde habe ich einige der Stücke gespielt, die ich jeden Samstag auf Wachsplatte festhalte. Zunächst war es so eine Art Auftragsarbeit für mich - mein Chef hat freundlich angedeutet, wir könnten auf diese Weise eventuell ein bißchen Reklame für die große Kriegsanleihen-Show machen, die nächsten Sonnabend bei uns stattfindet. MISS O'Hara wird dann live für uns singen, im Rahmen einer neunzigminütigen Sendung voller Musik und Poesie sowie mit einem eigens dafür verfaßten Hörspiel, das - lassen Sie mich Ihnen dies versprechen - allein schon Ihre Aufmerksamkeit wert wäre. Doch vorerst lassen Sie uns noch ein wenig der erfreulichsten Überraschung lauschen, die seit langer, langer Zeit an diese alten Ohren gedrungen ist. Gehen wir ganz an den Anfang zurück. Bis hin zu jener allerersten Aufnahme, dem ersten Lied, das sie je im Radio gesungen hat. Hören Sie nur...«

Der Lärm der Menge wurde hochgefahren, als würde ein Erdbeben einsetzen.

»Hören Sie«, wiederholte Stoner über das Hintergrundgeräusch hinweg. »Wir sind soeben zum siebten März zurückgereist, und sie wird uns gleich diese schöne Nummer von Helen Forrest präsentieren: ›You're a Sweet Little Headache‹...«

Das Beben wurde lauter, Jubel kam hinzu, und da war Holly wieder und zog Jack Dulaney durch den nächtlichen Wald. Nach Osten, zum Meer, hinein in den Äther. Und - nach Hause.

Allmählich ging es ihm etwas besser. Der Schatten des Todes wirkte in Hollys Gegenwart irgendwie nicht ganz so bedrohlich. Die Straße traf auf den Nord-Süd-Highway, und Jack hielt an, um Wasser nachzufüllen. Als er in nördlicher Richtung weiterfuhr, lockerte die Landschaft sich auf: Stellenweise wichen

der Wald großen Sumpfgebieten, und der Mond, der über dem Wasser schwebte, ließ das Marschland in einem nahezu surrealistischen Silber erglänzen. Vielleicht war das mit Whitemarsh gemeint: ein Ort, eine Stadt oder irgendein Bezirk in der Umgebung. Jack fuhr rechts ran und stieg aus. Dann stand er da und schaute über das weißlich schimmernde Gelände zu dem schwachen Lichtschein im Osten, wo die kleine Küstenstadt lag.

Bei dem Gedanken an sein Zimmer überfiel ihn schlagartig das altbekannte Grauen, also fuhr Jordan statt dessen zum Sender. Die Gespenster von Kendall und dem Mädchen hatten sich zu ihm in den Wagen gesetzt, und er brauchte dringend die Gesellschaft eines anderen menschlichen Wesens.

Er schloß die Tür zur dunklen Lobby auf und hielt am Empfangstisch inne. Da stand jemand, eine bleiche Gestalt im Schatten einer Ecke, knapp außerhalb des düsteren Zwielichts der Notbeleuchtung. Hazel. Er winkte ihr zu und sagte hallo, aber sie zog sich in die Dunkelheit zurück, und dann hörte er das leise Geräusch der Tür zur Damentoilette, die hinter ihr zufiel. Er ging weiter durch die Doppeltür zum Treppenhaus.

Oben war laute Musik zu hören, und er folgte ihr bis zu dem kleinen Studio. Stoners Stuhl war leer und stand ein Stück vor dem Plattensteller, auf dem sich eine Wachsscheibe drehte. Hollys Stimme dröhnte aus dem Lautsprecher, doch Jordan bog in einen schmalen Gang ein, der entlang der Außenmauer verlief. Ein Stück vor ihm flatterte etwas im Wind - ein Vorhang vor einer Art Öffnung oder Tür nach draußen -, und als ten Eyck näher kam, sah er einen kleinen Balkon, der eine L-förmige Nische an der südwestlichen Ecke des Gebäudes einnahm. Stoner stand am Geländer, schaute über die Dünen zum Meer und lauschte der Musik, die aus einem kleinen Lautsprecher neben der Tür erklang.

»Hallo, Gus.«

»Hallo, mein Freund... was, zum Teufel, machen Sie denn hier?«

»Keine Ahnung. Ich kann einfach nicht schlafen.«

»Geht mir genauso.«

»Das liegt heute nacht wohl in der Luft. Unten habe ich Hazel gesehen. Sie schien sich wegen irgendwas ziemlich erschrocken zu haben.«

»Vermutlich wegen Ihnen. Sie darf nachts eigentlich nicht hier sein, Barnet hat sie schon zweimal deswegen verwarnt.«

»Ist sie denn häufig hier?«

»Sie würde gern, wenn man sie ließe. Ein paarmal ist sie bei mir in der Show gewesen und hat Gedichte oder Passagen aus dem Buch irgendeiner Frau vorgelesen. Aber nie wollte sie freiwillig wieder gehen. Am liebsten würde sie die Sendung wohl selbst übernehmen.«

»Ich schätze, sie ist so jemand wie ich. Die Nacht jagt ihr Angst ein.«

»Sie hat viele Probleme, und sie ist ein beachtliches Talent. Aber trotzdem soll sie sich nachts nicht im Sender aufhalten, es sei denn, sie spricht es vorher mit mir ab.«

»Vermutlich gilt das auch für mich.«

»Genaugenommen schon - wer so spät noch herkommt, sollte sich erst mit dem jeweiligen Moderator in Verbindung setzen. Doch da Sie einen eigenen Schlüssel haben, ist wahrscheinlich nichts dagegen einzuwenden.«

»Womöglich hat Hazel ja auch einen eigenen Schlüssel.«

»Einen Schlüssel haben nur die, die ihn brauchen - die Frühstückstruppe, die Geschäftsleitung und ich.«

»Wie kommt sie dann hier herein?«

»Das ist nicht weiter schwierig. Sie kommt einfach irgendwann tagsüber her, versteckt sich und wartet, bis alle gegangen sind. Ich sollte lieber mal unten nachsehen, was sie da treibt.«

»Zu spät. Ich glaube, sie ist schon weg.«

Er deutete auf die Straße, wo in diesem Moment ein Wagen in Richtung Highway abbog.

»Ich spreche morgen mit ihr. Erzählen Sie niemandem etwas davon, lassen Sie mich das regeln. Sie soll deswegen nicht noch Schwierigkeiten bekommen, sie hat schon genug um die Ohren.«

Jordan trat hinaus in die Brise und gesellte sich zu Stoner an das Geländer. Vom Balkon aus konnte man fast die gesamte nächtliche Insel überblicken, von der Brücke im Norden zum südlich gelegenen Leuchtturm und weiter nach Westen über das schwarze Sumpfgebiet bis zu dem Wald, in dem Georgie Schroeder sich umgebracht hatte. In der Brandung flackerten die Lichter eines Boots der Küstenwache.

»Heute nacht sind ganz schön viele Süßwassermatrosen unterwegs«, stellte Jordan fest.

»Die versuchen jemanden zu beeindrucken. Vermutlich ist irgendein aufgeblasener Häuptling aus Washington in der Stadt.«

»Ist ja auch egal«, sagte Jordan. Der Gedanke verflog. »Ich konnte nicht schlafen und dachte mir, Sie hätten vielleicht Lust, irgendwo ein Bier mit mir zu trinken.«

»Klingt toll, aber ich muß leider passen. Ich habe mir irgendwas eingefangen, und wenn ich mich nicht mal tüchtig ausschlafe, bin ich bald zu nichts mehr zu gebrauchen. Ich muß mich wohl an den Gedanken gewöhnen, daß ich nicht mehr einundzwanzig bin.«

Die Musik hinter ihnen war in ein lebhaftes Instrumentalstück übergegangen, das sich seinem Ende zuneigte. Stoner ließ es durchlaufen, einschließlich der Ansagen gegen Schluß der Aufzeichnung.

»Dies war ein interessanter Abend«, sagte Stoner.

»Einen Teil davon habe ich mitbekommen, unter anderem Ihr Eingeständnis, daß Sie... wie haben Sie es doch gleich formuliert?«

»Daß ich vor lauter Unmut ganz stumpfsinnig geworden bin.«

Jordan lachte höflich.

»Es hat mich geärgert, jeden Samstagabend diese Band aufzeichnen zu müssen. Es ist eine anstrengende Arbeit, eine eher nervige Pflicht. Man kommt sich vor, als würde der eigene Job auf dem Spiel stehen, falls man Mist baut, so ernst nimmt Har-ford diese Angelegenheit. Aber nun muß ich ihm zustimmen, es ist die Mühe wert.«

»Sie hat tatsächlich eine großartige Stimme«, sagte Jordan.

»Sie wird ganz groß rauskommen, da gibt es überhaupt keinen Zweifel. Ich weiß aus glaubwürdiger Quelle, daß uns oben in New York heute abend ein paar sehr wichtige Leute zugehört haben. Ich meine wirklich bedeutende Namen, richtig große Vertreter aus der Musikbranche. Kidd hat es jemandem erzählt, und mir ist es zufällig zu Ohren gekommen.«

»Hat man genauer gesagt, um wen es sich handelt?«

»Ich habe den Namen Tommy Dorsey gehört. Höher geht es kaum noch. Meiner Meinung nach wäre er verrückt, sie nicht zu engagieren. Ich möchte wetten, daß sie heute in einer Woche schon nicht mehr hier ist.«

Sie gingen hinein und den Gang entlang. Wenn man es schon tausendfach praktiziert hatte, ließ sich das Ende einer Sendung ganz einfach und schnell bewerkstelligen. Stoner nahm zwischen den beiden Plattentellern Platz, beugte sich vor, zog sein Mikrofon auf und blendete die Musik allmählich aus.

»Miss Holly O'Hara«, sagte er, und das war die gesamte Absage.

»Damit ist der Sendetag von WHAR beendet. Unsere Studios liegen kurz hinter Kilometer drei am Beachfront Boulevard in Regina Beach, New Jersey. Weiter geht es im Programm bei Sonnenaufgang mit der Onkel-Wally-Show. Sie hören WHAR in Regina Beach. Es ist jetzt zwei Uhr östlicher Kriegszeit.« Er sah zu, wie der Sekundenzeiger die volle Stunde überquerte. »Unsere Nationalhymne wird gespielt vom Boston Symphony Orchestra.«

Der Plattenteller lief an, und die schwungvolle Melodie ertönte. Summend lehnte Stoner sich mit halbgeschlossenen Augen zurück.

»Sind Sie zu Fuß oder mit dem Wagen hier?«

»Mit dem Wagen, aber ich werde dennoch zu Fuß gehen. Der Kühler ist kaputt, und ich möchte es nicht übertreiben.«

»Ich kann Sie mitnehmen.«

Unten hinterließ Jordan eine Nachricht für Maitland. *Ich weiß, das Timing ist beschissen, aber ich muß eine private Angelegenheit regeln, die keinen Aufschub duldet. Hoffentlich können Sie es Kidd schonend beibringen. Ich bemühe mich, irgendwann morgen zurück zu sein und die Wogen wieder zu glätten.*

Draußen schloß er die Tür ab, und dann fuhren sie gemeinsam in die Stadt.

»Tut mir leid, daß ich nicht noch mitkommen kann. Lassen Sie uns doch später in dieser Woche zusammen zu Abend essen.«

Das letzte Stück ging Jordan allein und spürte, wie die Schrecken der Nacht sich hinterrücks anschlichen.

In seinem Fach lag ein Brief für ihn. Welch eine Ironie. Sein Geld aus South Carolina war eingetroffen. Einen Tag zu spät und außerdem ein bißchen zu wenig. Doch nein... als er den Umschlag aufriß, stellte er fest, daß er fast auf den Penny genau vierhundert Dollar besaß. Noch so eine Ironie des Schicksals. Ober, sein Agent, hatte zwei Schecks auf sein Konto eingezahlt, Honorare für die Magazinbeiträge, die er in Kalifornien verfaßt hatte. Demnach besaß er genug Geld, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, falls Kidd wütend wurde und ihn feuerte. Es würde sogar für einige Monate reichen, sofern er noch so lange lebte.

Oben in seinem Zimmer legte er sich hin, aber an Schlaf war nicht zu denken. Sein Verstand arbeitete unaufhörlich.

Was machst du, nachdem du gesehen hast, was du gesehen hast, und gewesen bist, wo du gewesen bist? Er hatte seit beinahe vierundzwanzig Stunden kein Auge mehr zugetan.

Wußte nicht, ob er überhaupt noch einen Job besaß. Er war ein entflohener Strafgefangener und hatte nun eine Papierspur von South Carolina nach New Jersey hinterlassen, also konnte Kalifornien ihn finden, falls Kalifornien Wert darauf legte.

Letztendlich spielte nichts davon wirklich eine Rolle. Er mußte einen Mörder aufspüren, und die beiden Fragen, die er aus Yorkville mitgebracht hatte, waren seine einzigen Ausgangspunkte.

Wer war Maynard? Was war Whitemarsh?

Im Waschraum am Ende des Flurs gönnte er sich eine heiße Dusche und spülte auch den letzten schwachen Schweißgeruch des toten Mädchens von sich ab. Dann schließt er.

32.

Er schließt bis elf und war schon zwanzig Minuten später draußen auf der Straße. Zunächst brachte er seinen Scheck zur Bank und ließ sich einen Teil des Geldes in bar auszahlen. Dann ging er zu einer Tankstelle im Norden der Stadt und gab einem der Mechaniker fünf Dollar, damit dieser zum Sender fahren und den Kühlschlauch des Wagens reparieren würde. Der Mann versprach, bis vierzehn Uhr damit fertig zu sein.

Der Regina Beachcomber war in einem Steingebäude untergebracht, das vor vierzig oder fünfzig Jahren als Gefängnis gedient hatte. Die Redaktion lag im Vorderteil des Hauses, und durch ein rechteckiges Fenster konnte man die Druckmaschinen sehen. Das Büro war menschenleer, aber hinter der Scheibe entdeckte Jordan einen Mann bei der Arbeit, der zwischen einer Druckerresse und einem Satztisch hin- und herging. Auf einem Schild über der Tür stand BITTE HABEN SIE ETWAS GEDULD, ICH KOMME SO SCHNELL WIE MÖGLICH, also setzte er sich auf einen Stuhl und wartete.

Wenig später kam von draußen eine alte Frau herein. »Ich hoffe, Sie sind ein zahlender Kunde«, sagte sie und trat hinter den Tresen. »Wir haben derzeit nur wenige Inserate, eigentlich schon das ganze Jahr lang, und ich habe einfach keine Erklärung dafür. Nach unseren Artikeln über den Tod dieses Schroeder sollte man doch meinen, daß der Laden brummt.«

Jordan trat vor. »Das tut mir leid, aber ich bin wegen einer anderen Sache hier.«

»Was hat das zu bedeuten? Will jemand uns verklagen?«

»Ich würde lediglich gern einen Blick in Ihr Archiv werfen. Vorausgesetzt, es ist öffentlich zugänglich.«

Sie musterte ihn skeptisch durch ihre dicke Brille. Sie war mindestens siebzig, mit lockigem weißen Haar und einem Rosenkranz um den Hals. »Unsere alten Ausgaben sind nicht mehr hier. Wir hatten zuwenig Platz, also haben wir sie der Bücherei gegeben. Dort sollten sie nach Jahrgängen gebunden werden, aber bislang ist das noch nicht passiert. Soweit ich weiß, stehen die Kisten mit den Zeitungen immer noch im Lagerraum.«

»Kann man die Exemplare dort einsehen?«

»Das möchte ich bezweifeln, mein Lieber, denn die Leute müßten die Bücherei schließen, um Sie dorthin zu begleiten. Falls Sie mir ein paar Einzelheiten verraten, werde ich vielleicht bei unseren Ausschnitten für Sie fündig. Wonach genau suchen Sie denn?«

»Vor ungefähr sechs Jahren ist beim Radiosender einer der Schauspieler verschwunden.«

»March Flack. Die Sache ist zu einer unserer Legenden geworden.« Sie ging zu einem großen schwarzen Aktenschrank und zog einen prallvollen Umschlag daraus hervor. »Das hier sieht zwar wie ein ziemlich dickes Dossier aus, aber nach dem ersten Jahr ist so gut wie nichts Neues mehr hinzugekommen. Wir wärmen die Geschichte jeden Sommer einfach wieder auf. Die Leute hier sind ganz wild auf derartige Storys, also sind für uns jedesmal drei Spalten im Mittelteil drin.«

Die erste Meldung war Mitte Juli 1936 erschienen. March Flacks Verschwinden lag damals bereits drei Wochen zurück, und dennoch war der Fall nicht mehr als zwei Absätze auf der Lokalseite wert. Die Aussage zwischen den Zeilen war eindeutiger als der eigentliche Wortlaut: Auch die Presse nahm die Angelegenheit zu jenem Zeitpunkt nicht ernst. Erst am Ende des Sommers schaffte die Story es auf die Titelseite, als nämlich die Theorie des Sheriffs prüfend unter die Lupe genommen wurde. Der Reporter hatte nach und nach alle von March Flacks Frauenbekanntschaften der letzten Jahre aufgespürt und befragt, und keine von ihnen schien etwas zu verbergen zu haben. Die Leser mußten sich dabei auf das Wort des Verfassers verlassen, denn es gehörte zu den Prinzipien der Zeitung, in solchen Fällen die Identität der Frauen geheimzuhalten, solange nicht nachweislich eine Straftat begangen worden war. Die Frau in Kanada behauptete, sie habe March zum letztenmal mehr als einen Monat vor seinem Verschwinden gesehen. Falls diese Aussage zutraf, mußte man ein Verbrechen ernstlich in Erwägung ziehen, aber der Sheriff sträubte sich hartnäckig. »Zeigen Sie mir eine Leiche, und ich nehme die Ermittlungen auf. Bis dahin jedoch muß ich davon ausgehen, daß Mr. Flack aus eigenem Antrieb von hier weggegangen ist. Vor allem unter den gegebenen Umständen.«

Über die Details dieser Umstände wollte der Sheriff sich nicht genauer auslassen, doch sie waren mittlerweile allgemein bekanntgeworden. Mrs. Flack hatte freimütig geantwortet, als der Reporter sie in ihrem Haus am Strand besuchte und die richtigen Fragen stellte. »Wir haben uns an dem Tag furchtbar gestritten. Es hätte gar keinen Sinn, es zu leugnen; mindestens drei Dutzend Leute am Pier waren Zeugen, als ich ihm ein Glas Bier ins Gesicht geschüttet habe.« Ein dritter Gast an ihrem Tisch, der frühere Schauspieler Thomas Griffin, hatte daraufhin einen lautstarken Wortwechsel mit March angefangen, der beinahe zu einer tätlichen Auseinandersetzung geführt hätte. »Einer unserer Türsteher mußte die beiden voneinander trennen«, sagte der Barkeeper.

Das stimmte im wesentlichen mit dem überein, was Pauline ihm erzählt hatte.

Bei der Antwort auf die unausweichliche Frage, ob Mr. Griffin als möglicher Verdächtiger in Betracht käme, konnte man das langmütige Seufzen des Sheriffs geradezu aus dem Zeitungspapier aufsteigen hören. »Ein Verdächtiger wofür? Ich habe es schon mehrmals betont, aber Sie kapieren es anscheinend nicht. Es gibt keinerlei Anzeichen für ein Verbrechen. Und Sie können mir nicht vorwerfen, ich hätte nicht gründlich genug ermittelt.«

Er hatte einen großen Trupp einberufen, die Insel von oben bis unten absuchen lassen und dabei auch Harfords Grundstück auf dem Festland mit einbezogen. Dann hatte er es mit einem Spürhund versucht und trotzdem nichts gefunden. Und ja, Mr. Griffin sei ebenfalls vom Sheriff befragt worden, und nein, er könne für seinen Verbleib in jener Nacht kein stichhaltiges Alibi vorweisen, aber es solle ja manchmal vorkommen, daß Leute früh und allein zu Bett gingen und keine Straftaten verübten. »Und außerdem brauchten wir eine Leiche, nicht wahr?«

Mr. Griffin hatte sich geweigert, mit dem Reporter zu sprechen.

»Haben Sie gefunden, was Sie wollten?«

»Ich wollte nichts Spezielles. Ich bin neu in der Stadt, und als mir diese abenteuerliche Geschichte zu Ohren kam, wurde ich neugierig. Es hat mich schon immer fasziniert, wenn Leute plötzlich von der Bildfläche verschwunden sind.«

»Nun, dann ist dieser Fall bestimmt nach Ihrem Geschmack. Ich glaube nicht, daß er jemals aufgeklärt wird.«

»Leben Sie schon lange hier?«

»Seit meiner Geburt, und das ist schon eine Weile her.«

»Dann dürften Sie die Leute hier ja ziemlich gut kennen.«

»Sie zum Beispiel habe ich bisher noch nicht gekannt. Aber die Leute, die schon länger hier wohnen, sind mir größtenteils ein Begriff.«

»Haben Sie schon mal von jemandem namens Maynard gehört?«

Sie überlegte angestrengt. »Maynard... Maynard...« Und schüttelte den Kopf. »Nein, hier in der Stadt hat noch nie jemand namens Maynard gelebt, darauf könnte ich wetten.«

»Was ist mit Whitemarsh?«

»Soll das ein Nachname sein?«

»Schon möglich. Eventuell auch ein Bezirk oder ein Ort.«

»Nicht, daß ich wüßte. Nicht hier in der Gegend.« Doch dann schien ihr etwas einzufallen. »Vielleicht ist es ja genau andersherum. Es gab eine *Stadt* namens Maynard.«

Jordan verspürte ein Kribbeln im Nacken. »Wissen Sie, wo diese Stadt liegt?«

»Es muß heißen ›wo sie lag‹. Sie existiert schon seit vielen Jahren nicht mehr.«

»Was ist passiert?«

»Sie ist vollständig abgebrannt. Alles wurde ein Raub der Flammen.«

»Wann war das?«

»Das muß mindestens vierzig Jahre hersein. Vor ein oder zwei Jahren haben wir einen Artikel darüber gebracht. Wollen Sie ihn sehen?«

Sie holte einen weiteren Umschlag aus dem Stahlschrank, diesmal einen sehr dünnen, der nur einen einzigen Zeitungsausschnitt enthielt.

DIE GESCHICHTE VON MAYNARD, las Jordan. EINE UNTERGEGANGENE STADT AN DER BAHNLINIE VON GOTHAM NACH CAPE MAY.

Daneben war ein Foto abgedruckt, dessen Bildunterschrift *Mitten in Maynard, ca. 1880* lautete. Die Stadt sah wie einer der früheren Grenzposten aus, mit lauter Holzhäusern und

schlammigen Straßen. Eine ehemalige Brutstätte des Lasters, wo bei Glücksspielen und wilden Ausschweifungen die Nacht zum Tage gemacht wurde. Die Bordelle waren noch in Philadelphia berühmt - der Verfasser hatte sich sehr geschickt ausgedrückt, ohne es explizit zu formulieren -, und samstags kam es häufig zu nächtlichen Schlägereien. Es handelte sich gewissermaßen um einen reinen Erholungsort: Kaum jemand wohnte dort, und als die Stadt am 12. Januar 1900 niedergebrannte, weinten die meisten Leute ihr keine Träne nach. Innerhalb weniger Jahre hatte der Wald sich die Stelle weitgehend zurückerobert, und da seit den zwanziger Jahren ein neuer Highway am Rand des Gebiets vorbeiführte, wurde auch die alte Durchgangsstraße kaum mehr genutzt und wuchs langsam zu.

»Heutzutage fährt niemand mehr dorthin«, sagte die alte Frau. »Aber es ist leicht zu finden. An der Bahnstrecke steht noch immer das Schild, obwohl schon lange kein Zug mehr dort hält.«

Jordan war sich sicher: Etwas hatte sich in Maynard ereignet, und zwar nicht vor vierzig Jahren, sondern erst kürzlich, so daß ein junger Mann davon Alpträume bekam.

Dort werde ich Carnahan finden. Und vielleicht auch March Flack.

Als ten Eyck um vierzehn Uhr beim Sender eintraf, hatte der Mann die Reparatur des Kühlers noch nicht beendet. Jordan wollte nicht hineingehen und riskieren, daß ihm jemand über den Weg lief, der ihm unbequeme Fragen stellen oder ihn unnötig Zeit kosten würde. Er mußte noch ein paar Kleinigkeiten erledigen, und dann wäre es fünfzehn Uhr, so daß ihm bestenfalls noch knappe sechs Stunden Tageslicht blieben. Also setzte er sich in den Wagen, dessen beide Türen offenstanden, und trommelte mit den Fingern ungeduldig auf das Lenkrad. Er hatte es eilig, unbemerkt zu verschwinden, und fast wäre es ihm gelungen.

Als der Mechaniker die Motorhaube zuklappte, kam Becky um die Ecke des Gebäudes. Neben ihr ging Holly.

»Jordan! Mein Gott, wo sind Sie gewesen? Kidd hat den ganzen Vormittag nach Ihnen gefragt.«

»Mir ist etwas dazwischengekommen. Ich habe Maitland eine Nachricht hinterlassen.«

»Aber Sie werden hier gebraucht. Uns bleiben nur noch drei Tage bis zu der Sendung.«

Becky beugte sich zur Beifahrertür hinein. Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen.

»Ich möchte nicht überheblich klingen, aber von dieser Show hängt ziemlich viel für uns ab. Wir wollen, daß sie richtig gut wird. Miss O'Hara kennen Sie ja bereits...«

»Natürlich. Wie geht es Ihnen?«

Holly nickte, erwiderte jedoch nichts. Sie weiß, daß irgendwas in der Luft liegt. Wie sollte es ihr auch entgehen?

Becky beugte sich noch ein Stück weiter vor. »Kommen Sie jetzt?«

»Nein, noch nicht.«

»Was ist los mit Ihnen? Kann ich etwas für Sie tun?«

»Nein. Ich bin derjenige, der etwas tun muß.«

Der Mechaniker kam zur Fahrertür. »Ich schätze, jetzt läuft er wieder.«

»Gut. Was schulde ich Ihnen?«

»Die fünf Dollar reichen aus.«

Becky hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Holly starre ihm unverwandt ins Gesicht.

Er zuckte die Achseln. »Tut mir leid, ich muß jetzt los.«

An einer Eisenwarenhandlung hielt er an und kaufte eine Schaufel, eine Axt, eine Petroleumlampe und einige andere Dinge.

Eines fehlte noch. Er parkte vor einem Geschäft, auf dessen Schild FOTOAPPARATE UHREN FEUERWAFFEN SCHMUCK stand. Die Pfandleihe des Ortes.

Im Innern drehte er sich und schaute zum Fenster hinaus. Auf der Straße hatte ein Wagen angehalten und stand nun mit laufendem Motor dort.

Er kaufte sich eine Waffe, einen alten 45er Armeerevolver, komplett mit Holster und Gürtel. Dazu eine Schachtel Patronen. Als er den Mann bezahlte, sah er, daß der andere Wagen inzwischen auf dem Parkplatz neben seinem Hudson stand.

Jack versuchte gar nicht erst, etwas zu verbergen; es hätte nur wenig Sinn gehabt. Er ging hinaus, öffnete die Fahrertür und warf die Pistole auf den Sitz.

Dann saßen sie beide mit heruntergekurbelten Fenstern in ihren Autos, nur ein kurzes Stück voneinander entfernt. Schließlich ergriff Holly das Wort.

»Was geht hier vor, Jack? Was soll die Schaufel? Und was willst du mit der Waffe?«

»Ich mache einen kleinen Ausflug. Um den Kopf freizubekommen.«

Sie neigte sich in seine Richtung. Die Sonne fiel ihr ins Gesicht.

»Du hast ihn gefunden, nicht wahr?«

Er schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

»Aber du weißt, wo er ist.«

»Ich habe eine Vermutung, das ist alles.«

»Ich habe auch eine Vermutung.«

»Und die wäre?«

»Jetzt wird man auch dich umbringen.«

Er lächelte. »Vielleicht ja, vielleicht nein.«

»Ich werde dich begleiten, Jack. Du kannst mich nicht davon abhalten.«

»Gott bewahre!« sagte er. »Ich würde nicht mal den Versuch unternehmen.«

33.

Sie hatten keinen Plan. Die Sonne hatte den Zenit schon deutlich überschritten, aber das spielte keine Rolle. Die Zeit stand still: Es gab weder Tag noch Nacht noch irgendwelche dringenden Verpflichtungen, die sie von ihrer Aufgabe hätten abbringen können; es existierte nur noch diese eine Mission. In dieser Hinsicht herrschte zwischen ihnen ein stillschweigendes Einverständnis, das keiner weiteren Erörterung bedurfte. Holly fragte nicht, wie er zu seinen Erkenntnissen gelangt war, und er grübelte nicht länger über ihr seltsames Verhalten nach. Die Antworten würden später kommen.

Zunächst fuhr er zum Bahnhof von Pinewood, der mitten am Nachmittag tatsächlich geöffnet hatte, und fragte den Fahrkartenverkäufer nach dem Weg. Entlang der Schienen waren es knapp zwanzig Kilometer. Mit dem Wagen mußte man acht Kilometer bis zur alten Durchgangsstraße fahren und dann einfach ihrem Verlauf folgen. »Wie gut, daß ich in letzter Zeit viel Benzin gespart habe«, sagte er.

Beim Gemischtwarenladen legte er einen kurzen Zwischenstopp ein, doch Holly interessierte sich nicht weiter für die Einkäufe, die er auf dem Rücksitz verstaute. Als sie nach Süden abbogen, erschauderte sie kurz, aber er machte keine Anstalten, sie zu trösten. Sie saßen wie Fremde nebeneinander.

Die Abzweigung lag ungefähr dort, wo er sie erwartet hatte, und der Wald, der sich hier weit in alle Richtungen erstreckte, schien den Wagen regelrecht zu verschlucken. Die Straße befand sich in miserabilem Zustand und war stellenweise kaum mehr als ein schmaler Pfad. Mehrmals sah es so aus, als würde der Weg in einer Sackgasse enden, doch dann tastete Jack sich vorsichtig voran, die Aste teilten sich, und man konnte die Fahrbahn wieder erkennen. Irgendwann war auch damit Schluß und die Strecke endgültig zugewuchert.

»Ich glaube, wir müssen zu Fuß weiter.«

Er hatte dem Ladenbesitzer einen Jutesack abgeschwatzt und darin die Lebensmittel verstaut. Zusammen mit dem Rest der Ausrüstung ergab das ein schweres Bündel, aber wenn Jack es sich über die Schulter warf und die Zugschnur um die Faust wickelte, würde er es schleppen können. Holly beobachtete, wie er die Waffe umschnallte, sagte jedoch nichts; erst als er sich den Sack auf den Rücken wuchtete, erwachte sie zum Leben. »Kann ich dir etwas abnehmen?« fragte sie, und er reichte ihr die Axt. Sie wollte wissen, wozu er eine Axt benötigte, und gab sich mit seiner lakonischen Antwort zufrieden: »Nur für den Fall der Fälle.«

Dann gingen sie los. Das Buschwerk blieb dicht, wurde aber nie unpassierbar. Es gab Trampelpfade, die im Lauf der Jahre durch regelmäßig wiederkehrende Jäger entstanden waren, und gelegentlich stießen sie auf kurze freie Teilstücke der Straße. Hier gelangten sie jeweils schnell voran, bis wiederum Gestrüpp und junge Bäume das Fortkommen erschweren. Doch irgendein Pfad fand sich immer.

Es mußte mittlerweile ungefähr sechzehn Uhr sein. Hier im Wald war es zwar düster, aber bis zum vollständigen Einbruch der Nacht blieben ihnen noch fünf Stunden. Jack hatte wenig Hoffnung, heute abend noch irgend etwas zu finden. Unterdessen würde Kidd im Sender nach ihm suchen, während Holly am anderen Ende der Stadt erwartet wurde. Die Band würde kaum erfreut darüber sein, wenn es Zeit für den Auftritt war, die Sängerin aber nicht erschien. Und morgen? Morgen würde Hollys Abwesenheit auch im Sender auffallen, und die Leute würden zwei und zwei zusammenzählen. Ab jetzt besteht für die anderen eine Verbindung zwischen uns, dachte er. Ob sie will oder nicht, dadurch wird unser sonderbares Versteckspiel eigentlich überflüssig.

Er hatte die Entfernung bis zu den Gleisen auf einen knappen Kilometer geschätzt und behielt recht: Als ein Windstoß das Laub in Bewegung versetzte, erhaschte er einen ersten Blick auf die Schienen. Ein Gespräch fand zwischen ihm und Holly noch immer nicht statt; sie folgte ihm in einer Distanz von zwanzig Metern auf dem schmalen Pfad, dann unter den

Bäumen hervor und den niedrigen Bahndamm der New Jersey Railroad hinauf.

Er wandte sich nach Süden, ging zwischen den Schienen und überquerte mit jedem Schritt zwei Schwellen. Holly blieb auf der anderen Seite und brachte allein schon dadurch ihre Einstellung deutlich zum Ausdruck. *Bitte sprich mich nicht an, ich könnte es nicht ertragen.* Das Merkwürdige daran war, daß er genauso empfand: Nachdem er sich wochenlang nichts sehnlicher gewünscht hatte, als mit ihr zu reden, ließ diese dunkle Mission, die sie nun endlich zusammengebracht hatte, ihn vorerst verstummen. Er schaute über die Schulter. Holly fiel langsam zurück, denn sie trat immer nur von einer Schwelle zur nächsten und achtete dabei sorgfältig auf ihre Schritte. Die Schuhe, die sie trug, waren nicht für längere Märsche geeignet, und ihr Kleid wies am Saum bereits einen Riß auf und war mit Schlamm beschmutzt.

Die glänzenden Schienen strahlten eine spürbare Wärme ab. Der Bahndamm war lang; die nächste Kurve schien mindestens drei Kilometer entfernt zu sein. Bestimmt würden sie schon wesentlich früher auf die Überreste der alten Stadt stoßen, denn die Schroeders hätten mit einem Gefangenen oder gar einem Toten nicht eine dermaßen große Strecke zurückgelegt. Auf einmal kamen Jack Zweifel, die ersten wirklichen Bedenken. Dann entdeckte er ein Stück vor ihnen das Schild, und seine Ahnung kehrte mit aller Macht zurück.

Er tupfte sich die Augen mit dem Hemdsärmel ab und überlegte angstvoll, was die nächsten paar Stunden oder der morgige Tag wohl bringen mochten. Das Schild gewann inzwischen immer mehr an Form und Substanz. Die Buchstaben wurden leserlich, M.. A.. Y..., und als Jack sich umwandte, sah er Holly zwar weit hinter sich, aber unabirrt näher kommen.

Er verließ das Gleisbett und rutschte den Bahndamm hinunter. Kaum hatte er die Bäume erreicht, stieß er auch schon wieder auf die Überreste der alten Straße. Allmählich begann ihm zu dämmern, worauf er sich hier eingelassen hatte; sogar jemand, der wußte, wo ein bestimmtes Grab lag, konnte

sich in einer solchen Umgebung leicht um ein paar Meter vertun. Jack stellte den Jutesack ab und versuchte, den ehemaligen Rand dieser Ansiedlung westlich der Gleise ausfindig zu machen. Er war sich nicht sicher, warum er dies überhaupt tat - selbst wenn Maynard die Bedeutung hatte, die Jack nunmehr als sicher voraussetzte, war damit noch längst nicht gesagt, daß das Grab sich innerhalb der Stadtgrenzen befand. Wenigstens hatte er auf diese Weise etwas zu tun, bis Holly eintraf. Er schlug sich seitlich in die Büsche. Als er zurückkehrte, stand sie dort und betrachtete die Wildnis, die sie beide umgab.

»Sind wir da?«

»Ich glaube, ja.«

Sie hatte bislang keine Skepsis geäußert und fing auch jetzt nicht damit an.

»Gib mir nur ein paar Minuten im Schatten, damit ich mich ausruhen kann. Dann kannst du mir sagen, was ich tun soll und wie wir anfangen wollen.«

Er holte eine kleine Rolle dünnes Segeltuch aus seiner Tasche und breitete sie auf dem Boden aus, so daß Holly sich hinlegen konnte. Sie hatte unterwegs Kopfschmerzen bekommen, aber Dulaney hatte Aspirin und eine Limonade dabei.

»Du denkst einfach an alles, Jack«, sagte sie, doch er tat es als simple Routine eines geübten Campers ab, der in seinem Leben schon alles mögliche mindestens einmal vergessen hatte.

Sie schluckte eine Tablette, und Jack machte sich wieder auf den Weg, um den nördlichen Bereich zu erkunden.

Er versuchte, zwischen den Zeilen des albernen alten Zeitungsartikels zu lesen und sich vorzustellen, wie die Stadt wohl vor sechzig Jahren ausgesehen hatte. Als er stehenblieb und sich umschaute, bekam er ein gewisses Gefühl für den Ort, und die wenigen verbliebenen Spuren ließen ihn die Schneise inmitten der Bäume erahnen.

Zunächst mußte er das Areal abschreiten - erst von Norden

nach Süden, dann von Osten nach Westen - und dabei nach länglichen Markierungen Ausschau halten, nach im Lauf der letzten sechs Monate eventuell eingesunkenen Bodenstücken, flachen kleinen Hügeln oder unebenem Gelände von der ungefährten Größe eines menschlichen Körpers. Vielleicht würde ihm ein irgendwie veränderter Pflanzenbewuchs verraten, wo er anfangen mußte, ein kleiner Fleck, der zu gleichmäßig oder gar überhaupt nicht zugewuchert war. Er durfte nicht nachlässig werden und sich durch Ungeduld alles verderben, mußte bereits untersuchte Stellen erneut und aus anderem Blickwinkel in Augenschein nehmen, damit er sich vor Übereifer nicht selbst im Weg stehen und am Ende womöglich den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen würde.

Eine Stunde verging, und es wurde langsam dunkler. Nach einer weiteren Stunde waren die Schatten so tief, daß Jack nur noch schleppend vorankam, weil er immer öfter anhalten und sich hinknien mußte, um den Boden zu begutachten. In der Hand hielt er einen Spiralblock, auf den er einen primitiven Lageplan gezeichnet hatte. Noch war ihm keine Stätte besonders verdächtig erschienen, aber immerhin wies die Karte schon ein halbes Dutzend Markierungen auf. Sofern er nichts Besseres fand, wollte er sich die besagten Stellen ein weiteres Mal vornehmen, voraussichtlich am folgenden Tag, um dort ein wenig zu graben und sich einen besseren Eindruck zu verschaffen. Er befand sich fernab der Straße im dichten Unterholz, als ihm eine kleine Mulde auffiel. Jack bückte sich, ließ die Erde durch die Finger rieseln und beschloß, die letzten beiden Stunden des Tages hier zu verbringen.

Er zog das Hemd aus und machte sich an die Arbeit. Bald darauf stand er in einem hüfttiefen Loch, dessen schwarzer Boden sich praktisch vollständig seinen Blicken entzog. Auch sonst verlief die Suche wenig ermutigend; seine Schaufel stieß auf Wurzeln und andere Hindernisse, die schon seit langer Zeit in der Erde steckten. Jack hatte vor, noch eine Weile zu graben und sich den Ort am nächsten Morgen bei Tageslicht genauer anzuschauen. Dann hörte er hinter sich ein Geräusch. Holly stand am Rand der Grube und schaute zu ihm hinunter.

»Meine Güte, ist das dunkel. Wie lange habe ich geschlafen?«

»Eine Stunde vielleicht.« Er hielt inne und stützte sich auf die Schaufel. »Was machen die Kopfschmerzen?«

»Danke, es geht mir wieder gut.« Sie beugte sich vor, doch ihr Gesicht blieb ein verschwommener Umriß, und ihre Stimme drang geisterhaft zwischen den Bäumen hervor. »Ist das die Stelle, wo er liegt?«

»Vermutlich nicht. Sie schien mir einen zweiten Blick wert zu sein, aber offenbar habe ich mich geirrt.«

»Laß mich graben.«

Er schüttelte den Kopf. »Deine Schuhe würden keine fünf Minuten durchhalten.«

»Was kann ich denn sonst tun?«

»Geh auf die andere Seite der Schienen, und such dort den Boden ab, solange wir noch ein wenig Licht haben. Halt nach allem Ausschau, das eventuell...«

»Das eventuell nach einem Grab aussehen könnte«, sagte sie ruhig.

Sie verharrte einen Augenblick, als wollte sie noch etwas sagen, würde aber nicht die richtigen Worte finden. Dann schaute sie zum Himmel empor, der gelblich über den Bäumen schimmerte. »Es wird regnen.« Sie atmete tief durch die Nase ein. »Das habe ich schon immer im voraus riechen können. Es liegt irgendwie in der Luft.«

»Ich hoffe, daß du dich diesmal irrst.«

»Ja.« Sie schaute abermals nach oben. »Aber ich irre mich nicht.«

Noch immer rührte sie sich nicht vom Fleck. »Jack, ich...«, setzte sie an, aber als nichts darauf folgte, sagte er: »Geh jetzt. Versuch, ob du überhaupt noch etwas erkennen kannst.«

Sie ging zu den Gleisen. Er blickte ihr nach und widmete sich dann wieder seiner Arbeit. Wenig später gab er auf. Er war auf eine Lehmschicht gestoßen, unter der man mit Sicherheit nichts und niemanden begraben hatte.

Der Zug in Richtung Norden fuhr vorbei. Sie sind spät dran, dachte Jack. Seine innere Uhr verriet ihm, daß er sich gestern um diese Zeit bereits wesentlich näher an New York City befunden hatte.

Mit der Axt hackte er einen kleinen Lagerplatz frei, tief genug im Wald, daß man ihn von den Schienen aus nicht sehen konnte. Dann legte er eine Feuerstelle an, entzündete das Holz und packte eine Bratpfanne sowie die sechs kleinen Schweinekoteletts aus, die der Ladenbesitzer auf seinen Wunsch hin zusammen mit einer Lage Eis in Wachspapier eingewickelt hatte. Bald war das Abendessen nahezu fertig, und in der Glut brodelte eine Dose Bohnen. Unter den Bäumen war es mittlerweile stockdunkel, aber im Westen lag noch immer ein rosiger Schimmer auf den Wipfeln. Jack nahm die Taschenlampe, ging zum Bahndamm und rief Holly zu sich.

Sie war nervös und lobte übertrieben höflich das Abendessen; es rührte sie, welche Mühe Jack sich gegeben hatte, um ihnen hier draußen ein warmes Mahl servieren zu können, und das sogar auf Blechtellern und mit echten Gabeln. Das Essen sei wirklich nichts Besonderes, erwiderte er; der wunderbare Geschmack sei einzig und allein der unheimlichen Umgebung zu verdanken. Danach herrschte eine Weile Schweigen.

»Morgen abend werden wir nicht so gut essen«, sagte Jack schließlich. »Sofern wir dann noch immer hier draußen sind.« Ihre sonstigen Verpflichtungen kamen auch jetzt nicht zur Sprache. Sie saßen sich mit übergeschlagenen Beinen am Feuer gegenüber.

»Was die anderen wohl denken werden«, sagte Holly. »Falls wir morgen noch nicht zurückkommen. Und selbst dann...«

»Wahrscheinlich werden sie ernsthaft in Erwägung ziehen, die Sendung abzusagen.«

»Oder eine andere Sängerin zu engagieren.« Abrupt wechselte sie das Thema. »In dem hohen Gras auf der anderen Seite der Schienen habe ich eine Schlange gesehen.«

»Du mußt mit deinen bloßen Knöcheln aufpassen.«

»Sind die Viecher giftig?«

»Klapperschlangen schon. Im Süden sind sie weitaus häufiger, aber manchmal findet man sie noch in Neuengland.«

Sie schienen über alles mögliche reden zu wollen, nur nicht über den Anlaß ihres Aufenthalts an diesem Ort. In der Ferne erklang Donnergrollen.

»Der Regen kommt näher«, sagte Holly. »Ich hab's ja gleich gesagt, der Geruch ist unverkennbar.«

Jack konnte immer noch nichts riechen, beschloß aber, sich auf Hollys Gespür zu verlassen. Er holte die Segeltuchrolle und ging zwischen den Bäumen umher, bis er einen geeigneten Platz für das provisorische Zelt gefunden hatte, zwei Schößlinge mit großen Kiefern zu beiden Seiten. Fünfzehn Minuten später hatte er ein Seil zwischen den jungen Bäumen gespannt, die Plane darüber geworfen und ihre Enden mit Pflöcken im Boden verankert. Eine rundherum gegrabene Rinne sollte dafür sorgen, daß das Wasser ablaufen konnte und nicht zu ihnen durchsickern würde. Dann richtete Jack aus Gras und Blättern ein weiches Lager für Holly her und füllte den Jutesack mit Tannennadeln, damit sie ein Kopfkissen hatte. Er würde im Sitzen schlafen, gelehnt an eine der Kiefern, die unmittelbar hinter der Zeltwand stand. »Fast wie im Waldorf Astoria«, sagte Jack, als der Regen einsetzte.

Im Innern des Unterschlupfs konnte man die Hand nicht vor Augen sehen. Um sich zu orientieren, schaltete Jack die Taschenlampe ein. Holly lag ausgestreckt auf der Seite, stützte ihr Kinn mit einer Hand ab und musterte ihn. »Hier drinnen dürfte uns nichts passieren«, sagte er und lehnte sich an den Baum. Er schaltete die Lampe aus und wurde von der Dunkelheit umfangen.

»Wie kannst du so schlafen?« erklang Hollys Stimme aus dem Nichts.

»Ich kenne mich ganz gut mit gewissen Entspannungs-techniken aus. Mehr braucht man dazu nicht.«

Die dicken Regentropfen prasselten auf das Segeltuch herab, und kurz darauf hörte Jack, wie das Wasser in die kleine Furche rann.

»Wirst du naß?« Ihre Stimme schien von überall her aus der Schwärze zu kommen.

»Nein, es geht schon«, sagte er. Ein bißchen Wasser würde ihm nichts ausmachen; er hatte schon unter schlimmeren Umständen übernachtet, und außerdem war er müde. Er streckte die Beine aus, legte die Taschenlampe neben sich ab und behielt den zusammengerollten Waffengürtel auf dem Schoß.

»Jack?«

Er öffnete die Augen, erkannte, daß er doch nichts erkennen konnte, und schloß sie wieder.

»Es tut mir leid«, sagte Holly.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen.«

»Möchtest du darüber reden?«

»Wir müssen sogar eine ganze Menge besprechen, aber nachdem es nun schon so lange gedauert hat, können wir auch noch ein wenig damit warten.«

Der Regen rauschte gleichmäßig zu Boden. Eigentlich genau das richtige Wetter, um gut zu schlafen, aber auf einmal begriff Jack, daß er doch keine Ruhe finden würde. Er hörte, wie Holly sich von einer Seite auf die andere drehte.

»Glaubst du wirklich, er ist hier?«

»Keine Ahnung. Es ist nur so ein Gefühl.« Er zögerte. »Ja, ich glaube, er ist hier«, sagte er schließlich.

»Es dürfte nicht einfach werden, ihn zu finden.«

»Schwer zu sagen. Wir haben heute erst sehr spät angefangen.«

»Auf der anderen Seite der Schienen ist der Wald noch dichter. Die Bäume wachsen dort bis zum Rand des Weges.«

Jack riß die Augen auf. Er war schlagartig hellwach. »Welcher Weg?«

»Da drüben ist ein unbefestigter Weg in Richtung Osten.«

»Vermutlich eine weitere dieser alten Straßen.«

»Nein, das dort ist eher so etwas wie ein Trampelpfad. Er verläuft in gerader Linie weg von den Schienen. Ich bin ihm ein Stück gefolgt, aber das Ende war längst noch nicht in Sicht. Womöglich führt er bis zur Küste.«

Jack sagte nichts.

»Na ja, irgendwohin muß er ja führen. Was liegt denn noch dort draußen?«

Die Stadt, dachte er. Der Radiosender. Harfords Grundstück. Das Häuschen des alten Tom Griffin, ganz in der Nähe des Marschlands. Alles genau östlich von hier. Eine so lange Fahrt auf einem unbefestigten Weg konnte ganz schön unbequem werden, aber manche Pfade waren besser, als sie auf den ersten Blick wirkten.

Sie sprachen nun nicht mehr, und nach einer Weile hörte der Regen auf. Holly atmete gleichmäßig und tief. Jack ruhte sich aus, konnte jedoch nicht einschlafen, weil immer wieder dieser Weg vor seinem inneren Auge erschien. Schließlich gelangte er zu der Erkenntnis, daß er erst schlafen würde, nachdem er sich einen eigenen Eindruck verschafft hatte, also kroch er aus dem Zelt und arbeitete sich mit Hilfe der Taschenlampe auf die andere Seite der Gleise vor. Dort stieß er auf den Pfad und folgte ihm anderthalb oder zwei Kilometer durch den Wald. Der Zustand des Untergrunds wurde immer besser, und dann trat Jack unter den Bäumen hervor und erreichte ein schmales Flußbett, das in ein langgestrecktes Sumpfgebiet überging. Die Bewölkung riß auf, die Landschaft erstrahlte in silbernem Glanz, und der Pfad führte immer weiter und weiter.

34.

Nach vier Stunden unruhigem Schlaf schlug Jack die Augen auf. Draußen war es noch dunkel, aber die Dämmerung kündigte sich an. Seine innere Uhr funktionierte immer dann am

besten, wenn er schlief, eine Tatsache, die er sich noch nie hatte erklären können. Sobald er morgens zu sich kam, wußte er sofort, wie spät es war und wie lange er geschlafen hatte.

Er lag auf der Bettstatt unter der Plane. Holly lag halb auf ihm und hatte ihm die Arme um die Schultern gelegt. Jack war gegen ein Uhr dreißig zurückgekehrt; sie hatte ihn bereits erwartet und darauf bestanden, daß sie die Plätze tauschen würden. »Du legst dich hin, und ich bleibe eine Zeitlang hier sitzen«, hatte sie gesagt, aber irgendwann war sie ebenfalls eingenickt, und nun lagen sie hier eng umschlungen wie ein altes Liebespaar.

Er bewegte sich ein wenig, worauf sie sich umdrehte und ihn losließ. Dann richtete er sich auf und stieg über Holly hinweg in den frühmorgendlichen Wald hinaus. Der Anblick war malerisch, fast kitschig: Zwischen den Bäumen hingen dichte, unheimliche Nebelschwaden, und im Osten, weit jenseits des Bahndamms, kündete ein rötlicher Schimmer vom bevorstehenden Sonnenaufgang. Jack hörte, daß Holly sich zu regen begann. »Es besteht kein Grund zur Eile«, sagte er. »Laß dir Zeit.«

Er ging vorbei an den feuchten Überresten der Feuerstelle, nahm die Schaufel und überquerte die Schienen. Seit er den geheimmsvollen Pfad mit eigenen Augen gesehen hatte, verspürte er eine neue Ahnung, und als er durch das hohe Gras stapfte, wurde dieses Gefühl plötzlich stärker. Es war noch zu früh am Tag, um mit der Arbeit beginnen zu können, und der Nebel löste sich nicht etwa auf, sondern schien allenfalls dichter zu werden, so daß die ersten Sonnenstrahlen bislang wenig ausrichteten. Unter den Bäumen herrschten zunächst noch tiefe Schatten vor, und der Boden war kaum zu erkennen, aber Jack ging weiter bis zum ungefähren Rand der alten Ansiedlung.

Als er sich umdrehte und entlang der Gleise zurückblickte, schien das Schild mit der Aufschrift MAYNARD mitten im Dunst zu schweben. Gleichwohl konnte Jack die Buchstaben lesen, und das ließ die Situation nur um so gespenstischer wirken.

Hier ist es passiert, dachte er. Nicht auf der anderen Seite, sondern hier drüben, und George hat zurückgeschaut und das Schild gesehen. Er war ein sensibler Junge, und deshalb hat dieses Wort ihm Alpträume verursacht.

Was mochte wohl in einem solchen Mann vorgehen, wenn er zum Zeugen eines Mordes wurde? Bestimmt hatte Georgie sich im entscheidenden Moment abgewandt, um dem grausigen Anblick des Todes zu entgehen, und als der Schuß aufpeitschte, brannte sich das Wort MAYNARD in sein Gedächtnis ein. Dann mußte er sich trotzdem der furchtbaren Tat stellen und bei dem Begräbnis helfen, während die Leiche noch warm war und das Blut aus der Wunde sickerte. Diese Theorie war so gut wie jede andere, und somit sprach auch nichts dagegen, hier mit der Suche zu beginnen.

Holly kam und brachte das Frühstück mit. Es gab nichts Besonderes, lediglich ein paar Konserven aus dem Laden. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und fragte Jack, ob er einen besonderen Wunsch habe.

»Ich nehme die Pfirsiche, sofern du einverstanden bist«, antwortete er.

Sie schnitt mit dem Dosenöffner den Deckel heraus, gab ihm die Konserven, entschied sich für die Birnen und aß in aller Ruhe, während Jack ihr seine Pläne für den neuen Tag erläuterte.

»Ich betrachte die Sache nun aus einer etwas anderen Perspektive«, sagte er. »Meiner Ansicht nach hat dieses Schild damit zu tun; ich erkläre es dir später genauer, falls ich recht behalten sollte. Laß uns vorerst hier unten mit Arbeit beginnen, wo wir die Schienen und das Schild im Blick behalten können.«

Der Nebel hatte noch zugenommen, und das Schild wirkte wie eine Nachricht aus dem Jenseits.

»Man würde nie auf die Idee kommen, daß hier mal eine Stadt gewesen ist«, sagte Holly. »Ich frage mich, weshalb man sie nicht wiederaufgebaut hat.«

»Es heißt, die anständigen Bürger hätten genug davon gehabt. Zuviel Glücksspiel, Alkohol und Schlägereien. Hier drüben standen die Bordelle.«

Holly lachte verächtlich auf. »Gott schütze uns vor den anständigen Bürgern.«

Jack trank den Saft aus der Dose.

»Schon komisch«, sagte Holly. »Ich habe an meinen Job oder an die Jungs von der Band bisher keinen einzigen Gedanken verschwendet. Jud ist mit Sicherheit schon völlig außer sich.«

»Ich glaube nicht, daß du dir Sorgen um deinen Job zu machen brauchst.«

»Und was ist mit dir?«

»Wenn die mich feuern wollen, dann kann ich auch nichts daran ändern.«

»Spielt es eine Rolle für dich? Bedeutet es dir etwas?«

Er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, ohne zugleich eine entsprechende Erklärung anfügen zu müssen, aber er wollte nicht lügen. »Ja, es spielt eine Rolle«, sagte er also. »Aus anderen Gründen, als du vielleicht annimmst.«

Sie sah ihn fragend an. Er schaute ihr in die Augen.

»Ich habe dort anscheinend etwas gefunden, von dem ich gar nicht wußte, daß ich es suche. So ähnlich, wie es dir ergangen ist; falls du verstehst, was ich meine.«

»Ja, allerdings. Wie schade für uns beide.«

Dulaney nahm die Schaufel. »So ungern ich dieses Gespräch beende, aber die Arbeit macht sich nicht von selbst.« Er steuerte den Waldrand an. Holly ging entlang der Gleise in die andere Richtung, nach Norden.

Der rötliche Schimmer war einem grauen Einerlei gewichen, und immer mehr lästige Nebelschwaden zogen aus Osten heran.

Hin und wieder erhaschte Jack vom Ostrand der ehemaligen Stadt aus einen Blick über die Lichtung, die an der breitesten Stelle knapp hundert Meter maß. Einmal sah er Holly, die wie

ein Gespenst in der Ferne vorüberschwebte und im nächsten Moment wieder verschwunden war. Er drehte sich um und ging in Richtung Bahndamm, bis er auf die Überreste eines Schornsteins stieß, hinter dem eine Art Pfad verlief, der womöglich einst eine Straße gewesen war, eine Gasse hinter einem der Häuser, wo die Huren sich zwischen zwei Freiern zu einer Zigarettenpause treffen konnten. Dulaney blieb stehen und konnte in diesem Moment beinahe vor sich sehen, wie die Kerle in der Gegend herumliefen, konnte das Klappern der Würfel hören und den hochprozentigen Schnaps riechen. Sie alle waren inzwischen tot - die Frauen und ihre Zuhälter, die Raufbolde, die Säufer und auch die anständigen Bürger - allesamt tot und begraben.

Jack durchquerte eine Mulde und sah wieder das Schild vor sich schweben. An diesem Ort war nichts Außergewöhnliches, weder heute noch damals; es handelte sich bloß um ein paar Holzhäuser auf einem kleinen Stück Land. Wenn man es jedoch einmal komplett umgraben mußte, wirkte es schon bedeutend größer.

Er suchte sich eine erste Stelle, eine Vertiefung gleich unter den Bäumen, von der aus man das MAYNARD-Schild deutlich erkennen konnte. Jack hängte sein Hemd an einen Ast; kurz darauf hatte er seinen Rhythmus gefunden und schaufelte mit der Präzision einer gutgeölten Maschine. Nach einer halben Stunde stand er in einer rechteckigen Grube von ein mal zwei Metern, zu deren beiden Seiten sich Erdhügel türmten. Nicht mehr lange und er würde die allgemein übliche Grابتiefe von zwei Metern erreicht haben, ohne daß sich im Boden bislang etwas andeutete, was ihm in irgendeiner Weise genaueren Aufschluß über seinen Verdacht gegeben hätte. Als sich etwas Erde löste, riet sein gesunder Menschenverstand ihm, lieber aufzuhören. Nur zu leicht konnte er in ernste Schwierigkeiten geraten, falls die Wände zusammenbrachen und ihn unter sich begruben. Das hätte Holly noch gefehlt, dachte er: zurückzukommen und mich tot unter einem Erdhaufen vorzufinden.

Aus Norden kam ein Zug, in Richtung Atlantic City. Jack stand hinter einem Baum und sah die Waggons vorbeigleiten; die

Fenster blitzten wie ein Lichtstrahl durch den Dunst. An letzter Stelle folgte der Bremswagen, wurde vom Nebel verschluckt, und einen Augenblick später machte Jack weiter.

Nachdem er erst einmal angefangen hatte, legte sich seine Sorge, und sobald ihm etwas merkwürdig vorkam, grub er einfach ein Loch und schaute genauer nach. Um acht Uhr stand er schon wieder bis zu den Knien im Dreck und konnte endlich die Sonne sehen, einen blassen weißen Ball, der im Osten über den Bäumen aufstieg. Am frühen Vormittag, nach drei großen Löchern und sechs kleineren Probegrabungen, war seine Vorahnung stärker als je zuvor. Zwar hatte er die richtige Stelle noch nicht gefunden, aber sie war hier, das konnte er spüren. Holly hatte er seit mehr als einer Stunde nicht mehr gesehen, doch in gewisser Weise empfand er ihre Abwesenheit sogar als Erleichterung. Wäre sie in seiner Nähe gewesen, hätte er ständig das Gefühl gehabt, sich entschuldigen und wesentlich behutsamer vorgehen zu müssen, anstatt mit kraftvollen, schnellen Bewegungen eine Schaufel Erde nach der anderen aus der Grube zu schleudern. Als könnte er den alten Mann treffen. Und als würde der alte Mann es noch merken.

Gegen zehn Uhr verzog sich ganz plötzlich der Nebel; innerhalb von nur fünfzehn Minuten wurde aus der grauen Waschküche ein strahlendheller heißer Sommertag. Jack machte unaufhörlich weiter und fühlte sich dabei immer stärker, wie stets, wenn er eine körperliche Anstrengung bewältigen mußte. Falls Holly nicht bald zurückkehrte und ihn unterbrach, würde er in eine Art Trance verfallen, in der Geist und Körper sich voneinander zu lösen schienen, um auf diese Weise jede noch so große physische Belastung zu überstehen. Zehn Minuten später war es soweit, und Jack spürte nichts mehr, sondern schaufelte ohne Unterlaß. Als er das nächste Mal zum Himmel blickte, stand die Sonne im Zenit, und ihm wurde klar, daß er Holly schon viel zu lange nicht mehr gesehen hatte. Er rief laut nach ihr, aber nur Vogelgezwitscher antwortete ihm.

Er ließ die Schaufel fallen, nahm den Revolvergürtel und machte sich entlang der Gleise in Richtung Norden auf. Ihn überkam das gleiche beunruhigende Gefühl wie zwei Tage

zuvor, als er allein auf dem Bahnsteig von Pinewood gestanden hatte. Er rief nicht noch einmal, sondern bog einfach dort in den Wald ein, wo Holly ihm zuletzt aufgefallen war. Schon nach wenigen Schritten stieß er auf altes, dichtes Unterholz, das sie unmöglich durchquert haben konnte, also wandte er sich wieder nach Norden. Obwohl vierzig Jahre vergangen waren, konnte er die Spuren des Feuers noch immer erkennen. Im Dickicht waren damals regelrechte Brandschneisen entstanden, die noch zu erkennen waren. Jack ging am seitlichen Rand der ersten Schneise entlang, bis er auf urwüchsigen Wald stieß, folgte dann der Rückseite des Einschnitts und kehrte an der gegenüberliegenden Flanke schließlich wieder nach Westen zum Bahndamm zurück. Die Suche war langwierig und beschwerlich, und es dauerte eine Weile, bis er Holly fand.

Sie saß mitten im jungen Wald am Boden und rührte sich nicht, als würde sie daraufwarten, von jemandem aufgeweckt zu werden. Dann wandte ihr Kopf sich leicht in Jacks Richtung, aber sie sah ihn nicht. Sie zitterte, ihr Gesicht war aschfahl. Als er sich vor sie hinkniete, stiegen ihr Tränen in die Augen.

Er wußte, was geschehen war. Sie hatte ihren Vater gefunden.

Ihr Blick war auf den Waldrand gerichtet. Jack streckte die Hand aus und drückte ihre Schulter. Dann folgte er Hollys Blick und stand wenig später vor dem Grab. Er hatte keinen Zweifel, worum es sich handelte, als er in die Hocke ging und mit den Fingern den Umriß nachzeichnete. Auch Holly mußte es sofort erkannt haben, sobald sie die tarnende Schicht aus Kiefernzwiegen beiseite geschoben und die leicht eingesunkene Stelle freigelegt hatte. Dulaney stand auf und schaute zwischen den Bäumen die Schienen entlang. Das Wort *Maynard* war nicht zu übersehen.

Er hatte die richtige Idee gehabt und lediglich am falschen Ende der Stadt mit der Suche begonnen.

Nach einer Weile kehrte er zu Holly zurück und setzte sich neben sie. Ihre Miene brach ihm das Herz; noch nie hatte er

jemanden, den er liebte, so sehr leiden gesehen. Bis jetzt hatte sie sich etwas vorgemacht, hatte immer noch halb daran geglaubt, daß Jack sich irrte und sie sich an die schwache Hoffnung klammern konnte, der alte Mann sei wohllauf. Nun aber würde sie dabei zusehen müssen, wie ihr Vater ausgegraben wurde. Dulaney wußte nicht, was er für sie tun konnte. Das war das Schlimmste: daß er keine Ahnung hatte, wie er ihr helfen sollte. Er wollte sie fest in die Arme nehmen und ihren Schmerz lindern, aber sie wirkte distanziert, schien nicht um Trost zu bitten und keine starke Schulter zu benötigen, um sich daran aufzurichten.

»Soll ich dich eine Zeitlang allein lassen?« fragte er.

Sie nickte, also stand er auf und ging. »Ich bin da drüben, wo wir vorhin angefangen haben.«

Mit keiner Silbe erwähnte er, daß sie das Grab öffnen mußten, und er würde es auch nicht zur Sprache bringen, bevor Holly dazu bereit war. Um sich die Zeit zu vertreiben, begann er, die Löcher, die er gegraben hatte, wieder zuzuschaufeln. Nach einer Stunde kam Holly zu ihm. Er fragte, ob er ihr helfen könne, aber sie schüttelte nur den Kopf. Dann setzte sie sich an den Rand des Loches, gerade so dicht, daß sie nicht hineinfallen würde, und sah ihm bei der Arbeit zu. Er klopfte die Erde fest und verstreute einige Äste und Blätter über der Stelle. Nachdem er davon ausgehen konnte, daß niemand die Grabung bemerken würde, steuerte er das nächste Loch an.

Holly stand sogleich auf und folgte ihm, nahm abermals nahe am Rand Platz und beobachtete ihn gedankenverloren, ohne wirklich etwas zu sehen. Sie wisch nun nicht mehr von seiner Seite, als wolle sie nicht riskieren, ihn womöglich aus den Augen zu verlieren. Ich bin derzeit alles, was sie hat, dachte er. Kann schon sein, daß ihr eine große Karriere bevorsteht, und vielleicht wird sie tausend neue Männer kennenlernen, einen davon heiraten und seine Kinder zur Welt bringen, aber in diesem Moment bin ich alles, was sie hat. Alle anderen Personen aus ihrer Vergangenheit sind tot.

35.

Eine Stunde später grub er den alten Mann aus. Es war eine qualvolle Prozedur, denn wieder saß Holly neben ihm und verfolgte jede Bewegung der Schaufel. Sie ließ sich nicht davon abbringen. Er hatte es versucht und schließlich aufgegeben. Ganz still saß sie dort, bewegte nur die Augen, und er arbeitete sehr behutsam, denn ihre Anwesenheit erwies sich als so einschüchternd wie befürchtet. Es war ein tiefes Loch, um Aasfresser abzuhalten, aber Jack behielt das gemächliche Tempo bei. Wenigstens hatte er auf diese Weise Zeit zum Nachdenken, doch ihm fielen keine Antworten, sondern nur neue Fragen ein. Lediglich eines war klar: Er selbst durfte offiziell nicht mit dem Fund der Leiche in Verbindung gebracht werden, denn das würde für ihn Gefängnis bedeuten.

Die Schaufel traf auf etwas, das sich bei vorsichtiger Inspektion als eine Sperrholzplatte erwies. Es dauerte eine Weile, sie auszugraben, und die Erde darunter war dicht, schwarz und kühl. Das konnte sowohl auf eine völlige Zersetzung als auch auf eine Mumifizierung hindeuten. Es war tatsächlich möglich, überlegte er schaudernd, daß die Leiche noch erhalten sein würde. Er stützte sich auf die Schaufel.

»Warum gehst du nicht zu unserem Lager zurück und läßt mich die Sache hier allein zu Ende bringen?« schlug er Holly vor. »Ich erzähle dir dann, was ich gefunden habe.«

Aber sie weigerte sich, und wenige Minuten später stieß er auf Carnahans Hut.

Er kam unter einer Schaufel Erde zum Vorschein. Jack nahm ihn und klopfte den Schmutz ab. Er konnte sich vorstellen, was passiert war: daß man den Hut zunächst übersehen und dann einfach in die Grube geworfen hatte.

»Bitte gib ihn mir«, sagte Holly. Mit zitternder Hand nahm sie den Hut entgegen, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Verflucht, dachte Dulaney. Ich würde tausend Dollar und ein

ganzes Jahr Schinderei dafür geben, wenn sie jetzt nicht hier wäre. Sie sah ihm ins Gesicht und wollte lächeln, ein letzter zaghafter Versuch, tapfer zu erscheinen, aber vergebens. Sie drückte den Hut fest an die Brust und begann leise zu weinen.

Kurz darauf fand er die Leiche. Sie war fest in ein Stück Segeltuch gewickelt, dessen Enden man umgeschlagen hatte. Jack ging überaus vorsichtig zu Werke und fuhr mit dem Schaufelblatt sorgsam an den Rändern entlang, um den Körper unbeschädigt aus der Erde zu lösen. Danach bückte er sich, hob die Leiche aus dem Loch und legte sie sacht auf den Boden. Holly bedeutete er, sich nicht von der Stelle zu rühren. Dann stieg er aus der Grube und trug das Bündel zu einem flachen Stück Wiese. Dort wickelte er das Segeltuch ab und betrachtete den Anblick, der sich ihm bot.

Die Wunde war nicht zu übersehen. Ein Schuß in den Hinterkopf, genau wie bei Peter, nur daß hier die Kugel beim Austritt die ganze Stirn weggerissen hatte. Aber das Fleisch war nicht verwest. Die Haut war bleich und ledern, und Dulaney konnte noch immer Carnahans Gesicht erkennen.

Er schaute zu Holly und nickte. Sie stand auf und kam auf ihn zu, aber er stellte sich ihr in den Weg.

»Du solltest dir das nicht ansehen.«

»Doch, ich muß.«

»Es ist ziemlich schlimm. Du kannst mir vertrauen.«

»Das weiß ich, Jack. Trotzdem muß ich es mit eigenen Augen sehen.«

Er ging weg. Danach kam sie zu ihm.

»Du kannst ihn jetzt wieder zurücklegen.«

Sie ließ den Hut neben das Grab fallen, trat unter den Bäumen hervor, überquerte die Schienen und ging zum Lagerplatz.

Als er dort eintraf, hatte sie bereits das Zelt abgebrochen, die Plane zusammengerollt und alles wieder in dem Jutesack verstaut. Etwas an ihr hatte sich verändert; etwas, das immer

dagewesen war, auch bei aller Geheimnistuerei der letzten Wochen, schien endgültig verschwunden zu sein. Als ob ein Teil von ihr mit dem alten Mann gestorben wäre, dachte Jack.

Es mußte ungefähr sechzehn Uhr sein. Sie hatten sich vierundzwanzig Stunden hier aufgehalten, und diese Spanne kam ihm einerseits wie eine Ewigkeit, andererseits wie ein Wimpernschlag vor. Er nahm seine Feldflasche und legte Holly eine Hand auf die Schulter.

»O Jack, nicht. Sonst fange ich nur wieder an zu weinen.«

Aber er nahm sie fest in die Arme, obwohl sie beide nach Erde und Schweiß rochen. Nach einer Weile setzten sie sich in den Schatten, und er hielt ihr die Feldflasche hin. Der beißende Geruch verschlug ihr fast den Atem.

»Ganz langsam. Das Zeug ist stark, aber man gewöhnt sich daran.«

Vorsichtig nippte sie einmal, dann noch einmal und gab ihm die Flasche. Er genehmigte sich einen kräftigen Schluck und reichte die Flasche zurück.

»Mein Gott«, sagte sie. »Was soll ich nur machen?«

»Ich glaube nicht, daß du das jetzt schon entscheiden mußt.«

»Wir müssen ihn hierlassen«, sagte sie. »Ich will nicht, daß er denen in die Finger fällt, ich traue keinem von ihnen. Also ist es besser, ihn hierzulassen, damit sie nicht erfahren, daß wir es wissen.«

Jack verschwieg ihr seine Befürchtung; Carnahan hierzulassen barg ganz eigene Risiken. Jemand konnte zurückkehren, den Toten ausgraben und an einen anderen Ort schaffen, wo ihn nie jemand finden würde. Was dann?

Hollys Entschluß stand fest. »Wir lassen ihn hier. Und erzählen niemandem davon.«

Also ging Jack zurück und begrub den Toten. Legte den Hut dazu, dann die Sperrholzplatte, schaufelte die Erde ins Loch und verteilte die braunen Kiefern Zweige über der Stelle.

Um neunzehn Uhr machten sie sich entlang der Gleise auf den Rückweg. Der Wagen sah noch genauso aus wie am

Vortag, und es gelang Jack sogar, an Ort und Stelle zu wenden.

»Ich frage mich, ob ich richtig entschieden habe«, sagte Holly.

Dulaney nickte, eher verständnisvoll als ermutigend. »Falls du die Polizei benachrichtigst, dürfte sich eine Menge verändern«, sagte er.

Sie rümpfte die Nase. »Aber würde der Fall auch aufgeklärt? Ich kann keinem von denen trauen. Harford hat überall seine Finger drin.«

Sie erreichten die Straße. Jack schaltete die Scheinwerfer ein und bog in Richtung Pinewood ab.

»Wir sollten uns auch über ein paar andere Dinge klarwerden«, sagte er. »Nichts ist mehr so wie früher.«

»Ja, wir müssen reden, aber nicht jetzt.«

»Ich lasse dich heute abend nicht allein.«

»Ich werde nicht allein sein. Ich gehe zur Arbeit.«

»Du machst Witze!«

»Ich muß hingehen. Die Show muß weitergehen, Jack - wie würde es aussehen, zwei Auftritte hintereinander zu verpassen?« Sie strich ihm über die Wange, beugte sich dann herüber und küßte ihn auf den Mundwinkel.

»Darf ich als Zuschauer hinkommen?«

»Wieso nicht? Es macht ohnehin keinen Unterschied mehr, nicht wahr?«

»Und danach treffen wir uns am Strand.«

»Einverstanden. Ich kann dir aber nicht versprechen, wann genau das sein wird.«

»Ich erwarte dich unter dem Pier, wann auch immer du Zeit findest.«

Sie durchquerten das silbrige Marschland und bogen nach Osten auf das letzte Teilstück in Richtung Küste ab.

»Er war ein großartiger Mensch, Jack. Aber wem erzähle ich das? Wußtest du übrigens von seinen Frauengeschichten?«

Er schüttelte den Kopf.

»Lüg mich nicht an.«

»Ich habe ihn nur einmal mit einer Frau gesehen, damals in Brooklyn. Das ist alles.«

»Ich habe nie eine von ihnen zu Gesicht bekommen, aber ich wußte immer, daß es sie gab. Wenn ich zu Besuch kam, deutete so manche Kleinigkeit auf eine Frau in seinem Leben hin. Ich habe nie etwas gesagt, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen. Doch ich wußte, daß die Ehe mit meiner Mutter nicht gerade einfach gewesen war, und jetzt wünschte ich, ich hätte irgendwann den Mund aufgemacht, um ihm die Last von der Seele zu nehmen. Mach dir deswegen keine Gedanken, Dad. Sei glücklich. Das Leben ist kurz. Mir war damals nicht annähernd klar, wie kurz es sein würde.«

Er bog auf den Parkplatz ein, auf dem sie Hollys Wagen zurückgelassen hatten. Sie stieg aus und drehte sich noch einmal zu ihm um. »Traue niemandem, Jack«, sagte sie.

Dann fuhr sie davon.

36.

Eine plötzlich aufflammende Leuchtreklame holte ihn in die Gegenwart zurück. Das Fest hatte begonnen, mit Straßen sperren und Lärm, Musik und Tanz und Imbißständen mitten auf den Fahrbahnen, dazwischen Hunderte von Leuten. Innerhalb von nur zwei Tagen hatte der Andrang sich bereits verdoppelt, und noch immer schien die Menge beständig größer zu werden. Bis Montag waren in der Innenstadt keine Fahrzeuge erlaubt, daher mußte Jack seinen Wagen in größerer Entfernung parken und zu Fuß zu seiner Pension zurückkehren. Um kurz nach neun betrat er sein Zimmer.

Im Waschraum am Ende des Flurs duschte und rasierte er sich, und dann blieb ihm gerade noch genug Zeit, um sich frische Sachen anzuziehen.

Auf den Straßen herrschte ein unbeschreiblicher Trubel. Jack kam an zwei Matrosen vorbei, die inmitten einer Gruppe johlender Frauen eine Schlägerei austrugen. Am Zeitungskiosk fiel ihm die *Daily News* vom Vortag auf. TOD IN YORKVILLE, lautete die Schlagzeile. NAZI-SYMPATHISANTEN IN HOTELZIMMER ERMORDET. Daneben Fotos von Peter und dem Mädchen aus glücklicheren Tagen. Zitate von Hoover, der die beiden mit dem Bund in Verbindung brachte. »Wir haben ihre Aktivitäten schon seit einiger Zeit sorgfältig beobachtet«, hatte der FBI-Chef angeblich gesagt. Aber zu den möglichen Motiven des Täters wollte er sich nicht äußern.

Die Chicago Avenue glich einem riesigen Bassin, in dem statt Wasser eine Menschenmasse sprudelte. Alle Klubs hatten ihre Aktivitäten nach draußen verlegt, und überall versuchten die Bands, die Kapelle von der anderen Straßenseite zu übertönen. Holly konnte er noch nirgendwo entdecken, aber da unter der Neonreklame mit dem fliegenden Teppich standen ihre Jungs und gaben ihr Bestes. Es war zu eng, um sich bewegen zu können. Man konnte mit niemandem tanzen, also tanzten alle miteinander, was zu einem albernen Gehüpfte der Menge führte.

Schritt für Schritt schob Jack sich den Bürgersteig entlang und erreichte schließlich den dunklen Winkel hinter der Bühne am Ende des Blocks. Er zwängte sich um die Absperrung herum und gelangte an das hintere Ende einer kurzen Plattform, die nur vom Mondlicht erhellt wurde. Die Straße endete hier in einer Sackgasse mitten zwischen den Dünen. Nur wenige Meter vor ihm stand Holly und blickte ins Leere. Er rührte sich nicht, und auch sie wirkte wie erstarrt, bis man sie ungefähr eine Minute später nach vorn rief. Sogleich huschte sie um die Ecke der Bühne. Für den Bruchteil einer Sekunde sahen sie und Jack sich in die Augen, dann trat Holly durch den schmalen Durchlaß und vor die jubelnde Menge.

Er blieb stehen und hörte sie singen. Nach einer Weile stieg er auf die Plattform und schaute zwischen den Stoffbahnen des provisorischen Vorhangs hindurch. Holly stand am Mikrofon, eine Silhouette im Licht eines einzelnen kleinen Scheinwerfers, während von den Dächern und aus den oberen Fenstern der Häuser graue Gesichter zu ihr hinabschauten. Sie sang ohne Pause ein halbes Dutzend Titel; dann trat sie aus dem Licht, und am anderen Ende des Podiums stimmten unter dem lautstarken Beifall des Publikums die nächste Sängerin und ihre Band den ersten Song an.

Dulaney wich zurück und ging ein Stück beiseite, so daß er im Dunkeln bleiben und trotzdem noch einen Teil der Bühne überblicken konnte. Holly stand etwa sieben Meter von ihm entfernt, sprach mit einigen der Zuschauer und berührte alle Hände, die sich zu ihr emporreckten. Dabei wirkte sie wie eine gelassene junge Frau, die weder Kummer noch Verlust kannte und auch noch nie einen schlimmen Schicksalsschlag erlitten hatte.

Am Ende der Bühne drehte sie sich um und ging zu den Stufen. Erst jetzt, da die Menge sich den anderen Künstlern zuwandte, schloß Holly kurz die Augen und sah ganz plötzlich unendlich müde aus. Sie stieg nach unten und wurde in den Club geleitet; zahlreiche Leute folgten ihr, bis der Türsteher niemanden mehr hereinließ.

Jack trat seitlich um die Bühne herum und erblickte in dem Meer der vorbeiziehenden Gesichter ein vertrautes Antlitz. Kidd.

»Hallo, Mr. ten Eyck. Ich dachte mir, daß ich Sie hier finden würde.«

»Wieso?« fragte er, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»So etwas spricht sich schnell herum. Wir haben gehört, die Sängerin sei zurück. Und da Sie zum selben Zeitpunkt von der Bildfläche verschwunden waren, lag die Vermutung nahe.«

Kidd kam etwas näher. »Lassen Sie uns ein Stück zusammen gehen.«

Sie bogen auf einen Pfad zwischen den Dünen ein, der zum Strand führte.

»Also«, sagte Kidd. »Darf ich fragen, wo Sie gewesen sind?«

»Ich mußte etwas erledigen. Es war gewissermaßen ein Notfall.«

»Hatte Miss O'Hara mit diesem Notfall zu tun?«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Sondern? Werden Sie mir irgendeine Erklärung dafür liefern, weshalb Sie zwei Tage gefehlt haben?«

»Ich kann dazu nichts sagen. Es ist eine persönliche Angelegenheit.«

Kidd wurde schlagartig wütend. »Verflucht, ist Ihnen denn nicht klar, wie wichtig diese Woche für uns ist? Uns steht eine überaus komplizierte Sendung bevor, und Sie machen sich kurzerhand aus dem Staub. Was soll ich davon halten?«

Jordan erwiderte nichts.

»Ich kann Ihnen das nicht durchgehen lassen«, sagte Kidd. »Zunächst mal haben Sie sich ein echtes Armutzeugnis ausgestellt... ganz zu schweigen von der Tatsache, daß Sie dringend gebraucht wurden. Außerdem stellt es die Autorität der gesamten Führung in Frage. Ich darf die anderen Mitarbeiter nicht in dem Glauben belassen, ein jeder könne kommen und gehen, wie es ihm paßt.«

»Dessen bin ich mir bewußt. Es ließ sich leider nicht vermeiden.«

»Dann geben Sie mir Ihr Wort, daß es nie wieder vorkommen wird.«

»Ich hoffe es zumindest. Tut mir leid, aber mehr kann ich Ihnen nicht versprechen.«

Kidd verdrehte die Augen. »Wissen Sie eigentlich, was ich tun würde, falls einer der anderen sich einen solchen Ausrutscher geleistet und mir dann eine so vage Erklärung aufgetischt hätte? Ich würde ihn fristlos auf die Straße setzen. Aber Sie haben eine besondere Begabung, ein Talent für die Arbeit beim Rundfunk, das Ihnen alle nur denkbaren Möglichkeiten eröffnet.

Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich habe so etwas dermaßen selten erlebt, daß ich es an den Fingern einer Hand abzählen kann. Ich lese Ihr Zeug und denke: Wo, zum Teufel, hat dieser Kerl sich die ganze Zeit versteckt? Ihre dritte Farbigen-Show ist großartig, geradezu brillant. Sie sind in der Lage, den Stoffen echtes Leben einzuhauen. Und genau das ist es, wonach Mr. Harford und ich suchen. Hören Sie mir überhaupt zu?«

»Jawohl, Sir.«

»Lassen Sie mich Ihnen schildern, was das für Ihre Zukunft bedeuten könnte, und dann entscheiden Sie selbst. Denn ich werde Sie notfalls feuern, sofern Sie Unruhe in den Laden bringen, ten Eyck, völlig egal, wie gut Sie sind. In einem Jahr um diese Zeit könnten Sie bereits mehr Geld verdienen, als Sie sich in Ihren kühnsten Träumen erhofft haben. Sie könnten Regie führen, könnten Ihre Sendungen vollkommen selbst gestalten. Oder Sie könnten das alles einfach wegwerfen.«

»Das möchte ich natürlich nicht.«

»Gut. Ich habe ein paar erfreuliche Neuigkeiten für Sie, die Sie vielleicht zusätzlich beflügeln werden. Gestern hat einer unserer Akquisiteure einen Sponsor für Ihre Sendung gewonnen. Eine Farbigenzeitung aus New York wird ab August dreizehn Folgen finanzieren. Die Show erhält einen unserer besten Sendeplätze, freitags um acht. Das dürfte unter den Zuhörern für reichlich Aufsehen und Gesprächsstoff sorgen. Also, was sagen Sie dazu?«

»Mir fehlen die Worte. Das ist phantastisch. Weiß das Ensemble schon Bescheid?«

»Wie denn? Gestern abend wußte ich ja noch nicht, ob Sie je zurückkehren würden.«

»Es tut mir leid. Und ich bin furchtbar aufgeregt. Das alles ist unglaublich spannend.«

»Das kann man wohl sagen. Für den Anfang bedeutet es, daß alle Beteiligten volle Gagen erhalten. Sie können es einmal weit bringen, Jordan. Es winkt Ihnen eine rosige Zukunft. Versauen Sie sich das nicht.«

37.

Er war drei Uhr morgens, und er stand seit zwei Stunden unter dem Pier. Oben fand schon zum viertenmal dieses Musikspiel statt, der Dunkelwalzer. Die Bar lag vierhundert Meter von ihm entfernt, doch das Geräusch drang durch den Holzboden nach unten und wurde mit der Flut bis zu ihm getragen. Der Ansager rief, man solle das Licht ausschalten, und forderte zum Wechsel der Tanzpartner auf. Das Rumpeln und Scharren bewies, daß mindestens hundert Paare seine Anweisung befolgten. Dann erklang wieder die Musik, begleitet vom leisen Stimmengewirr der Menge. Genau in diesem Moment, in der Mitte des vierten Dunkelwalzers, schaute Jack beiläufig nach Süden und entdeckte Holly.

Sie befand sich noch ungefähr hundert Meter entfernt, aber es gab keinen Zweifel: eine einsam wirkende Gestalt, die allein heranschlenderte. Der Mond schien hell, und als Holly näher kam, konnte Jack erkennen, daß sie ihr Haar offen trug und daß einer der Träger des Kleids ihr von der Schulter gerutscht war. Sie ging barfuß, hielt in einer Hand die Schuhe und schwang sie sacht im Rhythmus ihrer Schritte hin und her. Dann ließ sie die Schuhe fallen und schaute angestrengt in das Dunkel unter dem Pier.

»Jack?«

»Hallo.«

Sie schien ihn nicht zu sehen, aber sie eilte die letzten paar Meter voran und prallte mit ihm zusammen. Da begriff er, was los war: Sie war halb blind vor Tränen. Mit einem leisen verzweifelten Aufschrei packte sie sein Hemd. Er schloß sie in die Arme und zog sie zurück in den Schatten. Ein ungeheures Verlangen überkam ihn, eine dermaßen starke Sehnsucht, daß all die früheren einsamen Stunden dagegen wie Nichtigkeiten wirkten. Niemals wieder würde er so empfinden, niemals wieder konnte es eine andere geben.

Er verlor jegliches Zeitgefühl. Das nächste, was er wahrnahm, war die Band, die »Goodnight, Sweetheart« spielte. Der

Pavillon auf dem Pier schloß seine Pforten, und die Leute gingen nach Hause. Die Schritte auf den Planken über Jacks Kopf klangen wie Donner. Von überall auf dem Strand hörte man Gelächter, und zahlreiche Taschenlampen blitzten auf, aber niemand näherte sich der dunklen Ecke, in der Jack und Holly standen. Nach einer Weile hörte sie auf zu zittern und preßte sich fest an ihn. Sie sagte seinen Namen, und anstelle einer Antwort drückte er zärtlich ihre Schultern.

»Du bist so ein lieber Freund«, sagte sie. »Du hast es nicht verdient, daß ich dir solchen Kummer bereite.«

»Schick mich nicht weg. Ich kann dich nicht allein lassen.«

»So war das nicht gemeint. Nein, in dieser Hinsicht gebe ich mich geschlagen. Vermutlich würde es mir eher gelingen, Hitler zum Rückzug aus Frankreich zu überreden, als dich dazu zu bewegen, von hier zu verschwinden.«

»Was meinst du dann?«

»Es liegt an mir. Ich habe mich verändert. Ich bin nicht mehr das Mädchen, das du von früher kennst. Schon damals ist es mir schwere gefallen, an Dinge wie Liebe und Gerechtigkeit zu glauben. Inzwischen habe ich meine Lektion gründlich gelernt. Liebe macht dich nur verwundbar, und ich will nie wieder so verwundbar sein, niemals. Sobald ich von hier weg bin, hat die Angelegenheit sich ein für allemal erledigt.«

»Und dann?«

»Dann werde ich allein leben und immerhin nicht *unglücklich* sein. Das ist alles, was ich noch möchte.«

Er wollte etwas einwenden, aber sie hob die Hand. »Hör mir zu, es ist wichtig, daß du es verstehst. Ich weiß, daß du hergekommen bist, um mir zu helfen, aber in Wahrheit hast du mich lediglich wieder verwundbar gemacht. Und das bedeutet, daß mir bald ein erneuter Verlust bevorsteht.«

»Das muß nicht so sein.«

»Es ist immer so. Warum sollte es diesmal anders sein?«

Noch bevor er antworten konnte, fuhr sie bereits fort.

»Ich denke schon seit Wochen darüber nach, was ich mit dir anfangen soll. Und heute, während des Rückwegs entlang der Gleise, ist es mir endlich klargeworden.«

Sie berührte sein Gesicht.

»Ich weiß, was ich verlieren werde«, sagte sie. »Es ist nur noch nicht eingetreten. Sobald ich das begriffen und akzeptiert hatte, war alles ganz einfach.«

Ihre Finger strichen über seinen Hals. »Ich muß noch eine einzige Feuerprobe bestehen. Ich weiß sogar schon, was ich tun werde, falls man auch dich ermordet.« Sie wich zurück. »Ich möchte, daß du mir etwas versprichst.«

»Wenn ich kann.«

»Ich meine es ernst, Jack. Ansonsten bleib mir bitte vom Leib.«

»Darf ich vielleicht erst erfahren, was ich versprechen soll?«

»Wenn das hier vorbei ist, gehe ich weg. Unter Umständen nach New York, um dort an meiner Karriere zu arbeiten, keine Ahnung, ich habe mich noch nicht entschieden. Aber wohin auch immer, ich werde allein gehen. Ich will ganz von vorn beginnen und nie wieder zulassen, daß jemand mir nahekommt. Das ist die Bedingung. Folge mir nicht, und versuch auch nicht, mich zu überreden, sondern laß mich einfach nur gehen.«

»Vielleicht bereust du diese Entscheidung später einmal.«

»Verdammtd, Jack, aber *jetzt* ist genau das meine Absicht. Und ich möchte diese Diskussion nicht noch einmal führen.«

»Meinetwegen, wenn du unbedingt darauf bestehst: Ich verspreche es dir.«

»Gut.« Sie kam wieder näher. Er spürte ihre Hände auf seinem Körper, sie zog ihn an sich. Dann stieß sie ihn weg, dann zog sie ihn wieder, als würden in ihr zwei entgegengesetzte Teile um die Vorherrschaft ringen. Und so ging es weiter, wie das Paarungsritual zweier Tiere. Plötzlich blieb sie stehen und küßte ihn, stellte sich auf die Zehenspitzen, schlang ihm die Arme um den Hals und preßte ihre

Lippen auf seinen Mund. Ein langer, selbstvergessener Moment verstrich. Jacks Hand hatte sich auf Hollys Brust gelegt, und sie ließ es zu. Dann zuckte sie atemlos zurück, und der Tanz ging weiter, bis sie wieder Worte fand. Aber alles, was sie sagen konnte, war sein Name, immer nur »Jack, o Jack«, ein rhythmischer, leiser Singsang. Sie legte den Kopf in den Nacken, ihr warmer Atem streifte sein Ohr, ihre Wange strich sanft über sein Gesicht, ihr Mund berührte seinen Mund, sie biß ihn in die Lippe. »Jack«, sagte sie und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihn abermals zu küssen.

Dann ließ sie ihn los und war plötzlich verschwunden. Kurz darauf sah er ihren Schatten, ungefähr dreißig Meter entfernt, bei den Stützpfählen des Piers. Sie stand dort und schaute nach Norden den Strand hinauf. Er konnte nur ahnen, wie hin- und hergerissen sie sich fühlte. Sie ging weg, und er verlor sie aus den Augen. Dann spürte er, daß sie wieder vor ihm stand.

»Ich liebe dich«, sagte sie. »Aber ich bringe allen nur Pech.«

»Das glaube ich nicht.«

Sie fuhr fort, als hätte sie ihn nicht gehört. »Zu viele Menschen, die mir etwas bedeutet haben, sind tot. Irgendwann kommt man unweigerlich zu dem Schluß, daß es womöglich an einem selbst liegt. Manche Leute sind einfach... unheilvoll. Wir stürzen jeden, der uns liebt, ins Verderben. Und deshalb werde ich darauf bestehen, daß du dein Versprechen hältst.« Sie atmete tief durch. »Ich weiß nicht, was mit uns geschehen ist. Irgendwas ist damals schiefgelaufen. Vielleicht sollte es nicht sein, vielleicht waren wir blind, Gott allein kennt den Grund. Aber wir haben unsere Chance verpaßt, und die Welt hat sich weitergedreht. Alle, die ich geliebt habe, sind gestorben, alle außer dir. Nach einer Weile war ich sogar froh über dein Verschwinden. So bliebst du wenigstens von meinem schlimmen Einfluß verschont.«

Sie schob ihn und zog ihn und begann den Tanz aufs neue, ihren eigenen kleinen Dunkelwalzer. »Ich habe dir schon so viele Schwierigkeiten bereitet, Jack. Eine Vergangenheit voller

Kummer, eine traurige Gegenwart, eine Zukunft ohne jede Perspektive.«

Sie stieß ihn weg und zog ihn wieder heran. Als sie ihn dann küßte, spürte er ihre wilde Begierde. Sie vergrub ihr Gesicht an seiner Schulter, sagte seinen Namen, wollte sich von ihm lösen. Doch ihre Hände gaben ihn nicht frei.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.« Auf einmal war sie ganz aufgewühlt. »Ich dachte, ich wüßte es, aber sieh mich doch an. Ich bin so gemein zu dir, und ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Denk nicht darüber nach. Überleg dir lieber, was jetzt am besten für dich ist und wie ich dir dabei helfen kann.«

»Ich weiß es nicht...«

»Was auch immer du brauchst, ich werde es für dich sein.«

Sie küßte seine Finger. Ihre eigenen Hände zitterten. Dann packte sie sein Hemd. »Was ich in diesem Moment am meisten brauche, bist du. Liebe mich!«

Er hörte ein Rascheln. Sie zog das Kleid aus, und er glaubte, sein Herz würde jede Sekunde zerspringen. Sein Verstand klammerte sich an einen letzten rationalen Gedanken. Jack hatte nichts dabei, er hatte noch nie zu den Männern gehört, in deren Brieftasche auch ein Kondom steckte, sondern mußte es stets erst auf den letzten Drücker organisieren. Verdammter Esel, wo, zum Teufel, sollte er morgens um halb fünf einen Gummi herbekommen?

»Es ist mir egal«, sagte sie. »Es ist mir egal, was passiert.«

Sie kniete sich hin, zerrte an seinem Gürtel, öffnete die Knöpfe, zog ihm die Hose herunter, riß ihn zu Boden, und mit einer einzigen schnellen Bewegung glitt er in sie hinein. Ihr Gesicht preßte sich an sein Ohr, und ihre Stimme flüsterte sehnüchrig seinen Namen, in genau demselben Takt wie sein Herzschlag. Dann wurde die Lust übermächtig, und das Geräusch verblaßte, verschwand zusammen mit seinem pochenden Herzen irgendwo außerhalb seiner Wahrnehmung. Hollys Beine schlossen sich um ihn, und er dachte noch: Es

gibt tatsächlich einen Gott, bevor ihm in einem gewaltigen Höhepunkt die Sinne schwanden.

Eine Ewigkeit später hörte er ihre Stimme. Sie streichelte sein Gesicht, sagte seinen Namen, hielt ihn fest zwischen den Schenkeln und wiegte ihren Unterleib sanft hin und her.

»Hier sind wir also«, sagte sie. »Hier sind wir.«

Ja, hier sind wir, dachte er. Endlich vereint.

HOLLY

Holly erzählte:

So habe ich Harford kennengelernt. Es erklärt, warum ich heute hier bin, und es erklärt auch, wieso ich mich dir gegenüber so abweisend verhalten habe, obwohl ich genau das Gegenteil empfand.

Alles fing mit einer Postkarte in einem zugeklebten Briefumschlag an. Seltsam, daß ihr Dad so etwas tat. Das Porto für eine Karte betrug nur einen Penny; steckte man sie in einen Umschlag, wurden hingegen drei Cents fällig. Holly erkannte die Handschrift und konnte die Karte durch den Umschlag ertasten. Das roch nach einer vertraulichen Mitteilung, die nur sie zu Gesicht bekommen sollte. Und es war auch irgendwie beunruhigend, als würde man mitten in der Nacht ein Telegramm erhalten.

Im Sommer 1941 hatte ihr Vater für Bethlehem Steel gearbeitet, aber dann gab ein Freund aus der Fabrik ihm einen Tip: Ein wohlhabender Kerl aus seiner alten Heimat suchte nach einem geschickten Handwerker, unten in einem kleinen Küstenstädtchen in New Jersey. Ich würde ja selbst hingehen, sagte Carnahans Freund. Aber du weißt doch, wie das ist. Man kann nicht in das Kaff zurückkehren, aus dem man stammt.

Anfangs sollten vorwiegend irgendwelche Wartungsarbeiten erledigt werden, aber sein Freund hatte Gerüchte gehört. Offenbar rechneten viele dort mit einem beträchtlichen Aufschwung. Der Mann, Loren Harford, besaß ein Anwesen von mehreren Dutzend Hektar, einen Radiosender am Strand, ein Bürogebäude in der Stadt sowie die dazugehörigen Grundstücke. Es bestand kaum Anlaß zu der Befürchtung, ihm könnte jemals die Arbeit ausgehen.

Harford wollte jemanden, der vielseitig eingesetzt werden konnte, und Carnahan erfüllte alle Voraussetzungen. Er war mit jedem Werkzeug vertraut, konnte Maler- und Gärtneraufgaben verrichten oder auch als Bauarbeiter einspringen. Er verstand sich aufs Klempnern und hatte sich genügend Kenntnisse angeeignet, um einen Raum elektrisch verkabeln oder ein technisches Gerät installieren zu können. Er konnte kaputte Fenster herrichten, einen Rasenmäher auseinandernehmen oder einen Wagen reparieren. Schon bald nannte man ihn nur noch den Zauberer.

Er wurde bei Harford vorstellig und bekam den Job. *Es ist wichtig, das im Hinterkopf zu behalten*, sagte Holly. Auf einer seiner ersten Karten aus Jersey hatte Carnahan von dem Gespräch mit Harford berichtet. Er wurde eingestellt und schien sehr froh zu sein: Zum erstenmal seit er 1932 von zu Hause weggegangen war, wirkte er zufrieden mit seinem Leben. Dann kam die Karte in dem Umschlag, und danach war nichts mehr so wie vorher.

Holly, mein Schatz,

*hast Du vielleicht eine Ahnung, wie ich Jack erreichen kann?
Ich möchte ja keine alten Wunden aufreißen, aber es wäre mir
sehr wichtig, kurz mit ihm zu sprechen. Du weißt doch, wieviel
Wert ich immer auf seine Meinung gelegt habe.*

*Falls er nicht kommen kann, wäre ich bereit, einen guten Teil
meines Wochenlohns für ein Telefonat zu bezahlen. Ich habe
seine alte Adresse, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie noch
stimmt.*

Holly bemerkte, daß er auf beide Seiten der Karte geschrieben hatte, und zwar auch auf das Anschriftenfeld. Demnach hatte er also von vornherein beabsichtigt, die Karte im Umschlag zu verschicken.

Es besteht kein Grund zur Sorge. Mir ist bloß vor kurzem etwas Merkwürdiges an Harford aufgefallen, und ich brauche mehr Klarheit. Jack würde mich vermutlich einen Dummkopf nennen, und womöglich ist das auch schon alles, was mir fehlt: eine Stimme der Vernunft. Ich mußte heute abend an ihn denken und frage mich, ob er wohl immer noch in South Carolma wohnt. Bitte sei mir nicht böse - falls Du es nicht weißt, werde ich es anderweitig herausfinden.

Er hatte wie üblich unterzeichnet: *Dein alter Vater.*

Am Rand stand ein Postskriptum, dessen dichtgedrängte Worte sie zusätzlich beschwichtigen sollten und natürlich genau den gegenteiligen Effekt hatten.

Nächstes Mal schreibe ich Dir eine schönere Karte. Warum verbrennst Du diese hier nicht einfach im Kamin? Und sei nicht besorgt, es hat wirklich nichts zu bedeuten. Aber falls Du weißt, wo Jack ist, antworte mir per Brief, nicht per offener Postkarte. Ich möchte nicht, daß jemand in meinen Angelegenheiten herumschnüffelt.

Ich liebe Dich, mein Schatz, und bin verdammt froh, Dein Daddy zu sein.

Wahrscheinlich hatte Carnahan es sehr eilig gehabt. Hätte er den Text nämlich ein zweites Mal gelesen, wäre ihm aufgefallen, wie beunruhigend er wirkte.

Das alles sah ihm so überhaupt nicht ähnlich, daß Holly unverzüglich am Busbahnhof anrief und sich nach dem Preis für eine Fahrt nach New Jersey erkundigte. Ich habe den ganzen Nachmittag versucht, dich zu erreichen, sagte sie. Aber ich habe lediglich herausgefunden, daß du nicht mehr in Carolina warst.

Sie wollte selbst nach Jersey fahren, doch am nächsten Morgen kam ihr dieser Plan töricht vor. Sie würde den Montag

und die nächste Postkarte abwarten. Falls ihr Vater wieder so seltsam klang, würde sie sich sofort auf den Weg machen.

Am Montag kam keine Karte.

Du darfst nicht vergessen, wie wichtig er diesen Punkt genommen hat. Er war verläßlich wie ein Uhrwerk und hielt auch nach Mamas Tod an dem Ritual der wöchentlichen Postkarte fest. Wenn überhaupt, so war es ihm höchstens noch wichtiger geworden, als es nur noch uns beide gab.

Sie konnte sich an keine einzige Woche seit Oktober 1932 erinnern, in der ihr Vater es versäumt hätte, einige Zeilen zu schreiben. Seine Postkarten bildeten die lange fortlaufende Erzählung seines Wanderlebens. Stets hatte er versucht, möglichst viele Neuigkeiten unterzubringen und dabei zuverlässiglich zu wirken. Doch wenn es einmal besonders hart wurde, verschwieg er es nicht, sondern erklärte, weshalb er kein Geld schicken konnte und daß er sich nach einem besseren Job umsehen würde.

Falls am Montag noch keine Karte da war, hieß das nur, daß die Post mal wieder länger brauchte. Auch dienstags blieb die Zustellung häufig aus, aber spätestens am Mittwoch würde die Karte eintreffen.

Am Dienstag morgen half das sonnige Wetter ihr über die Enttäuschung hinweg. Aber auch am Mittwoch kam keine Karte. Es war der 19. November. Noch am selben Abend brach Holly auf. Es regnete.

Regina Beach, 20. November. Nachdem sie eine Nacht und einen Tag per Zug und Bus quer durch Pennsylvania und Jersey gefahren war, traf sie schließlich an ihrem Ziel ein. Das naßkalte Wetter hatte sich nicht gebessert und entsprach ihrer Stimmung. Es wurde früh dunkel, nahezu ohne jede Dämmerung. Die Saison war längst vorbei; um sechs Uhr nachmittags schlossen die Geschäfte, die Markisen wurden eingerollt, und eine Stunde später waren die Straßen menschenleer.

Es lag auf der Hand, wohin und an wen Holly sich wenden würde. Sie kannte die Adresse auswendig, eine Pension in der Innenstadt. Wie erleichtert sie sein würde, wenn sie dort hinging und ihren Vater wohlbehalten antraf. Ihre Angst würde sich legen, und alles wäre wieder in Ordnung. Sie würden gemeinsam zu Abend essen und herzlich darüber lachen, daß sie sich völlig umsonst so große Sorgen gemacht hatte.

Doch als sie das Foyer betrat, verspürte sie ein ungutes Gefühl. Neben dem Postfach für Zimmer 214 stand kein Name. Sie war verunsichert, aber das mußte noch nichts bedeuten - auch einige der anderen Fächer waren namenlos, und zur Zeit herrschte immerhin keine Hauptsaison. Aber warum war die 214 leer, wenn Holly doch sicher wußte, daß ihr Vater seit Ende August hier gewohnt und auch Post bekommen hatte?

Oben reagierte niemand auf ihr Klopfen. Unten hörte sie ein Geräusch aus dem Zimmer des Hausverwalters. Als er nicht sofort zur Tür kam, hämmerte Holly dagegen.

Die Tür wurde aufgerissen, und ein rattengesichtiger Mann Mitte Vierzig kam zum Vorschein, offenbar nicht sicher, ob er nun wütend oder beunruhigt sein sollte. »Meine Güte, Lady, wo brennt's denn?«

Sie war gereizt und nervös, aber die Vernunft siegte, und sie rang sich ein Lächeln ab. »Es tut mir leid. Ich wollte meinen Vater in Nummer zweihundertvierzehn besuchen.«

Der Mann taute auf; er konnte dem hübschen Gesicht nicht widerstehen. Dann schaute er kurz über die Schulter in sein eigenes Zimmer, das eher einem Schweinestall glich.

»Der Name meines Vaters ist Carnahan.«

»Ja, ich kenne ihn. Er ist weg, seit ungefähr einer Woche.«

»Was meinen Sie mit weg?«

»Er hat mir eine Nachricht unter der Tür durchgeschoben. Darin stand, er würde nicht zurückkommen, und ich solle das Zimmer ruhig neu vermieten.«

Holly erschauderte. »Haben Sie es schon getan? Es neu vermietet?«

»Nein, noch nicht. Es stehen noch andere Zimmer leer.«

»Ist mein Vater Ihnen Geld schuldig geblieben?«

Er ließ sich mit der Antwort zuviel Zeit, als daß ihm eine eventuelle Lüge noch überzeugend gelungen wäre. »Genaugenommen hatte er für diesen ganzen Monat im voraus bezahlt. Deshalb habe ich das Zimmer ja auch noch nicht neu vermietet.«

»Haben Sie dort etwas verändert? Das Bett neu bezogen...?«

Er lachte. »Lady, wir sind hier nicht im Ritz. Ich habe den Raum noch nicht einmal betreten.«

»Dürfte ich vielleicht einen Blick hinein werfen?«

Er zögerte. »Sie sind tatsächlich seine Tochter?«

Sie zeigte ihm ihren Führerschein und ein Foto, auf dem sie mit Carnahan zu sehen war. Der Mann holte den Schlüssel.

Holly ging allein nach oben. Im Zimmer war es dunkel. Vom Fenster aus blickte man auf die regennasse Straße hinaus. Sie schaltete das Licht ein. Es sah genau so aus, wie man sich das Zimmer eines einfachen Handwerkers vorstellen würde, schlicht und spartanisch. Nichts deutete auf die zahllosen Menschen hin, die hier schon übernachtet hatten.

Der Wandschrank war leer, ebenso das Badezimmer. Das Fenster lag in Richtung Norden, und in der Ferne konnte Holly das rote Blinklicht von Harfords Sendemast erkennen.

Sie setzte sich neben die Heizung und drehte das quietschende Ventil auf. Wenig später stieg ein Schwall herrlich warmer Luft empor, aber es dauerte lange, bis Holly nicht mehr fröstelte.

Ihr Blick schweifte durch den Raum. Sprich zu mir, Daddy.

In diesem Moment kam ihr das eigentlich Undenkbare zum erstenmal in den Sinn.

Er ist tot.

Als sie klopfte, kam der rattengesichtige Mann sofort zur Tür. Er hatte sich die Haare gekämmt, ein frisches Hemd angezogen und sein Zimmer ein wenig aufgeräumt, und er bat sie hinein.

Dann bot er ihr einen Kaffee an.

»Vielen Dank«, sagte sie und stellte überrascht fest, daß der Kaffee gut, stark und schwarz war, genau wie sie es mochte.

»Also, was sagen Sie?« fragte er. »Bleiben Sie ein Weilchen in der Stadt?«

»Ja, vermutlich.« Sie kam sich wie betäubt vor.

»Sie könnten hierbleiben. In seinem Zimmer, meine ich. Die Miete ist ohnehin schon bezahlt.«

»Danke. Sie sind sehr nett.«

Sie trank aus; dann fiel ihr ein, was sie ihn fragen wollte.
»Haben Sie die Nachricht noch, die er Ihnen hinterlassen hat?«

Er mußte nicht lange danach suchen. »Sie können sie behalten.«

Oben schloß sie die Tür hinter sich ab, setzte sich aufs Bett, faltete den Zettel auseinander und sah sich die Handschrift an. Es war nicht die Schrift ihres Vaters. Sie sah ihr nicht einmal ähnlich.

Ich hatte mal einen Traum, sagte sie. Alle Menschen, die ich kannte und liebte, waren tot. Für mich als Kind war es damals der schlimmste Alptraum. Und später habe ich das alles wirklich erleben müssen.

Meine Schwester ist umgekommen, aber das weißt du ja schon. Sie war zehn, ich fünfzehn. Ich war eine geübte, starke Schwimmerin und sollte auf sie aufpassen. Aber ich ließ mich ablenken, und von einem Moment auf den anderen war sie weg.

Du hast nach meinem Freund gefragt. Er hieß Emmett Huff. Wir sind zusammen aufgewachsen. Er wohnte nebenan, und unsere Zimmerfenster lagen sich genau gegenüber. Im Sommer konnten wir uns über die Hecke hinweg unterhalten,

bis unsere Eltern sagten, wir sollten gefälligst das Licht ausmachen und zu Bett gehen.

Falls Emmett am Leben geblieben wäre, hätten wir beide geheiratet und längst Kinder in die Welt gesetzt. Ich wäre heute eine glückliche, vollkommen durchschnittliche Hausfrau und Mutter in Sadler, Pennsylvania, und singen würde ich höchstens im Kirchenchor. Du und ich, wir hätten uns niemals kennengelernt.

Aber Emmett kam ums Leben. Natürlich, was auch sonst?

Tut mir leid, wenn das wie Selbstmitleid klingt. Aber vielleicht erkennst du so eher, was für ein seelischer Krüppel ich bin und weshalb ich dich an dein Versprechen erinnern werde.

Emmett war ein großartiger, herzensguter Junge, und ich habe ihn sehr geliebt. Gott weiß, Emmett hat mich ebenfalls geliebt. Aber er war wie wir anderen auch, er hat zuviel gearbeitet und war ständig müde. Eines Abends ist er am Steuer eingenickt und mit seinem Wagen unter den Anhänger eines Lastzugs gefahren. Ich war mit ihm verabredet, und als ich die Sirenen hörte, überfiel mich dasselbe eisige Gefühl wie damals am See. Dasselbe furchtbare Frösteln, das ich auch Jahre später empfand, als ich im Zimmer meines Vaters saß und eine Nachricht las, die er nie geschrieben hatte. Ich lief zum Highway und traf am Unfallort ein, als man gerade dabei war, den Wagen zu öffnen. Jemand wollte mich zurückhalten, aber ich riß mich los, und die Tür ging auf.

Emmetts Kopf fiel heraus und rollte mir zwischen die Füße.

Sie versuchte, einen Sinn hinter all dem zu erkennen. Vielleicht kannte Gott die Antwort. Aus irgendeinem Grund, der nie genauer hinterfragt werden durfte, hatte Gott ihre Schwester ertränkt und ihren Freund auf diese grausige Weise getötet. Ein solcher Gott war unvorstellbar. Falls jedoch kein Gott existierte, gab es eine einfache Erklärung. Das alles war purer Zufall. Manche Leute haben eben Glück und andere nicht, aber es gibt niemanden, der uns anleitet, sich um uns sorgt oder uns beschützt. Unser Dasein ist genauso unbedeutend wie das irgendeiner Ameise. Es ist gleichgültig, für wie wichtig du dich

hältst, denn dein Glück kann dich jederzeit verlassen. Sogar die Reichen und Mächtigen sind nicht dagegen gefeit.

Ich habe mir etwas geschworen. Ich werde nicht den Verstand verlieren. Allerdings ist man selbst wahrscheinlich der letzte, der so etwas bemerken würde. Tom wußte, daß mit mir etwas nicht stimmte. Ich konnte ihm nie das geben, was er wollte. Ich habe es aufrichtig versucht, aber es war einfach nicht da.

Jetzt ist auch er tot, also spielt es wohl keine Rolle mehr, oder?

Die Suche nach meinem Vater war alles, was noch zählte. Ich befand mich in einer seltsamen kleinen Stadt, die ebensogut auf der Rückseite des Mondes hätte liegen können. Ich mußte mit Harford sprechen, aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte.

Verzeihung, Sir, ich suche nach meinem Vater.

Was haben Sie mit ihm gemacht?

Sie rechnete mit Schwierigkeiten. Dann ging sie los und fand ihre Befürchtung bestätigt.

»Es tut mir leid, aber Mr. Harford empfängt niemanden und gibt auch keine Interviews.«

Holly war nicht überrascht. Sie sah die Frau an, ein freundliches, ungefähr gleichaltriges junges Geschöpf. »Ich bin nicht wegen eines Interviews hier«, erklärte sie. »Ich suche jemanden und habe Grund zu der Vermutung, daß Mr. Harford mir weiterhelfen kann.«

»Mr. Harford hat die letzten Jahre sehr zurückgezogen gelebt. Er pflegt keinerlei gesellschaftlichen Umgang.«

»Meinen Vater hat er dennoch gekannt.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Wie lautet denn der Name Ihres Vaters?« fragte sie.

»Carnahan.«

»Aber natürlich. Was für ein netter Mann. Wir alle haben ihn gemocht. Es hat uns sehr überrascht, daß er so plötzlich weggegangen ist.«

Holly schloß kurz die Augen, um gegen die aufsteigende Wut anzukämpfen. »Er ist nicht plötzlich weggegangen«, sagte sie dann. »Es ist ihm etwas zugestoßen.«

Die Frau bemühte sich, mitfühlend zu wirken. »Ich verstehe ja, daß Sie sich Sorgen machen. Aber ich bin sicher, es geht ihm gut.«

»Ich würde trotzdem gern mit Mr. Harford sprechen.«

»Ich habe versucht, es Ihnen zu erklären, aber Sie hören mir ja nicht zu.« Die Frau seufzte laut. »Hören Sie, ich werde Mr. Harford fragen, ob er etwas weiß. Mehr kann ich Ihnen nicht anbieten.«

»Wann kann ich zurückkommen?«

»Versuchen Sie es doch heute nachmittag noch mal.«

Aber das Resultat blieb dasselbe.

»Es ist genau, wie ich schon vermutet habe, Miss Carnahan. Mr. Harford hat Ihren Vater nie getroffen.«

Es muß wohl an Hollys Blick gelegen haben, daß die Frau sie ansah und wiederum ins Wanken geriet. »Vielleicht sollten Sie mal mit Mr. Barnet reden. Die Vorstellungsgespräche sind meistens seine Aufgabe.«

Ihr Vater hatte nie jemanden namens Barnet erwähnt, aber das war ihr gleichgültig. »Im Augenblick würde ich mit jedem reden.«

Barnet war ganz offensichtlich verärgert, daß er sich mit Holly abgeben mußte. »Ich habe Ihren Vater eingestellt. Nicht Harford - ich. Er hat fünf oder sechs Monate für uns gearbeitet und ist ohne jede Vorwarnung verschwunden. Ich glaube nicht, daß Harford je auch nur ein Wort mit ihm gewechselt hat.«

Alle hier lügen, dachte Holly.

An jenem Abend beobachtete sie, wie Harford das Gebäude verließ. Als er am nächsten Morgen zum Sender kam, stand sie bereits in fünfzig Metern Entfernung unter den Bäumen und

wartete. So lernte sie seine Gewohnheiten kennen, und sie fand heraus, wo er zu essen pflegte, indem sie am Strand nach seinem Auto Ausschau hielt. Den protzigen Wagen konnte man unmöglich übersehen.

Harford war ein wandelnder Widerspruch. Einerseits lebte er sehr zurückgezogen, andererseits zelebrierte er seine Berühmtheit geradezu. Er wollte bekannt sein, ohne die Schattenseiten des Ruhms erdulden zu müssen, also ließ er seinen Namen über den Eingang des neuen Bürogebäudes meißeln und versteckte sich dann hinter einer Batterie von Sekretärinnen. In der Öffentlichkeit ließ er sich nur selten blicken, aber die Stationskennung des Senders bestand aus den Anfangsbuchstaben seines Nachnamens.

Er will der Welt beweisen, welche Möglichkeiten das Radio bietet, sagte Dulaney. Vielleicht möchte er genau dafür in Erinnerung bleiben.

Sie nickte. Oder es hat womöglich etwas mit seiner toten Frau zu tun. Aber das war mir egal. Ich mußte mich um meine eigenen Probleme kümmern.

Am nächsten Tag wartete sie vor dem Bürogebäude. Als er am Abend vor die Tür trat, ging sie genau auf ihn zu.

»Mr. Harford...«

Er wich zurück und streckte die Hand nach dem Türgriff des Wagens aus.

»Ich habe versucht, einen Termin bei Ihnen zu bekommen, Sir, aber Ihre Leute wollten mir nicht helfen. Sie haben meinen Vater eingestellt. Sein Name ist Carnahan. Sie haben ihn eingestellt, und nun ist er verschwunden.«

»Sie irren sich. Ich stelle niemanden ein.«

»Er hat mir aber davon geschrieben. Von dem Gespräch mit Ihnen. Und das waren Sie, Sir, denn er hat Ihren Namen genannt. Jetzt wird er vermißt.«

Es war schwer zu sagen, ob er sie ansah, weil er diese dunkle Brille trug, aber er schien Holly eindringlich zu mustern. Sie sagte seinen Namen, nur ein leises »Mr. Harford«; es reichte

jedoch aus, um ihn aus der Erstarrung zu reißen. Er öffnete die Wagentür. »Ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte er. »Ich habe Ihren Vater nie getroffen.« Dann fuhr er weg.

Am nächsten Morgen wartete sie in seinem bevorzugten Restaurant. Er trat ein und ging in ein Hinterzimmer; dabei kam er dicht an Holly vorbei, die am Tresen saß und in einer Zeitung blätterte. Sie stand auf und folgte ihm.

Er saß allein an einem Tisch und las ebenfalls Zeitung. Niemand sonst befand sich im Raum. Er hatte die Brille abgenommen und ein Exemplar der *Times* in der Hand. Er hörte sie nicht kommen, sah sie nicht, bis sie auf einmal einen Stuhl zurückzog und gegenüber von ihm Platz nahm.

Was dann geschah, sollte sie erschrecken und ihr für viele Monate deutlich in Erinnerung bleiben. Sie sagte seinen Namen; es war kaum lauter als ein Flüstern, aber er zuckte zusammen und schrie auf, als hätte sie auf ihn geschossen. Die Zeitung fiel ihm aus der Hand, und sein Kaffee verteilte sich über die Tischdecke. Für den Bruchteil einer Sekunde starnte Holly in dieses gelbe Auge; dann wandte er das Gesicht ab, griff hastig nach seiner Brille und wollte im selben Moment aufstehen. Dabei geriet er ins Straucheln und stürzte. Der große Mr. Harford lag bäuchlings zu Hollys Füßen.

Genauso schnell war er wieder auf den Beinen und zur Tür hinaus. O Gott, dachte sie, und all ihr Mut verließ sie. Sieht nach einem Mann mit Schuldgefühlen aus oder nicht?

Somit war klar, daß sie bei Harford nichts weiter erreichen würde. Zumindest glaubte sie das zu jenem Zeitpunkt, Anfang Dezember 1941.

Sie ging zum Sheriff, der eine Vermißtenanzeige aufnahm, Hollys Adresse in Pennsylvania notierte und sich eine Beschreibung ihres Vaters geben ließ. Die ganze Prozedur dauerte weniger als zehn Minuten, und der Standpunkt des Sheriffs war wenig ermutigend. Es gebe keine Anzeichen für ein Verbrechen, sagte er, und er habe gewiß nicht vor, irgendwelche Anschuldigungen gegen Mr. Harford zu erheben,

solange ihm nichts Stichhaltigeres als Hollys Verdächtigungen vorliege.

Nun war sie völlig verunsichert. Es beschlich sie das nagende Gefühl, der Sheriff würde alles brühwarm an Harford weiterreichen, so daß sie sich lediglich selbst in Gefahr gebracht hatte. Sie würde sich niemandem mehr anvertrauen; nicht hier, nicht jetzt. Statt dessen wollte sie alles aus der Ferne beobachten und ansonsten den Mund halten.

Nach und nach erfuhr sie, wer die Mitarbeiter des Senders waren, und wurde zu einem jener Menschen, an die keiner sich erinnert. Sie tat alles, um möglichst durchschnittlich auszusehen: färbte sich das Haar mausgrau und steckte es zu einer langweiligen Frisur hoch, trug eine billige Brille und Kleider vom Wohltätigkeitsbasar. Sie folgte den Angestellten, sah sie kommen und gehen. *Wo auch immer sie hingingen, ich war ebenfalls da.*

Es ist erstaunlich, wie unsichtbar man sich machen kann, obwohl man im Restaurant fast am selben Tisch sitzt. Man vertieft sich scheinbar in eine Zeitung, bekommt in Wahrheit aber sogar noch die kleinste Kleinigkeit mit. Mein Dad war damals ein beliebtes Gesprächsthema, hauptsächlich wegen Livia. Ich schätze, die Leute glaubten, ihre Welt würde nur bis zum Rand meiner Zeitung reichen. Schon bald wußte ich alles mögliche über sie.

Darüber hinaus machte ich mich mit der Geschichte des Senders vertraut und las alles, was mit Harford und WHAR zu tun hatte. Ich wußte von March Flack. Ich besorgte mir den zuletzt erschienenen Artikel über den Fall, und ich sah Mrs. Flack, wenn sie zusammen mit diesem alten kranken Mann ihre Spaziergänge am Strand unternahm.

Auch Harford habe ich häufig gesehen. Ich behielt ihn ständig im Auge, und manchmal zeigte ich mich, stellte mich irgendwo in sein Sichtfeld, bis ihm zu dämmern begann, wer ich war. Frag mich nicht nach einer Erklärung, ich weiß selbst nicht, was das sollte. Nichts von dem, was ich während jener Wochen tat, ergibt irgendeinen Sinn.

Und dann kam Weihnachten.

Der 24. Dezember. Ein schrecklicher Tag. Kein Laden hatte geöffnet, und alles war wie ausgestorben. Ein kalter Wind wehte, das Meer unter dem grauen Himmel war aufgewühlt und der Strand menschenleer. Holly ging durch die Straßen und hörte gelegentlich Weihnachtslieder erklingen. Sie sehnte sich nach einer Beschäftigung, auch wenn die nur daraus bestanden hätte, dreckiges Geschirr abzuwaschen, aber die Imbißstube, in der sie als Küchenhilfe arbeitete, war für zwei Tage geschlossen. Verzweifelt bemühte sie sich, ihre Gedanken abzuschalten, aber das war wohl nur den fröhlichen Menschen vergönnt, die hinter den vereisten Scheiben unbekümmert den Feiertag beginnen. Am Strand schlenderte Holly immer weiter nach Norden, und unversehens tauchte Livia's Haus vor ihr aus der Abenddämmerung auf. Ein hübscher kleiner Bungalow, hinter dessen gelb erleuchteten Fenstern Schatten tanzten. Ein Kind sah nach draußen, und Holly blieb stehen, vermeintlich zu weit im Hintergrund, um bemerkt zu werden. Sie wußte nicht, was sie immer wieder an diesen Ort zog, denn nichts vermochte die erdrückende Einsamkeit zu lindern, die sie verspürte. Dennoch hatte sie schon an vielen Abenden hier zwischen den Dünen gestanden und diese Fenster beobachtet. Falls sie je ihr Schweigen brechen würde, dann vermutlich Livia gegenüber. Oft hatte sie in Erwägung gezogen, an ihre Tür zu klopfen. Hallo, ich bin Holly Carnahan. Ich glaube, Sie haben meinen Vater gekannt. So schlicht, so einfach und eigentlich sehr naheliegend. Nun - sieben ereignisreiche Monate später - wußte sie auch nicht mehr zu sagen, weshalb sie immer im letzten Moment gezögert und den Rückzug angetreten hatte.

An jenem Abend wäre es durch Zufall beinahe anders gekommen. Das Kind am Fenster winkte ihr schüchtern zu, und plötzlich ging die Tür auf, und Livia trat heraus. Sie sahen sich an. »Hallo«, sagte Livia und hob eine Hand.

»Hallo«, erwiderte Holly, wich jedoch einen Schritt ins Dunkel zurück.

»Haben Sie sich verlaufen?«

»Nein...« Sie schlängelte den Gürtel ihres Mantels fester um den Leib. »Ich gehe bloß spazieren.«

»Da haben Sie sich aber einen scheußlichen Abend ausgesucht.« Livia kam ein paar Schritte näher und kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. »Nur wenige Leute kommen bis nach hier oben«, sagte sie.

Holly sah ihr an, daß Livia nicht recht wußte, wie sie sich verhalten sollte. Sie waren immerhin Fremde; andererseits schlug man an einem kalten Heiligabend niemandem die Tür vor der Nase zu. »Ich hoffe, Sie sind nicht allein«, sagte Livia.

»Nein... ich bin später noch mit jemandem verabredet.«

»Niemand sollte Weihnachten allein verbringen müssen. Sie können sich gern bei mir am Kamin aufwärmen. Ich hätte einen heißen Apfelwein mit Zimt anzubieten.«

»Vielen Dank, aber ich muß weiter.«

»Gleich kommt der Weihnachtsmann. Ehrlich, er muß jede Minute hier sein.«

Holly sah sie fragend an.

»Es ist ein Spiel, das wir jedes Jahr für meine Kinder veranstalten. Sie bekommen am Heiligabend ihre Geschenke. Ein paar Freunde verkleiden sich und übernehmen die diversen Rollen.« Sie winkte Holly heran. »Kommen Sie doch eine Weile herein ins Warme.«

»Wirklich, es geht nicht. Ich bin schon spät dran.«

»Na, dann frohe Weihnachten!«

»Ja.« Holly schaute ihr hinterher. »Für Sie auch«, sagte sie, nachdem die Tür sich geschlossen hatte.

Du Idiotin, dachte sie und machte sich auf den Rückweg. Was hätte es denn schaden können, dieser Frau dein Gesicht zu zeigen? Eine Tasse Punsch zu trinken? Ihre Kinder kennenzulernen? Oder ihr zu verraten, wer du bist?

Sie sah Scheinwerfer zwischen den Dünen auftauchen. Der Weihnachtsmann kam, und zwar nicht in einem Schlitten,

sondern in einem alten Dodge. Das war Brinkers Wagen. Holly kannte sie alle, wußte, wer sie waren und wo sie wohnten, was für Autos sie fuhren und welche Restaurants sie gern besuchten. Sie erkannte sie sogar in ihren Verkleidungen. Rue und Becky spielten die Elfen, Rues Freund Brinker einen Clown. Die fette Köchin, Laura Leaf, hatte sich in ein rotes Kostüm gezwängt und fungierte als Frau des Weihnachtsmanns. Stoner, ebenfalls rotgewandet, gab ihren prachtvollen Gatten ab. Er hatte sich Kissen und Polster unter den Mantel gestopft, seinen kantigen Schädel mit einer weißen Lockenperücke geschmückt und einen langen Rauschebart angelegt.

Brinker ging als erster hinein, um ein paar Späße zu machen und die Kinder zu erfreuen. Zehn Minuten später folgten die Elfen und hatten lange Strümpfe voller Nüsse, Orangen und kleiner Geschenke dabei. Mrs. Weihnachtsmann brachte Kuchen; süßen Schokoladenkuchen für die Kinder und Früchtekuchen mit Schuß für die Erwachsenen. Stoner blieb allem auf der Veranda, bereitete seinen großen Auftritt vor und verfolgte unterdessen voll freudiger Erwartung, was drinnen geschah. Da wurde er auf einmal entdeckt: Ein kleines Gesicht schaute durch die Scheibe und stieß einen Jubelschrei aus. »Hallo, ihr Lieben!« rief er, stapfte unter dem Geräusch klingender Glöckchen zur Tür und warf sich den großen Sack über die Schulter, der vor lauter Päckchen und Stofftieren fast aus den Nähten platzte. Livia ließ ihn herein, nahm ihm die Last ab, und die Kinder liefen in seine Arme. »Frohe Weihnachten, ihr Lieben!«

Die Tür klappte zu, und alle dort drinnen genossen die fröhliche Festtagsstimmung.

Die Frau aus dem Schatten beobachtete die anderen. Sie fühlte sich gleichzeitig vom Licht angezogen und ins Dunkel gestoßen. Sie sehnte sich nach dem Licht, sehnte sich von ganzem Herzen danach; es lockte sie mit der Anziehungskraft der Sonne. Aber die Finsternis gab sie nicht frei.

Mitten in der Nacht erwachte Holly im Zimmer ihres Vaters und hörte seine Stimme. Sie setzte sich im Bett auf.

Da im Dunkeln war nichts, nur die leise zischende Heizung. Du wirst verrückt, dachte sie.

Ich mußte unbedingt weg von dort. Nach Hause, wenn auch nur für eine Weile. Sobald ich das begriffen hatte, konnte ich die Stadt gar nicht schnell genug verlassen.

Hastig packte sie ihre Sachen zusammen. Als sie ihren Mantel aus dem Schrank nehmen wollte, blieb er an dem Bügel hängen. Ungeduldig riß sie ihn los. Etwas fiel zu Boden.

Eine Filmrolle.

Holly zerrte den Stuhl in den Wandschrank und stieg auf die Sitzfläche. Von der Decke hing an einem ausgefransten Kabel eine nackte Glühbirne. Holly hielt sie sich über den Kopf. Da, wo der Türrahmen ein kleines Stück von der Wand abstand, befand sich mitten in einer dicken Staubschicht ein dunkler Fleck von der ungefähren Größe eines Fünfzigcentstücks.

Die Filmrolle paßte genau dorthin. Sie hatte fast zur Hälfte über die Kante geragt, bis sie durch Hollys unfreiwilligen Stoß heruntergefallen war. Sie konnte zwei Wochen oder zehn Jahre da oben gestanden haben.

Holly würde die Bilder entwickeln lassen, aber nicht hier. Sie traute niemandem in dieser Stadt, nicht einmal den namenlosen Leuten, denen der Fotoservice in der Apotheke gehörte.

Sie saß im Zug und fuhr in gemächlichem Tempo quer durch Pennsylvania. Ihr war kalt, sie behielt die ganze Zeit die Hand in der Manteltasche und umklammerte diese Filmrolle.

Sie spürte Harfords Gegenwart. Er schien dort draußen in der schwarzen Landschaft neben ihr herzufliegen.

Bis sie in Sadler eintraf, hatte sie sich neue Hoffnung eingeredet. Ihr Vater würde sie gesund und munter zu Hause erwarten und fragen, wo sie gesteckt hatte. Oder im Briefkasten würden mehrere Postkarten liegen, die alles erklärten.

Tief im Herzen wußte sie es besser.

Sie kam die Stufen hinauf und leerte den Briefkasten. Keine Karten. Sie warf alles auf den Küchentisch und kümmerte sich zunächst nicht darum, sondern entzündete ein Feuer im Kamin. Während sie Holz nachlegte, behielt sie den Mantel an, denn sie fror immer noch. Dann setzte sie sich auf den Sessel ihres Vaters und sah die Post durch.

Die Rate für das Haus war längst überfällig. Holly durfte nicht zu sehr in Verzug geraten; die Hypothek würde in wenigen Jahren abbezahlt sein. Ein Brief von der Kirche; man machte sich Sorgen über ihr plötzliches Verschwinden.

Ganz unten im Stapel war ein Brief von dir.

Ihr stiegen sofort Tränen in die Augen. Tom war tot.

Natürlich ist er tot. Natürlich.

Sie wußte noch, was sie gedacht hatte, als er sich zum Dienst in der Navy meldete: Jetzt werden sie ihn töten.

Und genau das hatten sie nun getan.

Toller Brief, Jack. Meine Güte, hättest du denn nicht wenigstens deine vollständige Adresse auf den Umschlag schreiben können? Und wo, zum Teufel, liegt Arcadia, Kalifornien?

Die ersten Tage des Jahres 1942 waren ihr nur noch bruchstückhaft im Gedächtnis, obwohl sich in jener Zeit eine unwiderrufliche Trennung zwischen Hollys altem Leben und einer Ungewissen Zukunft vollzog. Eines Tages merkte sie, daß ihr Verstand sich klärte und sie sich für einen Schritt wappnete. Die Bank schickte eine weitere Mahnung, unfreundlicher und bedrohlicher, aber das Haus war Holly mittlerweile gleichgültig, sollten diese verfluchten Krämerseelen es ruhig bekommen. Ihr Vater hatte recht, am Ende würde sowieso alles auf dieser Welt den Banken gehören. Sie schrieb einen Antwortbrief - *Wir haben seit 1915 immer pünktlich unsere Raten gezahlt... Haben Sie denn überhaupt kein Gewissen? -, schickte ihn dann aber doch nicht ab, sondern verbrannte ihn im Kamin.*

Auch viele andere Papiere landeten im Feuer, darunter der Artikel über March Flack. Es spielte keine Rolle, sie kannte die Fakten auswendig.

Kurz darauf kappte die Telefongesellschaft den Anschluß.

Hollys Leben in Sadler näherte sich dem Ende, ganz langsam, wie bei einem Greis, der an Altersschwäche starb. Eines Nachmittags stand sie am Fenster und dachte: *Ich werde nie wieder hierher zurückkehren*, doch was sie als nächstes tun würde, war ihr ein ebensolches Rätsel wie das Verschwinden ihres Vaters. Sie spürte, daß Livia eine Verbündete sein könnte; sie hatte sich ihr allerdings nie offenbart. Der Grund dafür war ihr immer noch nicht klar, es hatte sich nur irgendwie nicht richtig angefühlt. *Es schien nicht rechtens zu sein, auf diese Weise in den Angelegenheiten meines Vaters herumzuwühlen. Und Livia wußte nichts. Ich fand das heraus, als ich sie und Rue eines Tages in dem Cafe belauscht habe.* Aber sie war mit dieser kleinen Stadt noch nicht fertig und die Stadt mit ihr auch nicht.

Am selben Nachmittag saß sie in ihrer Küche und betrachtete zum hunderstenmal die Schnapschüsse, die sich auf der Filmrolle befunden hatten. Offenbar hatte ihr Vater die Bilder gemacht, aber ihr war nicht klar, was daran Besonderes sein sollte. Zunächst kam eine Folge von Strandfotos, aufgenommen in der Abenddämmerung, und zu sehen waren die Rechtschaffenen im Schein eines offenen Feuers. Becky lachte, Gus wirkte leicht amüsiert, Rue und Brinker standen ein Stück daneben, und im Vordergrund sprach Livia mit einem Unbekannten. Die nächsten Bilder stammten vom selben Abend und zeigten jeweils nur ein oder zwei der Anwesenden. Livia stand immer noch dicht vor der Kamera und sprach mit dem Mann. Dann eine Reihe von Innenaufnahmen - eine Soundstage mit Mikrofonen und Scheinwerfern. An einer Seite saß Hazel... und die beiden Schroeders standen sich gegenüber. Auf der Wanduhr war es drei Minuten nach zwei. Noch ein Foto, nahezu identisch, um zwei Uhr fünf; ein weiteres um zwei Uhr sechs. Peter gestikulierte verärgert und schien etwas zu sagen. George hörte aufmerksam zu; Hazel wirkte

abgelenkt, als höre oder verstehe sie nicht, worum es ging - oder als sei es ihr gleichgültig. Keiner von ihnen schien zu bemerken, daß sie fotografiert wurden. Die Bilder waren durch eine Scheibe hindurch aufgenommen worden, aus der dunklen Kabine der Aufnahmleitung unmittelbar neben der Soundstage.

Holly zog wieder das erste Bild hervor: Livia und der Unbekannte am Strand. *Ich frage mich, wer das ist. Ich habe ihn nie dort gesehen, weder allein noch zusammen mit den anderen.*

Das konntest du auch nicht, denn als du herkamst, war er schon weg. Er war damals mit mir zusammen, in Kalifornien.

Sie riß erstaunt die Augen auf.

Sein Name ist *Kendall*.

Der 24. Januar. Der Tag, an dem Harford nach Pennsylvania kam.

Holly stieg aus dem Bus, ging um die Ecke und erstarnte. Vor ihrem Haus stand der Packard geparkt.

Ein Dutzend Gedanken gleichzeitig schossen ihr durch den Kopf. Sie blieb eine Weile stehen und ging dann langsam weiter.

Mitten im Winter wurde es früh dunkel. Die Kriegs zeitverordnung war noch nicht erlassen worden, und die finstere Straße lag wie ausgestorben da. Trotzdem war es ganz eindeutig Harfords Wagen; in einer Stadt wie Sadler besaß niemand eine solche Karosse.

Als Holly an Emmetts altem Zuhause vorbeiging, schlug ihr das Herz bis zum Hals. Sie kam um die Hecke herum und sah nun ihr eigenes Haus vor sich. In einiger Entfernung bog ein Wagen um die Ecke, und im Gegenlicht der Scheinwerfer konnte Holly erkennen, daß der Packard leer war. Er ist irgendwo da draußen, dachte sie, irgendwo hinten im Dunkeln, und lauert mir auf.

Dann sah sie ihn. Er saß auf den Stufen der vorderen Veranda. Und er trug seine verdammte schwarze Brille, wie Holly im Licht des vorbeifahrenden Wagens registrierte. Als wäre er blind.

Sie sprach ihn vom Bürgersteig aus an. »Was wollen Sie?«

»Ich bin hergekommen, um Ihnen etwas zu sagen.«

Seine Stimme zitterte; er war nervös. Sie wußte nicht, was sie tun sollte, und kam sich schutzlos vor.

»Okay«, sagte sie. »Kommen Sie mit hinein.«

Sie ging an ihm vorbei zum dunklen Haus und schloß die Tür auf. Als sie das Licht einschaltete, stand er dort mit seinem Hut in der Hand.

Der Hut hat mich auf seltsame Weise an Daddy erinnert. Als das Licht anging, war dieses Gefühl einen Moment lang dermaßen stark, als befände sich noch eine dritte Person im Raum. Dann sah ich ihm ins Gesicht, sah diese dunkle Brille, und er hatte so gar nichts Warmes oder Beruhigendes an sich, also bekam ich erneut Angst. Aber ich mußte mir anhören, was er zu sagen hatte. Vielleicht würde sich nie wieder eine solche Gelegenheit bieten.

Sie setzten sich an den Küchentisch. Holly bot ihm nichts an, keinen Kaffee, gar nichts. Sie wartete einfach ab, und schließlich ergriff er das Wort. »Ich habe jeden nach Ihrem Vater gefragt. Niemand weiß, warum er weggegangen ist.«

»Und Sie sind den ganzen Weg hergefahren, um mir das zu erzählen.«

Er breitete die Arme aus, als wolle er sagen: Ich bin hier, oder etwa nicht? Dann rang er sich so etwas wie ein Lächeln ab, das Holly jedoch frösteln ließ.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Ich bin nicht besonders gut bei solchen Dingen. Aber ich wollte Sie wissen lassen, daß ich es zumindest versucht habe.«

Sie schüttelte leicht den Kopf, ohne Harford aus den Augen zu lassen. »Ich schätze, ich tue mich auch eher schwer damit.

Gerade jetzt fällt es mir zum Beispiel furchtbar schwer, Ihnen zu glauben, daß Sie nur deswegen hergekommen sind.«

Er saß einen langen Moment völlig reglos da und zuckte dann die Achseln. »Sie erinnern mich an jemanden.«

Sie erwiederte nichts. Um sie zu überzeugen, mußte er sich schon bedeutend mehr Mühe geben.

»Sie sehen ihr überhaupt nicht ähnlich... dieser anderen Person. Vielleicht ist es Ihre Stimme.«

Das kam ihr sogar noch unglaublicher vor. »Sir, Sie haben mich kaum zu Wort kommen lassen, wie Sie sich bestimmt erinnern.«

»Manchmal reichen schon ein paar Worte aus.«

»Bitte«, sagte sie. »Falls Sie hier irgendein Spiel veranstalten wollen...«

»Ich versichere Ihnen, das ist nicht der Fall. Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um herauszufinden, was Sie wissen wollten.«

»Und was soll ich jetzt tun? Mich bedanken?«

»Deswegen bin ich nicht hier.«

»Das ist gut. Ich bin nämlich nicht in der Stimmung dazu. Mein Vater wird vermißt, und Sie scheinen irgendwie dann verwickelt zu sein.«

Er schüttelte den Kopf. »Das bin ich *nicht*.«

»Wie kann ich Ihnen vertrauen? Sie behaupten, ihn nie getroffen zu haben, aber ich weiß, daß das nicht stimmt. Sein Wort steht gegen Ihres. Wem würden Sie glauben?«

Er seufzte vernehmlich. »Ich kann nur immer wieder betonen, daß ich dem Mann nie begegnet bin.«

Am liebsten hätte sie es ihm laut ins Gesicht geschrien - Lügner! Aber als sie aufblickte, sah sie das kleine Mädchen von nebenan durch die Hintertür hineinschauen. Sie schüttelte kaum merklich den Kopf, und das Kind wich zurück. Einen Augenblick später tauchte das kleine Gesicht jedoch über dem

Fensterbrett auf, und irgendwie wirkte die Anwesenheit des Mädchens tröstlich auf Holly.

Sie sah Harford an. »Wer hat Ihnen meine Adresse verraten?«

Er sagte nichts.

»Es war der Sheriff, nicht wahr? Dieser unfähige Bauerntölpel.«

Harford schob seinen Stuhl zurück. »Es tut mir leid. Mir ist nun klar, daß ich nicht hätte herkommen dürfen.« Er stand auf, verließ das Zimmer, und sie folgte ihm in einiger Entfernung zur Tür. Am unteren Ende der Vordertreppe wandte er sich ein letztes Mal zu ihr um.

»Ich weiß wirklich nicht, was es ist. Ihre Stimme, Ihr Charakter, vielleicht auch Ihr Elan.«

Dann fuhr er weg.

Den Rest kennst du ja. Ich bin nach Regina Beach zurückgekehrt, und an jenem Abend auf dem Pier habe ich mich aus einer Laune heraus Holly O'Hara genannt. Ich hatte zehn Dollar bei diesem Amateurwettbewerb gewonnen; das ist nicht gerade wenig, wenn man sich mühsam über Wasser zu halten versucht.

Irgendwann mußte ich wieder an diese Fotos denken. Sie stammten auf keinen Fall aus einer dieser alten Kodak-Kameras. Woher hatte mein Vater den Apparat? Hier in der Stadt gibt es nur wenige Geschäfte, die solche Kameras verkaufen, und ich wußte, daß er sich garantiert kein neues Gerät leisten konnte. Also bin ich in die Pfandleihe gegangen, und da lag sie mitten in der Vitrine... seine goldene Uhr. Er hatte seine Uhr verpfändet, um die Kamera Ausleihen zu können. Der Kerl in der Pfandleihe hatte ihm sogar noch gezeigt, wie man damit umgehen mußte. Es hätte ihn überrascht, sagte er, daß mein Vater nicht wiedergekommen sei, um die Uhr auszulösen. Also habe ich die Uhr und die Kamera bezahlt, und dann bist du plötzlich hier aufgekreuzt.

Alles andere weißt du. Als ich dich sah, habe ich mich furchtbar erschrocken. Alles, woran ich denken konnte, war... na ja, nun würde man auch dich ermorden.

SCHATTEN EINES ALTEN KRIEGES

1.

Eine Minute vor Sendebeginn wurde es totenstill. Maitland stieg die Stufen in die Kabine empor, wo Stoner bereits angespannt an den Reglern saß. Zylla, der unaufgefordert eine begeisterte Titelmelodie komponiert hatte, stand mit seinem Taktstock vor den dreißig Musikern. Poindexter saß breitbeinig auf einem Stuhl zwischen zwei Plattendellern, und Livia kauerte ein Stück daneben bei den anderen Apparaten der Geräuschabteilung. Stallworth räusperte sich, und man konnte es bis in die letzte Reihe des zweihundertköpfigen Publikums hören. Die Zuschauer harrten erwartungsvoll aus. Eastman hielt die Karten mit den Stichworten in der Hand. Holly, am Mikrofon zu seiner Rechten, wirkte gelassen. Kidd stand in der Nähe der Tür, und neben ihm an der Wand folgten die Kollegen aus den Büros. Alle waren gekommen. Sogar die Sekretärinnen sahen angespannt aus. Wie seltsam, daß nur Jordan ten Eyck und Holly O'Hara völlig ruhig waren.

Zwei Stunden zuvor, während der Probe, hatte Jordan vor lauter Nervosität kaum stillhalten können, aber dann war alles so perfekt verlaufen, daß er sich auf einmal keine Sorgen mehr machte. Holly würde sensationell sein. Geschickt hatte Maitland ihr genau die richtige Stimmung vermittelt, die er sich für die mitreißenden patriotischen Lieder vorstellte. Daraufhin hatte Holly seine Anweisungen dermaßen leidenschaftlich umgesetzt, daß sogar das Orchester im Anschluß begeistert Beifall klatschte.

Zu Sendebeginn war Jordan so zuversichtlich, daß er noch das lange erste Medley abwartete, bevor er sich zu seinen Darstellern gesellte. Holly verschmolz nahtlos mit dem

Orchester, und Zylla leitete sie an wie eines seiner Instrumente. Als der donnernde Applaus aufbrandete, schlich Jordan nach draußen und eilte den Flur entlang ins Studio B, wo das Ensemble sich auf der kleinen Bühne versammelt hatte und ein letztes Mal den Text durchging. Aus einem Wandlautsprecher ertönte das laufende Programm, und alle Anwesenden wurden von der Begeisterung mitgerissen; Jordan konnte es deutlich spüren, als er den Raum betrat.

Rick Gary bemerkte ihn als erster und schaute von seinem Skript auf. »Das da drüben klingt sehr gut«, sagte er, woraufhin auch alle anderen die Köpfe hoben und erst einen Blick auf Jordan, dann auf die Uhr warfen. Pauline und Hazel hatten angeregt miteinander gesprochen und verstummten abrupt, während Rue, die allem am anderen Ende der Soundstage stand, so kurz vor Beginn ein wenig verängstigt wirkte. Maitland hatte ihr Lampenfieber als völlig normal abgetan. »Sie braucht diesen Nervenkitzel, um eine starke Vorstellung abzuliefern. Ich habe ein Dutzend Schauspielerinnen wie sie gesehen, und Angst hat noch keiner von denen geschadet.«

Gary hatte ihr im Verlauf der Probe sehr geholfen. Dank seiner enormen Erfahrung als Radiodarsteuer konnte er Rue lächelnd den nötigen Rückhalt geben, ohne je Maitlands Position als Regisseur in Frage zu stellen. Er war ein absoluter Profi, ein kleines Energiebündel, Anfang Vierzig, mit leicht ergrautem Haar. Er war am späten Nachmittag eingetroffen und hatte durch sein plötzliches Erscheinen das gesamte Ensemble elektrisiert. Das Skript hatte er in New York gelesen und war voller Enthusiasmus. »Das hier wird großartig«, versicherte er. »Ganz gleich, was die anderen Sender heute abend um diese Zeit bringen, wir werden sie hinwegfegen.«

Dann wurde nach oben umgeblendet, wo eine kleine Gruppe »ganz gewöhnlicher Bürger« unter der Regie von Barnet stimmungsvoll die Vorzüge der Kriegsanleihen pries. Um zwanzig Uhr dreiundzwanzig erklang abermals das Orchester mit der Einleitung von Hollys Medley, das unmittelbar in das Hörspiel übergehen würde. »Es wird Zeit«, sagte Jordan, öffnete die Tür und führte die Schauspieler den dunklen

Korridor entlang. Am Eingang von Studio A stand Becky Hart bereit, um alle hereinzulassen und hinter ihnen die Tür wieder zu schließen. Um zwanzig Uhr neunundzwanzig endete Hollys Nummer, und während das Publikum laut applaudierte, betraten die Darsteller den Raum. Es blieb nur wenig Zeit; als Zyllas Orchester die düstere Titelmusik anstimmte, waren Gary und Rue noch auf der Soundstage unterwegs. In der Mitte verharzte Eastman am Mikrofon des Ansagers und beobachtete aufmerksam, wie die beiden auf Zehenspitzen hastig über die Kabel huschten, bis sie inmitten der Standmikrofone ihre Plätze erreichten.

Aber der Einsatz gelang ihnen perfekt, in exakt dem richtigen Tonfall und auf die Zehntelsekunde genau. Auch die Geräuschabteilung arbeitete tadellos und präzise, und Zyllas kraftvolle, mit der Handlung verwobene Musik bildete den soliden Unterbau der Darbietung. Maitland in seiner Kabine sah aus wie Toscanini und dirigierte mit beiden Händen eine Aufführung, die zu keinem Zeitpunkt an Spannung verlor. Die Zuschauer saßen wie versteinert da, wurden völlig von der Geschichte ergriffen, obwohl der technische Ablauf für sie kein Geheimnis blieb. Jordan hatte das Gefühl, alles im Schnelldurchlauf zu erleben, als hätte das Stück eigenmächtig an Tempo gewonnen und würde außer Kontrolle geraten. Es endete um zwanzig Uhr neunundfünfzig und achtundzwanzig Sekunden mit einer Frage. *Wie wird Rudy Adams sich entscheiden - wählt er die erste oder die zweite Tür?* Livia riß die Tür auf, und Zyllas musikalisches Finale kulminierte in den abschließenden Worten: *Wählt er die Lady oder den Tiger?*

Das Ensemble verließ eilig die Bühne, und Eastman verlas den Epilog: Noch niemals in ihrer Geschichte hätten die Vereinigten Staaten sich einer solch gravierenden Bedrohung ausgesetzt gesehen, und die Jungs im Kampfeinsatz seien darauf angewiesen, daß die Heimat ihnen durch den Kauf von Kriegsanleihen den Rücken stärkte.

Die letzten dreißig Minuten vergingen wie im Flug. Holly sang die Nationalhymne, und dann folgte eine erdrückende Stille. Maitland hatte angeordnet, daß dreißig Sekunden Sendepause

herrschen würde, bevor Stoner zurück ans Network übergab. Um einundzwanzig Uhr dreißig gab Stoner mit erhobenem Daumen das erlösende Signal, und alle brachen in erleichterten Jubel aus.

Rick Gary umarmte Rue und gab dann nacheinander allen anderen die Hand. Barnet und seine kleine Gruppe von oben kamen zur Tür herein. Hazel stand ein wenig abseits; ihre erstklassige Verkörperung der Andenkenverkäuferin war bei nahe schon wieder vergessen, weil auch alles andere an dieser Show perfekt gelungen war. Pauline überquerte die Bühne, um den Maestro zu beglückwünschen. Poindexter saß allein auf seinem Platz, und Livia fing an, ihre Sachen wegzuräumen. Jordan schaute zum Balkon empor. Harford winkte ihm von dort oben kurz zu und verschwand dann sofort wieder.

Schauspieler, Musiker und Zuschauer liefen kreuz und quer durch die Gegend; das aufgeregte Stimmengewirr pflanzte sich bis auf den Gang fort, wo Becky Hart unterdessen versuchte, das Publikum sanft in Richtung Ausgang zu manövrieren. Für den späteren Abend stand der Auftritt einer Band auf dem Programm, und das Studio mußte noch hergerichtet werden.

Schließlich rief Kidd alle Beteiligten zusammen und bedankte sich überschwenglich. »Miss Nicholas, Sie waren genau die Richtige für diese Rolle, und ich hätte nie daran zweifeln dürfen. Mr. Brinker, Mr. Stallworth, Mr. Eastman, Miss Kemble, Mrs. Flack...« Er schaute sich suchend um. »... Mr. Stoner und unsere beiden überaus tüchtigen Regisseure, Mr. Zylla und sein unglaublich gutes Orchester, Mr. Poindexter und Miss Teasdale aus der Geräuschabteilung - haben Sie alle vielen herzlichen Dank. Natürlich auch Sie, Mr. ten Eyck, der Sie uns am Dienstag aus heiterem Himmel ein so packendes Skript geliefert haben. Es hat uns alle daran erinnert, weshalb wir diesen Job überhaupt machen. Dann Miss O'Hara, die mit ihrer wundervollen Stimme die ganze Sendung getragen hat. Und ein besonderer Dank an Mr. Rick Gary, der auf zwei Auftritte bei der Konkurrenz verzichtet hat, um heute abend herkommen und uns aushelfen zu können.«

Alle waren stolz auf die gezeigte Leistung und fühlten sich einander verbunden. Auf einmal spürte Jordan, daß jemand seinen Ellbogen berührte. »Tja, Jordan, wir haben's geschafft«, sagte Maitland. »Sie sehen aus, als hätten Sie nie daran gezweifelt.«

»Ich weiß nicht, wieso, aber das habe ich tatsächlich nicht.«

»Jetzt gehört die Welt Ihnen. Das hier war Ihre Show, nicht meine, glauben Sie mir. Sie werden einer dieser Menschen sein, über die wir gesprochen haben. Einer derjenigen, denen nie etwas mißlingt.«

Sie begrüßten Miss O'Hara, die sich zu ihnen gesellte.

»Die Frau, der wir alles verdanken«, sagte Maitland. »Kennen Sie Jordan, Miss O'Hara?«

Miss O'Hara lächelte strahlend. »Hallo, Jordan. Natürlich kennen wir uns.«

2.

Sie kannten sich gut. Es gab nun keine Einsamkeit mehr, nicht so, wie er es zuvor gewohnt gewesen war. Keine peinigende Sehnsucht, kein leeres Bett, keine schlaflosen Nächte und keine Hand, die ihn wegstieß. Das Wort »Liebe« beschrieb nur höchst unzulänglich, was er für sie empfand. Es gab nichts an ihr, das er nicht liebte, und es kam ihm beinahe beängstigend vor, wie stark dieses Gefühl war und wie schnell es immer noch stärker wurde. Sogar betrunken war sie unwiderstehlich.

An einem Sonntagabend im Juni überraschte sie ihn mit einer privaten Feier anlässlich seines Geburtstags. Sie war Alkohol nicht gewöhnt, daher dauerte es nicht lange, bis der Whiskey seine Wirkung tat. Sie hatte einen Kuchen gekauft und geschmackvoll mit dreiunddreißig Kerzen dekoriert, und sie überreichte ihm eine kleine, in Geschenkpapier eingewickelte

Schachtel. Es war die vergoldete Taschenuhr ihres Vaters, mit passender Uhrkette und dem eingravierten Namen CARNAHAN auf dem Deckel. Jack war fast zu Tränen gerührt, aber Holly legte ihm die Finger auf die Lippen und ließ ihn verstummen. Dann zeigte sie ihm, wie man die Uhr öffnete und die Zeit einstellte, und so saßen sie dort im Kerzenschein und betrachteten gebannt das mit Steinen versehene Uhrwerk, dessen zierliche Rädchen sich gleichmäßig drehten.

»Sie hat meinem Großvater gehört«, sagte sie. »Er war Schaffner bei der Pennsylvania Railroad, also geht sie vermutlich ziemlich genau. Sie ist jetzt seit fünfzig Jahren im Besitz meiner Familie.« Ohne eine Spur von Selbstmitleid fügte sie hinzu: »Inzwischen habe ich keine Familie mehr, also möchte ich, daß du die Uhr bekommst.«

Als Andenken, sagte sie. Zur Erinnerung.

Dulaney sprach es nicht aus, doch natürlich wollte er Holly und nicht bloß ein Andenken. Hätte er den Gedanken laut geäußert, wäre die von Holly so liebevoll geschaffene Stimmung ins Melancholische umgeschlagen.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, alter Mann«, sagte sie, und einen verrückten Moment lang umarmten sie sich wie die zwei alten Freunde, die sie auch tatsächlich waren. Dann küßte sie ihn, und was sie dabei mit ihrer Zunge machte, war ganz und gar untypisch für alte Freunde. »Ich habe noch ein Geschenk für dich, Dulaney, aber das wird erst später ausgepackt.«

Es waren die merkwürdigsten Tage seines Lebens, auf ewig geprägt durch Hollys Anwesenheit und zugleich ihre Distanz. Sie waren zusammen und doch nicht zusammen, Holly gehörte ihm und doch niemandem, er verdankte ihr ein unbeschreibliches Glücksgefühl und zur selben Zeit einen beständig im Hintergrund lauernden Kummer. Denn über einen Punkt ließ sie ihn nie im unklaren: Ihre gemeinsame Zeit war begrenzt; diese Tage würden vorübergehen und ihre Wege sich trennen.

Dulaney war klug genug, nicht mit ihr zu streiten, wenn sie behauptete, mit einem Fluch belegt zu sein. Es ließ sich nicht

leugnen, daß jeder, der sie geliebt hatte, unter grausigen Umständen gestorben war, und falls Jack ihr zugeredet hätte, sich gegen diese Anwandlung zu wehren, wäre sie nur nervös und wütend geworden. Der Schlüssel zu allem waren der Tod ihrer Schwester und die erdrückenden Schuldgefühle, die sie seitdem empfand. »Du kannst dir dieses Entsetzen nicht vorstellen«, hatte sie zu Jack gesagt. »Diesen Moment, wenn dir klar wird, daß sie tot ist, und zwar durch deine Schuld. Du kannst es dir einfach nicht vorstellen.«

Der Whiskey ließ sie für eine Weile etwas lockerer werden. »Jetzt zu deinem zweiten Geschenk«, sagte sie etwas später. »Ich werde dich verführen, Dulaney. Würde dir das gefallen?« Sie schloß die Augen, hob die Hände hinter den Kopf und vergrub die Finger tief im Haar. Ihre Unterarme waren weich wie Seide, und unter dem ärmellosen Oberteil zeichneten sich deutlich ihre Brüste ab. Dann spitzte sie die Lippen wie zu einem Kuß. Jack sah sie an und erzitterte; sie schlug die Augen auf und erbebte ebenfalls.

Er schmeckte den Whiskey auf ihrer Zunge und sah ihrem Blick die Wirkung des Alkohols an. Sie lächelte, und ihr Antlitz war dabei fröhlich und traurig, bezaubernd und verträumt und betrunken zugleich. Sie streifte erst ihr Oberteil, dann ihre Shorts ab und schwankte ein wenig. Als sie sich rittlings auf ihn setzte, hatte sie Probleme mit dem Gleichgewicht. Ihre suchende Hand fand ihn und führte ihn ein.

Sie stöhnten im selben Moment laut auf. Hollys Miene wurde weich, ihre Brustwarzen hingegen klein und hart. Noch ein letzter tiefer Stoß, wie eine Schlußbemerkung der Verführerin.

»Alles Liebe zum Geburtstag, alter Mann.«

Sie waren beide nicht müde, und so zogen sie sich später wieder an und gingen im Dunkeln in die Stadt. In einem auch nachts geöffneten Imbiß bestellten sie sich Kaffee und schauten hinaus zu den funkelnenden Lichtern entlang des Piers. Irgendwann mußte Jack ihr sagen, wovon er überzeugt war: daß sie sich in Harford von Anfang an getäuscht hatte. Als Holly

das Thema von sich aus anschnitt, beschloß er, nun sei der Zeitpunkt gekommen.

Sie starnte durch das Fenster auf die dunkle Welt. »Er wird mich noch in den Wahnsinn treiben, falls ich nicht aufpasse. Ich fühle mich, als würde er dort draußen stehen und uns beobachten. Er ist immer da.«

Jack wartete einen Moment. »Ich glaube nicht, daß er damit zu tun hat. Wenigstens nicht auf die Weise, die du vermutest.« Er sah, daß sie widersprechen wollte, und beeilte sich, fortzufahren. »Du gehst die ganze Zeit davon aus, daß die Postkarte deines Vaters wörtlich gemeint war. Wenn er also schrieb, er sei bei Harford vorstellig geworden, mußte das bedeuten, daß die beiden irgendwann miteinander gesprochen hatten.«

»Was sollte es denn sonst bedeuten?«

»Daß dein Dad sich zu diesem Zeitpunkt dem Sender schon zugehörig fühlte. Der Satz *Ich habe mich bei Harford beworben* könnte lediglich heißen, daß er dort hingegangen ist und mit irgendwem ein Vorstellungsgespräch geführt hat.«

»Er hat ausdrücklich den Namen Harford genannt.«

»Aber so nennen doch alle hier den Sender, zumindest die Angestellten. *Ich war bei Harford* könnte schlicht und einfach bedeuten, daß jemand ihn durch das Gebäude geführt hat.«

»Verdammtd. Wenn das stimmt, stehe ich wieder ganz am Anfang.«

»Nein, ich bin jetzt da, und ich werde dich nicht allein lassen.«

Am Tresen fiel ihm die Schlagzeile der *Times* auf, die der Lastwagen aus New York kurz zuvor abgeladen hatte.

FBI FASST 8 SABOTEURE!

LANDUNG ERFOLGTE PER U-BOOT

»Anscheinend stecken wir in großen Schwierigkeiten«, sagte Holly. »Hitler kommt uns holen.«

»Aber nicht mit diesen Jungs.« Er überflog den Artikel. »Hoover hat die Mistkerle praktisch sofort erwischt.«

»Das spielt keine Rolle.« Sie schloß die Augen. »Ich bin sicher, Hitler hat noch jede Menge mehr auf Lager.«

3.

Alles, was sie taten, mutete irgendwie schicksalhaft an. Manchmal ertappte er Holly dabei, daß sie ihn traurig ansah, als wäre er bereits ein Teil ihrer Vergangenheit geworden. Dann kam sie meistens zu ihm und schloß ihn in die Arme, und sie verloren sich für eine Stunde völlig ineinander. Mittags war bei ihnen immer die Zeit für Gespräche. Über Hollys Vater, Harford und den Sender. Über Kendall und wie er in Dulanneys Leben getreten war. Wie man ihn später in Hollys Haus ermordet hatte und was das bedeuten könnte. Nur ein einziges Mal kam sie auf Dulanneys Problem mit der Justiz zu sprechen und was womöglich geschehen würde, falls man ihn erwischte. Sie machte sich keine Illusionen über die Härte, mit der die Behörden derzeit vorgingen, und sie wußte, was Jack in Kalifornien drohte - mindestens fünf Jahre Haft.

Aber warum sollten sie sich Sorgen über Dinge machen, die man ohnehin nicht ändern konnte? Also ging das Leben ganz normal weiter; Jack arbeitete tagsüber, Holly am Abend, und wenn jemand neugierig fragte, bekam er von beiden dieselbe Geschichte zu hören: daß sie sich bei der Arbeit an der Kriegsanleihen-Show besser kennengelernt und ineinander verliebt hätten. Vorerst war wichtig, daß sie sich nicht länger zu verstecken brauchten, daß sie zusammen waren und alle es wußten. Sollte man sie umbringen wollen, dann möglichst beide gleichzeitig, denn falls einer überlebte, würde er oder sie diesen Ort dem Erdboden gleichmachen.

Holly hielt ihr Wort. Kein einziges Mal bat sie ihn, sich in Sicherheit zu bringen. Sie selbst wollte nicht abreisen, also würde auch er bleiben.

An einem Tag war sie plötzlich verärgert. Während der Probe hatte sie die Jungs aus ihrer Band beim Tratschen erwischt und war daraufhin kurzerhand aus dem Klub marschiert.

»Sie haben sich über uns das Maul zerrissen«, sagte Holly. Mehr wollte sie ihm nicht erzählen, aber Dulaney konnte es sich auch selbst zusammenreimen. Alle glaubten, daß Holly gewillt war, ihre Aussichten auf eine große Karriere für ihn zu opfern, also wirkte er wie ein Bremsklotz auf ihrem Weg.

»Laß sie doch reden«, sagte er. »Man interessiert sich nur deswegen für uns, weil wir eine so gute Schöne-und-das-Biest-Geschichte abgeben.«

Sie verzog das Gesicht und wandte sich ab. »Falls das zutrifft, hat man offenbar noch nicht bemerkt, wer von uns beiden das Biest ist.«

Nein, widersprach er, die Leute würden eben einfach gern Klatsch austauschen, und jemand mit einer geheimnisvollen Vergangenheit bot sich als Thema förmlich von selbst an. Noch immer wußte niemand, wer Holly war und woher sie stammte. Angeblich hatte sie bereits mindestens drei Angebote namhafter Bands aus New York ausgeschlagen. In einem der Fälle sei es sogar um einen Plattenvertrag und zwei überregionale Live-Sendungen gegangen. Es habe sich um die Chance ihres Lebens gehandelt, aber sie hätte sofort zugreifen müssen.

»Wenn man eine neue Sängerin braucht, dann sofort und nicht erst in einem Jahr, sofern sie sich bis dahin endlich vergewissert hat, ob ihr Vater noch am Leben ist«, sagte Holly und sah Jack über eine flackernde Lampe hinweg an. »Komisch, aber es macht mir überhaupt nichts aus.«

»Es wird auch später genügend Gelegenheiten geben. Du hast doch nach wie vor deine Stimme.«

Sie nahm seine Hand und küßte sie. »Das ist das Großartige an dir, Jack. Du bist immer auf meiner Seite und stellst keine Bedingungen.«

»Ich habe alles, was ich mir wünsche.«

»Aber du hast mich nicht einmal nach dem Mann gefragt, der an jenem Vormittag bei mir im Haus war. Bist du denn nicht neugierig gewesen? Hast du dich nicht darüber gewundert?«

»Natürlich habe ich mich gewundert.«

»Warst du eifersüchtig, Dulaney? Hast du gelitten?«

Er erzählte ihr, wie schrecklich er gelitten und wie sehr ihn die Eifersucht geplagt hatte.

»Gut.« Sie lachte. »Eigentlich sollte ich dich noch eine Weile zappeln lassen.«

Aber es stand ihm keine böse Überraschung bevor. Der Mann war ein Agent aus New York gewesen, der ihr ein Angebot schmackhaft machen wollte. Er hatte sich nicht einmal eine Stunde bei ihr aufgehalten.

4.

Manchmal weckte sie ihn, aber genauso häufig war er bereits aufgestanden und bei der Arbeit, wenn sie in den frühen Morgenstunden nach Hause kam. Er schlief selten mehr als fünf Stunden; vier waren normal, und er vermochte eine ganze Woche mit drei Stunden Schlaf pro Nacht auszukommen, ohne zu ermüden. Am besten schreiben konnte er während der drei Stunden ab zwei oder drei Uhr morgens, nach vier Stunden tiefem Schlaf. Wenn er die Augen aufschlug, sah er ganze Szenen vor sich, als wären sie schon jahrelang in ihm herangereift und hätten nur darauf gewartet, daß er das perfekte Medium für ihre Umsetzung entdeckte, damit sie endlich zum Leben erwachen konnten. Er stand dann immer sogleich auf, zog sich an und machte Kaffee. Danach setzte er sich bei weit geöffneten Türen an Hollys Küchentisch, so daß er das laute Rauschen der Brandung hören konnte, und schrieb seine Visionen so schnell wie möglich auf. Später an seinem Schreibtisch erarbeitete er daraus ein Skript, und wenn er die

redigierte Fassung in die Maschine tippte, gewann der Stoff endgültig an Substanz und wurde in eine sendefähige Form gebracht. In den zwei Wochen nach der Kriegsanleihen-Show hatte er jeden Tag ein neues Skript fertiggestellt. Sechs davon waren eigenständige Stücke mit einer abgeschlossenen Handlung. Vier waren für die Farbigen-Show gedacht, so daß ihr Material nun bis August reichte. Die restlichen fünf stellten die ersten Kapitel von Dark Silver dar, seiner Serie über das Leben auf einer Pferderennbahn.

Er wußte, daß Kidd sich über seine Vielseitigkeit und sein Tempo wunderte, und an manchen Tagen überraschte er sich sogar selbst. Kidd legte aus den Skripts einen Vorrat an, um für die mageren Zeiten gerüstet zu sein, wenn der Sender sich vom Network trennen würde und alles aus eigener Kraft bewerkstelligen mußte. Jeden Morgen um zehn drehte Becky Hart eine Runde durch das Großraumbüro, und fast jedesmal konnte er ihr etwas Neues für Kidd in die Hand drücken. »Alle sind ganz aufgeregt, daß Sie eine Serie schreiben«, verriet sie ihm.

Mittlerweile hatte er bei drei der Neger-Shows Regie geführt und fühlte sich auf der Soundstage langsam wie zu Hause. Die Times war auf ihn aufmerksam geworden: Zweimal hatte man das Skript und das mutige Thema der Sendung gelobt; es war ihnen jeweils eine kurze Meldung auf der Radioseite wert gewesen. Auch Rue hatte sich mit der Doppelrolle der Grimke-Schwestern einen guten Namen gemacht, und Ali Marek erzielte bei ihrer Arbeit gewaltige Fortschritte. Alle waren begeistert bei der Sache. Kidd gestand Jordan einen praktisch uneingeschränkten Spielraum zu. »Machen Sie einfach so weiter«, hatte Becky gesagt. »Diese Anweisung kommt von ganz oben.«

Er war nun vollständig von den Überleitungstexten entbunden und mußte sich weder um die Stechuhr noch um die harte Hand von Clay Barnet Gedanken machen. Kidd ermutigte ihn, eigene Projekte zu entwickeln. Nie verlor Jordan jedoch sein übergeordnetes Ziel aus den Augen. Und so schlich er

bisweilen zu merkwürdigen Zeiten durch die Gänge und schaute in manchen dunklen Winkel.

Vormittags schrieb er, und nachmittags suchte er die anderen Mitarbeiter an ihren Arbeitsplätzen auf, um sich nach und nach mit den verschiedenen Aufgaben rund um eine gute Radiosendung vertraut zu machen. Er gesellte sich zu Maitland in die Kabine der Aufnahmleitung und sah dem alten Mann bei der Regiearbeit zu. Er saß mit Stoner oben auf dem Dach und ließ sich die Rolle eines Toningenieurs erklären. »Ich bin Ihre rechte Hand, mein Freund«, sagte Stoner und lehnte sich auf dem quietschenden Stuhl zurück. »Überlassen Sie mir den ganzen technischen Kram, und konzentrieren Sie sich auf die Story, die Geräusche und die Musik.«

Zylla verpaßte ihm einen Crashkurs über den Einsatz von Musik bei dramatischen Stücken; dann verbrachte Jordan einen Nachmittag bei Livia im Raum der Geräuschabteilung, der zwischen den beiden Studios im Erdgeschoß lag. Man hatte eine neue Tür installiert, so daß man von hier aus neuerdings direkt auf beide Soundstages gelangen konnte. Dem Schallplattenarchiv wurden Dutzende von Symphonien und zahlreiche andere Aufnahmen hinzugefügt, von Jazz bis Klassik, von feurigen Trompetensoll bis zu samtenen Streicher- und Harfenklängen, damit sie auch ohne leibhaftiges Orchester nahezu jede beliebige Musikuntermalung gestalten konnten. Die Platten mit den Geräuscheffekten wurden allesamt ausgetauscht. »Unsere waren in einem furchtbaren Zustand«, sagte Livia. »Wir hatten schon jahrelang kein neues Material mehr bekommen, und unsere zerkratzten alten Dinger ließen mich jedesmal zusammenzucken, wenn ich sie benutzen mußte.«

Als er an einem Abend allein in Hollys Küche saß, ließ er alles noch mal Revue passieren und erwachte am nächsten Morgen mit einer kraftvollen neuen Geschichte vor Augen. Er sah Carnahan inmitten einer Gruppe gesichtsloser Männer marschieren, flankiert von mehreren Wachposten. Plötzlich

wurde ihm klar, daß es sich hierbei um die erste seiner Erzählungen aus einem Gefangenennlager handelte.

Da vor ihm erstreckte sich ein langer Schienenstrang und glitzerte in der Sonne. Ein Schild tauchte auf, und für den Bruchteil einer Sekunde las er das Wort MAYNARD, aus dem jedoch im selben Augenblick PLORENCE wurde. Er befand sich in einer kleinen Stadt mitten in South Carolina, wo soeben Scharen von zerlumpten Häftlingen aus einem Zug stiegen und von grau uniformierten Männern mit vorgehaltenen Waffen in Empfang genommen wurden. Es war der Herbst des Jahres 1864. Sherman stieß quer durch Georgia vor, und die Rebellen hatten beschlossen, ihr Kriegsgefangenenlager in Andersonville zu evakuieren. Die Kranken und Sterbenden wurden zurückgelassen, und unter den anderen Männern - den körperlich Unversehrten, die noch laufen konnten - machte sich Hoffnung breit. Wohin auch immer man sie bringen würde, es konnte dort nur weitaus besser sein als in der Hölle, aus der sie kamen. Der Krieg war fast vorbei. *Wir müssen nur noch eine kleine Weile durchhalten*, sagte Carnahan, während er mit den anderen dem Verlauf der staubigen Straße folgte, die aus Florence hinausführte. Dulaney konnte nicht erkennen, mit wem er sprach, denn die beiden gingen weiter vorn in der Kolonne, aber Carnahans Stimme war ihm vertraut, und er sah den Mann aus der Masse der Häftlinge herausragen: Niemand sonst hier trug einen modernen Filzhut.

Als dann ihr Bestimmungsort vor ihnen zwischen den Bäumen sichtbar wurde, verließ sie der Mut. Es gab hier ein zweites Andersonville, ein Militärgefängnis, schutzlos den Elementen ausgeliefert, mit vier Meter hohen Palisaden und einem Bach, der mitten durch das Gelände verlief und bald genauso wie das Rinnsal in Georgia aussehen würde: nach Exkrementen stinkend, ein Hort der Fäulnis und des Todes. Carnahan setzte sich zu Boden, in einer Hand den Hut, die andere Hand leer, und als die Dunkelheit hereinbrach, spürte er die Verzweiflung, die auf den Schultern der armen Teufel um ihn herum lastete.

Dulaney machte den ersten Schritt: Er schrieb einen Satz, der die Geschichte umriß.

Dies ist eine Episode aus dem schrecklichen Winter des letzten Kriegsjahrs; sie erzählt vom Überlebenskampf der Häftlinge im Kriegsgefangenenlager bei Florence.

Als er mit der Arbeit begann, prasselte Regen auf Florence herab. Überall auf dem Gelände erloschen die Feuer, und der Boden, auf dem die Männer saßen, verwandelte sich in Schlamm. Im Schein der letzten Glut erkannte er das ausgemergelte Gesicht des Mannes neben Carnahan: Es war Kendall.

5.

Er träumte, es gäbe keinen Krieg. Es hätte ein Krieg stattgefunden, aber nicht dieser hier. Jack hätte herausbekommen, weshalb und von wem Carnahan ermordet worden war, aber seitdem wären tausend Jahre vergangen und sein einstiges Wissen längst entchwunden. Sein Verstand erwachte in der Dunkelheit eines neuen Sommermorgens.

Sein erster Gedanke galt diesem anderen Skript, über das niemand sprechen wollte. Ich muß es unbedingt lesen, dachte er.

Er schwang sich aus dem Bett und schlich lautlos aus dem Zimmer. Holly fand es erstaunlich, daß ein Mann seiner Körpergröße dazu imstande war, ohne sie je aufzuwecken. »Du hättest Einbrecher werden sollen, Jack«, hatte sie zu ihm gesagt. »Warum gibst du mir nicht hin und wieder einen kleinen Schubs, damit ich dich verabschieden kann, wie es sich gehört?«

Mich in den Krieg verabschieden, dachte er nun. In irgendeinen alten Krieg, dessen Anlaß keiner je genau verstanden hatte und der inzwischen längst vergessen war. Meinte er das wirklich?

Da war ein Krieg gewesen, aber nicht dieser Krieg. In seinen Träumen durchschaute er die Zusammenhänge stets wesentlich schneller als bei wachem Verstand. Seine Träume brachten ihn dazu, Dinge zu schreiben, deren Kenntnis ihm nie bewußt gewesen war, und überließen es seinem wachen Verstand, über die tiefere Bedeutung nachzugrübeln.

Das Skript, das er soeben fertiggestellt hatte, unterschied sich von seiner bisherigen Arbeit. Zum erstenmal überhaupt hatte er eine Geschichte auf sechzig Minuten Sendedauer konzipiert, aber da war noch mehr: Es handelte sich um das erste Stück, das er im Dienste einer größeren Sache verfaßte hatte.

Es stand in einem Zusammenhang. Und er wollte wirklich gern dieses andere Skript lesen. Ein Skript, das in dem Jahr verfaßt worden war, als March Flack verschwand. Man hatte es angekauft und zur Vervielfältigung freigegeben, aber dann doch nie produziert. Nun wollte Kidd es senden, scheute aber vor den Konsequenzen zurück. Ein volliger Neuling, Jordan ten Eyck, hatte ihm einen Ausweg aufgezeigt. Stellen Sie es in einen Zusammenhang.

Seine Geschichte aus dem Bürgerkrieg war das erste Stück, das Kidd zu diesem Zweck benötigte. Später in dieser Woche würde er sich der schwierigsten Episode widmen, der japanischen Familie in Tanforan: Die eigene Regierung zerrte amerikanische Staatsbürger aus ihren Häusern und steckte sie in ein Internierungslager, weil sie das Verbrechen begangen hatten, wie Japaner auszusehen.

Das war eine Ungeheuerlichkeit und durfte keinesfalls ignoriert werden.

Es hatte einen Krieg gegeben, aber nicht diesen Krieg. Welchen denn sonst, und wie lange lag er zurück? Hatte Jack von dem anderen Weltkrieg geträumt? Von Gettysburg und Bull Run, von der Krim, dem Hundertjährigen Krieg, den Kreuzzügen oder gar von Troja?

Er war der Ansicht, March Flack habe in dem Traum eine Rolle gespielt. Jack hatte das Geheimnis um Carnahan gelüftet, indem er eine Verbindung zu March herstellte, nicht

andersherum. Man konnte nicht von der Frage ausgehen, was March mit Carnahan zu tun gehabt hatte; auf diese Weise würde es nie einen Sinn ergeben - nicht, wenn man die Deutschen und all das Kriegsgerede in Betracht zog, das zu March Flacks Zeiten noch gar nicht existiert hatte. Statt dessen mußte man sich fragen, wie sich von Carnahan und Kendall eine Verbindung zu March Flack herstellen ließ. Dies schien darauf hinzudeuten, daß es nur für den Tod von March ein wirkliches Motiv gegeben hatte und all die anderen Morde lediglich aus Gründen der Vertuschung erfolgt waren. Daß der Krieg ursächlich nichts damit zu tun hatte. Daß der Beweggrund für die Tat alles mögliche sein konnte, angefangen bei einem privaten Streit bis hin zu der Wut eines Verrückten, dem March Flacks Sprechweise nicht gefiel.

Jack stand wieder am Anfang. Es hatte einen Krieg gegeben, aber nicht diesen Krieg. March Flack hatte in dem anderen Weltkrieg gekämpft, ebenso Harford und Tom Griffin. Auch damals hatte der Gegner Deutschland geheißen, aber es war ein ganz anderes Deutschland gewesen als heute. Und es ergab noch immer keinen Sinn.

Die Deutschen hatten nicht nur zufällig damit zu tun. Sie hatten von den Morden an Kendall und Carnahan gewußt und zumindest bereitwillig daran mitgewirkt, daß nichts an die Öffentlichkeit drang. Einer von ihnen, George, war mit Sicherheit bei Carnahans Tod zugegen gewesen. Also bin ich so schlau wie zuvor, dachte Dulaney. Abgesehen von dem Traum. Abgesehen von seinem neuen Skript und der Ahnung, daß irgend etwas aus jenem alten Skript ihm eine neue Richtung aufzeigen könnte. Hin zu diesem alten Krieg, dachte er.

6.

Er hatte frei. Es war Sonntag, und diesmal fand keine Neger-Show statt, weil sie in dieser Woche auf den Freitagstermin wechselten. Jack packte ein paar Sachen zusammen, denn er hatte insgeheim einen kleinen Ausflug geplant. Er nahm nicht viel mit - die beiden Feldflaschen, etwas Obst und ein paar Nüsse, die er in einem Tuch verknotete und an das Ende eines Stocks band, als wäre er ein Wanderarbeiter, und seine Waffe, die er sich sogleich umschnallte. Es war ungefähr halb fünf. Carna-hans Uhr bestätigte seine Schätzung. Er befestigte die Kette an einer Gürtelschlaufe und schob die Uhr in die Hosentasche.

Dann schrieb er eine kurze Nachricht für Holly - MUSS ETWAS ÜBERPRÜFEN, BIN DEN GANZEN TAG WEG, KEIN GRUND ZUR SORGE - und legte den Zettel auf den Tisch. Sie würde wütend sein, sobald sie erfuhr, wo er gewesen war. Er mußte sich glücklich schätzen, wenn sie ihn nicht in sein eigenes Bett verbannte, in das Pensionszimmer in der Stadt, das er in letzter Zeit kaum benutzt hatte.

Als er hinaus auf die Veranda trat, war der Himmel bewölkt. Aus Osten erklang leises Donnergrollen. Jack verfluchte sein Pech. Ausgerechnet heute mußte schlechtes Wetter herrschen. Er ließ den Wagen an und fuhr zügig los. Es erschien ihm unwahrscheinlich, daß Holly ihn hören würde; ihr Schlaf war zumeist ziemlich tief, und sie hatte eine lange Nacht im Klub hinter sich.

Der morgendliche Sendebeginn von WHAR lag noch eine Stunde entfernt, und so mußte Jack ein wenig auf der Skala des Radios suchen, bis er etwas hereinbekam. Er fand eine rauschfreie Station, wo ein Typ gerade diverse Platten auflegte und sich bemühte, zwischen den einzelnen Stücken nicht einzuschlafen.

Jack verließ die Stadt und überquerte die Brücke nach Westen, als zur vollen Stunde die Nachrichten folgten. Die acht

Nazis, die von U-Booten an Land gegangen waren, mußten nun vor einem Washingtoner Gericht um ihr Leben bangen. Zwei von ihnen waren eingebürgerte Amerikaner und während der gesamten dreißiger Jahre als Aktivisten für den Bund tätig gewesen; die anderen hatten eine Zeitlang in den Vereinigten Staaten gelebt und sprachen fließend Englisch. Sie hatten bei Hoover umfassend darüber ausgesagt, daß Deutschland zahlreiche Sabotageakte plante. Die entsprechenden Vorbereitungen waren im Verlauf mehrerer Jahre getroffen worden, lange bevor die beiden Länder sich im Kriegszustand befanden. Die deutsche Botschaft und ihre Konsulate hatten Deutschamerikaner rekrutiert und sie zur Ausbildung zurück in die Heimat geschickt, wo sie anschließend ihre Aufträge erhielten. Hatte March Flack womöglich davon Wind bekommen? Das klangdürftig, auch in Jacks Ohren, und trotzdem war er überzeugt, daß sie alle irgendwie miteinander zu tun hatten - March und die Schroeders, das verrückte Mädchen aus Yorkville, Kendall und Carnahan. Alle waren sie tot und standen sowohl mit dem Kriegsgeschehen als auch miteinander in Verbindung.

Er schaute hinaus auf das silbrige Marschland, das im ersten grauen Licht des Tages gespenstisch erglänzte. Er dachte an Carnahan. Dann bog er nach Westen in Richtung Pinewood ab und mußte an Holly denken.

7.

Im Wald bei Maynard regnete es. An einem klaren Tag wurde es an der Küste ungefähr um sechs Uhr Kriegszeit hell, doch der heutige Tag war alles andere als klar, und Jack konnte sich nur an den schimmernden Gleisen orientieren. Der Regen fiel gleichmäßig, und Dulaney war froh, daß er aus dem Wagen einen leichten Regenmantel mitgenommen hatte. Der Revolver an seiner Hüfte schwang im Rhythmus seiner Schritte hm und

her, erschien ihm aber nicht als schwere Last, sondern flößte ihm vielmehr neue Zuversicht ein.

Die Schwärze der Nacht wich einem Dunkelgrau, und das einzige Geräusch verursachten die Wassertropfen, die unaufhörlich auf die Bäume niederprasselten. Jack warf einen kurzen Blick auf Carnahans Grab. Fünf Minuten später erreichte er Hollys Weg durch den Wald und ging ostwärts in Richtung Meer weiter, wo der Himmel auch wesentlich heller war. Die Erde war naß und mit Pfützen übersät, doch er kam zügig voran.

Der Wald hörte auf - Jack erinnerte sich noch von seinem ersten Erkundungsgang daran - und verwandelte sich in ein Feuchtgebiet mit offenen Schlammlöchern. Das hier sah nicht wie das küstennahe Marschland aus, sondern glich eher einem Binnensumpf mit schmutzigen Tümpeln und toten Bäumen, die aus dem Morast ragten. Der Weg führte über einen Damm; vermutlich handelte es sich um die Überreste einer Verbindungsstraße zur Küste, die man während Maynards goldener Tage angelegt hatte. Aber man konnte hier nirgendwo eine Leiche verstecken, womit eine seiner Fragen beantwortet war. Erst bei den Überresten der alten Stadt hatte man beides: Abgeschiedenheit und festen Untergrund.

Vereinzelt sah Jack alte Bohlen durchscheinen, die dem Weg noch immer den nötigen Halt verliehen. Schon längst hatte er den Punkt überschritten, an dem er in jener Nacht im Mondschein kehrtgemacht hatte, doch die Landschaft veränderte sich kaum. Nur einmal schaute er zurück, und da schien der Wald genausoweit entfernt zu liegen wie der dunkle Schatten, der vor ihm am Horizont aufragte.

Im Süden erahnte er einen Wasserlauf, noch bevor er ihn sah, ein trübes schiefergraues Band, dessen Farbe der des Himmels entsprach. Mit der Zeit verwandelte sich die Gegend; der Wald vor ihm war deutlicher zu erkennen, und der schmale Streifen Land wurde flacher und breiter. Als Maynard rund zwölf Kilometer hinter ihm lag, war der Boden wieder fest.

Der ersten Sträucher tauchten auf; armselige Gewächse, verkümmert und spärlich. Aber mit jedem Schritt nahm die Vegetation zu, ein sicheres Zeichen, daß der Sumpf nicht bis hierhin reichte. Die Küste lag immer noch meilenweit entfernt, doch Jack hatte den Beweis erbracht, daß Maynard per Auto erreicht werden konnte, und zwar auf einer Straße, die sehr dicht an Harfords Anwesen vorbeiführen mußte. Nun sah er ihn in der Ferne vor sich, den asphaltierten Highway, hinter dem im Osten ein weiteres dichtes Waldgebiet aufragte. Der Kreis schloß sich.

Harfords Anwesen konnte nur nördlich von hier liegen. Am Highway drehte Jack sich einmal kurz um. Der Pfad nach Maynard war kaum zu erkennen; niemand, der hier vorbeifuhr, würde ihn von sich aus bemerken. Fünf Minuten später sah er einen weiteren unbefestigten Weg nach rechts abzweigen; der jedoch war planiert und in gutem Zustand. An einer Seite stand eine Reihe Briefkästen. Vier davon waren mit Namen versehen, der fünfte lediglich mit einer Nummer. Das ist mein Mann, dachte er.

Harfords Anwesen lag etwa fünf Kilometer vom Highway entfernt. Der Zufahrtsweg war rutschig, und der Schlamm erschwerte das Vorankommen, aber kurz nach neun Uhr traf Jack am Haupttor ein. Und jetzt? Falls er sich einschlich und erwischt wurde, was sollte er sagen? Es gab keine einfachen Erklärungen. Er stand noch immer da und überlegte, als er einen Wagen herannahen hörte.

Jack versteckte sich hinter einem Baum. Es war Kidds Wagen. Die Beifahrertür ging auf, und Maitland stieg aus, um das Tor zu öffnen. Dann stieg er wieder ein, und sie fuhren auf das bewaldete Grundstück. Dulaney beschloß, ebenfalls weiterzugehen.

Der Wald wurde tiefer, die Bäume höher. Der Weg vollführte eine scharfe Biegung und verlief dann in gerader Linie weiter. Jack ließ auch diesen Abschnitt mit schnellen Schritten hinter sich. Nach einer Linksbiegung lichtete sich der Baumbewuchs. Dulaney erreichte das Marschland, und weit vor sich konnte er das rote Blinklicht des Senders ausmachen.

Von hier aus eröffnete sich ihm eine neue Perspektive. Die Marsch wurde von einer Vielzahl ausgetretener Pfade durchzogen, auf denen der alte Griffin offenbar häufig unterwegs war. Der Zufahrtsweg folgte eine Weile dem Verlauf des Waldrands und führte dann wieder nach Westen zwischen die Bäume. Jack ließ den Blick über die kilometerweite Fläche schweifen. Der starke Regen verhüllte den Sendemast, so daß man das schwache rote Blitzen allenfalls erahnen konnte.

Er ging weiter. Abermals tauchte er in den tiefen Wald ein, der uralt und unermeßlich groß wirkte. Er hätte sich ebensogut im Zeitalter des König Artus oder auch in Shakespeares Epoche befinden können.

Wie durch ein übernatürliches Ereignis schälte sich vor ihm auf einer dunklen Lichtung ein kleines Landhaus aus dem Dunst. Die Fensterläden waren geschlossen, und der Stichweg durch den schmalen Vorgarten lag in tiefen Schatten verborgen. Als Jack näher kam, entdeckte er noch weitere Cottages, die genau wie das erste Haus aussahen. Der Eindruck der elisabethanischen Ära verstärkte sich; es war ein Teil von Mrs. Harfords Traum, doch die Schauspieler, die sie herzubringen gehofft hatte, waren nie gekommen. Nur das letzte der Häuser wirkte bewohnt. Die Fensterläden standen offen, und in einem kleinen Schuppen an der Rückseite sah Dulaney einen Handkarren. Hier lebt also der alte Mann, dachte er. Hier läßt er seiner Verrücktheit freien Lauf.

In großem Bogen ging Jack daran vorbei. Die Straße überquerte einen kleinen Hügel, und das Gelände wies plötzlich deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung auf. Links und rechts waren Zäune zu sehen, die Bäume standen weniger dicht, und er konnte weite Wiesen erkennen, als würde er sich auf einer Ranch in Florida oder Kentucky befinden. Dulaney stieg zwischen den Balken der Einzäunung hindurch und ging querfeldein weiter, lief von Baum zu Baum, bis er eine Scheune ganz am westlichen Rand des Anwesens erreichte.

Aus dem Inneren konnte er Pferde hören, und als er eintrat, sah er zu beiden Seiten eines Mittelgangs zwei lange Reihen Boxen und am gegenüberliegenden Ende des Stalls ein

weiteres Tor vor sich. Er schlich an den Pferden vorbei und öffnete das Tor einen Spalt. Etwa fünfzig Meter vor ihm lag das Hauptgebäude. Harford stand auf der Veranda und schien einigen Männern etwas zu erklären. In etwa vierhundert Metern Entfernung erspähte Jack den Rohbau eines Gebäudes, groß genug, um darin einen kompletten Radiosender unterbringen zu können. Ganz in der Nähe ragte der Sockel eines Funkmasts aus dem Gras; daneben lagen Stahlträger, die wie die gewaltigen Knochen eines Elefantenfriedhofs wirkten. Er sah Lastwagen, auf deren Ladeflächen sich Röhren und Geräte türmten, vereinzelt auch Kisten, die man mit Planen abgedeckt hatte. Und noch etwas fiel ihm auf - eine Landebahn jenseits des Hauptgebäudes und ein kleines Flugzeug, das zwischen den Bäumen hindurchschimmerte.

Jack verschwand, wie er gekommen war: zur Hintertür hinaus und quer über das Feld. Sobald er den dichten Wald erreicht hatte, verfiel er wieder in die ausdauernde Gangart eines trainierten Infanteristen. Als er an den kleinen Landhäusern vorbeikam, ließ ihn das Husten des alten Mannes schlagartig innehalten. Er kann mich sehen, dachte Dulaney; er beobachtet mich, auch wenn ich nicht weiß, wo er steckt. Aber er konnte ohnehin nichts mehr daran ändern, also ging er weiter.

An den Rest des Tages hatte er später nur noch verschwommene Erinnerungen. Er ging entlang der Hauptstraßen zurück; das war schneller, als noch einmal den Sumpf zu durchqueren und dem rutschigen Schienenstrang zu folgen. Bis zur Abzweigung nach Pinewood waren es drei Kilometer; dort bog er auf die lange Strecke nach Westen ein. Am späten Nachmittag sah er Pinewood vor sich und ging nach Süden weiter. Als er endlich die alte Durchgangsstraße nach Maynard erreichte, regnete es in Strömen. Er stieg in seinen Wagen und trat die Rückfahrt an. Hinter ihm lag ein Fußmarsch von fast fünfzig Kilometern.

Aus einer Telefonzelle in Pinewood rief er bei Holly an, aber sie nahm nicht ab. Jack machte sich auf ein kräftiges Donnerwetter gefaßt. Als er bei ihr am Strand eintraf, war sie noch immer nicht zu Hause, daher fuhr er in seine Pension, um

zu duschen und sich umzuziehen. In dem Fischrestaurant in der Nähe des Senders aß er allein zu Abend. Als er erneut den Strand hinunterfuhr, war es bereits dunkel.

Um neun Uhr stand er vor Hollys Haus, und diesmal war sie da. Sie riß die Tür auf, und die Angst auf ihrem Gesicht verwandelte sich jählings in Zorn.

»Du Mistkerl! Wo, zum Teufel, bist du gewesen?«

Aber die Wut hielt nicht lange an. Um ihren Frieden zu besiegen, brachte Holly ihm einen Drink ohne Eis, und dann setzte sie sich hin, nippte schweigend an ihrem eigenen Glas und ließ sich von Jack über den vergangenen Tag berichten. Später massierte sie ihm den Nacken und küßte ihn auf den Kopf, und er legte einen Arm um ihre Beine und drückte sie fest an sich.

8.

Er träumte, es gäbe keinen Krieg. Um drei Uhr stand er auf und stürzte sich sogleich in die Arbeit, als könnte er alle Antworten in einem ungeschriebenen Skript finden, das vorerst noch in seinem Unterbewußtsein verborgen lag. Er beendete die sechste Folge von Dark Silver und fing postwendend damit an, sich Notizen über die komplizierteste seiner Lagergeschichten zu machen. Als er sich in die Lage der Familie Doi in Tanforan versetzen wollte, stieß er zunächst auf ungeahnte Schwierigkeiten, weil er zu sehr versuchte, wie ein Japaner zu denken. Sie sind Amerikaner, ermahnte er sich, und auch falls sie Ausländer wären, gäbe es für ihre Mißhandlung keine Rechtfertigung.

Er sah ein farbiges Infanterie-Regiment vor sich, das unmittelbar vor Beginn eines Gefechts im Sand kauerte. Er erkannte es auf Anhieb: eine widerliche kleine Fußnote der Geschichte, die von Romantikern gern mit Worten wie

»ruhmreich« beschrieben wurde. Nichts daran war ruhmreich gewesen; man hatte lediglich einige Abteilungen farbiger Soldaten in die Hölle geschickt, damit sie in vorderster Front beweisen konnten, die kürzlich gewonnene Freiheit überhaupt wert zu sein. Jack begriff sofort, daß seine Freitagsshow geändert werden mußte.

Sie hatten sich darauf geeinigt, Scott Joplin in das Zentrum der Sendung zu stellen, eine hübsche halbe Stunde mit einem von Leland gespielten Ragtime-Medley als Höhepunkt. Für Jacks Geschmack war dies zeitlich und thematisch ein wenig zu nah an Blind Tom Bethune, aber Waldo wollte auf Nummer Sicher gehen. Dulaney wußte, daß Waldo nervös war: Schon allein der herausgehobene Sendeplatz würde den Unmut einiger weißer Hörer erregen, und er wollte es nicht übertreiben. Andererseits war dies ihr Premierenabend, und es bestand kein Anlaß zu übermäßiger Zurückhaltung. Kidd hatte sie nicht auf den Freitagstermin geschoben, damit sie nette Shows veranstalten und das weiße Publikum mit nostalgischen Klimpereien unterhalten würden. Es war die Premiere, verdammt, und dank seiner frühmorgendlichen Vision wußte Jack nun, was er tun wollte.

Er machte sich auf den Weg zum Sender, vorbei an Mrs. Flacks dunklem Bungalow und quer durch die Dünen. Der Sand rutschte ihm unter den Füßen weg, das rote Licht zog ihn an, und sein Kopf schwirrte vor lauter Problemen, die er auf einmal bewältigen mußte. Die Geschichte, die so plötzlich vor seinem inneren Auge aufgestiegen war, konnte nicht in nur dreißig Minuten erzählt werden. Sie würden zwei Teile benötigen; den ersten, um die Figuren vorzustellen und den Zuhörern nahezubringen, den zweiten, um den verzweifelten Vorstoß in den sicheren Tod zu schildern. Das bedeutete, Jack mußte Waldo und das Ensemble informieren, Zylla hinzuziehen, weil er eine kraftvolle Orchesterinstrumentierung statt eines einzelnen Klaviers benötigte, und Livia bitten, ihn mit Schüssen und Kanonendonner zu unterstützen. All das mußte in höchstens vier Tagen erledigt sein, damit der Freitag für die

Proben zur Verfügung stand. Die ganze Last ruhte allein auf seinen Schultern, aber er hatte keine Angst davor.

9.

Ein unglaublicher Montag. Der Tag, an dem er seine erste echte Feuertaufe bestand. Acht Stunden wischte er nicht von seinem Schreibtisch, außer um sich hin und wieder zu strecken oder aufs Klo zu gehen.

Um neun Uhr rief Waldo an. »Eli hat gesagt, Sie wollten mich sprechen.«

»Ich würde unserer ersten Freitagsshow gern ein anderes Thema verpassen.«

»Welches denn?«

»Das Vierundfünfzigste Massachusetts-Regiment und der Angriff auf Battery Wagner.«

»Mein Gott«, sagte Waldo und verstummte für einen Moment. »So etwas haben wir noch nie gemacht.«

»Ich möchte es in eine fiktionale Form bringen und alles aus der Sicht zweier farbiger Infanteristen der Nordarmee schildern. All die Vorurteile, die auch heute noch bei unserem Militär existieren. Ich will, daß die Geschichte den Rahmen der eigentlichen Ereignisse überschreitet und Rückschlüsse auf die Gegenwart zuläßt.«

Er wußte, daß Waldo diesen Ansatz verstand, denn sie hatten oft genug darüber gesprochen. Die Wahrheit war nicht immer exakt, und Präzision konnte als Schild fungieren, um der Wahrheit auszuweichen. Die beste Fiktion ging stets über die Tatsachen hinaus. Indem man Steinbeck las, lernte man mehr über das Dasein als Wanderarbeiter in der Zeit der Depression als durch das Studium einer langweiligen Anhäufung von Fakten. Aber Waldo hatte schon so oft am eigenen Leib

erfahren müssen, was Rassendiskriminierung bedeutete, daß er schnell Angst vor der eigenen Courage bekam.

»Falls Sie unbedingt darauf bestehen, können wir alle Risiken meiden«, sagte Jordan. »Aber Kidd hat uns seinen guten Sendeplatz gegeben, und ich glaube nicht, daß er von uns erwartet, irgendwem Honig ums Maul zu schmieren. Uns bietet sich hier die Gelegenheit, etwas zu sagen, das noch nie gesagt worden ist, und wir können dabei so provokativ sein, wie wir wollen.«

»Ich schätze, ich sollte lieber persönlich kommen. Ich habe hier Material, das Sie benutzen könnten. Wir sehen uns morgen früh.«

Bis zehn Uhr hatte Jordan ein grobes Skript konzipiert. Becky Hart kam vorbei, und er gab ihr die ersten sechs Folgen von *Dark Silver*.

Zwei Stunden später rief er bei Kidd an und teilte ihm mit, daß sie das Thema der Freitagssendung ändern würden. »Ich habe gerade Ihre Serie gelesen«, sagte Kidd. »Ein erstklassiges Stück Arbeit, Jordan. Können Sie regelmäßig weitere Episoden verfassen, obwohl Sie gleichzeitig mit so vielen anderen Projekten beschäftigt sind?«

»Die Serie schreibt sich inzwischen ganz von selbst. Es fühlt sich überhaupt nicht nach Arbeit an.«

»Wann kann ich dann das neue Skript für nächsten Freitag sehen?«

»Spätestens heute abend habe ich den ersten Teil für Sie.«

Er schrieb die Mittagspause durch und war um vierzehn Uhr fertig. Dann ließ er den Entwurf vervielfältigen. Vermutlich würde er alles noch einmal vollständig überarbeiten, sobald Waldo hier war, aber vorerst benötigte er drei Kopien, um sein Konzept zu verdeutlichen.

Bis vier Uhr hatte es sich herumgesprochen: Er hatte eine waschechte Serie mit vorzüglichen Charakteren abgeliefert, deren Rollen demnächst besetzt werden sollten. Zwei der Akquisiteure hatten Teile des Manuskripts kopieren lassen, um

damit auf Sponsorensuche zu gehen, und Kidd wollte bald mit der Ausstrahlung beginnen, womöglich schon am Sonntag in einer Woche.

Jordans Telefon klingelte. Rue war dran: Becky habe ihr soeben die zweite Hälfte der ersten Folge vorgelesen, und sie sei Feuer und Flamme für die Rolle der Tochter. »Ich muß sie unbedingt haben, Jordan, ich kann schon an gar nichts anderes mehr denken.«

Hazel rief an und wollte die Rolle ebenfalls. Aber er hatte die Figur für Rue geschrieben, und Pauline sollte die Mutter übernehmen. Hazel wurde wütend. »Verdammtd, Jordan, Sie wissen doch, daß Sie eigentlich offene Hörproben veranstalten müßten. Es geht nicht, daß Sie solche Serienrollen einfach mit Ihren Lieblingen besetzen. Was ist an Rue denn so außergewöhnlich? Ist sie gut im Bett? O Mann, Sie sind genau wie alle anderen. Ich weiß, daß ihr mich alle haßt.«

»Niemand haßt Sie, Hazel«, sagte er, aber sie hatte bereits aufgelegt.

Das also ist die Aufgabe eines Produzenten, dachte er. Er macht einige Leute glücklich, bricht ein paar Herzen, macht sich gelegentlich Feinde und hofft, daß letzten Endes alles zu einer gelungenen Sendung führt.

Um fünf Uhr rief Livia an. »He, was machst du da oben? Alle im Haus reden von dir.«

Da wurde ihm schlagartig bewußt, wie sehr der Sender gegenwärtig auf ihn angewiesen war.

Um Viertel vor sechs bekam er die Kopien des Fort-Wagner-Skripts. Er verfaßte drei kurze Begleitschreiben, in denen er umriß, welche Musik- und Geräuschuntermalung er sich für das Stück vorstellte, verbunden mit dem Hinweis, daß eventuell noch Änderungen am Text erfolgen würden. Dann legte er die Exemplare Kidd, Zylla und Livia ins Fach.

Allein ging er zum Abendessen und saß um sieben wieder an seinem Platz in dem mittlerweile dunklen Großraumbüro. Der

Tag endete, wie er begonnen hatte: mit einer Vision der Familie Doi. Jordan spannte ein Blatt Papier in die Maschine ein und hielt einige seiner Gedanken fest, aber es funktionierte noch immer nicht; es fehlte irgendwie der zündende Funke.

Hinter ihm knarrte der Boden. Das Gespenst des Holzfällers, dachte er und wandte den Kopf. Wo vor kurzem noch Dämmerung geherrscht hatte, breitete sich nun tiefe Finsternis aus; das Gebäude war praktisch leer. Seine Lampe erhellte nur einen kleinen Fleck in der Mitte des Raums; davon abgesehen, konnte man lediglich einen schwachen Lichtschein aus Richtung des fernen Korridors erahnen. Jordan verspürte plötzlich Angst. Er streckte die Hand nach dem Lichtschalter aus - So herrschen für uns beide wenigstens gleiche Bedingungen, dachte er -, aber dann sah er eine Bewegung, und eine schemenhafte Gestalt betrat den Raum.

»Hallo, Jack«, sagte der Schatten.

10.

Der schlanke Mann näherte sich dem Lichtkreis und blieb am Rand stehen, als warte er darauf, hineingebeten zu werden. Als wäre ich der Chef und er der Untergebene, dachte Dulaney. Er nickte zum Gruß, und Harford trat aus dem Halbdunkel.

»Ich hatte so eine Ahnung, daß ich Sie hier antreffen würde, Jack. Sie sind immer so fleißig, daß ich mich beinahe dafür schäme, wie wenig ich Ihnen bezahle. Was würden Sie von einer Lohnerhöhung halten?«

»Ziemlich viel, falls das ein Angebot sein soll.«

»Wie wär's mit hundert pro Woche?«

»Das ist sehr großzügig.«

Harford kam den letzten Schritt ins Licht vor und setzte sich auf einen Stuhl in der gegenüberliegenden Kabine. Als er seine

Brille abnahm, zitterte seine Hand... als ob er sich, genau wie neulich morgen im Studio, zu etwas zwingen würde, vor dem er sich stets gefürchtet hatte: sein Gesicht zu zeigen.

»Ein Mann sollte entsprechend seiner Leistung entlohnt werden, Jack, und Sie haben uns während der letzten Wochen sehr in Erstaunen versetzt.«

»Ich heiße Jordan. Ihre Erinnerung spielt Ihnen einen Streich; Jack war bloß der Name meiner Rolle.«

»Und dennoch fällt mir der Name Jack ein, wenn ich an Sie denke. Manche Dinge kann man sich eben nur schwer abgewöhnen.«

»Ich würde in diesem Zusammenhang nicht unbedingt von einer Angewohnheit sprechen. Immerhin kennen wir uns kaum.«

»Genaugenommen weiß ich eine ganze Menge über Sie. Ich habe sogar Ihr Buch gelesen.«

Dulaney verzog keine Miene.

»Aber ich sollte Sie in Ruhe lassen und Sie nicht von der Arbeit abhalten, unter welchem Namen auch immer. Indem ich heute abend hergekommen bin, habe ich bereits gegen eine meiner tiefsten Überzeugungen verstößen.«

»Und die wäre?«

»Stör nicht die Gans, die goldene Eier legt.«

Dulaney lachte notgedrungen.

»Wenn etwas gut läuft, sollte man sich nie einmischen. Aber Ihr Buch hat mir gefallen, und als Sie dann anfingen, solche großartigen Hörspiele zu produzieren... na ja, da ist es mir zunehmend schwerer gefallen, nicht an Sie heranzutreten.«

Dulaney saß reglos da und sah ihn an.

»Sie scheinen mir jemand zu sein, dem es unangenehm ist, überschwenglich gelobt zu werden«, sagte Harford und lehnte sich in den Schatten zurück. »Und ich gehe mit überschwenglichem Lob normalerweise sehr sparsam um. Vielleicht sollten wir es einfach dabei belassen.«

»Ich bin mir nicht sicher, was wir eigentlich wobei belassen.«

»Es ist, was auch immer es für Sie bedeuten mag, und wir überlassen es allein Ihrer Entscheidung, ganz wie es sich gehört. Nennen Sie sich ruhig auch weiterhin Jordan, so lange, wie Sie möchten. Ich werde schweigen und die Rechnungen bezahlen.«

Ein Moment peinlicher Stille verging.

»Ich hatte noch einen Grund, Sie heute abend aufzusuchen«, sagte Harford dann. »Möchten Sie mehr darüber hören?«

»Natürlich.«

»Es hat mit Ihrer Freundin Miss Carnahan zu tun.«

Dulaney verspürte einen Schauer, der ihm über den Rücken lief.

»Vielleicht sollten wir sie aus den eben erwähnten Gründen lieber Miss O'Hara nennen«, fügte Harford hinzu.

»Ich kenne Miss O'Hara«, sagte Jack vorsichtig.

»Nehmen Sie mir die Bemerkung nicht übel, aber es täte mir sehr leid, wenn Sie uns ihretwegen verlassen würden.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Sie glaubt, ich hätte ihrem Vater etwas angetan. Bestimmt wissen Sie es schon. Auch wenn Sie nicht Jack Dulaney wären, hätten Sie inzwischen davon erfahren, da Sie beide doch seit kurzem eine enge Beziehung pflegen. Ich bin sicher, sie hat Ihnen erzählt, welchen Verdacht sie gegen mich hegt. Ich möchte, daß Sie mir helfen, Miss O'Hara vom Gegenteil zu überzeugen.«

Dulaney sagte nichts.

»Vor sechs Monaten hat sie sich praktisch in mein Leben gedrängt. Wo auch immer ich hinging, sie war ebenfalls da. Ich hätte sie verhaften lassen können, so sehr hat sie es übertrieben. Aber sie hatte irgend etwas an sich...«

Sie sahen sich an.

»Ich kann es immer noch nicht genau benennen. Aber manchmal erinnert sie mich...« Harford schüttelte den Kopf. »Im

Grunde sieht sie niemandem ähnlich, den ich je gekannt habe. Betrachten Sie es als törichte Anwandlung meinerseits. Und doch... etwas an ihr hat mich berührt. Ich kann es nicht erklären. Und so hat eines zum anderen geführt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich wollte plötzlich mehr über sie wissen. Und dann habe ich eines Morgens beschlossen, daß ich ihren Vater finden würde.«

Sein Gesicht war mittlerweile wieder im Dunkeln verschwunden. Seine Stimme schwebte von der anderen Seite des Gangs herüber. »Meine Frau hat sich immer eine Tochter gewünscht. Vielleicht liefert das einen Teil der Erklärung.« Harford atmete tief durch. »Ich dachte, falls es mir gelänge, ihren Vater aufzuspüren, könnten sie und ich Freunde sein. Platonische Freunde natürlich, verstehen Sie mich nicht falsch. So töricht bin ich nun auch wieder nicht.«

Er beugte sich ins Licht vor. »Ich habe es mir nicht allzu schwierig vorgestellt. Schließlich kann man jede beliebige Person ausfindig machen, sofern man über das nötige Kleingeld verfügt. Also habe ich eine Detektei damit beauftragt, erste Erkundigungen einzuziehen. Am Anfang stand eine Liste seiner Freunde aus den letzten Jahren, um einzugrenzen, an wen er sich vermutlich wenden würde, falls er in Schwierigkeiten geriet. Einer der Namen auf dieser Liste war Ihrer, Jack. Man hat mir sogar ein Bild von Ihnen gezeigt. Sie standen mit einem Pferd auf einer Rennbahn in Florida.«

Dulaney konnte sich gut daran erinnern. Er hatte für das Siegerfoto die Zügel des Tiers gehalten, und am nächsten Tag wurde das Bild in der *Coral Gables Gazette* abgedruckt.

»Soweit also der erste Bericht des Ermittlungsbüros«, sagte Harford. »Der nächste Schritt lag auf der Hand: Die Detektive mußten mit den Leuten auf der Liste reden.«

»Haben Sie den Auftrag dazu erteilt?«

Er schüttelte den Kopf. »Das alles kam mir auf einmal zu aufdringlich vor. Als würde ich *ihr* nachspionieren. Sie können sich ja vorstellen, was sie davon gehalten hätte. Also habe ich die Angelegenheit vorläufig abgeblasen, und seitdem sind viele

Wochen vergangen. Und Miss O'Hara hält mich weiterhin für ein Ungeheuer.«

»Falls sie wirklich so schlecht von Ihnen denkt, wieso darf sie dann in Ihrem Sender auftreten?«

»Selbstverständlich darf sie hier auftreten, ich kann es mir gar nicht leisten, sie zu ignorieren. Auch wenn sie mir nicht so... so vertraut erschienen wäre, würde ich ihr Sendeplatz einräumen. Die simple Begründung lautet, daß sie eine erstklassige Stimme hat. Ich würde sogar Hitler eine eigene Sendung geben, wenn er so singen könnte.« Er vollführte eine mürrische Geste. »Kommen Sie, Jack, Sie wissen genau, wovon ich spreche. Sie haben doch selbst schon die Magie des Radios gespürt. Manchmal glaube ich, ich würde für ein paar perfekte Sendungen meine Seele verpfänden. Leider habe ich selbst kein besonderes Talent. Früher dachte ich, ich könnte als Autor arbeiten. Aber ich mußte sehr bald erkennen, wie schlecht ich war.«

»Kein junger Anfänger ist gut.«

»Und einige werden auch niemals besser.« »Das würde ich nicht unbedingt sagen. Manchmal scheint man ewig keine Fortschritte zu machen, und dann vollzieht man plötzlich einen Quantensprung, wie die Wissenschaftler es nennen.«

»Demnach hatte Edison recht, wollen Sie das behaupten? Genialität ist keine Frage des Talents, sondern nur der harten Arbeit?«

»Über Genialität denke ich gar nicht erst nach. Aber es erscheint mir durchaus vernünftig, daß ein Genie lediglich jemand ist, der härter als sein Nachbar arbeitet.«

»Nein, es gehört mehr dazu. Man muß eine Vision haben, und die hat mir stets gefehlt. Meine Rolle besteht darin, Leuten wie Ihnen, die sowohl Talent als auch einen inneren Antrieb besitzen, eine Plattform zu bieten.«

Dulaney lächelte. »Es ist eine großartige Plattform.«

»Früher war sie es. Und sie wird es wieder sein.« Harford beugte sich abrupt vor. »Das Radio ist die größte Erfindung der

letzten vier Jahrhunderte. Es wird die Welt genauso umfassend verändern, wie Gutenbergs Druckerpresse es getan hat. Häufig jedoch bleibt es freiwillig unter seinen Möglichkeiten, um statt dessen lieber für parfümierte Seife oder gesunde Landmilch zu werben.«

»Einen solchen Satz hätte ich aus dem Mund eines Eigentümers nun wirklich nicht erwartet.«

»Ach ja? Und wenn ich nun behaupten würde, daß es mir egal ist, ob wir Geld verdienen oder nicht?«

»Dann würde mich das ebenfalls überraschen.«

»Ich rechne nicht damit, daß wir Profit machen werden. Nicht, wenn wir es richtig anstellen. Mr. Kidd hört so etwas gar nicht gern. Er ist ein Idealist, genau wie ich, aber jenseits aller Programmfragen ist er als knallharter Radiomann außerdem davon überzeugt, daß wir mit unserer Arbeit Geld verdienen sollten. Ich weiß, daß er sein Bestes geben wird, obwohl ihm klar ist, daß ich sehr viel Geld verlieren und uns trotzdem noch über Wasser halten kann. Ich besitze ein größeres Vermögen, als ich je benötigen werde, und wir Harfords neigen dazu, ziemlich früh zu sterben.«

»Das ist jetzt positiv gemeint, nicht wahr?«

Harford lachte. »Verdammtd, Jack, ich mag Sie. Ich habe in Ihnen von Anfang an eine verwandte Seele gespürt, obwohl Sie vielleicht noch nicht so empfinden. Sie waren ein guter Schriftsteller, doch Sie sind wie geschaffen fürs Radio. Ist Ihnen wenigstens das inzwischen klargeworden?«

»Ja, das ist es. Aber ich heiße nicht Jack.«

Harford lächelte nachsichtig. »Eines der ersten Bücher, die Gutenberg mit seiner Druckerpresse hergestellt hat, war eine prächtige Bibel. Beim Radio hat man sich zuallererst darüber gestritten, wieviel Werbung man erlauben sollte. Falls das so weitergeht, gibt es bald keine hörenswerten Programme mehr. Schon jetzt steckt es voller heiliger Kühe. Alles oberhalb der Regionalebene befindet sich fest in der Hand irgendwelcher Agenturen, und es wird jedes Jahr schlimmer. Was die Zukunft angeht, hege ich eine fast schon krankhafte Befürchtung - nicht

etwa, daß die besten Tage des Radios schnell wieder vorbei sein könnten, sondern daß sie gar nicht erst hereinbrechen. In fünfzig Jahren wird es womöglich endgültig zu einem Medium der Werbeleute und Dummköpfe verkommen sein. Aber was wäre, wenn ich derjenige sein könnte, der dem Ganzen eine völlig andere Richtung gibt?«

Er setzte die Brille wieder auf, als hätte er durch diese Ansprache schon zuviel von sich preisgegeben. »Was meinen Sie, weshalb bin ich nach so vielen Jahren immer noch hier? Glauben Sie, es macht mir Spaß, mich mit Regierungsbeamten herumärgern und jede meiner Entscheidungen rechtfertigen zu müssen? Können Sie nun ein wenig besser begreifen, warum ich Miss Carnahan auftreten lasse? Sie ist einfach das Beste, was es auf meinem Sender seit vielen Jahren zu hören gab. Aber vergessen Sie alle Gründe, die sind letztlich egal. Auch was Miss Carnahan von mir hält, spielt keine Rolle. Allein ihr Talent zählt. Es ist mir eine große Freude, sie den Hörern präsentieren zu können. Ihre Stimme ist wie ein Fanfarenstoß, ein Weckruf, und zwar jedesmal aufs neue. Wie könnte ich ihr keine Auftrittsmöglichkeit bieten? Es ehrt mich, sie im Programm zu haben, solange sie herkommen und für mich singen möchte.«

Er sah Dulaney über den Rand der Brille hinweg an. »Und das gleiche gilt auch für Sie, Jack. Ich habe Ihre Serie gelesen. Sie ist fabelhaft. Es ist genau die Art von Skript, von der ich bislang gehofft habe, sie mit viel Glück vielleicht in zwei oder drei Jahren auf den Tisch zu bekommen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand auch nur eine Folge verpassen wird, nachdem er die erste Episode gehört hat.« Er errötete verlegen. »Ich habe bei der Lektüre vor Aufregung gezittert. Noch ist eigentlich gar nichts passiert, die Geschichte fängt erst an, und schon nimmt mich die Darstellung restlos gefangen. Dann hat Kidd mir das Bürgerkriegs-Skript für die nächste Neger-Show gebracht, und darauf war ich trotz allem nicht vorbereitet. Es handelt sich um das absolut packendste Radiostück, das mir je untergekommen ist. Sobald ich es gelesen hatte, mußte ich Sie unbedingt aufzusuchen.«

»Ich überlege schon die ganze Zeit, ob es eventuell zu heftig geworden ist.«

»Gewöhnen Sie sich das ab! Lassen Sie sich bloß nie von irgendwelchen Zweifeln beeinflussen.«

»Aber diese Zweifel sind immer da. Wir werden uns mit dieser Farbigensendung keine Freunde machen. Die Leute fühlen sich heutzutage sehr schnell vor den Kopf gestoßen.«

»Dann stoßen Sie sie vor den Kopf. Wer ein solches Stück als beleidigend empfindet, verdient es, beleidigt zu werden. Falls die Leute sich beschweren, geben wir ihnen nächste Woche gleich noch einmal Anlaß dazu. Falls man versucht, mir die Lizenz zu entziehen, werde ich mich zu wehren wissen.«

Er hustete und richtete sich auf. »Hören Sie, Jack. Irgendwann werden die Sendernetze versuchen, Sie von hier fortzulocken. Dann können Sie sich über jedes Ihrer Worte Gedanken machen. Dann können Sie sich überlegen, wer womöglich Anstoß daran nimmt, wenn in Ihrem Stück ein farbiger Junge gelynch wird oder ein braver Pfarrer seine Frau mit einem der jungen Mädchen aus dem Kirchenchor betrügt. Dann können Sie sich mit den Männern in der Kabine der Aufnahmeleitung streiten, die stets für die Interessen des Sponsors stehen und jede Auseinandersetzung gewinnen werden. Aber nicht jetzt. Nicht hier.« Harford stand abrupt auf. »Nun habe ich Ihre Zeit genug in Anspruch genommen.«

Als wäre ich der Chef und er der Untergebene, dachte Dulaney erneut. Harford wurde wieder zu einem Schatten in der Ecke des Raums, stand dort und suchte beständig nach den Geheimnissen des Äthers, ein komplizierter Mann, verletzt und traurig. Ein Mann, der angesichts eines Stücks erzitterte, das in dem Moment, in dem es zum Leben erwachte, auf ewig verlorengehen würde - genau wie Jack Dulaney erzittert war, als er es niedergeschrieben hatte.

»Ich möchte die ganze Welt aufrütteln, Jack«, sagte Harford aus dem Dunkel, und Dulaney dachte: Verdammt, ich auch. Noch bevor er es laut aussprechen konnte, war der Schattenmann bereits verschwunden.

11.

In der Nacht schlief er tief und ohne aufzuwachen, mehr als sieben Stunden, angefüllt mit Träumen. Er wußte, daß er geträumt hatte, er wußte es immer, doch während der ersten Minuten des neuen Tages konnte er sich nur selten an Einzelheiten erinnern. Sobald er dann mit jemandem sprach oder sich auf seine Arbeit konzentrierte, war der Traum unwiederbringlich dahin. Wenn er sich jedoch den Luxus einiger stiller Momente gestattete, kehrte alles zurück. Dabei stand der letzte und somit seinem Bewußtsein nächste Traum stets an erster Stelle. Er schloß die Augen, und schon ging es los:

Carnahan, nur mit seinem Hut bewaffnet, führte einen Trupp Neger den blutgetränkten Strand von Morris Island hinauf. In dem Traum war auch Jack ein Schwarzer gewesen, einer der dem Untergang geweihten Männer des Vierundfünfzigsten Massachusetts-Regiments. Hinter ihm kamen seine Kameraden um die Landspitze herum und mußten dabei durch die hüfttiefe Brandung waten, weil der Sumpf dort bis unmittelbar ans Wasser reichte. Vom Fort brach ein Hurrikan aus Musketenfeuer über sie herein, und die Jungs fielen einer nach dem anderen um. Welch eine Überraschung, dachte er; unsere weißen Offiziere waren der Ansicht, alle da drinnen seien tot. Wie sollte jemand dieses Bombardement überstehen können? Es war ein unglaublicher Anblick gewesen. Die Artillerie und die Kanonenboote hatten zehn Stunden ohne Unterlaß gefeuert und beinahe zehntausend Granaten in dem kleinen Küstenfort einschlagen lassen. Niemand könne so etwas überleben, hieß es, doch ich wußte es besser. Diese Rebellen haben den Satan auf ihrer Seite, ihre Augen glühen im Dunkeln, und wenn wir uns ihnen nähern, werden sie nicht gestorben sein.

Unser weißer Offizier ruft uns zum Angriff zusammen, und ich bete. Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal...

Carnahan schwenkt seinen Hut, wir stürmen voran, kommen um die Landzunge, und die Salven prasseln auf uns herab.

Plötzlich friert alles in der Bewegung ein, als hätte jemand einen Film angehalten. Es herrscht Stille, weil auch das Gewehrfeuer verklungen ist. Dann ertönt die Stimme einer Frau quer über den Strand. Aus dem Hintergrund tritt Livia hervor und bleibt neben zwei Männern stehen, die soeben in den nassen Sand gestürzt sind. Sie blickt auf die Überreste ihrer Gesichter und hebt mit verzweifelter Miene den Kopf. *O Gott, ich kann das hier nicht wiedergeben; wir haben in der Geräuschabteilung nichts dermaßen Großes. Wie soll ich eine solche Szene in einem gewöhnlichen Studio erzeugen?* Irgendwo vor ihr meldet sich Maitland zu Wort: *Verdammt, Livia, improvisieren Sie!... Werden Sie nicht genau dafür so fürstlich bezahlt?* Livia bricht in schallendes Gelächter aus, schaut zum Fort empor und verdreht die Augen, weil sie in diesem Moment vermutlich an den kargen Gehaltsscheck von letzter Woche denken muß. Dann geht sie weiter und bleibt neben dem erstarnten Carnahan stehen, der sich zu seinen Männern umgedreht und sie mit dem Hut herangewinkt hatte. Natürlich kann er sich nicht regen, aber dann bewegt er sich doch... sein Mund verzieht sich zu einem Lächeln, und seine Augen richten sich auf das Fort. Aber dort ist nun kein Fort mehr, sondern die Kabine der Aufnahmeleitung, und hinter der Scheibe sitzen Maitland und Stoner. Auf einmal fällt Livia eine Lösung ein. *Wir werden ein paar große Lautsprecher mitten auf der Soundstage plazieren und alles mit Geräuschen überfluten, so daß die Schauspieler denselben Gefechtslärm hören wie die Männer in der Kabine. Sie müssen ihren Text herausschreien, um gehört zu werden. Vielleicht können wir auf diese Weise einen besseren Eindruck von dem Blutbad erwecken, das ich hier vor mir sehe.*

Stoners Leute sind sogleich damit beschäftigt, die größten Lautsprecher aller Zeiten herbeizuschaffen, ein jeder halb so hoch wie ein Haus. Sie sind auf Lafetten befestigt, genau wie Geschütze, und alles scheint ewig zu dauern. Aber das ist gleichgültig, denn die Zeit steht still; sogar die Sonne verharrt an ihrem Fleck, bis die Lautsprecher in Stellung gebracht wurden und einsatzbereit sind. Einer wird auf einer Plattform im

Sumpf aufgestellt, der andere auf einem Floß bei den Panzerschiffen. Jetzt kann die Schlacht weitergehen, sagt Livia, und im selben Moment verblaßt die Kabine und wird wieder zu einem Fort. Die Männer erwachen zum Leben, und Livia läuft zurück über den Strand. Ein Schuß peitscht auf, und sie muß sich sehr beeilen, die Soundstage zu verlassen, um nicht im Kreuzfeuer getötet zu werden. Sie schafft es um Haaresbreite und springt aus dem Weg, während das Gefecht entbrennt. Stoners Männer haben nicht soviel Glück. Ich sehe sie schreiend umfallen und die Hände nach den Mauern strecken. Und dann, unmittelbar bevor sie ihr Leben aushauchen, erkenne ich die Gesichter von George und Peter Schroeder.

Jack schlug die Augen auf. Die Bilder waren absolut plastisch gewesen! In seinem Traum hatten sie eine fast perfekte Illusion erschaffen, waren der Realität einer grausamen Schlacht so nahe gekommen, wie dies bei einer rein akustischen Darstellung möglich schien. Er sah Carnahan an der Mauer, sein farbiges Regiment rund um ihn, und alle starnten ehrfürchtig seinen magischen Hut an. Nun, da der Augenblick der Wahrheit gekommen war, wollten sie in seiner Nähe sein. Sie würden aus seinem Schatten heraus kämpfen, wo nichts sie berühren konnte. Er stand auf dem Wall und beförderte die Rebellen auf das große Baumwollfeld im Himmel.

Es hatte noch einen Traum gegeben und davor einen weiteren, aber Jack blieb keine Zeit mehr. Aus dem Flur drangen Hollys Schritte an seine Ohren, und das erste Gespräch dieses Tages würde alle weiteren Erinnerungsversuche zunichte machen. Sie ging ins Badezimmer, und er erhaschte einen flüchtigen Blick auf den nächsten Traum in der Reihe. Sie befanden sich auf der Strandpromenade, und plötzlich tauchte der alte Mann, Paulines Freund, vor ihnen auf, um ihnen mitzuteilen, daß es tatsächlich um den alten Krieg ging und daß der gegenwärtige Krieg dabei überhaupt keine Rolle spielte.

Die Tür ging auf, Holly kam herein und setzte sich auf die Bettkante. »Was ist los mit dir, alter Mann? Willst du den ganzen Tag verschlafen?«

»Wie spät ist es?«

»Zehn nach sieben.«

»O je«, sagte er mit schlaftrunkener Stimme. »Wann bist du nach Hause gekommen?«

»Wie üblich. Du hast friedlich im Bett gelegen, also wollte ich dich nicht stören.«

»So rächt es sich, wenn man nur vier Stunden pro Nacht schlafen kann. Einmal im Monat fällt man ins Koma. Was ist mit dir? Hast du geschlafen?«

»Noch nicht, aber ich gehe bald zu Bett. Als ich zurückkam, war ich irgendwie noch zu aufgewühlt, also habe ich mich eine Stunde auf die Veranda gesetzt und dann ein Buch gelesen.«

Dreißig Minuten später saßen sie auf der Terrasse beim Frühstück. Jack erzählte ihr von seinem Traum und was der alte Mann über diesen früheren, längst vergangenen Krieg gesagt hatte. Nach wie vor ging ihm nicht aus dem Kopf, daß March Flack ihren eigentlichen Ausgangspunkt darstellte. Daß die anderen womöglich nur durch ihn in die Sache verwickelt waren. Daß eine Verbindung zu dem alten Krieg bestand, nicht zu dem jetzigen.

Diese Überlegung war neu für Holly. »Der alte Mann kann das Rätsel vielleicht auflösen«, sagte sie. »Wir müssen mit ihm sprechen.«

»Ja, aber wie? Wegen seiner Kriegsneurose ist er zeitweise völlig weggetreten. Er ist wütend und wittert überall Gefahren.«

»Er ist in Flacks Frau verliebt. Das ist sein schwacher Punkt.«

»So lautet zumindest ihre Interpretation.«

»Meine auch. Schon als ich zum erstenmal herkam, sind mir die beiden aufgefallen, und ich weiß, was ich gesehen habe. Nicht nur der alte Krieg macht ihm zu schaffen.«

Sie schwiegen eine Weile.

»Sie hat drüben im Marschland Lichter gesehen«, fuhr Holly schließlich fort. »Was sagt uns das? Es war entweder Harford oder der alte Mann. Wir müssen es irgendwie hinkriegen, mit ihm zu reden. Ich glaube, ich sollte das übernehmen.«

»Nicht allein, vergiß es.«

»Es wird ihn aufregen, dich zu sehen. Er kennt dich, er hat dich bei Mrs. Flack angetroffen. Ich wäre ein neues Gesicht für ihn.«

»Die Idee gefällt mir nicht.«

»Dann mach einen besseren Vorschlag.«

»Mir fällt keiner ein. Ich weiß nur, daß ich in der Nähe sein werde, falls du dich mit ihm triffst.«

»Wir werden sehen. Und jetzt halt den Mund und bring mich ins Bett.«

Dienstag. Noch so ein unglaublicher Tag beim Sender. Auf einmal besaß Jordan bei allen seinen Projekten ein umfassendes Mitspracherecht. *Dark Silver* war vervielfältigt worden; auf seinem Tisch lag ein dicker Stapel Manuskripte, verbunden mit einer Notiz von Kidd, der um baldige Hörproben, die Besetzung der Rollen und einen frühestmöglichen Sendetermin bat. Daneben die Nachricht eines der Akquisiteure. Konnte er sich am Donnerstag mittag mit einem potentiellen Sponsor treffen? Eine Porzellanfabrik aus Connecticut interessierte sich für den Stoff und würde gern ein Geschirr zur Serie auf den Markt bringen, wenn er gelegentliche Verweise darauf in die Folgen einbaute. Zylla wollte die Musik für die Freitagsshow mit ihm besprechen, sobald die endgültige Textfassung feststand. Livia hatte einige Fragen wegen der Schlachtszenen. Und aus New York waren mindestens ein Dutzend Anrufe eingegangen, allesamt von erfahrenen Radioschauspielern der zweiten Garnitur, die bereits von Jordan gehört hatten - vermutlich durch Rick Gary - und die gewillt waren, für eine regelmäßige Beschäftigung nach Regina Beach anzureisen. Dann noch eine Nachricht von Kidd: Der Radiokritiker der Times würde am Freitag herkommen, gern

der Neger-Show beiwohnen und eventuell ein kurzes Interview führen wollen, das irgendwann nächste Woche abgedruckt werden sollte.

Um zehn Uhr kam wie üblich Becky Hart vorbei. »Unten wartet Waldo. Heute morgen werden Sie ja regelrecht belagert.«

»Ich hätte mir nicht träumen lassen, wie viele Aufgaben mich hier erwarten würden.«

»Kopf hoch, Jordy, es ist Rettung in Sicht. Kidd sagt, Sie können mich für vier Stunden am Tag haben, falls Sie möchten. Ich kümmere mich dann um den ganzen Kleinkram.«

»Gott segne die Weisheit von Jethro Kidd.«

Sie lachte. »Ich habe einen leeres Zimmer gefunden, das wir als Büro benutzen können. Dadurch gewinnen Sie etwas mehr Freiraum. Morgen lasse ich dort ein Telefon installieren. Ich weiß, so ein Apparat ist lästig, aber ich schätze, wir können nicht darauf verzichten. Wenigstens hocken Sie dann nicht mehr hier in dieser Kabine.«

Sie sahen sich kurz an.

»Was machen Sie heute abend?« fragte er.

»Nichts, das sich nicht absagen ließe. Was haben Sie vor?«

»Ich möchte, daß Sie *Dark Silver* für mich produzieren.«

Sie begriff nicht sofort, was er damit meinte. »Soll ich ein paar Leute zu einer Probelesung zusammentrommeln?«

»Ich möchte, daß Sie die gesamte Serie sendefertig produzieren. Das volle Programm.«

Becky war völlig verblüfft. »Meinen Sie das ernst?«

»Ich kann mir niemanden vorstellen, den ich lieber auf dieser Position sähe. Niemanden, der härter arbeitet, qualifizierter ist und sich dermaßen gut in der Branche auskennt.«

Nur unter großer Anstrengung gelang es ihr, nicht in Tränen auszubrechen. »Meine Güte, können Sie diese Entscheidung denn ganz eigenmächtig treffen?«

»Harford scheint zu glauben, daß ich alles kann. Lassen Sie uns herausfinden, wieviel Unabhängigkeit man mir zugesteht.«

Sie mußte noch immer gegen die Tränen ankämpfen. »Ich werde mein Bestes geben.«

»Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel. Nun zu heute abend. Rufen Sie Brinker und Rue an.«

Sie zückte einen Notizblock.

»Sagen Sie ihnen, ich würde heute abend gern eine Probelesung abhalten, so gegen acht Uhr. Außerdem benötige ich Pauline und die beiden Ansager. Brinker wird den jüngeren Sohn übernehmen. Also müssen noch zwei Schlüsselrollen besetzt werden, bevor wir den ersten Sendetermin festlegen können.«

»Vergessen Sie den Bösewicht nicht. Diesen schrecklichen Mann von der Kommission.«

»Ich glaube, Eastman wäre genau der Richtige dafür. Er ist von Natur aus so schön herablassend.« Jordan nahm die Telefonnotizen vom Tisch. »Dann möchte ich, daß Sie diese Anrufe beantworten.«

Becky kannte die meisten Namen. »Es sind einige gute Schauspieler darunter.«

»Genau das brauchen wir, ein paar gute Schauspieler. Wir möchten für den Vater und den älteren Sohn Stimmen haben, die hier nicht schon verwendet worden sind. Der Vater verkörpert die Stärke der Familie. Von ihm hat die Tochter all ihr Temperament. Aber er ist auch der innere Rückhalt, die maßvolle Ruhe des älteren Sohns. Das muß heute noch erledigt werden. Schnappen Sie sich das Telefon, und entscheiden Sie nach Ihrem besten Ermessen, wer in Frage kommen könnte; dann bitten Sie die Leute zu einer Hörprobe her.«

»Noch heute abend?«

»Sagen Sie ihnen, wir schicken einen Wagen und bringen sie hier im Hotel unter. Machen Sie den Leuten klar, daß es um Hauptrollen geht und wir ein langfristiges Engagement

erwarten. Ich möchte nicht, daß diese fünf Stimmen sich je ändern, sobald wir auf Sendung gehen.«

»Wissen Sie, wer sich hervorragend für den Vater eignen würde? Rick Gary.«

Jordan überlegte kurz. »Ja, das würde er.«

»Wenn er nur nicht so sehr beim Network eingespannt wäre.«

»Fragen Sie ihn trotzdem, vielleicht hat er ja zufällig keine Lust mehr, sich im harten Konkurrenzkampf der Großstadt aufzureiben.«

»Ich glaube, er hat ein Auge auf Rue geworfen. Das könnte uns behilflich sein.«

»Nein, das wäre genau der falsche Grund. Er muß diese Rolle spielen wollen. Falls er nur wegen Rue herkommt, wird einer von zwei Fällen eintreten, die beide nachteilig für uns sind. Entweder gibt Rue ihm einen Korb, und er haut wieder ab. Oder sie hat etwas für ihn übrig, und er nimmt sie nach New York mit, so daß wir alle beide los sind.«

»Der arme Jimmy. Er wird sie verlieren, und er weiß es.«

Jordan dachte an Holly und Tom und daran, welchen merkwürdigen Verlauf das Leben manchmal nahm. Aber so war es eben, man konnte es nicht ändern.

»Na los, fragen Sie ihn«, sagte er. »Falls er kommt, werde ich mit ihm sprechen. Dann können wir immer noch entscheiden, ob es ratsam wäre, ihn zu engagieren.«

Er sah seine Unterlagen durch und hakte die verbleibenden Punkte ab.

»Würden Sie sich bitte hierum kümmern? Sagen Sie den Akquisiteuren, jeder Sponsor sei mir willkommen, aber als Gegenleistung würde es lediglich einen stinknormalen Werbespot geben. Stellen Sie sicher, daß diese Porzellanfabrik begreift, worum es in der Serie geht. Ich bezweifle, daß die meisten Leute, die auf einer Pferderennbahn arbeiten, je von teuren Tellern gegessen haben.«

»Überlassen Sie das mir. Mit so etwas sollte man Sie überhaupt nicht behelligen.«

»Hier ist noch etwas. Am Freitag kommt ein Reporter, um uns bei der Farbigen-Show zuzusehen. Sagen Sie Kidd, daß ich mich mit Interviews schwertue; der Mann sollte mit Waldo und dem Ensemble sprechen. Weisen Sie darauf hin, daß Waldo diese Show schon sechs Jahre geleitet hat, bevor ich hier aufgetaucht bin. Halten Sie mich im Hintergrund, auch wenn es nicht einfach sein wird.«

Er blätterte einige Seiten um. »Setzen Sie sich mit Livia und Zylla in Verbindung. Sagen Sie den beiden, ich kümmere mich heute zuallererst um das Battery-Wagner-Skript. Die Musik sollte kraftvoll und anrührend sein. Und Livia soll mit Donner und Blitz einen echten Weltuntergang inszenieren. Sagen Sie ihr, daß wir erst am Freitag zusammen mit dem Ensemble eine endgültige Form wählen werden, weil ich ein Experiment mit Lautsprechern auf der Soundstage beabsichtige. Große Lautsprecher, aufgestellt auf den toten Seiten der Mikrofone. Ich will, daß der Ort förmlich von Geräuschen überschwemmt wird, daß die Schauspieler dem Gefechtslärm unmittelbar ausgesetzt sind, damit sie sich anschreien müssen, um gehört zu werden.«

Sie machten sich beide Notizen. Becky stellte ein paar Fragen. Einige davon konnte er beantworten, in den meisten Fällen würde sie jedoch auf ihr eigenes Urteilsvermögen angewiesen sein.

»So«, sagte er. »Wenn Sie alles andere erledigt haben, gehen Sie bitte zu Kidd und teilen ihm mit, daß ich dieses Skript lesen möchte, das Sie vor einiger Zeit ausgegraben haben.«

Sie fügte den Punkt ihrer Liste hinzu und sagte zunächst nichts. »Was geht hier vor?« fragte sie schließlich, und er zuckte die Achseln, als sei die Angelegenheit ihm nicht besonders wichtig.

»Ich versuche, das Stück für Kidd in einen größeren Zusammenhang zu stellen, damit es gesendet werden kann. Sagen Sie ihm, daß ich dieses ursprüngliche Skript brauche, um die anderen Episoden optimal anpassen und in ihren Aussagen präzisieren zu können. Ein Skript ist bereits fertig, die

restlichen sind in Arbeit. Das Japaner-Stück gestaltet sich schwierig. Es entwickelt ein aggressiveres Eigenleben, als ich zunächst vermutet habe. Ich sehe immer wieder die Gesichter der Kinder in diesem Internierungslager vor mir und kann mich noch nicht so recht an ihre Stelle versetzen.«

»Meinen Sie etwa amerikanische Japaner?« Sie riß erstaunt die Augen auf. »O Gott, Jordan, was soll das werden?«

»Lediglich ein Stück, das zu dem besagten älteren Skript paßt. Ein Blitzableiter.«

»Na hoffentlich zündet uns der wütende Pöbel am Ende nicht das Dach über dem Kopf an.« Becky klappte den Block zu und stand auf. »Nochmals vielen Dank für die Chance, die Sie mir geben.«

»Gern geschehen.«

Sie wirkte auf einmal wieder ganz aufgeregter. »Mir kommt plötzlich alles so anders vor. Ich glaube, wir werden hier Dinge tun, die vielleicht auf ewig ohne Beispiel bleiben.« Sie musterte ihn durch die Rauchschwaden des Raums. »Aus irgendeinem Grund glaube ich, daß Sie mich mehr als nur vier Stunden am Tag benötigen werden.«

»Dann sagen Sie das Kidd«, schlug er vor.

12.

Waldo hatte ihm die Memoiren eines der Überlebenden jener Schlacht mitgebracht. Der Text war nie veröffentlicht worden und nach dem Tod des Mannes in einem Archiv verschwunden. »Ich habe vor langer Zeit eine eigenhändige Abschrift angefertigt und dachte mir, das Material könnte für Sie von Nutzen sein«, sagte Waldo. »Wahrscheinlich können wir es nicht eins zu eins verwenden, und ich bin mir nicht sicher, ob nach fünfundsechzig Jahren noch irgendwelche Copyright-

Bestimmungen gelten, aber es enthält einige beeindruckende Passagen.«

Es war sogar noch sehr viel besser, denn es verlieh seinen beiden Hauptfiguren völlig neue Züge, ohne daß die Musik oder die Geräusche geändert werden mußten. Waldos ursprüngliche Sorge war unterdessen einer produktiven Anspannung gewichen.

Die gründliche Überarbeitung dauerte bis vierzehn Uhr; dann war das Freitagsskript abermals soweit, daß es abgetippt und vervielfältigt werden konnte.

»Die Unterschiede sind groß genug. Ich glaube nicht, daß wir befürchten müssen, der Urenkel des Mannes könnte uns verklagen«, sagte Waldo. Aber letztendlich schien die Stimme jenes längst verstorbenen schwarzen Soldaten ihr Recht einzufordern, und so fügte Jordan eine entsprechende Zeile hinzu: *Basierend auf den unveröffentlichten Erinnerungen von Private Leroy Stokes, farbiger Infanterist des Vierundfünfzigsten Massachusetts-Regiments, USA.* »So, ich glaube, wir sind fertig«, sagte er.

Er ließ das Mittagessen ausfallen und machte weiter, nunmehr allein an seinem Tisch. Nach einer Weile trat das Stimmengewirr des Großraumbüros immer mehr in den Hintergrund, und die verqualmte Luft nahm den derben, beißenden Geruch eines Pferdestalls an. Erneut sah er das japanische Mädchen in Tanforan vor sich, wie es ihm durch den Zaun zuwinkte, sah die sorgenvolle Miene des Vaters und den hoffnungslosen Blick der Mutter, während der Wachposten ihre Namen aufrief. Der Vater blieb stehen, und die Frau und die Kinder traten sofort an seine Seite. So friedliche Leute, so diszipliniert und würdevoll. So bereit, dieses Opfer für ihr Land zu bringen.

Vielleicht war das ihr Problem, sobald sie zu den Figuren eines Stücks werden sollten. Sie fügten sich zu bereitwillig in ihr Schicksal.

Mit einemmal sah er die ersten echten Konturen einer Story vor sich.

Diese Menschen waren viel zu ruhig und kooperativ. Es spielte keine Rolle, daß ihnen genausowenig eine Wahl blieb wie den Juden in Hitlers Lagern... Ein dramatischer Stoff erforderte, daß sie beständig um ihr Überleben kämpften, genau wie die Gefangenen in Polen, auf Bataan und in den konföderierten Höllencamps des Jahres 1864. Das hier war eine andere Art von Lager. Es drohte weder ein gewaltsamer Tod noch eine vernichtende Krankheit, lediglich eine langsame, stetige Erniedrigung der Seele.

Ich an Ben Dois Stelle wäre wütend, dachte er. Ich wäre verflucht wütend und würde alles in meiner Macht Stehende tun, um die Ruhe im Lager zu stören.

Was würden die Wachposten mit einem japanischen Unruhestifter anfangen?

Ein ganzer Schwall von Ideen und Bildern brach über ihn herein. Er mußte den Namen der Hauptfigur ändern. Doi war nicht eindeutig genug. Der Hörer mußte sofort erkennen, worum es ging und wer die handelnden Personen waren. Der Name Saka-moto kam ihm in den Sinn, und er schrieb ihn auf. Der Vater heißt Danny, seine Frau Jill. Jordan hatte gehört, daß sie sich selbst als Nisei bezeichneten, als amerikanische Bürger ausländischer Eltern. Sie würden fehlerfreies Englisch sprechen: eine gewaltige Herausforderung für die Schauspieler, die jenen kaum wahrnehmbaren japanischen Beiklang der Sprache einfangen mußten, der keinesfalls ein ausgeprägter Akzent sein durfte. Danny und Jill Sakamoto - und ihre zwei Kinder, Lucy und Leo. Jahrelang haben sie jeden Monat die Raten für ihr Haus und ihr Geschäft in San Francisco abbezahlt. Nun werden sie alles verlieren. Danny sieht dem vollständigen Ruin seiner Familie erst ungläubig, dann mit zunehmender Wut entgegen.

Jordans Augen blitzten auf. Dann bahnte der Zorn sich einen Weg und schoß durch seine Finger auf das Papier, das plötzlich in der Schreibmaschine steckte. Als er das nächste Mal den Kopf hob, war der Nachmittag vorbei und das Büro leer. Er hörte Schritte auf dem Flur. Becky Hart kam, um ihm Bericht zu erstatten.

Rue, Brinker und Pauline hatten heute abend Zeit. Stallworth wußte es noch nicht genau, und Eastman war nicht zu Hause gewesen. Bei Rick Gary in New York hatte niemand abgenommen. »Aber all die anderen New Yorker Schauspieler sind interessiert und werden kommen. Ich habe dafür gesorgt, daß man sie abholt.«

»Gut. Haben Sie schon mit Kidd gesprochen?«

»Ich konnte ihn nicht erreichen. Er hat heute den ganzen Tag drüber beim Chef verbracht. Aber Ihr Büro ist fertig. Wollen Sie mal einen Blick darauf werfen?«

Der kleine Raum lag ein Stück den Korridor hinunter und war mit einem Tisch, einer Schreibmaschine und einem Ausgang zum Dach ausgestattet. Becky gab ihm den einzigen Schlüssel. »Falls Sie gern draußen sitzen, lasse ich auch dort einen Tisch aufstellen. An warmen Tagen können Sie dann an der frischen Luft schuften.«

Sie hatte außerdem für ein Regal voller Nachschlagewerke gesorgt - Wörterbücher diverser Sprachen, ein dickes einbändiges Konversationslexikon, ein Weltalmanach, ein Atlas, ein Buch über Dialekte sowie mehrere Bände über militärgeschichtliche Themen. Darüber hinaus stand ein Globus bereit, und an der Wand hing eine Karte, auf der die verschiedenen Kriegsschauplätze eingezeichnet waren.

»Es kann losgehen. Ich habe meine private Telefonnummer in Ihren Kalender eingetragen. Rufen Sie mich jederzeit an, Tag und Nacht. Falls Ihnen plötzlich irgendein verrückter Einfall durch den Kopf schießt und Sie eine zweite Meinung hören wollen: Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung, auch um Mitternacht.«

Er bedankte sich. Sie zuckte bescheiden die Achseln.

»Dann können wir jetzt Ihre Sachen herbringen, falls es Ihnen recht ist.«

Sie brauchten nicht lange dafür. Bereits um achtzehn Uhr hatte Jordan sich an seinem neuen Arbeitsplatz eingerichtet.

»Ich hole Ihnen etwas zu essen«, sagte Becky und ging hinaus. Er nickte geistesabwesend. Dann kamen ihm einige Ideen, und er wußte, daß der Umzug in dieses neue Büro sich auszahlen würde. Er drehte den Globus und hielt ihn mit dem Zeigefinger an. Da waren sie, Carnahan und Kendall, irgendwo im Pazifik. Nachdem man ihr Schiff torpediert hatte, waren sie auf einem Floß hilflos Wind und Wellen preisgegeben, gelangten schließlich zu einer unbewohnten Inselkette und mußten sich dort vor den Japanern verstecken. Eine simple Abenteuergeschichte, die gar nicht vorgab, etwas anderes zu sein. Jordan nahm ein Blatt Papier und machte sich schnell ein paar grobe Notizen, die er vorerst bei seinen anderen unfertigen Projekten ablegen würde, um sie zu gegebener Zeit wieder hervorholen zu können.

Danach widmete er sich erneut der eigentlichen Arbeit und kehrte nach Tanforan zu seinen Nisei zurück. Als er aufblickte, stellte er fest, daß Becky ihm ein Sandwich gebracht hatte; sie war hereingekommen und wieder gegangen, ohne daß er es bemerkt hatte. Und noch etwas anderes lag neben ihm auf dem Tisch: eine Mappe mit der Kopie eines Skripts. Ein Freitagnachmittag von Paul Kruger. Das ist also der Grund für all die Aufregung, dachte Jordan. Für all den Ärger, all die Morde. Er sah auf die Uhr... noch eine Stunde bis zur Hörprobe. Da ihm genug Zeit blieb, schlug er die erste Seite auf.

13.

Dieser Freitag war wie jeder andere Tag im Arbeitslager von Germiston. Vor einer Stunde waren zwei Kinder gestorben, und ein weiteres halbes Dutzend würde den Sonnenuntergang nicht mehr erleben. Ein Tag mit nur sechs oder acht Todesfällen war ein guter Tag - es sei denn, daß dein eigenes Kind zu den Opfern zählte.

Der Ortsname klang irgendwie deutsch. Vor allem gegenwärtig lag dieser Eindruck nahe, denn es drangen immer mehr Einzelheiten über die Konzentrationslager der Nazis an die Öffentlichkeit. Aber das Stück war 1936 verfaßt worden, in genau dem Jahr, das auch für Jordan große Bedeutung gewonnen hatte. Dem Jahr von March Flack; dem Jahr, in dem Maitland und vielleicht auch Kidd zum erstenmal herkamen, wenngleich nur für kurze Zeit; dem Jahr, in dem Mrs. Harford starb und der Sender, für den soeben ein neues Bürogebäude errichtet wurde, schlagartig sein Programm änderte und in einen tiefen Winterschlaf fiel.

Also handelte es sich nicht um Deutschland, auch nicht um das Deutschland des ersten großen Krieges. Das alles kam ihm halb vertraut vor, aber er konnte es letztlich nicht einordnen und las weiter. Dann erkannte er, daß es doch kein Arbeitslager war. Zwar wurden hier Menschen gefangengehalten, aber ohne Zwangsarbeit leisten zu müssen. Trotzdem starben die Häftlinge. An Typhus, Masern und Unterernährung. Nie gab es genug zu essen, und was es gab, war ungenießbar und karg. Weniger als fünfhundert Gramm Nahrung am Tag. Kein Gemüse, keine Milch, kaum Fleisch. Die Kinder bekamen Fieber, legten sich auf die nackte, ausgedörzte Erde und starben.

Die Helden war eine Frau namens Margaret. Sie sollte ausländisch klingen, aber keine Ausländerin sein, gab der Autor vor. Sobald sie zu sprechen begann, sollte dies zunächst in ihrer schwer zu definierenden Muttersprache geschehen, um den mythischen Aspekt der Geschichte zu betonen. Nach etwa fünfzehn Sekunden sollte ihre Stimme mittels einer Überblendung ins Englische wechseln. Durch diesen Trick würde dem Hörer mitgeteilt, daß die Handlung irgendwo an einem fernen Ort spielte.

Im Lager Germiston gab es keine Männer, wenigstens nicht in Margarets direktem Umfeld. Ihre Welt bestand aus einem staubigen Trampelpfad in brütender Hitze, mit stinkenden Zelten, die von Flöhen und Läusen wimmelten. In Margarets Zelt waren noch zwei andere Frauen untergebracht, und bis vor

sechs Wochen hatte keine von ihnen die anderen gekannt. Die jüngere Gefangene hieß Dort; sie war noch ein Kind, würde aber bald Mutter werden. Dorts Tod war wahrscheinlich, der ihres Kindes gewiß. Margaret sorgte sich um sie, mußte sich allerdings auch um sich selbst Sorgen machen, denn sie war ebenfalls seit einigen Wochen schwanger. Sie wollte diese Tatsache am liebsten verdrängen, doch leider ohne Erfolg: Im Konzentrationslager von Germiston gab es kaum etwas zu tun, und so hockte sie stundenlang in dem heißen Zelt und hing ihren unheilvollen Gedanken nach. Nur gelegentlich war ihr etwas Erleichterung vergönnt, und sie konnte sich in wohltuende Erinnerungen an eine glückliche Kindheit flüchten.

An diesem Freitag saßen sie zu dritt in der Hitze ihres Zeltes, dessen Plane vom Wind gepeitscht wurde. Zur Mittagszeit nahm der obere Teil ihrer Behausung die Farbe verbrannten Bernsteins an, während der Boden in tiefe Schatten gehüllt blieb. Sie verharnten völlig reglos. Ihre Gesichter waren in eine dämonische Mischung aus Orange und Schwarz getaucht, die Arme in dunkles Rot und ihre Körper ab der Taille in undurchdringliches Schwarz, als würden sie direkt aus der Dunkelheit emporwachsen. Der Sog der Geschichte setzte im selben Moment ein, in dem Margaret ihre ersten englischen Worte sprach: *Wenn ich doch nur sterben könnte.*

Wenn ich doch nur friedlich sterben könnte, bevor man mir ansieht, daß ich einen Bastard im Leib trage. Wenn ich doch nur sterben könnte, bevor Poppy aus dem Krieg heimkehrt und mich erblickt. Wenn ich sterben könnte, würde ich sterben, aber wie soll ich sterben, Gott, wo ich doch noch nicht einmal zu leben begonnen habe?

Margaret war sechzehn.

Sie war ein Jahr älter als Dort und ungefähr halb so alt wie Kee, die auf der anderen Seite des Zeltes saß und deren Kopf im Halbschlaf auf die Brust gesunken war. Kee war jähzornig und mitunter sehr unberechenbar, ein bösartiges, hinterhältiges Geschöpf. Margaret und Dort waren vor ihr beständig auf der Hut. Man konnte nie wissen, ob Kee nicht plötzlich die Augen öffnen und auf sie losgehen würde.

»Was gibt's da zu glotzen?«

»Nichts.«

»Ich bin eingenickt, und du hast mich angestarrt.«

»Nein, habe ich nicht... ehrlich.«

»Ich könnte dich umbringen, weißt du das? Ich könnte dich einfach kaltmachen, und niemand würde sich für deine Leiche interessieren. Man würde dich nur in das Loch zu all den anderen Toten werfen.«

Letzte Woche hatte Kee sie mit einem Messer bedroht, und Dort war zu einem der Soldaten gegangen, um Meldung zu erstatten. Nun erklang zum erstenmal eine männliche Stimme, versehen mit einem leichten Halleffekt, um die Rückblende zu betonen.

»Her mit dem Messer, du Schlampe.«

»Laß mich in Ruhe... hau ab... ich habe kein Messer.«

»Muß ich erst reinkommen und es dir wegnehmen? Du weißt, was dir blüht, wenn du mich dazu zwingst.«

Kee hatte den Verstand verloren, nachdem ihr Mann gleich zu Beginn des Krieges ums Leben gekommen war. So erzählte man es sich zumindest, aber Poppy hatte stets geglaubt, daß für Verrücktheit das gleiche galt wie für rote Haare oder dicke Knochen: Du hast sie von Anfang an. Ein weiser Mann, ihr Vater. Sie fragte sich, ob er noch lebte.

Als es an diesem Tag ganz schlimm wurde, träumte Margaret von zu Hause. Vor dem Krieg hatte sie auf einer Farm gelebt, auf achthundert Hektar Land, das sich über eine weite braune Ebene erstreckte und rundum von Hügeln eingerahmt wurde. Sie wohnte dort mit ihrem Vater und ihrer Mutter, zwei Brüdern und ihrer jüngeren Schwester Cassie, benannt nach der Mutter ihrer Mutter, die einst in dieses Land eingewandert war. Margarets Zwillingssbruder Jan hatte der Vater schon mit sieben Jahren das Schießen beigebracht, so daß er zu einem geschickten Jäger heranwuchs, und auch Lar, der jüngere Bruder, wurde von Poppy im Umgang mit Gewehren unterwiesen. Sie bauten Erdnüsse und Mais an, hielten Rinder und

Ziegen, Schweine und Hühner. Die Farm war sehr abgelegen, und je älter Margaret wurde, desto isolierter kam sie sich vor. Das nächste Dorf lag eine halbe Tagesreise mit dem Pferdewagen entfernt, und ihre Nachbarn jenseits der Hügel waren die Gebrüder Smuts, die sie drei- oder viermal im Jahr zu Gesicht bekamen. Hin und wieder besuchte sie ein Wanderprediger, manchmal auch ein Viehhändler, der Tiere für den Markt in Kapstadt aufkauft, anderthalbtausend Kilometer südwestlich von dort.

Ein paar Vorschläge für Geräuscheffekte. Das Klimpern eines Zaumzeugs, das Knarren eines Jochs, das schwere Atmen eines Pferdes vor einem Pflug. Die Hühner bei der Fütterung und nachts, im winterlichen Juli, das leise Prasseln des Feuers im Herd.

Einige Szenen, um das Familienleben anzudeuten, gerade genug, um die Menschen real wirken zu lassen. Um ihnen Gesichter zu geben. Um den Hörer für sie einzunehmen, trotz der räumlichen und zeitlichen Distanz.

Wir haben uns geliebt.

Sie öffnete die Augen. Wenn ich doch nur sterben könnte.

Wenn ich doch nur sterben könnte wie all die anderen.

Die Musik erklang. Der Autor sprach sich für eine einfache Melodie auf traditionellen Instrumenten aus, um nach zwanzig Minuten die erste Pause einzuleiten.

Zu Beginn des zweiten Akts dann unversehens ein großes Orchester. Das Tempo änderte sich, der Protagonist war Margarets Bruder Jan, die Handlung dramatisch.

Die Geschichte folgte nun einer einzelnen Kommandoeinheit, die sich quer durch den Busch schlug. Ein zerlumpter Trupp Männer, immer auf der Flucht. Der Krieg war verloren, aber sie kämpften als Partisanen weiter und würden diesen arroganten Invasoren, die ihr Land besetzt hatten, noch manch bittere Lektion erteilen.

Bei Muller's Pass ging ihnen eine Marschkolonne in den Hinterhalt. An den Ufern des Klip nahmen sie es mit einer ganzen Armee auf und konnten die weitaus zahlreicheren Soldaten dermaßen in Angst und Schrecken versetzen, daß die Überlebenden panisch ins Wasser flohen.

Sie kamen bei Einbruch der Dunkelheit, wenn die ersten Vorposten ausgesandt wurden und die Offiziere im Schein der Petroleumlampen auf ihren Stühlen beim Abendessen saßen. Sie töteten wahllos - Offiziere, Mannschaften, Pferde - und verschwanden wieder.

Zuschlagen und fliehen, zuschlagen und fliehen: heraus aus Newcastle und im Bogen wieder zurück, um abermals zuzuschlagen. Nach Norden in Richtung Vriede. Den Feinden dort die Hölle heiß machen und dann, sobald sie sich einem offenen Gefecht stellen wollen, keine anderen Spuren hinterlassen als die Leichen ihrer Kameraden und den Wind, der durch das Gras streicht.

Draußen im Busch, weit östlich von dem, was die Gegner wohl als Massaker bezeichnen würden, saß Jan auf dem Boden und dachte an zu Hause. Sie durften kein Feuer entzünden, also wärmte er sich mit den Erinnerungen an alte Zeiten. Bilder tanzten vor ihm durch die Finsternis, und er hing ihnen viel zu lange nach. Noch oft würde er an diesen Abend zurückdenken, den Abend seines siebzehnten Geburtstags.

Auch Margaret hatte heute Geburtstag. Er fragte sich, wie es ihr wohl ging, wie es um Lar, Cassie und Mama bestellt war und wie die Farm den Krieg überstehen würde. Dort, in dem dunklen Gras um seine Füße, erblickte er die Augen seiner Schwester, und das Herz tat ihm weh. Er liebte seine Mutter abgöttisch, aber er mußte immer zuerst an Margaret denken, denn sie hatten sich den Mutterleib geteilt, und Zwillinge empfanden nun einmal so.

Wie viele Männer hatte er im letzten Jahr getötet? Den Toten von heute sah er nun vor sich. Ein prächtiger Schnurrbart und ein leuchtendroter Schöpf. Weit aufgerissene Augen und dann nichts mehr: keine Augen, kein Gesicht, wie eine Traube, die er

zwischen den Fingern zerquetschte. Jemandes Sohn, jemandes Bruder, jemandes geliebter Ehegatte. Dies waren schädliche Gedanken, genau die Art von quälenden Überlegungen, gegen die er sich sonst so gut zu wappnen wußte. Die Begegnung mit dem Tod ließ ihn wieder an zu Hause denken. Ob seine Mutter schon erfahren hatte, daß Poppy gefallen war? Sogleich kamen ihm noch schlimmere Befürchtungen in den Sinn. Er wußte, daß der Feind inzwischen verbrannte Erde hinterließ, um den Kommandotruppen die Unterstützung zu entziehen und den Widerstand zu zerschlagen. Es hatte letzten Herbst begonnen, im März oder April, und Jan hatte von Anfang an versucht, nicht daran zu denken. Noch am Tage seines Todes hatte Poppy zu ihm gesagt: Laß dich nicht davon beeinflussen, wir kämpfen hier immerhin gegen die reguläre Armee eines zivilisierten Landes; man wird es nicht wagen, Frauen und Kinder anzugreifen.

Sie zogen weiter, noch Stunden vor dem Sonnenaufgang, und hielten auf Standerton zu. Für einen Bauernjungen, der sich während der ersten fünfzehn Jahre seines Lebens nie weiter als dreißig Kilometer von zu Hause entfernt hatte, kannte Jan das Land ziemlich gut. Er wußte, daß die staubige Straße zur Linken nach Johannesburg führte, in jene große Stadt mitten im Busch, die ihm früher in seinen Träumen immer wie ein märchenhafter Ort vorgekommen war. Heutzutage reizte ihn nichts mehr daran; er wollte nur noch, daß Frieden einkehrte und er die Gelegenheit erhielt, den Rest seines Lebens auf der Farm seiner Kindheit zu verbringen.

Südlich von Standerton trafen sie auf eine Patrouille und verloren in dem folgenden Scharmützel drei Männer. Die ständigen Kämpfe und das Leben auf der Flucht hatten sie schon viele Kameraden gekostet; die meisten waren gefallen, andere hatten irgendwann aufgegeben. Kurz vor Tagesanbruch machten zwei weitere Männer sich auf den Weg, und so waren sie nur noch zu fünf.

Es entbrannte ein heftiger Streit, wohin sie sich wenden und welche Taktik sie fortan verfolgen sollten. Am Ende beschlossen die anderen, nach Osten ins vermeintlich neutrale Swasi-

land zu ziehen, um sich dort in Ruhe die weiteren Schritte zu überlegen.

Jan ging allem weiter. Drei Tage lang folgte er einem ausgetrockneten Flußbett nach Nylstroom. Von dort aus lag die Farm noch einen halben Tagesmarsch in östlicher Richtung entfernt. Während er am Ufer entlangging, verspürte er eine seltsame Mischung aus Aufregung und Angst. Irgendwann nach Einbruch der Dunkelheit überquerte er die hölzerne Brücke. In der Ferne sah er den rötlichen Schein eines brennenden Hauses, und der beißende Gestank des Todes lag in der Luft. Am Morgen erblickte er überall auf der Straße und den Weiden die aufgedunstenen Kadaver zahlreicher Rinder und Schafe. Man hatte Häuser und Felder in Brand gesetzt. Kein Stein stand mehr auf dem anderen, nirgendwo regte sich ein lebendes Geschöpf. Sie hatten Ziegen und Schweine erschossen und einfach liegengelassen, scharenweise Hühner mit Schrotflinten hingeschlachtet und alles zerstört, was nicht verspeist oder weggeschleppt werden konnte. Vor ihm ragte eine halbverkohlte Scheune auf, die der Regen gelöscht hatte. Drinnen entdeckte er die verbrannten Leichen zweier Pferde und eines Maultiers, und die feuchten Überreste des Heubodens neigten sich wie ungemähtes Getreide der Erde entgegen. Geräte und Werkzeuge lagen verstreut: Was nicht mitgenommen wurde, hatte man mit Äxten zerhackt oder mit Öl übergossen und angezündet. Ein kleiner Hund, das Schoßtier eines Kindes, war enthauptet worden, der Körper von unzähligen Säbelstichen durchbohrt. Und kein einziger Mensch war zu sehen - kein Mann, keine Frau und kein Kind, weder tot noch lebendig.

Wie alle anderen hatte auch Jan von den Straflagern gehört. Angeblich handelte es sich bei den meisten dieser Geschichten um bewußt gestreute Gerüchte des Feindes, der die Moral der Partisanen untergraben wollte, aber wieviel davon war wohl eine reine Schutzbehauptung der eigenen Seite, damit die Männer nicht reihenweise desertierten? Man konnte es nicht wissen, bis man nach Hause zurückkehrte und es mit eigenen Augen sah.

Mittlerweile befand Jan sich innerhalb der Dreißig-Kilometer-Zone seiner Kindheit, und dieses Stück Straße hatte er schon hundertmal in seinen Träumen vor sich gesehen. Er kannte jede Anhöhe und jeden Grashalm, aber nun war das Land verdrort und hatte nichts Lebendiges mehr an sich.

An der Kreuzung blieb er stehen. Tränen liefen plötzlich über seine Wangen, und er barg das Gesicht in den Händen und konnte sich lange Zeit nicht von der Stelle rühren. Er erschauderte bei dem Gedanken, jenen letzten Hügel zu erklimmen... er, der noch vor dem siebzehnten Geburtstag bereits ein Dutzend Männer getötet hatte und für seine Tapferkeit ausgezeichnet worden war. Schließlich nahm er allen Mut zusammen und ging weiter.

Zu seiner Rechten erstreckte sich ein verbranntes Maisfeld. Er sprang über den Graben und betrat die schwarze Fläche, spürte die Asche unter seinen Stiefeln. Das Feuer hatte offenbar schon im letzten Sommer gewütet, vermutlich genau zu der Zeit, als der Mais reif für die Ernte wurde. Hier mußte eine ganze Armee durchgezogen sein; er konnte den Pfad erkennen, den sie hinterlassen hatte. Überall lag Müll. Konserven. Von der Sonne ausgebleichtes Zeitungspapier. Zahllose leere Tabaksbeutel aus Stoff.

Jan stieg den Hügel empor und erreichte die Kuppe. Ihm stockte der Atem. Alles war weg - das Haus, der Stall, die Nebengebäude, alles war vollständig niedergebrannt. Lediglich ein kleiner Teil des Viehgeheges hatte das Inferno überstanden und ragte noch aus dem Boden. Wie zum Hohn, dachte er. Schreiend rannte er den Hügel hinunter und trat die Pfosten um.

Dann setzte er sich und wartete darauf, daß der Feind ihn finden würde.

Das also war das Ende. Jahre blutiger Auseinandersetzungen - und wofür? Die Engländer wollten unsere Goldminen. Sie wollten unsere Diamantenfelder. Jetzt hatten sie alles. Annektiert, lautete ihr Begriff dafür. Sie hatten uns ihrem verfluchten Empire einverleibt.

Ein Schatten huschte über den Kopf des Jungen, und instinktiv krümmte Jan sich am Boden zusammen. Aber das Gesicht, das zu ihm herabschaute, war freundlich und von dunkler Hautfarbe. Es gehörte Kruin, dem wettergegerbten Farbigen, der seit Urzeiten für seinen Vater gearbeitet hatte. Jan sprang auf und fiel dem alten Mann weinend um den Hals.

»Junger Herr«, sagte Kruin. Er war zutiefst erschrocken. In diesem Land, in dem eine strikte Rassentrennung galt, war eine solche Umarmung eigentlich undenkbar, aber Kruin wurde vom Schmerz des Jungen schlichtweg überwältigt. »Junger Herr«, sagte er immer wieder und klopfte ihm sanft auf die Schultern.

Seine Mutter war tot. Die Soldaten hatten ihr furchtbare Greuel angetan und sie dann erschossen, weil sie mit letzter Kraft verhindern wollte, daß Margaret vom gleichen Schicksal ereilt wurde.

Kruin mußte sich regelrecht zum Sprechen zwingen. Auch der kleine Herr war erschossen worden. Sie hatten eine versteckte Pistole bei ihm gefunden und ihn einen Terroristen genannt. Er war dreizehn Jahre alt. Aber dies sei nicht länger ein anständiger Krieg, hatte einer der Männer gesagt. Die Buren mit ihrer Guerillataktik hätten sich die Folgen selbst zuzuschreiben.

Eine abtrünnige Einheit, ein Haufen Verbrecher, dachte Jan. Dennoch haßte er sie alle gleichermaßen. Doch was war mit Margaret und Cassie?

Über Cassie wußte Kruin nichts. Margaret hingegen... Sie mußte Furchtbare erleiden, und vielleicht hätte man sie danach ebenfalls ermordet. Aber dann waren reguläre britische Truppen eingetroffen, hatten Margaret gerettet und irgendwohin mitgenommen. Sie waren nach Südwesten weitergezogen, in Richtung der großen Stadt Johannesburg.

Ein kurzer dritter Akt, teils durch das Orchester untermalt, teils durch kleine Instrumente. Jan begriff schlagartig, wohin man Margaret gebracht hatte.

Falls sie noch lebt, steckt sie in dem Lager für unerwünschte Personen bei Germiston.

Das Lager der Unerwünschten. Wo Frauen und Kinder Hunger litten und in den Dreck geworfen wurden. Wo man die kargen Rationen nach politischer Beurteilung der Lage austeilte. Falls dein Mann zu den Partisanen gehörte, bekamst du weniger. Laßt die Kinder verhungern, damit die Guerillas sich ergeben: So lautete die Richtlinie, und alle wußten es.

Jan konnte sich für zwei Wochen bei Patrioten verstecken, die ihm dringend rieten, nicht dorthin zu gehen. Aber er ging trotzdem, in der Uniform eines britischen Leutnants, die seine Kameraden schon vor langer Zeit einem Kerl abgenommen hatten, der sie nicht mehr benötigen würde.

Sein Freund hatte ihn gewarnt. »Du setzt dein Leben aufs Spiel. Falls sie genauer hinsehen, wird ihnen auffallen, daß du zu jung für diese Uniform bist. Und falls du mehr als zehn Wörter sprichst, wird dein Akzent dich verraten.«

Aber an einem Freitagnachmittag trat er verwegen an den Eingang des Lagers, wenige Kilometer südlich von Johannesburg, und stellte sich als Lieutenant Browning vor. Dem Torposten erzählte er, er müsse mit einer der Gefangenen sprechen. Ihr Bruder sei übergelaufen und habe ihnen einige Details über Buren-Aktivitäten im Norden des Landes geliefert; jetzt wolle man mit Hilfe der Frau seine Zuverlässigkeit überprüfen.

Es war ganz einfach. Man nahm es mit der Sicherheit nicht so genau, und niemand bezweifelte die Wahrheit von Jans Geschichte. Er nannte einem der Aufseher Margarets Namen und wurde zu einer Ansammlung von Zelten geführt, zwischen denen der Wind Staubfahnen aufwirbelte. Sie blieben stehen, und der Posten rüttelte an einer Zeltklappe, bis eine ältere Frau den Kopf herausstreckte und den Mann auf holländisch verfluchte.

»Die Alte ist völlig übergeschnappt«, sagte der Aufseher und ging weiter. »Ich habe vergessen, daß das Mädchen verlegt wurde. Sie hat sich infiziert.«

»Infiziert womit?«

»Keine Angst, Sie werden sich nicht anstecken. Halten Sie nur Abstand zu den Leuten, und fassen Sie niemanden an.«

Sie gingen zu einem großen, mit Stacheldraht bewehrten Pferch in der hintersten Ecke des Lagers. »Sie dürfte da drinnen sein«, sagte der Posten. »Wissen Sie, wie sie aussieht?«

»Ich werde sie schon finden.«

Er öffnete das Gittertor und betrat das Gehege. Scharen von Frauen und Kindern saßen auf der nackten Erde. Ausgemergelte Gesichter und Blicke, die nicht einmal mehr verzweifelt waren. Hier wurden sie hineingesteckt, wenn sie im Sterben lagen.

»Margaret.«

Sie hob den Kopf, starre Jan an, aber schien ihn nicht zu sehen. Das Kind an ihrer Brust war runzlig und dreckig, genau wie sie selbst. Ihr Haupt war stellenweise kahl, und ihre Arme und das Gesicht waren mit einem Ausschlag übersät, den jeder Soldat sofort erkannte. Syphilis.

Am liebsten hätte Jan das Bastardkind gepackt und seinen Schädel an der Wand zerschmettert. Er kniete sich hin und berührte den Arm seiner Schwester. »O mein Gott, Margaret!«

Sie zuckte zurück. »Du darfst mich nicht anfassen, Jan.«

Sie redeten miteinander, doch es bestürzte ihn, wie wenig sie sich zu sagen hatten. Die Gegenwart war zu schrecklich, und ein Gespräch über glücklichere Zeiten hätte Jan nicht ertragen können. Bald würde auch Margaret sterben. Es hatte keinen Sinn, sich etwas vorzumachen, in einer Woche würde sie tot sein. Alles war vorbei, nichts spielte mehr eine Rolle, und doch fand Jan in ihren letzten gemeinsamen Momenten einen Grund, um weiterzuleben. Er gab ihr ein Versprechen. »Ich schwöre, ich werde sie für ihre Taten umbringen. Ich gelobe, niemals mehr mit dem Töten aufzuhören.«

Zurück zum Tor, blind vor Tränen. Vorbei an der Wachbaracke, blind vor Haß, und hinaus in die anbrechende südafrikanische Nacht.

Der 21. September 1900. Ein ganz gewöhnlicher Freitagabend in Transvaal.

In jener Nacht beging Jan seine ersten kaltblütigen Morde. Er wartete, bis der Dienst der Wachposten endete, und folgte den Männern durch die Straßen. Am Morgen tötete er zwei weitere Feinde: britische Offiziere, die ihm auf der Straße nach Johannesburg begegneten.

Musik setzt ein, Ende der Erzählung. Ouvertüre mit vollem Orchester.

Dulaney saß lange schweigend da und dachte über Buren, Deutsche und längst tote britische Offiziere nach. Carnahan und Kendall waren dabei. March Flack als Lord Kitchener, die Brust mit Orden beplastert. Und Paul Kruger, einst ein berühmter Mann, wahrscheinlich irgendein großer südafrikanischer Freiheitskämpfer.

Jack versuchte sich an seinen Geschichtsunterricht zu erinnern, aber sein Wissen über Südafrika war viel zu lückenhaft.

Der Burenkrieg wurde in den amerikanischen Lehrbüchern nur sehr oberflächlich behandelt.

Dann fiel ihm jäh etwas ein, und er setzte sich kerzengerade auf. Er bekam eine Gänsehaut. Es waren nur ein oder zwei Zeilen, die er irgendwann vielleicht in einem Lexikon gelesen hatte. Damals hatte sich noch ein anderer berühmter Mann in Südafrika aufgehalten. Ein hoher Offizier, der im Auftrag der englischen Krone die Buren niederwerfen und alles Erforderliche tun sollte, um diesen verdammten Krieg zu beenden.

Kitchener. Der Erfinder der Konzentrationslager.

14.

Von diesem Moment an zweifelte Jack nicht mehr daran, daß das Stück eine wahre Begebenheit schilderte. Er las es noch einmal, und plötzlich deutete sich auf viele seiner Fragen eine Antwort an.

Warum sollte ein Mörder die Verbrechen seiner Jugend im Rahmen eines Radiostücks gestehen? Weil er nicht anders kann. Sogar noch nach vierzig Jahren haßt er die Engländer so inbrünstig, daß er jedes Risiko eingehen würde, um ihre Schandtaten bekanntzumachen. Er legt seinen Fall dar, als müßte die ganze Welt seiner Sichtweise folgen - daß nämlich das britische Empire zielstrebig darauf aus war, die Frauen und Kinder eines Landes zu vernichten, das es unrechtmäßig überfallen hatte.

Auch die Deutschen passen ins Bild. Er verbündet sich mit jedem Feind Englands. Falls sich jemals herausstellen sollte, wofür Whitemarsh steht, wird es sich bestimmt als das erweisen, wonach es klingt: sein Deckname bei den Deutschen. Vermutlich spioniert er seit 1939 die britischen Aktivitäten in den Vereinigten Staaten aus, womöglich schon wesentlich länger, aber seine Motive sind nicht politischer Natur. Die sogenannten Ideale der Nazi-Regierung bedeuten ihm wahrscheinlich nicht das geringste, sind ihm vielleicht sogar zuwider, aber er will noch immer für seine persönliche Tragödie Vergeltung üben. Deshalb hat er auch March Flack ermordet, einen alten Imperialisten, der sich erdreistete, ihm als Abbild Kitchens vor die Augen zu treten. Es gibt tatsächlich einen deutschen Aspekt, aber der eigentliche Anlaß ist sehr viel älter und tiefgründiger.

An irgendeinem Punkt entwickelt der deutsche Aspekt ein Eigenleben. Je mehr man für sie tut, desto mehr verlangen sie. Es ist weitaus einfacher, eine Spionagetätigkeit aufzunehmen, als sie zu beenden. Dann ist es auf einmal fünf vor zwölf, und jeder Narr kann erkennen, daß das Klima zwischen Tokio und Washington immer frostiger wird. Der Krieg gegen Japan steht unmittelbar bevor. Deutschland und Italien werden zwangsläufig folgen, und dann wird man von ihm fordern, gegen Amerika zu spionieren, worauf zu Kriegszeiten die Todesstrafe

steht. Er weiß, daß sie vorsichtig sein müssen, aber sie sind nicht vorsichtig genug. Irgendwie kommt Carnahan ihnen auf die Schliche, ein Handwerker, der überall im Haus zu tun hat, und alles droht aufzufliegen.

Dulaney hörte jemanden auf dem Flur und erkannte den Schritt. Becky Hart. Sie klopfte an die Tür.

»Jordan?«

Er schaute zur Uhr. Fünf nach acht.

»Ja, sofort.«

»Die anderen sind alle da.«

»Gut. Ich komme gleich.«

Als er die letzte Seite umblätterte, steckte dort ein Blatt mit Notizen in Beckys Handschrift. Er zückte seinen Block und hielt ebenfalls einige Punkte fest.

Im Jahre 1936 hatte Paul Kruger anscheinend in einem Apartment auf New Yorks West Side gewohnt, nahe der Ecke Neunte Avenue und Sechsundfünfzigste Straße. »Er hat unseren Scheck für das Skript akzeptiert«, hatte Becky geschrieben. »Nach unseren Unterlagen wurde der Scheck zwar auf den Namen E Kruger verbucht, aber auf einen gewissen John Riordan ausgestellt, wohnhaft unter derselben Adresse. Demnach scheinen wir im Besitz der notwendigen Rechte zu sein und können das Stück produzieren. Falls wir wollen.«

Holly mußte davon erfahren, dachte er. Man mußte es ihr erzählen.

Ten Eyck betrat das Studio, und plötzlich stand Brinker vor ihm, als hätte er an der Tür gewartet. »Jordan«, sagte er, »ich muß mit Ihnen sprechen, am besten jetzt, bevor es losgeht.« Aber die anderen Schauspieler kamen bereits auf ihn zu und schüttelten ihm die Hand. Rue machte ihn mit einem halben Dutzend Leuten gleichzeitig bekannt, und er vergaß sofort wieder sämtliche Namen, während sie gemeinsam den Raum durchquerten und die Soundstage erreichten. Er hörte, daß Brinker ihn rief, blickte auf und nickte. Dann bat Becky Hart ihn zu einer kurzen Unterredung an ihren Tisch.

»Rick Gary kommt. Ich habe vor ungefähr einer halben Stunde mit ihm gesprochen. Er hat heute am frühen Abend eine Show bei NBC, kann also frühestens um zehn Uhr hier sein. Behalten Sie es einfach nur im Hinterkopf, wenn Sie die anderen für die Rolle des Vaters in Betracht ziehen - das Beste kommt vielleicht noch.«

Sie blätterte ihre Notizen durch. »Stoner und Livia möchten gern zuhören, sofern Sie nichts dagegen haben. Ich habe Kidd erzählt, was Sie gesagt haben. Daß ich die Serie produzieren soll. Er hat gelacht, können Sie sich das vorstellen? Er hat allen Ernstes über unseren Elan gelacht. Ich schätze, ich gehöre Ihnen, Liebster. Behandeln Sie mich gut. Ich sehe unscheinbar aus, aber ich bin flink, furchtlos und nicht kleinzukriegen.«

Sie fielen sich spontan in die Arme.

So geht es also los, dachte er.

»Bitte entschuldigen Sie meine Verspätung, und haben Sie alle vielen Dank für Ihr Kommen. Ich wünschte, ich hätte für jeden von Ihnen eine Rolle, aber im Laufe der Zeit wird es noch viele Rollen geben. Heute abend gelingt es uns hoffentlich, den Kern eines festen Ensembles zu bilden, das zukünftig an vielen Projekten arbeiten wird.«

Er beschrieb ihnen kurz die Personen der Serie und erläuterte, daß ihm als Thema die ganze Bandbreite des Lebens vorschwebte. »Es geht nicht um Pferde, sondern um Menschen, und hier in diesem Studio erwachen sie zum Leben.«

Als er einem nach dem anderen ins Gesicht sah, herrschte absolute Stille im Raum. Alle Anwesenden verfügten über eine langjährige Erfahrung, doch im Hinblick auf die Belange seiner Geschichte und die konkrete Form der Erzählung fühlte Jordan sich als absolute Instanz. Die Schauspieler würden nicht wissen, welche Krankheiten ein Pferd befallen konnten, wodurch ein Tier auf der Sperrliste des Rennbahnnarztes landete und was das für die keineswegs wohlhabenden Eigentümer bedeutete, deren Lebensunterhalt von den Preisgeldern abhing. Ihnen war weder geläufig, wie die Anfänger unter den Jockeys genannt wurden, noch warum man manche Pferde regelmäßig zur Ader ließ.

»Stören Sie sich bitte nicht an den Fachbegriffen. Ich neige dazu, keine Erklärungen einzuflechten, weil die Dialoge dadurch weniger glaubhaft wirken würden. Wir werden versuchen, den Hörer durch die Figuren und die Handlung gefangen zu nehmen, während der Hintergrund eher beiläufig hinzukommt. Wenn ich es richtig anpacke, wird das fehlende Wissen den Hörer gar nicht stören, bis er eines Tages bemerkt, daß er jede Menge dazugelernt hat.«

Die Schauspieler würden sich nach nebenan in das kleinere Studio begeben und dort nacheinander aufgerufen werden, so daß jeder allein vorsprach. Als Stoner ihm mit Daumen und Zeigefinger Bereitschaft signalisierte, fühlte Jordan sich für einen flüchtigen Augenblick vollkommen unbeschwert. Wenn ich wirklich Jordan ten Eyck wäre, würde dies ein sensationeller Abend werden, dachte er.

Er öffnete die Tür zu der Kabine. Stoner hatte sein Aufzeichnungsgerät in Position gebracht und eine glatte, schwarz schimmernde Scheibe auf den Plattensteller gelegt. »Ich dachte mir, Sie würden einiges davon vielleicht gern aufnehmen«, sagte er. »Falls zum Beispiel zwei Schauspieler sehr ähnlich klingen, können Sie sich die Aufnahme morgen noch einmal anhören und dann erst die endgültige Entscheidung treffen.«

»Eine hervorragende Idee, Gus.«

»Nicken Sie mir nur kurz zu, und ich beginne mit der Aufnahme.«

Er drehte sich um und stieß beinahe mit Brinker zusammen, der unversehens hinter ihm stand.

»Jordan. Ich weiß, daß Sie viel zu tun haben, aber ich muß unbedingt mit Ihnen reden. Ich habe heute meinen Einberufungsbescheid bekommen.«

Beide schwiegen für einen Moment.

»Goodbye, Mama, es geht nach Yokohama«, sagte Brinker.
»Wann müssen Sie sich zum Dienst melden?«

»In zehn Tagen. Die geben einem nicht viel Zeit. Wie dem auch sei, ich wollte Ihnen noch vor Anfang der Hörprobe Bescheid sagen, damit Sie sich nicht unnötig Gedanken um eine Rolle für mich machen.«

»Tja«, sagte Jordan verlegen. »Danke, ich weiß das zu schätzen.«

»Rue hat noch keine Ahnung. Ich würde es ihr jetzt gern erzählen, sofern Sie sich dadurch nicht bei der Probe gestört fühlen.«

»Natürlich. Überhaupt kein Problem.«

Aber sie blieben weiter voreinander stehen.

»Ich schätze, demnächst wird sich so einiges herausstellen«, sagte Brinker schließlich. »Ich habe gehört, daß Rick Gary kommt.«

»Das habe ich auch gehört.«

Brinker lachte, aber Jordan sah die Angst in seinem Blick. Er ist sich absolut sicher, daß er nicht zurückkehrt, und falls doch, wird alles anders sein.

»Er ist ein großartiger Schauspieler«, sagte Brinker. »Lassen Sie ihn sich unter keinen Umständen entgehen, falls Sie ihn kriegen können.«

Jordan wollte etwas Aufmunterndes sagen, aber er hatte sich noch nie gut darauf verstanden, schlechte Neuigkeiten schönzureden, und so beließ er es bei zwei simplen Sätzen:

»Ich habe für Sie ein gutes Gefühl, Jimmy. Was auch immer Ihnen das in Zeiten wie diesen bedeuten mag.«

»Sie wären überrascht, wieviel es mir bedeutet. Ich habe Sie von Anfang an bewundert. Ich wünschte nur, ich könnte hierbleiben, um an dieser tollen neuen Serie mitzuarbeiten.«

»Das wünschte ich auch, Jimmy.«

In seinen Ohren klang das sehr hölzern, aber Brinker stiegen Tränen in die Augen. »Ach, Jordan«, sagte er mit zitternder Stimme. Dann drehte er sich abrupt um und ging.

Demnach müssen wir drei der Hauptrollen besetzen, dachte Jordan, aber ihm war bei weitem nicht so leicht ums Herz zumute. Brinkers Einberufung traf ihn härter, als er es sich vorgestellt hätte. Er kannte den Jungen kaum, doch er empfand auf einmal ein tiefes, fast persönliches Verlustgefühl.

Die ersten beiden Entscheidungen waren schnell getroffen. Stallworth würde die Ansage übernehmen, und Eastman wurde zum Vorsitzenden des Jockey-Clubs ernannt. Dann rief Becky die anderen Schauspieler auf, die nacheinander eintraten und jeweils mindestens eine Seite Text vortrugen. Einige von ihnen ließ Jordan zu einer zweiten Leseprobe antreten, was hieß, daß sie die erste Hürde genommen hatten. Sie alle wußten die Zeichen zu deuten. Ihre Darbietung wurde aufgezeichnet, der Mann mochte sie, und sie lagen noch gut im Rennen.

Jordans Regieanweisungen fielen anfangs eher zaghaft aus und wurden mit zunehmender Dauer immer konkreter. Er spürte sofort, ob eine Stimme für die jeweilige Figur ungeeignet war, aber er schuldete den Leuten eine Chance und schnitt niemandem vorzeitig das Wort ab. Er suchte nach einem ganz speziellen Timbre, und es überraschte ihn, daß für den Part des älteren Bruders drei Schauspieler in die engere Auswahl kamen, die völlig unterschiedlich klangen. »Dieser Blake hat irgend etwas an sich, das mir gefällt«, sagte er zu Becky. »Ich möchte ihn noch einmal hören und die anderen beiden in der Rolle des jüngeren Sohns antreten lassen.«

»Ist das denn nicht Jimmys Rolle?«

»Nein«, erwiederte er, und sie sah ihn fragend an, sagte aber nichts dazu.

Um kurz nach zehn traf Rick Gary ein und begab sich ins Nachbarstudio, um mit den anderen abzuwarten, bis man ihn aufrief. Gegen halb elf wurde eine Pause eingelegt. Becky hatte eine warme Mahlzeit anliefern lassen, und alle Schauspieler kamen in die Lobby, um dort zu essen, zu rauchen und miteinander zu fachsimpeln. Auf der anderen Seite des Raums stand Rue und wirkte sichtlich erschüttert. Brinker hatte das Gebäude verlassen. Rick Gary wurde von seinen New Yorker Kollegen umlagert, machte sich jedoch los, um mit Rue zu sprechen, die plötzlich in Tränen ausbrach. Gary legte ihr einen Arm um die Schultern und führte sie in eine dämmrige Ecke der Lobby. Von gegenüber beobachtete Livia die beiden, doch ihre Miene gab keinerlei Aufschluß darüber, was sie dachte.

Im Studio saß Stoner immer noch in der Kabine der Aufnahmleitung; er hatte seinen Platz den ganzen Abend nicht verlassen. Jordan wurde langsam müde. »Es ist spät«, sagte er zu Becky. »Nehmen Sie als nächstes Rue dran.« Hinter sich auf dem Flur konnte er die Schauspieler zurückkehren hören, aber als er sich umdrehte, stand Livia vor ihm. Sie wollte sich verabschieden und zu Hause den Babysitter ablösen. Die Serie gefiel ihr ausnehmend gut.

»Ich habe letzte Nacht von Carnahan geträumt«, sagte sie.

»Ich auch.«

Dies war ein ziemlich bemerkenswerter Umstand, obwohl keiner der beiden Notiz davon zu nehmen schien.

»Er hat sich immer wieder von mir verabschiedet«, erzählte sie. »Bis morgen früh, hat er gesagt. Falls wir alle dann noch leben.«

Sie fuhren mit der Hörprobe fort. Rue und Pauline waren als erste dran. Für keine ihrer Rollen gab es eine Mitbewerberin, aber Jordan wollte eine Szene mit ihnen beiden und dem neuen Mann Blake hören, dann Rick Gary als den Vater hinzuziehen und sie alle den letzten Abschnitt der ersten Episode lesen lassen. Es dauerte nicht lange. Sogar Rue, die nach Bnnkers

erschreckenden Neuigkeiten noch immer sehr blaß war, fühlte sich schnell in die Figur der Tochter ein, und schon nach zehn Minuten war Jordan mit dem Resultat zufrieden.

»Die Mutter gehört Ihnen«, sagte er zu Pauline. »Ich könnte mir keine bessere Darbietung wünschen.«

»Vielen Dank, Jordan. Jetzt geht es endlich wieder aufwärts.«

Dann bestätigte er Rue, was diese längst wußte: Sie würde die herausragende Rolle der Nina bekommen. »Das war's für heute«, sagte er zu ihr. »Du kannst jetzt nach Hause fahren. Nimmst du Pauline bitte mit?«

»Ich möchte noch nicht nach Hause«, sagte sie und klang dabei ein wenig schroff.

»Kein Problem«, sagte Pauline. »Zu Fuß über die Dünen bin ich ohnehin schneller daheim als per Auto.«

Jordan fröstelte bei diesen Worten, aber sie schien es nicht weiter zu stören, daß ihr Ehemann genau auf diesem Weg verschwunden war. Er bedachte Rue mit einem kühlen Blick. »Bitte tu mir den Gefallen, und fahr Pauline nach Hause.«

»Natürlich. Ich bringe sie heim und komme dann wieder her, falls du nichts dagegen hast.«

»Bring sie heim, und komm nicht wieder her«, sagte Jordan. »Sprich lieber mit Jimmy.«

»Und was soll ich ihm sagen? Er glaubt, ich sei froh darüber, daß er weggeht. Damit ich losziehen und mich... einem anderen an den Hals werfen kann.«

»Das glaubt er nicht wirklich.«

»Wieso hat er es dann gesagt? Wenn ich ihn verlassen wollte, würde ich es einfach tun. Ich bin nicht sein Eigentum. Er hat kein Recht, mir irgendwelche Vorwürfe zu machen.«

»Er fühlt sich im Augenblick sehr einsam und verletzt. Geh und sprich mit ihm, Rue.«

»Das sehe ich nicht ein. Nicht, nachdem er das zu mir gesagt hat.«

»Dann laß es bleiben«, sagte Jordan verärgert. »Sei statt dessen kleinlich und schäbig. Wenn man ihm dann irgendwo auf der Welt eine Kugel in den Kopf schießt, kanns t du ihm ja an seinem Grab sagen, wie leid es dir tut.«

Sie sah aus, als hätte er ihr eine Ohrfeige verpaßt. »Mein Gott, was ist nur mit euch Männern los? Warum seid ihr alle solche Mistkerle?«

»Ich schätze, das liegt uns im Blut«, sagte Jordan etwas leiser. »Mach, was du willst, aber komm heute abend nicht wieder her. Die Rolle gehört dir; wenn du allerdings n«och einmal zum Sender kommst, gebe ich sie Hazel.«

»Jawohl, Sirl Ich werde Ihren Befehl gen.au befolgen, Sirl« Sie machte kehrt und schlug die Hacken zusammen.

Er schloß die Augen, bis sie gegangen war.

»Was, zum Teufel, war das denn für eine Vorstellung?« fragte Stoner über die Gegensprechanlage.

»So ist unsere Nina eben«, sagte Becky. »Sie haben genau die richtige Rolle für sie ausgesucht, Jordan.«

Er erzählte den anderen von Brinkers Einberufung, und Becky seufzte. »Ich schätze, das bedeutet, wir müssen noch einen weiteren Hauptdarsteller finden.«

Es war jetzt nach elf; Jordan hielt sich seit dreizehn Stunden im Sender auf, Becky sogar noch länger. Er bat Blake, ins Hotel zu gehen und morgens wiederzukommen. In der Kabine hatte Stoner sich endlich auch von seinem Platz erhoben. Er beugte sich vor und sprach in das Mikrofon. »Von mir aus könnt ihr Verrückten die ganze Nacht so weitermachen, aber ich muß bis Mitternacht noch meine Sendung vorbereiten. Ich schicke Joe zu euch nach unten.«

Ein paar Minuten später kam Joe Carella herein und setzte sich auf den Stuhl in der Kabine. Es folgten die Proben für den jüngeren Bruder. Um zwölf Uhr machten sie Schluß, und Becky ging nach Hause. Jordan schaute im Studio B vorbei und traf dort nur noch Rick Gary an. »Lassen Sie uns zusammen ein

Bier trinken gehen«, schlug er vor. »Ich hole Sie in einer Viertelstunde in Ihrem Hotel ab.«

16.

»Das Radio hat irgend etwas ganz Besonderes an sich«, sagte Rick Gary. »Es geht dir ins Blut und verdirbt dich für alles andere. Den Absprung schafft nur, wer scheitert, und selbst dann versuchen die meisten Leute es endlos weiter. Hin und wieder gelingt ihnen ein kleiner Erfolg, und es bricht ihnen schier das Herz, daß sie es nicht weiter bringen. Bisweilen ist es bloß Pech, manchmal tatsächlich mangelnde Begabung, und gelegentlich fallen sie irgendwo in Ungnade. Aber sie laufen weiterhin zu jeder Hörprobe, werden jedoch nie engagiert. Regisseure arbeiten am liebsten mit Leuten, die sie kennen.«

»Das kann ich gut verstehen.«

»Ich natürlich auch, aber trotzdem haben manche dieser Leute ein weitaus besseres Schicksal verdient. Nehmen Sie zum Beispiel diesen Blake. Er ist schon seit Jahren in der New Yorker Szene aktiv, aber er kriegt immer nur die undankbaren Rollen ab. Ich halte ihn für ein großes Talent, und ich hatte so eine Ahnung, daß Sie sich für ihn entscheiden würden. Als Becky mir erzählt hat, wer heute abend noch herkommen würde, dachte ich: Ah, Blake! Endlich bekommt er seine Chance.«

Sie hatten sich in der Lobby des Hotels getroffen und waren einen halben Block zu der Bar gegangen. Jordan hatte um einen Tisch im hinteren Teil des Raums gebeten und sich mit dem Gesicht zum Eingang gesetzt.

»Wo Sie von Ungnade sprechen«, sagte er. »Bestimmt haben Sie Marty Kendall gekannt.«

»Alle kannten Kendall; ich habe häufig mit ihm zusammen-gearbeitet.«

»Was haben Sie von ihm gehalten?«

»Wir waren nie eng befreundet, aber er war ein echter König, und ich habe ihn respektiert. Er verfügte über ein erstaunliches Repertoire und war in der Lage, alles so verdammt real klingen zu lassen. Woher kennen Sie ihn?«

»Ach, wir sind uns einmal zufällig begegnet.«

Gary nickte, als hätte er sich schon so etwas gedacht. »Er konnte die Finger einfach nicht von der Flasche lassen. Das war eine große Tragödie. Ich wette, er hat die ganze Zeit von einem Comeback geträumt.«

Jordan nickte. »Er hat von nichts anderem gesprochen.«

»Immer wenn mir der Erfolg zu Kopf steigt, denke ich an Kendall und ein paar andere, die oben angekommen waren und dann alles verloren haben. Glauben Sie mir, ich weiß, wieviel Glück ich habe.«

Das war der eigentliche Anlaß für ihr Gespräch, und Gary wußte es.

»Mal sehen, ob ich erraten kann, was Ihnen durch den Kopf geht. Sie möchten, daß ich den Vater spiele, aber Sie sind sich nicht sicher. Sie befürchten, ich könnte die Rolle übernehmen und bald schon keine Lust mehr haben, jedes Wochenende diese Fahrt hierher auf mich zu nehmen, so daß ich Sie irgendwann im Stich lasse und Sie eine Ihrer Hauptfiguren verlieren.«

»Sie sollten Gedankenleser werden.«

»Das war nicht weiter schwierig; ich an Ihrer Stelle würde das gleiche denken. Wahrscheinlich fragen Sie sich, wieso ich diese Rolle überhaupt annehmen sollte, wo ich doch in New York ausreichend mit Angeboten versorgt bin.«

»Mit dieser Treffsicherheit könnten Sie auch Karriere beim Baseball machen.«

Gary trank aus und bestellte sich noch ein Bier. »Die Antwort ist gleichzeitig einfach und kompliziert. Ich gebe Ihnen die einfache Version. Als ich vor vielen Jahren als junger Bursche in der Branche Fuß fassen wollte, habe ich mich in eine ältere

Frau verliebt. Sie hat mir die Tür geöffnet, genaugenommen sogar ziemlich viele Türen.«

»Sprechen Sie von Mrs. Harford?«

»Von wem sonst?«

Jordan nippte an seinem Glas und legte einen Geldschein auf den Tisch.

»Hören Sie«, sagte Gary. »Sie haben recht, ich bin auf diesen Auftrag nicht angewiesen. Falls Sie genausogut ohne mich zurechtkommen können, in Ordnung. Ich bin hier, um Ihnen zu helfen, und nicht, um Schwierigkeiten zu verursachen. Ich bin hier, weil ich dieser Lady mehr verdanke, als ich je zurückgeben könnte, sogar über ihren Tod hinaus, und das wird immer so bleiben.«

»Sie sagten aber auch, es sei kompliziert.«

»Doch der einfache Teil lautet: Ich werde für Mrs. Harfords Sender alles tun, was in meiner Macht steht.«

Jordan trank einen Schluck. »Soll das heißen, ich kann auf Sie zählen?«

»Das soll es heißen.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen. »Falls Sie möchten, unterschreibe ich einen Vertrag«, bot Gary an. Aber Jordan war plötzlich beruhigt. Er beschloß, das Wort des Mannes reiche ihm völlig aus, und als er weitersprach, ging es ihm nicht mehr um Verträge oder Zusagen.

»Erzählen Sie mir von ihr.«

Gary schüttelte den Kopf, fing aber im selben Moment an zu reden. »Jocelyn war eine absolut unglaubliche Frau. Nur ihr habe ich es zu verdanken, daß ich 1931 bei *The March of Time* einsteigen konnte. Schon fünf Jahre zuvor hatte ich in einem ihrer Stücke mitgespielt, bloß eine kleine Nebenrolle, aber wir waren von Anfang an glänzend miteinander ausgekommen. Seitdem hatten wir uns nicht mehr gesehen, aber sie vergaß keinen einzigen ihrer früheren Mitarbeiter. Vielleicht erinnern Sie sich noch an den Winter 1931, Jordan. Es waren schlimme Zeiten, und ich befand mich auf einem absteigenden Ast. Eines

Tages traf ich Jocelyn zufällig auf der Fünften Avenue. Sie lud mich zu Kaffee und Kuchen ein, und wir kamen ins Gespräch. Ich brauchte mich gar nicht erst an ihrer Schulter auszuheulen; sie begriff sofort, wie es um mich stand. Am nächsten Tag wurde ich zum Vorsprechen für *The March of Time* eingeladen.« Gary verlagerte sein Gewicht auf dem Stuhl. »Meine erste große Sendung beim Network.«

Er hustete. »Ich war kein Kind mehr; verflucht, ich war fast dreißig Jahre alt. Damals ging es mir wie Blake, ich hatte einige Erfahrung vorzuweisen, aber nie den großen Durchbruch geschafft. Mein Durchbruch hieß Jocelyn. Das Geschäft beim Radio ist so hart umkämpft, daß es beinahe unmöglich sein kann, auf einen grünen Zweig zu kommen. Aber schon bald trat ich fast jede Woche in dieser Show auf, und von da an ging es wie von selbst weiter.« Er lächelte. »Deshalb fühle ich mich Jocelyn verpflichtet. Es gab niemanden, der sie nicht geliebt hätte. Sobald ich den Sender betrete, spüre ich sie in meinem Herzen.«

»Haben Sie an einer der alten Harford-Shows mitgewirkt?«

»Ja, sicher. Heute wünschte ich allerdings, es wären sehr viel mehr gewesen, aber damals dachte ich, ich könnte es mir zeitlich nicht leisten. Ich war zu sehr damit beschäftigt, mich zu etablieren, und ich wollte meinen Namen unbedingt auf den großen Reklametafeln des Network lesen. Also habe ich das meiste von dem verpaßt, was Mitte der dreißiger Jahre hier ablief. Immerhin habe ich gewissenhaft alle Artikel darüber gelesen, und ich hatte stets das Gefühl, ich hätte dabeisein sollen.«

»Was halten Sie von Harford?«

»Ich habe ihn nie kennengelernt; ich glaube, er ist den Schauspielern meistens aus dem Weg gegangen. Aber er schien seine Frau gut zu behandeln. Wenn sie etwas wollte, gab er ihr es. Sie war nicht materialistisch veranlagt, aber sie wollte einen Platz zum Arbeiten, also verschaffte er ihr einen und errichtete auf seinem Grundstück ein kleines Dorf für ihre Gruppe. Kidd hat mir erzählt, sie würden die Hütten jetzt endlich benutzen. Es

soll ein Ensemble aufgebaut werden, bestehend aus Leuten vom Network und Leuten von hier, und die Auswärtigen sollen während ihres Aufenthalts dort drüben wohnen. Jocelyn wollte, daß dort eine kleine Kolonie entstehen würde, in der man Ideen entwickeln und Gedanken austauschen konnte.«

Jordan fand diese Vorstellung überaus interessant.

Gary trank aus. »Also, was sagen Sie?... Lassen Sie uns eine Nacht darüber schlafen.«

»Das ist nicht nötig. Ich möchte Sie für diese Show haben. Wir können Ihre Erfahrung sehr gut gebrauchen.«

»Dann ist es also abgemacht. Lassen Sie uns auf Sendung gehen.«

Jordan erhob sein Glas. »Auf Mrs. Harford.«

»Auf Jocelyn.«

17.

Er war zum Umfallen müde, aber er wollte aufbleiben. Holly würde in einer Stunde nach Hause kommen. Sie würden eine Stunde reden, sich dann lieben und schließlich bis vormittags schlafen. Inzwischen konnte er sich das erlauben, denn niemand mehr schrieb ihm vor, wann er im Sender zu erscheinen hatte. Er saß am Tisch, spürte die kühle Meeresbrise und schaute in die unendliche Dunkelheit des östlichen Himmels hinaus. Dann hatte er eine Vision... Carnahan marschierte mit einem kleinen Trupp Buren quer durch den Busch. Kendall war auch dabei, mutlos und ganz hinten in der Kolonne. Nach einer Weile ließ Carnahan sich zurückfallen, um ihn wieder aufzumuntern. Bei Einbruch der Dunkelheit rasteten sie, ohne ein Feuer zu entzünden. Kendall saß am Boden und sah verhärmst und erschöpft aus. Ich etwas, sagte Carnahan, aber ihre Rationen waren karg und wenig nahrhaft. Es spielt

keine Rolle, sagte Kendall; wir sind alle tot, siehst du das denn nicht?... Wir sind tot. Carnahan lächelte, schwenkte seinen Hut über der Ration, und es wurde ein Festmahl daraus. Kendalls Miene hellte sich auf, und er begann zu essen. Carnahan hockte vor ihm, wiegte sich vor und zurück und schaute ihm zu. Dabei quietschten die Absätze seiner Stiefel, und Kendall war verblüfft, daß er neues Schuhwerk aufgetrieben hatte. Aber das sind ganz alte Stiefel, sagte Carnahan... Sieh doch nur, wie abgenutzt sie sind.

Dulaney ging zu Bett. Sein letzter Gedanke galt diesem verrückten Bild, das beinahe aus einem Traum zu stammen schien. Wie seltsam, daß die Stiefel neu waren und dennoch quietschten.

Um zwei Uhr schlug er die Augen auf. Er ging unter die Dusche, war danach aber immer noch todmüde und legte sich auf Hollys Bett. Schließlich hinterließ er ihr eine Nachricht: WECK MICH, SOBALD DU HEIMKOMMST. Dann fiel er abermals in tiefen Schlaf, und als er aufwachte, war es draußen hell.

Er rollte sich herum und sah auf die Uhr. Viertel vor neun. Im Haus war nicht das leiseste Geräusch zu hören, und in diesem Moment wurde ihm klar, daß etwas Entscheidendes passiert sein mußte.

Er stand auf und ging in die Küche. Sein Zettel lag immer noch unberührt dort auf dem Tisch. Dann ging er in das vordere Zimmer und spürte, wie allmählich Sorge in ihm aufstieg.

Von der Haustür aus konnte er den leeren Fleck sehen, auf dem Holly sonst immer ihren Wagen abstellte. Sein Unbehagen verwandelte sich ihn Entsetzen.

Sie hätte angerufen, sagte ihm sein Verstand. Normalerweise kam sie gegen halb drei nach Hause; später als drei war es noch nie geworden. Sie hätte angerufen.

Das Telefon schien zu funktionieren. Er wählte die Nummer des Klubs und rechnete nicht mit einer Reaktion, doch nach dem zweiten Klingeln meldete sich ein müde wirkender Mann.

»Hallo?«

»Ist dort das Magic Carpet?«

»Ja, aber wir haben geschlossen. Rufen Sie am Nachmittag noch mal an.«

»Moment. Ich bin auf der Suche nach Holly O'Hara.«

»Da sind Sie nicht der einzige, Kumpel. Sie ist gestern abend nicht gekommen.«

Der plötzliche Schreck fuhr ihm durch Mark und Bein. Ein furchtbarer Verdacht ließ ihn erstarren. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, diesen verrückten alten Mann allem aufzusuchen, ohne vorher Bescheid zu sagen, und nun war sie verschwunden. Sie wurde seit mindestens zwölf Stunden vermisst, und er hatte es nicht gewußt. Zum erstenmal in seinem Leben verspürte er eine Angst, daß ihm die Knie zitterten.

18.

Er hielt mit quietschenden Reifen vor Paulines Haus und ließ den Motor laufen. Hämmerte an die Tür. Hörte von drinnen ein Geräusch. Sah ihr Gesicht am Fenster und klopfte erneut.

Sie öffnete die Tür. »Mein Gott, Jordan! Was ist denn los? Sie sehen aus, als wäre Ihnen ein Gespenst erschienen!«

»Wo ist Griffin?«

»Nun, hier ist er jedenfalls nicht. Wissen Sie, er übernachtet nicht bei mir.«

»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Er war am Montag hier. So gegen Mittag ist er hergekommen, und dann sind wir zum Pier gegangen.«

»Und gestern?«

»Er wollte eigentlich kommen, ist aber nicht aufgetaucht.«

Es schien fast unmöglich, aber Jacks Furcht wurde noch größer. Er mußte sich an der Tür festhalten, um nicht ins Wanken zu geraten.

»Wir wollten gemeinsam zu Mittag essen, doch er hat mich versetzt. Was wollen Sie von ihm? Ist ihm etwas zugestoßen?«

Er starnte wie betäubt auf die pochende Schlagader an ihrem Hals.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, sagte sie. »Das war mir schon gestern klar, als er nicht herkam. Er hat mich noch nie sitzengelassen, und diesmal gab es sogar einen besonderen Anlaß für das Essen. Wir wollten das Ende meiner Pechsträhne feiern.«

»Aber er ist nicht gekommen«, sagte Jack.

Pauline trat ins helle Sonnenlicht hinaus und wollte noch etwas hinzufügen; Dulaney hörte ihr jedoch schon nicht mehr zu und lief zurück zum Wagen.

19.

Sein Zeitempfinden und sein Gespür für Entfernungen verschwammen. Die Brücke, das lange gerade Stück quer durch die Marsch, das ansteigende Festland... er wußte, daß all dies existierte, aber es hatte keinerlei Substanz. Einmal schaute er auf den Tachometer. Er hatte den alten Wagen auf mehr als hundertzwanzig Kilometer pro Stunde beschleunigt und zog blaue Rauchschwaden hinter sich her.

Die Abzweigung nach Pinewood, die Straße zu Harfords Anwesen, das Tor und die kleinen Steinhäuser erreichte er in einem einzigen langgezogenen Moment. Mit einer Vollbremse brachte er den Wagen zum Stehen, lief den Stichweg entlang und stürmte durch die Haustür in Griffins vorderen Wohnraum.

Die Tür schwang hin und her und quietschte dabei in den Angeln. Durch das östliche Fenster fiel ein staubiger Sonnenstrahl herein und teilte das Zimmer in zwei Hälften. Jack kniff die Augen zusammen, um etwas erkennen zu können, und ging dann auf die andere Seite des Raums. Der Herd war kalt. Hastig durchsuchte Dulaney den Rest des Hauses.

Im hinteren Teil gab es eine kleine Schlafkammer und ein Badezimmer mit Toilette und Duschkabine. Der alte Mann war ordentlich, seine Behausung makellos sauber. Das Bett war gemacht, das Spülbecken glänzte, nirgendwo stand schmutziges Geschirr.

Etwas lag auf dem Tisch. Ein Brief, adressiert an Pauline. Jack riß den Umschlag auf und wurde von einer neuerlichen Woge der Angst überschwemmt, als er die Worte *Mein Schatz* las.

4. August

Mein Schatz,

ich habe Dich immer geliebt. Über die Ereignisse am Abend des 19. Juni 1936 habe ich einen Bericht verfaßt. Man wird ihn bei meinen Unterlagen finden.

Leb wohl!

Tom

Ein Abschiedsbrief. Dieser Mistkerl hatte einen Abschiedsbrief verfaßt, als wolle er Selbstmord begehen. Irgendwann gestern hatte er einen Abschiedsbrief geschrieben und war dann weiß Gott wohin verschwunden.

Jack riß die Hintertür auf und schaute auf die Straße hinaus.

Beeil dich, dachte er. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.

Er lief los. Nachdem er vier- oder fünfhundert Meter ins Unterholz vorgedrungen war, zwang er sich innezuhalten und versuchte mit aller Kraft, sich wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Dreh nicht durch, dachte er. Geh langsamer, renne nicht.

Er machte sich auf den Rückweg zum Cottage. Wischte sich Tränen der Verzweiflung aus dem Gesicht. Flehte zu Gott: Bitte mach, daß Holly nichts zugestoßen ist. Trocknete sich die Augen mit dem Ärmel seines Hemdes, bis seine Sicht nicht mehr verschwommen war.

Er atmete einige Male tief durch und wurde plötzlich ganz ruhig, so daß er sicheren Schrittes durch den Wald zurückkehren konnte. Zunächst kontrollierte er die anderen Häuser, aber sie waren alle verriegelt und die Fensterläden geschlossen. Er widerstand dem Impuls, die Türen einzutreten ... dadurch würde er Holly nicht finden, sondern nur weitere Zeit verschwenden. Ein Motorengeräusch ließ ihn aufschrecken, aber es stammte lediglich von seinem eigenen Wagen, der noch immer im Leerlauf vor sich hin tuckerte. Jack zog den Zündschlüssel ab; die Stille wurde dermaßen bedrückend, daß er unbedingt etwas tun mußte, oder die Panik würde erneut einsetzen.

Am besten sollte er sich vorerst auf Hollys Wagen konzentrieren. Sie war vermutlich genau wie er selbst bis zu dem Haus gefahren, hatte irgendwo hier in der Nähe des Eingangs geparkt, war ausgestiegen und hatte geklopft. Er beugte sich vor und fand seine Theorie bestätigt: Reifenspuren eines anderen Wagens und ein paar feuchte Ölflecke am Boden. Jemand hatte hier angehalten und war irgendwann später zurück zur Straße gefahren, wo die Spuren verschwanden.

Das Gelände verriet ihm nichts: Er sah weder plattgedrücktes Gras, das auf ein abbiegendes Fahrzeug hingedeutet hätte, noch irgendwelche Furchen im Boden oder andere Hinweise darauf, ob er in Richtung des Hauptgebäudes oder eher zurück zum Tor gehen sollte, wo das Unterholz dichter war.

Aus genau diesem Grund entschied er sich für letztere Variante. Das Unterholz war dichter, und somit ließ ein Wagen sich dort besser verstecken. Wenig später befand er sich mitten unter den Bäumen. Der Boden war hier weicher, und Jack entdeckte zahlreiche Reifenspuren. Langsam ging er am Wegesrand entlang und hielt häufig an, um das Gras zu

betrachten, die Erde zu befühlen und dann wieder aufzustehen und im Wald nach etwas Ungewöhnlichem Ausschau zu halten. Dann stieß er auf eine Stelle, an der ein Wagen von der Straße abgebogen war; deutlich konnte er einen frischen Olfleck erkennen, unmittelbar gefolgt von einer abzweigenden Reifenspur. Er beschleunigte seinen Schritt. Nachdem er sie entdeckt hatte, ließ die Fährte sich einwandfrei verfolgen, ohne daß er alle drei Meter stehenbleiben und sich erneut vergewissern mußte.

Seiner Schätzung nach befand er sich ungefähr auf halber Strecke zurück zum Tor, als die Spur scharf nach links abbog und verschwand. Sie führte wieder genau auf die Straße und war dort nicht mehr von den anderen Fahrzeugspuren zu unterscheiden. Dulaney war für einen Augenblick völlig entmutigt. Bedeutete das etwa, daß der Wagen das Anwesen verlassen hatte und womöglich zum Highway und quer durch den Sumpf nach Maynard gefahren war? Dann aber fand er die Fährte wieder, diesmal auf der anderen Seite der Straße. Dasselbe Reifenprofil, derselbe Wagen. Er hatte die Fahrbahn verlassen und den Graben an einer Stelle überquert, die eingestürzt war und sich im Laufe der Jahre mit Erde gefüllt hatte. Die Spur führte quer durch das Gelände nach Süden.

Jack folgte den zerdrückten Schößlingen und abgebrochenen Zweigen und gelangte schon bald auf eine Freifläche, hinter der ein Dickicht und eine beängstigend hohe Wand aus Bäumen aufragten. Der Wagen hatte genau auf das Buschwerk zugehalten und dabei unübersehbar einen Ameisenhügel überrollt. Ein Stück weiter wurde die Spur noch deutlicher: Auf das hohe Gras folgte ein feuchter Bereich mit niedriger Vegetation, durch den mehrere Bäche verliefen. Kurz darauf sah Dulaney etwas durch die Sträucher schimmern und rannte mit klopfendem Herzen blindlings voran.

Da war ihr Wagen, mitten im hellen Sonnenschein. Der Anblick war schrecklich. Beide Türen standen offen, die Batterie war leer und der Schlüssel steckte immer noch im Zündschloß.

Dieser Fund war ein Rückschlag, aber in Panik würde Jack nicht mehr geraten. Jetzt würde er sich erbittert und methodisch

daran machen, Holly aufzuspüren. Er zog den Schlüssel ab und öffnete den Kofferraum.

Leer. Erleichtert atmete er auf. Dann starrte er auf den Wald. Seme Finger spielten mit dem Schlüsselbund herum und ertasteten die Buchstaben HOLLY auf dem kleinen metallenen Namensschild. Sogleich sah er vor seinem inneren Auge mehrere Abbilder ihres Gesichts aufsteigen, all ihre unterschiedlichen Stimmungen, aber genaugenommen verriet ihm dieser Schlüssel etwas über den alten Mann: Offenbar hatte Griffin sich nicht darum gekümmert, seine Spuren zu verwischen. Als spiele es keine Rolle mehr, als würde die Welt heute enden. Oder als hätte sie schon gestern geendet, ein schauriger Gedanke, der kaum zu ertragen war. Aber es bedeutete, daß man ihm leicht würde folgen können, sofern man es langsam anging und die Augen offenhielt.

Praktisch sofort entdeckte er den ersten Fußabdruck - von Holly, da war er sich sicher, und er verwünschte sich dafür, daß er ihn bei der Untersuchung des Wagens vor lauter Unachtsamkeit beinahe vollständig verwischt hatte. Doch der Abdruck stammte von ihr - es handelte sich eindeutig um einen Frauenschuh, nicht um einen großen schweren Stiefel, wie sie ihm an Griffin aufgefallen waren. Bis hierhin war Holly demnach noch gesund und munter gewesen, und diese Erkenntnis ließ Jacks Herz vor Hoffnung schneller schlagen. Sie hatte am Steuer gesessen, nicht auf dem Beifahrersitz, und somit lag die nächste Überlegung nahe. Dulaney umrundete den Wagen und fand dort die Abdrücke der Stiefel.

Die Fährte des alten Mannes führte an der Motorhaube vorbei und verschmolz nach etwa zwanzig Metern mit Hollys Spur. Das Gelände verlief abschüssig nach Süden, hinein in den Wald. Hier hatten sie einen Bach überquert. Am anderen Ufer ließen die Abdrücke sich in der feuchten Erde leicht wieder ausmachen. Sie waren dem Wasserlauf ein kurzes Stück gefolgt, dann hatte der alte Mann die Richtung gewechselt und... Trogen ihn seine Augen, oder war Holly an dieser Stelle tatsächlich hinter Griffin gegangen? Es sah ganz danach aus, denn ihre Spuren lagen eindeutig über denen des Stiefels; sie

führten in den Wald hinein, und der Weg verengte sich zu einem schmalen Pfad. Ergab das irgendeinen Sinn? Würde ein Entführer, selbst wenn er eine Schußwaffe besaß, seiner Geisel je den Rücken zuwenden?

Holly war stark, der alte Mann hatte schon bessere Zeiten erlebt, und in einem ausgeglichenen Kampf konnte sie sich bestimmt gute Chancen ausrechnen. Hier lagen überall Steine herum. Holly hätte problemlos einen Brocken aufheben und dem alten Mistkerl den Schädel einschlagen können. Wieso hatte sie es nicht getan? Warum folgte sie ihm weiß Gott wohin?

Dieses neue Rätsel schien zu Hollys Gunsten zu sprechen, aber Jack fühlte sich deswegen keinen Deut besser. Argwöhnisch folgte er jeder neuen Wegbiegung und hielt beständig nach Verstecken für eine Leiche Ausschau. Der Pfad führte immer tiefer in den Wald hinein, und die Fußspuren verrieten ihm, daß er die Fährte nicht verloren hatte.

Er stieß auf einen Zaun, der aus drei Strängen Stacheldraht bestand, die quer über den Pfad verliefen. Es sah wie eine Grenzmarkierung aus und stellte vermutlich den Rand von Harfords Anwesen dar. Jack zog die Stränge auseinander und stieg hindurch; da bemerkte er, daß an einer der Drahtspitzen ein kleiner Fetzen blauer Stoff hing. Ein Stück von Hollys Kleid, von genau jenem blauen Kleid, das sie sich für den gestrigen Tag herausgelegt hatte, bevor sie zu Bett gegangen war. Er steckte den Fetzen ein und ging weiter.

Die Spuren auf der anderen Seite erzählten eine neue Geschichte. Der alte Mann war weitergegangen, während Holly an ihrem festhängenden Kleid gezerrt und sich schließlich losgerissen hatte. Der alte Mann war weitergegangen! Man sah seine gleichmäßigen Schritte und dann Hollys hastige Abdrücke, als sie hinterhergelaufen war, um ihn wieder einzuholen. Was sollte das? dachte Jack. Was, zum Teufel, ist hier bloß vorgefallen? Er eilte voran, mit mindestens zwölf Stunden Rückstand. Der Boden war hier härter, die Abdrücke seltener zu erkennen. Dulaney hatte von Wegen gehört, die endlos weitergingen, von uralten Pfaden, die über Hunderte von

Meilen quer durch ganze Staaten verliefen. Er kannte einen Weg in South Carolina, auf dem er stets nach kurzer Zeit wieder umgekehrt war. Die alten Leute behaupteten, man könne darauf bis zu den Blue Ridge Mountams in Virginia laufen, wenngleich keiner von ihnen jemanden kannte, der dies je getan hatte.

Geraume Zeit später erreichte Jack eine Schneise, die man angelegt hatte, um Überlandleitungen zu verlegen. Sie war fünfzig Meter breit, viele Meilen lang und führte von irgendwo im Binnenland zu den Küstenstädten im Osten. Erneut nahm er die Fährte in der weichen Erde wieder auf, und erneut erzählte sie eine Geschichte. Holly hatte Probleme mit ihren zierlichen Schuhen bekommen und nur mühsam Schritt halten können. Eine zerbrochene Schuhspange, ein gerissener Riemen, ein weggeworfener Schuh; dann der andere, zwar noch ganz, aber als Einzelstück ziemlich unbequem, so daß sie auch ihn ausgezogen hatte und barfuß über die Schneise gelaufen war. Am Waldrand hatte der alte Mann sich zu ihr umgedreht. Dulaney konnte die Spuren eines Kampfes erkennen. Griffin war offenbar herumgefahren, um Holly einen Stoß zu versetzen, und dabei hatten seine Absätze sich tief in die Erde gegraben. Daneben die Stelle, wo sie gestürzt war, der flache Abdruck ihrer Hüfte, die deutlichen Umrisse ihre Hände, als sie sich abgestützt hatte, um wieder auf die Beine zu kommen und ihre Verfolgung fortzusetzen. Die Spur führte zwischen die Bäume und stieß abermals auf einen Pfad. Jack schaute sich unwillkürlich um und erblickte im Westen zufällig einen Beobachtungsturm der Waldaufsicht.

Sogar aus vierhundert Metern Entfernung konnte er sehen, daß niemand sich dort oben befand. Kurz entschlossen rannte er los und traf keuchend wenige Minuten später an dem Turm ein. Unten hing ein Schild - US FORSTBEHÖRDE / UNBEFUGTES BETREten VERBOTEN -, aber die Tür zu der wackligen Metalltreppe war nicht verschlossen. Dulaney stieg immer weiter hinauf, und als er auf Höhe der Baumwipfel war, fing der Turm an zu zittern. Von einem Moment auf den anderen hörte Jack ein anschwellendes Dröhnen, und als er

sich umdrehte, sah er aus Richtung Süden ein Geschwader Kampfflugzeuge genau auf sich zukommen. Er stieß die Luke auf und kletterte auf die kleine quadratische Plattform, während der Motorenlärm über ihn hinwegdonnerte - fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Maschinen, unterwegs nach Norden in irgendeinem Manöver, so dicht, daß er die Gesichter der Piloten sehen und den Sturmwind ihrer Propeller spüren konnte. Einer der Heckschützen winkte ihm zu und spreizte Zeige- und Mittelfinger zu Churchills Siegeszeichen. Die Geste verlieh Jack neuen Mut; er betrachtete sie als gutes Omen.

Er stützte sich auf das Geländer und ließ den Blick über die Landschaft schweifen. Er wußte, daß ein beträchtliches Stück Weg hinter ihm lag, und so überraschte es ihn nicht, daß er weder im Norden noch im Osten etwas entdeckte, das er kannte, abgesehen von dem türkisfarbenen Atlantik in weiter Ferne. Von der anderen Seite der Plattform schaute er nach Süden, wo sich meeresgleich der Wald erstreckte, leer und unermeßlich groß. Doch inmitten der Bäume sah er eine Rauchfahne aufsteigen, nicht mehr als drei oder vier Kilometer entfernt. Er eilte die Stufen hinunter und lief über die Schneise. Es handelte sich um das erste Lebenszeichen, das ihm am Boden aufgefallen war.

20.

Der Wind drehte, blies ihr den Rauch ins Gesicht und ließ sie aus einem Traum erwachen. Der alte Mann saß mit übergeschlagenen Beinen in der Mitte der Lichtung und legte Zweige ins Feuer. Er ist wieder verrückt geworden, dachte sie. Er war wie eine Wippe, wechselte beständig zwischen Klarheit

und Wahnsinn hin und her, und ein Feuer mitten an einem heißen Sommertag war ein sicheres Anzeichen für Irrsinn.

Er schien nicht zu registrieren, daß sie wach war. Sie vermutete, daß er es dennoch wußte, denn dem Teil seines Gehirns, der seine wirren Gedanken ordnete, entging verdammt wenig. Er warf das Holz ins Feuer und schien zufrieden zu sein; dann zog er die metallene Feldflasche aus dem Leinenfutteral an seinem Gürtel und stellte sie in die heiße Glut. Holly hörte das Wasser darin schwappen. Hatte er es durch irgendeinen Trick herbeigezaubert? Immerhin hatte sie ihn gestern den letzten Rest austrinken gesehen. Sie selbst mußte nun schon seit ungefähr vierundzwanzig Stunden ohne Flüssigkeit auskommen. Die Hitze war fast unerträglich gewesen, mindestens fünfunddreißig Grad, sogar im Schatten der Bäume. Gestern hatte Holly den ganzen Tag der Erschöpfung getrotzt, obwohl ihr der Schweiß in Bächen am Körper hinabgelaufen war und das Kleid durchnäßt hatte. Um fünf Uhr nachmittags hatten sie dann die Schneise überquert, und da war ihre Haut auf einmal ganz trocken und heiß gewesen. Du hättest ein Ei auf mir braten können, würde sie Jack erzählen. Sie hatte wirklich eine ganz verrückte Geschichte für ihn auf Lager, sofern sie ihn je wiedersah.

Der alte Mann schob die Feldflasche mit einem Stock tiefer in die Flammen. Sie hörte ihn etwas sagen - »Das ist jetzt genau das richtige!« -, aber sogar diese kleine Anstrengung ließ ihn husten. Er stieß einen Fluch aus und machte dadurch alles nur noch schlimmer, so daß er sich eine Weile zurücklehnen und nach Luft ringen mußte. Schon hundertmal hatte sie dieses rasselnde Geräusch gehört, das er von sich gab. Er wußte, er würde nicht mehr lange leben, und Holly wußte es auch. Und obwohl sie selbst mit ihren Kräften am Ende war, tat er ihr leid.

Sie schloß die Augen. O Gott, fühlte sie sich schlecht! Womöglich lag sie im Sterben. Sie war völlig ausgetrocknet; ihr Vater hatte ihr die Symptome genau beschrieben, denn er hatte oft genug in praller Sonne Schwerstarbeit leisten müssen. Wirklich gefährlich wurde es, sobald man nicht mehr schwitzte. Dann mußte man sich in den kühlen Schatten legen, Gesicht

und Arme in kaltes Wasser tauchen, langsam trinken und etwas Salz zu sich nehmen, um wieder zu Kräften zu kommen. Doch Wasser hatte sie nicht, der Schatten bot keine Erleichterung, und Salz gab es auch nicht. Letzte Nacht hatte sie Höllenqualen gelitten und dabei von Ungeheuern und Tod geträumt - und von einem schattenhaften Mörder, der irgendwo stand und sie verspottete.

Jack war ebenfalls in ihren Träumen vorgekommen, hatte ihr aber nicht helfen können. Bestimmt war er außer sich vor Sorge; sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie er Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um sie zu finden. Ich wünschte, ich könnte dir dabei behilflich sein, mein Liebster, aber ich kann mich ja nicht einmal aufsetzen und diesen übergeschnappten alten Mann fragen, was er vorhat. Was für ein Jammer es wäre, so zu sterben. Auch der alte Mann wird höchstwahrscheinlich ums Leben kommen, so daß niemand mehr da sein dürfte, um von unserem Schicksal zu berichten. Ein weiteres Geheimnis, das Jack ewig heimsuchen und ihn peinigen wird.

Sie spürte einen Schatten auf ihrem Gesicht und schlug die Augen auf. Der alte Mann beugte sich mit der Feldflasche über sie. Mein Gott, die ist doch kochend heiß, dachte sie; dann sah sie, daß das Feuer erloschen war, und begriff, daß einige Zeit vergangen sein und sie währenddessen geschlafen haben mußte.

»Hier, trinken Sie«, sagte der alte Mann, aber sie konnte sich nicht aufsetzen und die Flasche nehmen. »Hier«, wiederholte er mit auffordernder Geste. Sein Gesicht war nicht das des verrückten Griffin. Der Verrückte hatte sie verhöhnt und die Flasche ausgetrunken, aber der Gentleman war zurückgekehrt und brachte ihr Wasser. Der Verrückte hatte sie angebrüllt und in den Schmutz gestoßen, aber der Gentleman zögerte nun, sie unerlaubt zu berühren, obwohl er sehen konnte, daß sie Hilfe benötigte. Sie ermutigte ihn mit einem matten Lächeln. »Wenn Sie mich aufrichten könnten... nur ein kleines Stück.«

Seine Hand legte sich sanft um ihren Nacken. Sachte hob er sie an und hielt ihr die Feldflasche an die Lippen. Sie spürte das leichte Zittern.

Das Wasser schmeckte scheinbar schrecklich. Im ersten Moment zuckte sie zurück, aber dann umklammerte sie seine Hand und wollte alles austrinken. Er stand auf. »Nicht zuviel auf einmal. Ich gebe Ihnen nachher noch etwas mehr.«

Er hielt sein Wort, und sie verzog beim Trinken das Gesicht. »Es ist Wasser aus einem Bach«, erklärte er. »Es fließt aus dem Sumpf hierher, also mußte ich es abkochen, sonst würden Sie dadurch noch kränker werden.«

Die Flüssigkeit lief praktisch durch sie hindurch. Sie sah Schweißperlen auf ihren Armen und spürte sie auf der Kopfhaut.

»Sie sind eine ganz schön verrückte Frau«, sagte er, und sie konnte sich das Lachen nicht verkneifen, obwohl es weh tat. »Ich weiß, was Sie jetzt denken«, fügte er hinzu. »Da sitzt jemand im Glashaus und wirft mit Steinen.«

Sie mußte wieder lachen. »Schon möglich«, sagte sie. »Wir passen richtig gut zusammen, was?« Dann hielt sie kurz inne. »Wissen Sie, Tom, ich halte Sie wirklich für einen netten Kerl.«

Er zuckte zurück, als würde ihr freundlicher Tonfall ihn erschrecken.

Sie wiederholte seinen Namen. »Tom ist ein guter Name. Ich wollte mal einen Jungen heiraten, der hieß auch Tom.«

Er wirkte immer noch sehr skeptisch.

»Ich heiße Holly«, sagte sie. »Ich schätze, wir haben es uns verdient, einander beim Vornamen zu nennen. Und vielen Dank für das Wasser.«

Er nickte kurz. »Sie werden noch mehr davon brauchen. Ich habe nur diese eine Feldflasche, und bis zu dem Bach ist es ziemlich weit, also sollte ich mich lieber auf den Weg machen.«

»Vergessen Sie nicht, zurückzukommen.«

Sie fühlte sich nun besser. Es war an der Zeit, sich zu überlegen, was sie tun würde. Vielleicht verschwand er einfach zwischen den Bäumen und beging Selbstmord. Sie hatte sich sehr bemüht, ihn davon abzuhalten, und war dabei fast selbst

ums Leben gekommen, aber es wäre nur schwer zu ertragen gewesen, wenn er sich ihretwegen umgebracht hätte. Vielleicht machte sie es auf diese Weise wieder gut; indem sie krank geworden war, hatte sie seinem Leben neuen Sinn gegeben, um durchzuhalten.

Falls er nun wegging und sich dennoch umbrachte, was konnte sie daran ändern? Es war nicht ihre Schuld. Er war ziemlich am Ende, das hatte er am Vorabend selbst erzählt. Seine Lunge war verbrannt, er konnte nicht mehr arbeiten, die Frau, die er liebte, würde in ihm nie mehr als einen Freund sehen - nur dank seiner Zähigkeit und Willensstärke hatte er überhaupt so lange durchgehalten. Er war entschlossen, sich weder dem Zahn der Zeit noch den chronischen Beschwerden seiner Kriegsverletzungen geschlagen zu geben, und an seinen guten Tagen kam er sogar passabel zurecht. Aber sie wußte, daß es Phasen gab, da sein Verstand ihm entglitt, da er nicht mehr sicher war, in welchem Jahrhundert er lebte, und falls er sich nun tatsächlich umbrachte, war nicht sie dafür verantwortlich. Das sagte sie sich immer wieder, doch sie wußte auch, daß sie ihm am Vortag einen Schock versetzt und dadurch das Faß zum Überlaufen gebracht hatte.

Sie hatte ihn überrumpeln wollen, aber die unvermittelte Grobheit ihres Verhaltens hatte sogar sie selbst erschreckt. Schon beim ersten Blick in sein Gesicht wußte sie, daß es um alles oder nichts ging. Er hatte March Flacks Namen seit sechs Jahren nicht mehr gehört, und dann stand auf einmal dieses Mädchen vor ihm, das jung genug war, um seine Tochter sein zu können, und verlangte nach Antworten. Sie löcherte ihn mit Fragen, als wäre sie von der Polizei.

»Wir wissen, daß Sie in jener Nacht dort draußen gewesen sind, Sir. Mrs. Flack hat Sie gesehen.«

Er wurde blaß, und sie sah ihre Vermutung bestätigt. Mrs. Flack war ihre Trumpfkarte. Sie stand im Eingang des Hauses und war darauf gefaßt, bei jeder plötzlichen Bewegung beiseite zu springen oder sich zur Wehr zu setzen, falls er sie zu fassen bekam.

»Mrs. Flack war in jener Nacht ebenfalls dort.«

»Nein. Sie hatte nichts damit zu tun.«

»Wir haben mit ihr gesprochen, Sir. Wir wissen, daß sie dort war.«

Er wich zurück und verschwand im Haus. Die Tür blieb offen, und Holly trat vor, bis sie erkennen konnte, was er machte. Er stand benommen mitten im Raum. Seine Augen waren nicht geschlossen, aber der leere Blick beunruhigte sie. Er hat vor lauter Schreck den Verstand verloren, dachte sie, aber dann sagte er: »Sie irren sich. Pauline hat noch nie etwas Unrechtes getan.«

Holly wollte lächeln, um ihn zum Fortfahren zu ermutigen, aber er rührte sich, und sie wich zur Tür zurück. Es war nichts: Er ging lediglich zum Fenster und starre hinaus in den Wald.

»Sir, würden Sie bitte mit mir reden?«

Seine leichte Kopfbewegung verriet ihr, daß er sie gehört hatte, doch was nun? Was sollte sie sagen? Sie hatte gesehen, welch starke Wirkung Mrs. Flacks Name auf ihn ausübte, aber sie wußte nicht, wie weit sie gehen durfte. Dann wandte er sich vom Fenster ab, und sie sah in seinen Augen eine unendliche Traurigkeit.

Aus irgendeinem Grund war sie auf einmal davon überzeugt, daß ihr von Griffin keine Gefahr drohte, und eine Veränderung trat ein. Er bewegte sich wieder, ging durch den Raum zu einem alten Rollpult, setzte sich, nahm ein Stück Papier und fing an zu schreiben. Nachdem er fertig war, steckte er das Blatt in einen Umschlag, klebte ihn zu und schrieb etwas darauf. Dann kam er zurück und legte den Umschlag auf den Tisch. »Sie irren sich«, sagte er. »Pauline hat nichts Unrechtes getan.«

Er ging in das hintere Zimmer. Sie hörte ihn irgendwo herumwühlen, und als er zurückkam, schnallte er sich ein gefährlich aussehendes Messer an den Gürtel. Der Anblick ließ Holly wieder vorsichtig werden. »Was haben Sie damit vor?« fragte sie, aber er fuhr fort, als wäre sie gar nicht anwesend. Am Spülbecken füllte er seine Wasserflasche, was ihr jetzt, da

sie hier lag und auf seine Rückkehr wartete, ziemlich seltsam vorkam. Weshalb sollte ein Mann, der sich umbringen wollte, einen Wasservorrat mitnehmen, obwohl er mit seinem Leben abgeschlossen hatte?

Manche Angewohnheiten ließen sich nur schwer ablegen. Man ging eben nicht tief in den Wald, ohne Wasser mitzunehmen. Oder vielleicht war sein Entschluß noch nicht endgültig.

Dann kam er auf sie zu. Sie wich nach draußen zurück und trat hinter den Wagen. Griffin blieb kurz stehen und bedachte sie mit einem langen, traurigen Blick. »Bitte lassen Sie mich jetzt allein«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Erst müssen Sie mit mir reden.«

»Es gibt hier nichts mehr für Sie zu tun«, sagte er so leise, daß sie es kaum verstehen konnte.

Sie wollte irgend etwas sagen, brachte aber nur die immer gleiche Aufforderung über die Lippen. Er war verärgert und bekam einen Hustenanfall. Sie wartete, bis er sich wieder gefangen hatte, und folgte ihm zur Straße.

Er bog nach rechts ab, in Richtung des Hauptgebäudes. Seine Schritte wirkten schwerfällig und halbherzig, fast, als würde er auf der Stelle treten. Er schaute zurück. »Miss, Sie müssen mich jetzt wirklich allem lassen«, sagte er, aber sie blieb ebenfalls stehen und behielt ihn im Auge. Er ging weiter, und sie folgte ihm. Bald standen die Bäume weniger dicht, und sie konnte in der Ferne Gebäude erkennen. Was nun? überlegte sie. Soll ich ihm bis zu Harfords Haustür folgen? Ja, falls unbedingt nötig. Guten Tag, Mr. Harford, bestimmt erinnern Sie sich noch an mich. Sie haben meinen Vater ermordet, aber darum geht es jetzt nicht. Ich wollte Sie bloß wissen lassen, daß dieser Mann Hilfe benötigt.

Am Rand des Feldes hielt Griffin inne und drehte sich um.

Sie stand ungefähr dreißig Meter hinter ihm, und da platzte ihm der Kragen. »Verdammtd, haben Sie denn überhaupt keinen Anstand? Können Sie nicht einfach weggehen und einen alten Mann in Frieden sterben lassen?« Danach herrschte zunächst Schweigen.

»Wollen Sie denn wirklich schon sterben, Sir?« fragte sie schließlich. Sie kannte die Antwort bereits, er hatte es ja gerade gesagt, und diese Worte hatten ein Band zwischen ihnen geknüpft. Wenn sie ihn jetzt im Stich ließ, hätte sie ihn genausogut eigenhändig umbringen können.

Sie wollte etwas sagen, aber er schnitt ihr das Wort ab. »Sie irren sich, was Pauline betrifft.«

»Ja, offenbar habe ich mich geirrt«, entgegnete sie.

Er sah sie fragend an, und sie griff den Gedanken auf und spann ihn weiter. »Inzwischen bin ich auch dieser Meinung, und deshalb muß ich mit Ihnen darüber reden.«

Er schüttelte den Kopf. Dann ging er los, zurück in ihre Richtung, und als er näher kam, wich sie zur Seite aus. Wie dumm, dachte sie. Du willst das Vertrauen eines Mannes gewinnen und zeigst ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit, daß du Angst vor ihm hast.

»Es spielt keine Rolle mehr«, sagte er, als er an ihr vorbeiging. »Ich habe alles aufgeschrieben, also ist egal, was ich sage.«

Erneut blieb sie ihm auf den Fersen, und so kehrten sie zu seinem Haus zurück.

»Es ist ja schön und gut, daß Sie alles aufgeschrieben haben«, sagte Holly, »doch Briefe gehen manchmal verloren. Um wichtige Dinge muß man sich persönlich kümmern, Mr. Griffin. Sie wissen, daß ich recht habe.«

Er murmelte etwas vor sich hin, und sie konnte es mehr erahnen als tatsächlich hören. »Was geht Sie das an?«

Es ging sie etwas an, es war ihr wichtig geworden, und so wagte sie einen Versuch. Sie beschleunigte ihren Schritt, bis sie den alten Mann eingeholt hatte. Ihr rechter Arm streifte seine Hand, und er zuckte zusammen und zog sich auf die andere Seite der Straße zurück.

»Ich muß mit Pauline sprechen«, sagte er plötzlich. »Ist das da Ihr Wagen?«

Sie atmete erleichtert auf. »Ja, Sir. Ich fahre Sie liebend gern.«

Ohne ein weiteres Wort öffnete er die Tür und stieg ein. Als Holly sich ans Steuer setzte und den Motor anließ, hatte Griffin bereits die Augen geschlossen und schien zu schlafen.

Sie bog auf die Straße ein. So weit, so gut. Doch als sie ein weiteres Mal zu ihm herübersah, waren seine Augen offen.

»Halten Sie an.«

Holly hielt am Straßenrand. »Wir wollten doch zu Mrs. Flack.«

»Vorher muß ich noch etwas anderes erledigen. Ich muß erst woanders hin.«

»Kein Problem, ich fahre Sie.«

Der Vorschlag schien ihn zu amüsieren. »Der Weg ist weit und beschwerlich, meine Liebe.«

Sie lächelte, um sich selbst etwas Mut zu machen. »Ich schaff's schon.«

»Dann fahren Sie hier am Rand weiter. Ich sage Ihnen, was zu tun ist.«

Ihr war ziemlich unwohl, aber sie kam der Aufforderung nach. Kurze Zeit später deutete er nach links. »Da drüben geht's weiter.«

»Da ist aber gar kein Weg.«

»Verflucht, meine Augen sind dreißig Jahre älter als Ihre, und ich kann den verdammten Weg erkennen.«

Da sah sie es ebenfalls; kaum mehr als ein Trampelpfad, jenseits eines Grabens. Sie konnte Griffin nicht gehen lassen; falls er nun ausstieg, wäre alles verloren. »Ich sehe den Weg.« Sie bog links ab, hielt jedoch unmittelbar vor dem Graben. »Sir, ich glaube nicht, daß dahinten irgendwas ist.«

»Ich weiß ganz genau, was dahinten ist.«

Sie stieß einen lautlosen Fluch aus, rumpelte dann über den Graben und folgte dem Verlauf des Pfades in den Wald. Das Unterholz wurde immer dichter, und zwischen den Bäumen

schien kein Fortkommen mehr möglich zu sein, aber dann erreichten sie eine weite freie Fläche.

»Hier ist nichts, Sir.«

»Fahren Sie weiter. In das Dickicht. Genau dahinten.«

Er öffnete die Tür und stieg aus. Sie tat es ihm gleich. Er musterte sie über das Dach des Wagens hinweg und schien wieder bei klarem Verstand zu sein. »Sie sind ein richtiger Dickschädel, nicht wahr? Ich wünschte, ich könnte behaupten, es würde mich freuen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.«

»Ich lasse Sie nicht hier zurück.«

»Bald werden Sie sich wünschen, Sie hätten es getan. Sie haben kein Wasser, und der Weg ist sehr lang. Hören Sie, was ich sage, Miss?« Er nahm seine Feldflasche und trank einen Schluck. »Vermutlich werden Sie jetzt schon durstig. Belassen Sie es lieber dabei.«

Sie folgte ihm zu den Bäumen. Er drehte sich um und sah sie sehr ernst an. »Lassen Sie es gut sein, Miss. Sie müssen wohl noch lernen, wo der Unterschied zwischen Geduld und Sturheit liegt. Falls Sie mehr über March erfahren wollen, lesen Sie meinen Bericht. Mehr habe ich nicht dazu zu sagen. Alles kommt irgendwann heraus. Und einen alten Baum kann man nicht verpflanzen, man kann ihn nur fällen.«

Er ging in den Wald, und der Wahnsinn nahm seinen Lauf.

Nun war es vorbei, und sie saßen am späten Nachmittag des folgenden Tages nebeneinander auf dem Boden. Das letzte seiner Feuer war fast heruntergebrannt, und die kleine Lichtung wurde in Schatten getaucht. Holly vermutete, daß sie mindestens noch eine weitere Nacht hier verbringen würden. Armer Jack, dachte sie. Ich werde eine ganze Menge wiedergutmachen müssen.

»Also, Miss... Wie geht es Ihnen?«

»Besser, vielen Dank.«

»Ich habe schon einige Männer gesehen, die fast an einem Hitzschlag gestorben sind. Jeder Körper reagiert anders, bei

manchen dauert es länger, bei anderen geht es schnell.« Sie schwiegen eine Weile, dann fuhr der alte Mann fort. »Sie haben ganz schön Mut. Sie sind völlig verrückt, aber Sie haben Mut.« Er erlitt einen Hustenanfall und zitterte vor Anstrengung, um seine Lunge wieder unter Kontrolle zu bekommen.

»Dies ist das zweite Mal, daß ich spurlos von der Bildfläche verschwunden bin«, sagte Holly. »Die Leute werden mich wirklich langsam für verrückt halten.«

»Sie sind verrückt, das habe ich Ihnen gleich gesagt. Eines Tages werden auch Sie lernen, daß es nicht für alles eine Erklärung gibt. Sie werden so alt sein wie ich und furchtbar darüber erschrecken, wie wenige Antworten Sie letztlich erhalten haben. Sie werden spüren, wie Ihnen Körper und Geist entgleiten, ohne daß Sie etwas daran ändern könnten. Vielleicht wird Ihnen das Ende nicht mehr ganz so tragisch vorkommen.«

Sie saßen noch einige Minuten da, dann stand er auf. »Ich schätze, ich muß jetzt los.«

Sie zuckte zusammen. Er war bei so klarem Verstand gewesen, und nun redete er wieder verrückt daher. »Also war alles umsonst«, sagte sie, und ihr bitterer Tonfall machte ihn wütend.

»Wer hat Sie gebeten zu kommen? Wer, zum Teufel, hat Sie darum gebeten? Und jetzt halten Sie die Klappe, hören Sie nur dieses eine Mal in Ihrem Leben gut zu, und ich erkläre Ihnen, wie Sie von hier verschwinden können.«

Ihr vorwurfsvoller Blick ließ ihn nervös werden und zurückweichen. Sie schien ihm nicht zu trauen, und als er weiter sprach, klang es irgendwie rechtfertigend. »Verdammtd, wollen Sie von hier weg oder nicht?«

»Sie verrückter Scheißkerl machen mich wahnsinnig!« schrie sie zurück.

Er stand mitten auf der Lichtung. »Meinetwegen, werden Sie wahnsinnig, vielleicht verhilft Ihnen das ja. Versuchen Sie auf gar keinen Fall, auf demselben Weg zurückzugehen, auf dem wir hergekommen sind. Haben Sie mich verstanden? Es ist zu

weit, und Sie würden schon bald in derselben Klemme stecken wie zuvor. Gehen Sie weiter, immer geradeaus. Einen knappen Kilometer südlich von hier stoßen Sie auf eine Weggabelung. Die westliche Abzweigung führt zu einem kleinen Dorf.«

Er hustete. Sie wollte etwas sagen, aber er hob die Hand und ließ sie verstummen. »Versuchen Sie es nicht mehr heute abend. Es ist schon zu spät, und nach Sonnenuntergang wird es hier im Wald stockfinster. Brechen Sie morgen früh auf. Legen Sie sich hin, schlafen Sie, so gut es geht, und bei Tagesanbruch trinken Sie den Rest Wasser und folgen dem Pfad. Bis zu dem Dorf werden Sie ungefähr zwei Stunden brauchen.« Er deutete auf das Feuer. »Ich lege ordentlich Holz nach, damit Sie genug Licht haben. Ein paar Äste sind dann noch übrig. Die werden nicht für die ganze Nacht reichen, aber immerhin für eine Weile.«

»Es ist mir egal, was Sie machen.«

»Ach, Miss, seien Sie am Ende doch nicht so gehässig zu mir. Wir sehen uns vielleicht nie wieder.«

»Das soll mir recht sein. Ich hasse Sie.«

»Sie haben aber ganz schön viel auf sich genommen. Und das alles für einen Mann, den Sie hassen?«

»Anscheinend bin ich nicht nur verrückt, sondern auch noch dämlich. Ich wünschte, ich wäre nie mitgekommen.«

»Niemand hat Sie darum gebeten. Habe ich nicht alles versucht, um Sie davon abzubringen?«

»Falls Sie sich dadurch besser fühlen, machen Sie doch, was Sie wollen. Fahren Sie meinewegen zur Hölle, wenn Sie so scharf darauf sind.«

Er wich einen Schritt zurück. »Das scheint Ihr letztes Wort in dieser Angelegenheit zu sein.«

»Worauf warten Sie dann noch?«

»Auf nichts.« Er hustete. »Auf gar nichts.«

Er hielt einen Moment inne. Dann seufzte er. »Sie sind wirklich eine unglaublich sture Frau.«

»Ach, bitte, hören Sie auf! Was wollen Sie von mir? Soll ich Sie anflehen, nicht zu gehen? Würde es denn einen Unterschied machen?«

»Heutzutage macht nichts mehr einen großartigen Unterschied. Das Glas ist fast leer.«

Sie klammerte sich an diesen letzten Strohhalm. »Aber wenigstens ist noch ein kleiner Rest übrig. Darauf sollten Sie sich konzentrieren. Ich will Ihnen gern behilflich sein.«

»Was können Sie schon ausrichten?«

»Keine Ahnung, vielleicht überhaupt nichts. Aber ich kann es wenigstens versuchen.«

Er starnte sie an.

»Ich kann zuhören. Ich kann mich um Sie kümmern. Ich kann mit Ihnen am Strand Spazierengehen, wenn Pauline keine Zeit hat.«

»Ich wäre Ihnen nur lästig. Sie wollen nicht mit mir reden, Sie wollen lediglich hören, was mit March geschehen ist. Sind Sie nicht deswegen zu mir gekommen?«

»Ich habe mich geirrt.«

Er kam näher. »Womöglich nicht.«

Ihr Herz schlug plötzlich schneller. »Was hat das zu bedeuten?«

Er beugte sich vor und grinste. »Ich habe March umgebracht.« Er hustete. »Ich ganz allein. Ich habe ihn in jener Nacht am Strand ermordet. Das wollten Sie doch wissen, oder? Nun, jetzt wissen Sie es. Ich habe ihn umgebracht.«

Er beugte sich noch weiter vor, und sein Lächeln wirkte scheinheilig. »Möchten Sie immer noch mit mir am Strand Spazierengehen, meine Liebe?« Er schüttelte den Kopf. »Das habe ich auch nicht vermutet.«

Er richtete sich kerzengerade auf. »Und jetzt werde ich gehen«, sagte er und erstarrte im selben Moment. Nur wenige Meter von ihm entfernt war Dulaney zwischen den Bäumen hervorgetreten.

HOLLY

1.

Sie erreichten das Dorf am Morgen. Der Gemischtwarenladen öffnete um acht, und Jack ging hinein, um einen Anruf zu erledigen. Holly und Griffin blieben auf der Veranda zurück, wo er sie von drinnen aus sehen konnte.

»Tom... warum erzählen Sie mir nicht, was tatsächlich passiert ist?«

»Das habe ich schon. Ich habe March umgebracht. Er war mein Freund, und ich habe ihn ermordet.«

»Dann müssen Sie auch meinen Vater ermordet haben.«

Er lächelte zögernd, als rechne er mit einer Falle. »Na klar, Sie liegen völlig richtig.«

»Wie war sein Name? Wenn Sie ihn ermordet haben, dann sagen Sie mir seinen Namen.«

»Was spielt das schon für eine Rolle? Ich kann mich nicht an alle erinnern.«

»Waren es denn so viele?«

»Oh, ich habe jede Menge Leute getötet.«

»Und wo haben Sie die Leichen versteckt? Zeigen Sie mir eine, und ich glaube Ihnen die Geschichte. Was haben Sie gemacht? Mit den Fingern geschnippt und sie einfach so verschwinden lassen?«

»Ich habe sie tief vergraben.«

Holly erschauderte. Kurz darauf kam Jack nach draußen und legte ihr eine Decke um die Schultern.

»Er behauptet, er habe Daddy ermordet.«

Jack sagte nichts. Sie berührte seine Hand. »Was machen wir jetzt?«

»Jemand kommt uns abholen.«

»Das habe ich nicht gemeint.«

»Ich weiß. Aber trotzdem kommt uns jemand abholen.«

Eine Stunde später traf Becky Hart ein.

2.

Unter der Decke war es angenehm warm. Das Brummen des Motors war beinahe hypnotisch, und Holly fiel in einen tiefen Schlaf. Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie die Dünen und den drohend darüber aufragenden Sendemast vor sich. Die Wurzel allen Übels, dachte sie. Der alte Mann auf dem Platz hinter ihr hustete, was sie wieder an die eigentliche Frage denken ließ. Was sollen wir mit ihm machen? Falls wir ihn freilassen, verschwindet er sofort wieder in den Wald, um dort allein zu sterben. Falls wir ihn einsperren lassen, wird das zu endlosen neuen Fragen führen. Solange das Geständnis des alten Mannes nicht überprüft worden war, würden sie und Jack Teil der offiziellen Ermittlungen bleiben.

Becky schien ihre Gedanken zu lesen. »Was ist mit Mr. Griffin?«

»Er will sich umbringen«, sagte Jack. »Ich schätze, wir sollten ihn zu seinem eigenen Besten beim Sheriff abliefern.«

»Sperren Sie mich ein, es ist mir egal. Ich habe March ermordet.«

Becky schaute in den Rückspiegel.

Holly rutschte herum und sah nach hinten. »Ich glaube, er hält uns zum Narren.«

»Ich habe Ihnen meine Taten gestanden. Bringen Sie mich ins Gefängnis.«

»Bringen wir ihn zuerst zu Mrs. Flack. Er soll ihr in die Augen sehen und dann wiederholen, was er uns erzählt hat.«

»Nein!« rief der alte Mann. »Verflucht sollen Sie sein, ich dachte, Sie wären ein guter Mensch! Ich hätte Sie sterben lassen sollen!«

»Fahren Sie rechts ran«, sagte Holly, und Becky hielt am Straßenrand. Sie war aschfahl.

»Hören Sie, Tom. Falls Sie vermeiden wollen, Pauline gegenüberzutreten, verraten Sie uns, was geschehen ist.«

»Das habe ich doch schon. Ich habe March umgebracht.«

»Dann zeigen Sie uns, wo seine Leiche liegt.«

»Aber vorher müssen Sie mir versprechen, daß Sie Pauline in Ruhe lassen.«

»Okay.« Holly sah Becky an. »Fahren wir.«

»Wohin?«

»Das wird Tom Ihnen sagen.«

Sie erreichten die Stadt. »Hier«, sagte der alte Mann praktisch sofort.

»Hier ist nichts«, sagte Becky.

Sie standen am Rand des Parkplatzes vor Harfords Bürogebäude. Holly streckte den Arm nach hinten aus und berührte Gnffms Hand. »Tom?«

»Er liegt da drüben. Unter der Nordwand, wo ich ihn hineingeworfen habe, bevor am nächsten Tag das Fundament gegossen wurde. Er liegt unter einer Tonne Beton begraben.«

»Also gut«, sagte sie sanft. »Und nun verraten Sie uns den Grund.«

»Es war eine Sache zwischen ihm und mir.«

»Ich würde es aber gern wissen.«

»Wie schade für Sie. Der Grund war nicht Teil der Abmachung.«

»Tom, bitte. Ich möchte es begreifen können.«

»Es muß für andere keinen Sinn ergeben. Für mich ergibt es einen Sinn. Und jetzt halten Sie Ihr Wort. Ich möchte mich hinlegen.«

Sie seufzte laut. »Ich glaube, das ist unsere Antwort, Jack. Vielleicht die einzige, die wir je erhalten werden. Mir fällt auch nichts anderes ein, als ihn ins Gefängnis zu bringen.«

3.

Der Sheriff war bis Montag nicht in der Stadt, und so erledigte ein Deputy die Formalitäten. Sie alle gaben kurze Aussagen zu Protokoll. Griffin wiederholte sein Geständnis, gab das Versteck von March Flacks Leiche an, unterschrieb seine Aussage und wurde in eine Zelle gebracht.

Sie gingen am Strand entlang nach Hause. »Was nun?« fragte Holly.

»Der alte Mann wird dem Richter vorgeführt, wahrscheinlich am Montag. Wegen seines Geständnisses wird man ihn wohl so lange festhalten, bis man das Fundament ausgegraben hat.«

»Wir werden eine umfassendere Aussage machen müssen. Man wird uns fragen, woher und weshalb wir unser Wissen haben, und dann wird alles herauskommen. Wer du bist. Was du getan hast.«

»Vielleicht. Aber vielleicht auch noch nicht«, entgegnete Jack.

»Oder es ist längst geschehen. Harford weiß Bescheid, das hast du selbst gesagt. Vermutlich hat er Kidd und womöglich auch Maitland davon erzählt.«

Sie erschrak, als ihr etwas einfiel. Im Wagen bei Becky hatte sie ihn Jack genannt, nicht Jordan. Er sagte, sie solle sich deswegen keine Sorgen machen, aber sie schloß die Augen und verfluchte ihre Unachtsamkeit. Gott stehe ihm bei, ich werde ihm noch zum Verhängnis werden.

Sie hatten das Haus erreicht. Nun erzählte er ihr von einem alten Krieg und warum er glaubte, daß alles vor langer Zeit in einem südafrikanischen Gefangenenlager begonnen hatte. March Flack, Kendall, ihr Vater, die Deutschen - alles ging auf jenes eine Motiv zurück. Ein Mörder, angetrieben von dem Wunsch nach Vergeltung. Von dem Haß auf eine ganze Nation. Griffins Geständnis hatte nicht das geringste zu bedeuten, denn Griffin war nicht der Täter. Man konnte March Flack nicht von

den anderen trennen, das war von vornherein das Problem gewesen. Der alte Mann hatte entweder keinen oder alle ermordet; es war unwahrscheinlich, daß die Deutschen auf sein Konto gingen, und nahezu unmöglich, daß er Kendall umgebracht hatte. Holly ließ ihn die naheliegenden Fragen selbst stellen. »Warum log der alte Mann, und für wen außer Pauline Flack würde er lügen?« Holly tippte nach wie vor auf Harford. Aber weshalb sollte Harford bei seinem eigenen Sender gestatten, daß March Flack den alten Kitchener verherrlichen durfte, nur um den Schauspieler dann deswegen umzubringen?

»Das würde Harford nicht tun«, sagte Dulaney.

Sie schwiegen eine Weile.

»Am Samstag fahre ich nach New York«, sagte Jack dann. »Falls ich herausfinde, wer dieses Skript geschrieben hat, ist der Fall damit erledigt. Ich habe einen Namen und eine Adresse. Die Anschrift des Hauses, zu dem vor sechs Jahren der Scheck geschickt wurde, und den Namen des Kerls, der ihn eingelöst hat. Er heißt John Riordan.«

»Sechs Jahre. Mittlerweile könnte dort sonstwer wohnen. Und du sitzt am Sonnabend vielleicht schon hinter Gittern. Es fehlt nicht viel, und sogar dieser Deputy könnte anfangen, Fragen zu stellen. Harford hatte offenbar keine Schwierigkeiten, alles über dich herauszufinden.«

»Wir haben doch schon vor zwei Monaten darüber gesprochen. Es hat keinen Sinn, die Angelegenheit immer wieder neu zu diskutieren.«

»Es ist mir egal, was ich damals gesagt habe. Inzwischen ist alles anders.« Sie beugte sich zu ihm. »Es ist anders, Jack.«

»Willst du nicht mehr allein von hier fortgehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann ist überhaupt nichts anders. Falls du wegen mir von hier weggehst, wirst du nie zur Ruhe kommen.«

Holly atmete tief durch und sagte schließlich, was sie bislang nicht einmal zu denken gewagt hatte. »Vielleicht sollten wir die Sache auf sich beruhen lassen.«

»Nein, noch nicht.«

»Immerhin müssen wir uns nun nicht mehr ewig fragen, was wohl aus meinem Vater geworden ist. Ich weiß, wo er sich befindet und was ihm vermutlich zugestoßen ist. Vielleicht muß das ausreichen.« Sie berührte sein Gesicht. »Ich will nicht, daß du ins Gefängnis kommst, Jack.« Sie zitterte auf einmal. »Ich hätte das schon vor zwei Monaten sagen sollen. Was sagt das über uns beide aus? Vielleicht ist es ein weiteres Zeichen. Das habe ich gemeint, als ich sagte, die Sache zwischen uns sollte anscheinend einfach nicht sein.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe einen Mörder im Visier, das ist alles, was ich weiß. Zum erstenmal kann ich ihn regelrecht spüren. Ich kann ihn da draußen wahrnehmen, ich kann ihn riechen. So nah bin ich schon dran.«

Er sammelte seine Unterlagen und Notizen ein.

»Und jetzt?« fragte sie. »Zurück an die Arbeit, als wäre nichts geschehen?«

»So muß es zumindest aussehen. Die Arbeit muß erledigt werden, und niemand außer mir kann das tun.« Er sah sie an. »Glaub bloß nicht, es fiele mir leicht, dich hier zurückzulassen.«

Er erzählte ihr ein wenig von der Angst, die er verspürt hatte, während er im Wald ihrer Fährte gefolgt war. »Im Moment möchte ich dich am liebsten gar nicht mehr aus den Augen lassen.«

»Ich weiß. Ich weiß, wie sich das anfühlt.«

Aber sie wußte auch, daß ihre Vorahnungen sich schon häufig genug bewahrheitet hatten. »Ich habe kein gutes Gefühl bei dieser Sache. Ich möchte, daß du mir etwas versprichst. Wir warten noch bis Samstag. Dann geben wir uns geschlagen und machen, daß wir von hier wegkommen.«

Sie zupfte an seinem Ärmel. »Jack?«

»Ich hab's gehört.«

Das war kein Versprechen, nicht einmal annähernd. Während er unter der Dusche stand, blätterte sie das Südafrika-Skript durch. Dann las sie Beckys Bericht und machte sich selbst

einige Notizen über den Mann mit Namen John Riordan und das Haus an der Sechsundfünfzigsten Straße.

4.

Als er aufbrach, lag Holly in der Badewanne. Dann zog sie die Vorhänge vor das offene Fenster, legte sich erschöpft hin und schlief. Das Telefon weckte sie. Sie setzte sich im Bett auf und ließ es einen Augenblick klingeln. Wahrscheinlich war es nur Jud, der sie fragen würde, wo, zum Teufel, sie steckte, und sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

Aber es war nicht Jud. Es war die tiefe Stimme eines Fremden. »Spreche ich mit Holly O'Hara?«

»Ja, allerdings.«

»Ich bin Knox Butterfield vom *Regina Beachcomber*. Wie ich höre, hat Mr. Tom Griffin den Mord an March Flack gestanden. Angeblich haben Sie und ein gewisser Mr. ten Eyck zu seiner Ergreifung beigetragen.«

Holly richtete sich auf. »Neuigkeiten sprechen sich in dieser Stadt wohl ziemlich schnell herum, was?«

»Ich behalte das Büro des Sheriffs immer sehr genau im Auge«, sagte Butterfield. »Das hier riecht nach einer großen Geschichte, und Mr. Griffins Verhaftung ist von öffentlichem Interesse.«

»Das mag schon sein, aber ich wüßte nicht, was ich Ihnen erzählen sollte.«

»Zunächst könnten Sie mir erklären, wieso Sie überhaupt...«

»Ich glaube nicht, daß ich im Moment darüber reden sollte.«

»Bitte, Miss O'Hara...«

»Hören Sie, ich möchte nur ungern mit einer Zeitung sprechen, bevor...«

»Bevor was, Miss?«

Sie hörte seinen Bleistift über das Papier huschen; er hielt jedes ihrer Worte fest. Sie schwieg und suchte fieberhaft nach einer Antwort.

»Miss O'Hara?«

»Ja. Ich wollte sagen, bevor der Sheriff die Gelegenheit hatte, Mr. Griffin und mich zu befragen.«

»Was für einen Unterschied macht das? Wir gehen erst am Mittwoch in Druck.«

»Dieselbe Frage könnte ich Ihnen stellen. Was für einen Unterschied macht es, ob ich jetzt oder am Montag mit Ihnen rede?«

»Ich würde nur gern...«

»Bestimmt würden Sie das, Sir. Aber ich würde lieber nicht.«

Es gab eine kurze Pause. Inzwischen hatte Holly ihre fünf Sinne beisammen. Mach ihn nicht wütend, dachte sie. Versuch seine Sympathie zu erwecken. Schinde etwas Zeit heraus, vor allem für Jack. »Hören Sie, Mr. Butterfield«, sagte sie leise und freundlich. »Lassen Sie mir bitte ein wenig Ruhe, ja? Warten Sie bis Montag, und ich werde Ihnen alles erzählen, was Sie wissen möchten.«

»Ist das ein Versprechen?« Er klang eher skeptisch.

»Ja, das ist es.« Sie bemühte sich, so aufrichtig wie möglich zu wirken.

»Ich gewinne langsam den Eindruck, daß womöglich noch mehr hinter dieser Angelegenheit steckt, als man auf den ersten Blick denkt.«

»O ja, Sir, das können Sie mir glauben.« Plötzlich kam ihr noch ein Gedanke. »Eines kann ich Ihnen jetzt schon verraten. Mr. ten Eyck hatte nichts mit der Sache zu tun. Er hat nach mir gesucht, mehr nicht. Alles weitere betrifft nur Mr. Griffin und meine Person.«

»Miss O'Hara, dürfte ich nur noch...«

»Am Montag... bitte. Ich muß jetzt aufhören. Es hat an der Tür geklingelt.«

Sie legte den Hörer auf, öffnete die Vorhänge einen Spalt und schaute den Strand entlang zum Pier. »Gut«, sagte sie laut. »Gut.«

Sie schloß die Augen und sah deutlich wie noch nie die Beerdigung ihrer Schwester vor sich. Den schiefergrauen Himmel. Die drückende Sommerhitze. Das Laub der Friedhofs bäume, das leise im Wind raschelte. Die Gesichter der Leute, die rund um einen unglaublich kleinen Sarg standen. Reverend Clyde Morrison, der aus der Bibel las, um Trost zu spenden. Am nachdrücklichsten waren ihr ihre Eltern in Erinnerung: die Mutter, ganz zerbrechlich in dem schwarzen Kleid mit dem Schleier; der Vater zutiefst erschüttert, das einzige Mal, daß sie ihn je zittern gesehen hatte. Er hat uns beide mit ganzer Seele geliebt. Nicht wie Mama, die immer eine besondere Vorliebe für Iris gehabt hat. Nach dem Tod ihrer Schwester empfand Holly es als beinahe unerträglich, daß sie die Leere im Herzen ihrer Mutter nie auch nur im geringsten zu füllen vermochte.

Am Tag nach dem Unglück hatte ihr Vater sie auf einen langen Spaziergang mitgenommen. Sie erinnerte sich noch an die fast lähmende Furcht vor seinem Urteil und wie gern sie stehengeblieben wäre, während er anscheinend immer weiter und weiter gehen wollte. Am Ende fiel sie hin und lag schluchzend am Boden. Er hob sie auf, und sie erschrak, als er sein weinendes Gesicht an ihrer Schulter vergrub. »Ich kann nicht sprechen«, sagte er. Auf einmal konnte sie seine heisere Stimme wieder ganz genau hören. Er wollte ihr etwas sagen, war aber noch zu aufgewühlt.

Er hat es ihr später gesagt. Dies sei eine jener sinnlosen Tragödien gewesen, an denen niemand eine Schuld trage. Sie dürfe sich deswegen keine Vorwürfe machen. Sie müsse stark sein.

Sie dachte an Jack und ahnte ein Unglück voraus. Vielleicht konnte sie stark genug sein, um ihn zu retten.

5.

Um Viertel vor vier betrat sie den Klub und kündigte ihren Job. Jud war alles andere als erfreut darüber, aber Holly O'Hara hatte ihr letztes Lied gesungen.

Eine Stunde später ging sie quer durch die Dünen zum Sender. Am Empfangstisch fragte sie nach Mr. Kidd, und kurz darauf kam Becky Hart, um sie in Empfang zu nehmen.

»Mr. Kidd ist zur Zeit nicht im Haus; er müßte allerdings bald zurückkommen. Möchten Sie auf ihn warten?«

Sie gingen in Kidds Büro. Becky war nervös und fühlte sich in Hollys Gegenwart offenbar unwohl. »Kann ich Ihnen etwas anbieten? Der Kaffee schmeckt heute scheußlich, aber ich habe von zu Hause kalte Limonade mitgebracht.«

»Das wäre sehr freundlich, vielen Dank.«

Becky verschwand und kehrte nach einigen Minuten zurück. »Ich hoffe, es geht Ihnen besser.«

»Ja, es ist alles wieder in Ordnung, danke. Wo steckt Jordan?«

»Er ist oben und überarbeitet noch einmal die Show für morgen. Heute war hier jede Menge los. Möchten Sie mit ihm sprechen?«

»Nein, ich war bloß neugierig.«

Es verging ein Moment, und das unbehagliche Gefühl wurde stärker.

»Warum nur habe ich den Eindruck, daß Sie schlechte Neuigkeiten bringen?« fragte Becky schließlich.

»Ich bin aus der Band ausgestiegen«, sagte Holly. »Ich wollte Mr. Kidd wissen lassen, daß es am Samstag keinen Auftritt geben wird, es sei denn, die Jungs finden bis dahin eine neue Sängerin.«

»Das sind wirklich schlechte Neuigkeiten. Vielleicht können wir Sie ja noch umstimmen.«

»Nein. Mir tut nur leid, daß ich Ihnen erst so kurzfristig Bescheid geben konnte.«

»Hier beim Radio geschieht alles kurzfristig.«

Noch ein Moment verging. Becky blickte vom Tisch auf. »Und was werden Sie machen, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin mir noch nicht sicher. Vielleicht ziehe ich mich einfach an irgendeinen ruhigen Ort zurück.«

»Also nicht nach New York.«

»Ich glaube nicht. Nicht nach New York.«

»Ein echter Verlust. Für uns und New York.« Becky lächelte und wagte es, die große Frage zu stellen. »Was ist mit Jordan?«

»Er hat vor, hierzubleiben.«

Man konnte Becky die Erleichterung deutlich ansehen.

»Ich schätze, das Radio liegt ihm im Blut«, sagte Holly.

Auf dem Flur erklangen Stimmen, dann betrat Kidd den Raum. Holly rückte sofort mit ihrer Ankündigung heraus, und er nahm es bedauernd zur Kenntnis, mit derselben stoischen Zurückhaltung, die er immer an den Tag legte.

Zu Hause packte Holly ein paar Sachen zusammen. Sie dachte kurz an ihren Wagen, der verlassen mitten im Wald stand, aber es war gleichgültig.

Am Ende schrieb sie eine Nachricht für Jack.

Mein Liebster,

heute nachmittag hat jemand von der Zeitung angerufen. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt. Der Vorfall mit Griffin ging allein ihn und mich etwas an, Du hattest nichts damit zu tun, weißt nichts darüber und warst nur deswegen da, weil Du mich gesucht hast. Du hast keine Ahnung, weshalb Griffin den Mord verübt haben sollte, den er gestanden hat.

Wir treffen uns am Samstag in New York. Um sechzehn Uhr vor der alten Wohnung - du weißt schon, wo. Mal sehen, was dann geschieht.

Alles Liebe

Dann brach Holly auf und ging in die Stadt. Ein einziges Mal schaute sie zurück - zum Haus, zum Strand, zum Meer - und verspürte einen kleinen Stich im Herzen.

Sie mußte eine Stunde warten, dann saß sie in einem Bus nach Norden.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit traf sie in New York ein. Sie hatte Glück - an der Sechsundfünfzigsten Straße gab es ein Cafe, von dem aus sie das Haus im Auge behalten konnte. Es war ein Mietshaus aus braunem Sandstein, vier Etagen hoch, mit einer kleinen Treppe davor und einer weiteren an der Seite. Ein Schild in einem der Fenster besagte ZIMMER ZU VERMIETEN - PRO WOCHE ODER MONAT. Der Traum eines jeden Durchreisenden. Plötzlich war sie ganz schwach vor Hunger, und ihr wurde klar, daß sie seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hatte. Sie bestellte sich etwas, aß sehr langsam und blieb dann bei einer Tasse Kaffee sitzen, um das Haus zu beobachten.

Die ganze Zeit mußte sie an Dulaney denken und gab sich der Vorstellung hin, daß womöglich das Schicksal ihren Treffpunkt bestimmt hatte - die Straße vor seiner früheren Wohnung. Eine Art Wiederholung, vielleicht die allerletzte Gelegenheit, endlich die richtige Entscheidung zu treffen.

Gegenüber brannte mittlerweile hinter zahlreichen Fenstern Licht, und bisweilen konnte sie in den Zimmern die Umrisse von Personen erkennen. Aus Richtung der Neunten Avenue kamen vier Männer die Straße entlang, stiegen mit großen Schritten die Stufen hinauf und betraten das Haus. Einige Minuten später tauchte aus der entgegengesetzten Richtung ein weiterer Mann auf, ein kräftiger Kerl mit einem dichten schwarzen Vollbart, und ging ebenfalls hinein.

Das Cafe schloß, und Holly bezahlte ihre Rechnung. Dann stand sie auf dem Gehsteig und musterte das Schild im Fenster. »Ich brauche ein Zimmer«, sagte sie leise, und es klang gut. Sie überquerte die Straße, erkloamm die Treppe und betrat den Hausflur.

Die Namen auf den Briefkästen lauteten Quinn, Shaughnessy, Herlihy und Riordan. Alles Iren. Moment, dachte Holly und sah noch einmal genauer hin, aber auf dem Kasten stand *Annie Riordan, Hausverwaltung, Apartment 1.*

Holly überlegte kurz, was sie im Leben je über Irland gehört hatte, und dachte sich einen falschen Namen aus. Dann klopfte sie an die Tür und stand gleich darauf einer grauhaarigen Frau Ende Fünfzig gegenüber.

»Hallo. Sind Sie Annie Riordan?«

»Ja, das bin ich.«

»Ich interessiere mich für eines Ihrer Zimmer.«

»Kommen Sie doch herein, und warten Sie bitte eine Minute, ich habe gerade jemanden am Telefon.«

Sie trat ein. Die Frau zog sich in einen Korridor zurück und nahm den Hörer. Holly kam näher. An der gegenüberliegenden Wand hing ein Anschlagbrett voller Zeitungsausschnitte, und dann konnte Holly auch schon die Überschriften und Daten entziffern. Manche der Artikel waren vergilbt und viele Jahre alt, andere stammten aus dem letzten Monat.

Juli 1937: KÖNIG GEORG ENTGEHT EINEM BOMBENANSCHLAG DER IRA. Jemand hatte handschriftlich hinzugefügt: »Nächstes Mal erwischen wir dieses verdammte Schwein.« November 1939: IRA-BOMBEN AM PICADILLY CIRCUS. Ein langer Artikel am unteren Ende der Tafel schien alles zusammenzufassen. August 1939: AM VORABEND EINES WELTWEITEN KONFLIKTS BEKRÄFTIGT DIE IRA IHRE KRIEGSERKLÄRUNG AN ENGLAND.

Als die Frau zurückkehrte, drehte Holly sich um.

»Also, wie heißen Sie?« Annie Riordan sprach mit leichtem irischen Akzent und in mütterlichem Tonfall.

»Brigit Kelly.«

»Das ist ein guter Name. Und wie sind Sie auf unsere Adresse gekommen?«

»Ich habe das Schild im Fenster gesehen. Dann die Namen auf den Briefkästen. Ich dachte, dies wäre vielleicht das richtige Haus... Sie wissen schon... für jemanden wie mich.«

Annie Riordan lächelte. »Ich habe tatsächlich noch ein kleines Zimmer frei. Es ist schlicht, aber sauber.«

»Ich kann nicht viel bezahlen.«

»Können Sie arbeiten?«

»Natürlich.«

Da ging die Tür auf, und der Mann mit dem dunklen Vollbart kam herein. »Hallo, Mama, wer ist das denn?«

»Miss Brigit Kelly, Johnny.«

»Miss Brigit Kelly!« rief er, als würden sie sich schon ewig kennen. »Und welches laue Lüftchen hat Sie hergeweht, wenn ich fragen darf?«

Annie Riordan lachte. »Benimm dich gefälligst. Brigit, das ist mein Sohn, Johnny Riordan.«

»Hallo, Johnny«, sagte sie lächelnd.

»Ich will ihr das Zimmer geben, Johnny. Sie ist bereit, dafür zu arbeiten.«

»Ach ja?« Er grinste sie an; seine starken schönen Zähne blitzten weiß durch den struppigen Bart. »Wir sind anscheinend richtige Glückspilze. Kommen Sie, Miss Brigit, ich werde Ihnen das Zimmer zeigen.«

6.

Die Atmosphäre des Hauses nahm sie vom ersten Moment an gefangen. Die wöchentliche Miete für das Zimmer betrug fünf Dollar plus die Mithilfe im Haushalt, und die Arbeit begann beinahe unverzüglich.

Holly war kaum fünfzehn Minuten allein gewesen, als Johnny Riordan auch schon zurückkehrte, um noch ein wenig zu flirten und sie zu bitten, ihnen bei einer Sitzung zur Hand zu gehen. Der Besprechungsraum war doppelt so groß wie die normalen Zimmer und lag am hinteren Ende der zweiten Etage. Es stank dort nach kaltem Rauch und der abgestandenen Luft tausend abendlicher Konferenzen. Die Einrichtung war schmucklos und zweckmäßig: ein langer Tisch mit Stühlen sowie weitere Stühle entlang der Wände. Heute abend würde es voll werden; schon von weitem hörte Holly rauhes Gelächter durch die Wände und Türen dröhnen. Auch hier hing ein Anschlagbrett mit ähnlichen Artikeln: IRA ERMORDET BRITISCHEN CONSTABLE IN BELFAST... SECHS JUGENDLICHEN IRA-MITGLIEDERN DROHT DIE TODESSTRafe... IRA-BOMBEN EXPLODIEREN IN BIRMINGHAM... SECHS MENSCHEN STERBEN IN MINENFALLE DER IRA...

Es war ein Clan, das begriff Holly sofort. Ganz gleich, wie die Leute hießen, sie gehörten alle derselben dunklen Bruderschaft an, geeint durch den Haß auf England. Hollys Aufgabe bestand darin, aus Annie Riordans Wohnung im Erdgeschoß Speisen und Bier nach oben zu bringen. Die alte Frau bereitete alles in ihrer Küche zu, und Holly mußte mit vollen Tabletts immer wieder die Treppen hinauf- und hinuntereilen, als wäre sie Kellnerin in einem Restaurant. Einige der Männer hatten Appetit auf den »Armeleutefraß der Itaker«, wie sie es nannten, und so wurde Holly zur der Pizzeria an der Neunten Avenue geschickt. Dort waren ihr ein paar kostbare ruhige Augenblicke vergönnt, während sie in der frischen Luft auf dem Gehsteig stand und dem Pizzabäcker dabei zusah, wie er den Teig zur Decke emporschleuderte, bevor er ihn belegte und in den Ofen schob. Sie war todmüde, aber entschlossen, durchzuhalten.

Die Männer waren allesamt Geldeintreiber. Einige kamen von außerhalb, andere aus New York, aber alle widmeten sich der Aufgabe, die Finanzierung ihrer großen gemeinsamen Sache sicherzustellen. Mehrmals fiel der Begriff »Kriegskasse«, und Holly war erstaunt über die Größe des Bargeld- und Scheckhaufens, der sich dort auftürmte. Gegen Ende der

Versammlung, irgendwann kurz nach Mitternacht, verstaute Johnny Riordan die Einkünfte in einer großen Tasche und brachte sie an einen sicheren Ort.

Holly durfte sich dazusetzen und nahm auf einem Stuhl an der Wand Platz, während die Männer über Politik sprachen. Die Luft war dermaßen verqualmt, daß die meisten Anwesenden nur noch wie blaue Schemen aussahen. Sie waren laut und genossen das Treffen unter Gleichgesinnten, und viele von ihnen flirteten mit Holly, wenn sie vorbeiging. Manche berührten sie gar und sagten, sie würde den ganzen Raum erstrahlen lassen. Dann lächelte Holly trotz ihrer Erschöpfung, lächelte und lächelte und gab neckische Erwiderungen, ohne zu weit zu gehen.

Irgendwann nach ein Uhr war zum Glück endlich Schluß.

»Lassen Sie alles bis morgen stehen, und gehen Sie zu Bett«, sagte Annie Riordan.

Johnny brachte sie zu ihrem Zimmer. »Haben Sie Lust, sich noch ein wenig mit mir zu unterhalten?«

Am liebsten hätte sie ihn angeschrien, aber sie brachte ein Lächeln zustande. »Morgen. Mir geht's nicht so gut, und letzte Nacht habe ich kaum ein Auge zubekommen.«

Sie hatte Glück: Er war ein Gentleman, und zehn Minuten später war Holly erlöst und sank in den Schlaf ihres Lebens.

7.

Als sie am Freitagmorgen aufstand, hatte die alte Frau bereits alles weggeräumt. Holly ging nach unten. Die Tür zu der Wohnung im Erdgeschoß stand offen, und von drinnen hörte

man ein Radio, in dem soeben der Breakfast Club lief. Holly trat ein. Annie stand in der Küche und wusch das Geschirr ab.

»Na, wen haben wir denn da!«

»Ich kann gar nicht glauben, wie tief ich geschlafen habe. Es tut mir leid, ich...«

»Das braucht Ihnen nicht leid zu tun, meine Liebe. Ich habe gestern abend bemerkt, wie gerädert Sie waren, und unter anderen Umständen hätte ich Sie schon wesentlich früher ins Bett geschickt. Leider war ich auf Ihre Hilfe angewiesen. Das Treppensteigen fällt mir inzwischen recht schwer.« Sie schaltete das Radio aus. »Setzen Sie sich, und ich bereite Ihnen ein Frühstück zu. Haben Sie überhaupt Hunger?«

»O ja, und wie!«

Annie lachte, und kurz darauf breitete sich der Duft einer warmen Mahlzeit in der Küche aus. »Also, was haben Sie vor, Brigit? Wissen Sie schon, was Sie tun wollen?«

»Mir irgendwo einen Job suchen.«

»Demnach bleiben Sie hier?«

»Das würde ich sehr gern. Sie haben hier offenbar...«

Annie sah sie fragend an.

»Sie haben hier etwas Gutes aufgebaut.«

»Das ist unser Gemeinschaftssinn, meine Liebe.«

»Ja, ich schätze, genau das ist es.«

»Man merkt, wie er von einer einsamen Seele zur nächsten überspringt. Manche der Leute kommen von weither, und wir haben sie noch nie gesehen und werden ihnen vielleicht auch nie wieder begegnen, aber wir versuchen dennoch, ihnen eine Zuflucht zu geben.« Annie warf Speck in die Pfanne und wendete die Eierkuchen. »Ich möchte ja nicht prahlen, aber dieses Haus ist im ganzen Land bekannt. Zumindest bei den Leuten, auf die es ankommt.«

»Finden solche Treffen oft statt?«

»Ja, andauernd. Es ist immer etwas los. Meistens erfahre ich erst kurz vorher, was anliegt.«

»Was für ein Leben!«

Annie Riordan sah sie an und lächelte. »Ich würde es gegen kein anderes eintauschen wollen.«

»Machen Sie das schon lange?«

»Seit fast fünfundzwanzig Jahren. Seit den Anfängen.«

»Den Anfängen?«

»Den Anfängen unserer gemeinsamen Sache. Nächstes Jahr ist es fünfundzwanzig Jahre her, daß ich angefangen habe, Auswanderern und Patrioten Zuflucht zu gewähren. Menschen, denen die Briten übel mitgespielt haben. Und beinahe genauso lange sammle ich schon Geld - nicht weiter erstaunlich, wenn man bedenkt, was ich verloren habe. Meinen Mann und meinen Erstgeborenen. Johnnys älteren Bruder, Daniel. Sie haben ihn getötet und mir sämtliche Lebensfreude genommen.«

»Das tut mir leid.«

»Damit müssen wir rechnen, sobald wir zu den Waffen greifen. Mein Danny war mit Leib und Seele Patriot.«

»Was ist geschehen?«

»Er wurde ermordet. Man hat ihn in London nach einem sogenannten Gerichtsverfahren aufgehängt. Haben Sie schon mal jemanden auf diese Weise verloren?«

»Nein, auf diese Weise nicht.«

Das Frühstück war fertig. Annie schenkte ihnen beiden Kaffee ein und setzte sich mit an den Tisch.

»Verstehen Sie mich nicht falsch, Brigit. Wir sind hier kein Geheimbund. Die Leute in der Nachbarschaft wissen, wer wir sind und was wir tun. Es ist nicht illegal. Unsere Jungs machen kein Geheimnis aus ihren Überzeugungen, und Amerika sichert ihnen dieses Recht zu, oder etwa nicht?«

Holly nickte.

»Ach, das hier ist schon ein prächtiges Land«, sagte Annie, und sie lachten beide kurz auf.

»Ich bin froh, daß Sie bleiben. Es würde Johnny das Herz brechen, wenn Sie uns bald wieder verlassen müßten.«

»Johnny weiß doch nicht mal, wer ich bin.«

»Er weiß genug, glauben Sie mir. Seine Augen funkeln, und seine Ohren werden rot. Das habe ich bei ihm erst ein einziges Mal erlebt, und da war er noch ein junger Bursche.« Sie trank einen Schluck Kaffee. »Haben Sie einen festen Freund, Brigit? Einen Verehrer oder so?«

Holly lachte. »Nein.«

»Bei Ihrem guten Aussehen ist das ein ziemliches Wunder. Da sehen Sie es, meine Liebe. Es geschehen tatsächlich noch Wunder.«

8.

Später in ihrem Zimmer reimte sie sich zusammen, was geschehen sein mußte. Vor mehr als zwanzig Jahren ist unser Mann aus Südafrika hergekommen, überlegte sie. Damals galten noch nicht so strenge Einwanderungsbeschränkungen, und es war relativ leicht, ins Land zu gelangen und ein neues Leben anzufangen. Wie so viele vergessene Millionen ging auch er in New York von Bord, und alles Weitere ergab sich. Er war erfüllt von einem unbändigen Haß auf England, und so zog es ihn zu Annie Riordans Mietshaus. Die Riordans wurden für ihn eine Art Ersatzfamilie. Das bedeutet, sie wissen, wer er ist. Sie haben nicht unbedingt Kenntnis von allen seinen Taten, aber sie kennen ihn wie einen Bruder und Sohn. Ich bin nur eine Frage davon entfernt, seinen Namen zu erfahren, aber wie soll ich das anstellen, ohne Mißtrauen zu erwecken?

Sie ging unter die Dusche. Dann zerbrach sie sich weiter den Kopf darüber, wie sie sich am klügsten an die Frage herantasten konnte. Nur ungern wollte sie den Namen Paul Kruger erwähnen, aber es schien unvermeidbar zu sein. Sie glaubte, mittlerweile einen ungefähren Überblick zu haben, beginnend mit Dulanneys Ausbruch in Kalifornien. Ein Ire war

dort gewesen. Ein Ire, der Kendall verprügelt hatte und später mit dem einen Schroeder im Wald bei dem Wagen aufgetaucht war, den Dulaney zur Flucht nutzen wollte. Sie dachte an Johnny Riordan. Er war vielleicht nicht der Mörder, aber genau der richtige Schlägertyp, um Kendall an dessen Aufgabe zu erinnern. Bloß ein Raufbold, ein Mulligan mit zwei Gesichtern: knallhart, wenn es sein mußte, aber sanft zu ihr. Doch sie machte sich keine Illusionen, was ihr bevorstehen würde, falls sie einen Fehler beging und er ihr Geheimnis herausfand.

»Johnny«, flüsterte sie. »Wieviel wirst du mir verraten, bevor ich zu weit gehe und deine üble Seite zum Vorschein bringe?«

Ihr blieben vierundzwanzig Stunden, um es herauszufinden. Dann würde Dulaney vor der Tür stehen.

9.

Sie hatten den Nachmittag frei, und Johnny wollte etwas Zeit mit ihr verbringen. »Sie können am Montag anfangen, sich nach einer Arbeit umzusehen«, sagte er. »So kurz vor dem Wochenende hat noch niemand einen guten Job gefunden.«

Er nahm sie in eine Kneipe mit, zu deren Stammgästen er offenbar zählte und wo er mit ihr vor seinen irischen Saufkumpanen angeben konnte. Holly hatte sich das Haar hochgesteckt, ein hübsches Kleid angezogen und sich bei Johnny eingehakt. Sie nahmen an einem der Tische Platz und bestellten Bier. Holly trank wesentlich weniger, als er glaubte, denn immer wenn er sich abwandte, schüttete sie einen Teil zurück in den Krug, so daß Johnny ihn letztlich selbst hinunterkippte. Er drückte ihren Arm. »Wie geht's meinem Mädchen?« fragte er angeheizt. »Amüsiert sie sich auch gut?«

»Würde ich sonst noch hier sitzen?«

»Bist du mein Mädchen, Brigit? Möchtest du meine ganz besondere Freundin sein?«

»Wie besonders hättest du es denn gern, Johnny?«

»Ach, du süßes Ding. Du weißt doch bestimmt, was ›besonders‹ heißt.«

Sie hatte sich noch nie aus Berechnung einem Mann hingeben.

»Ja«, sagte sie. »Ich weiß, was es bedeutet.«

»Und was sagst du dazu?«

Sie lächelte, beugte sich über den Tisch und küßte Johnny. Er verdrehte die Augen, stand völlig in Flammen und zitterte vor Erregung. Sie küßte ihn noch einmal und spürte förmlich, wie sein ganzer Körper sich anspannte.

»Trink doch noch etwas, Johnny.«

»Dann mußt du aber nachher Hilfe holen, um mich hier rauszutragen.«

Dennoch trank er. Er leerte sein Glas und bestellte einen weiteren Krug Bier.

Dann spitzte er die Lippen. »Noch mal, Liebling.«

Sie küßte ihn. Ließ ihn ihre Zunge spüren. Sagte ihm, wie lieb er sei. Ein netter, lieber Mann.

»Laß uns anderswo hingehen«, schlug er vor.

»Etwas später. Du hast doch noch Bier im Glas.«

»O Gott. Warum habe ich nur einen zweiten Krug bestellt?«

»Trink aus, und dann gehen wir. Du darfst es nicht stehenlassen, das wäre eine Sünde. Das hat mein Vater mir beigebracht, als ich noch ein kleines Mädchen war.«

»Aber du mußt mir dabei behilflich sein!«

Sie trank in kleinen Schlucken, er soff wie ein Loch. Dann schwankten sie hinaus in die Nachmittagssonne. Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt, und auch ihr war plötzlich ein wenig schwindlig.

»O Mann, ich bin genauso beschwipst wie du«, sagte sie und hoffte, daß es nicht stimmte.

»Ach, sieh mich nur an, ich habe alles verdorben.«

»So ein Quatsch. Nichts hast du verdorben.«

»Aber ich bin jetzt zu blau, um noch dein besonderer Freund sein zu können.«

»Wir haben jede Menge Zeit.«

Das Gegenteil war der Fall. Sie setzten sich auf eine Bank, und Johnnys Kopf sackte nach vorn. Es gab keine elegante Möglichkeit, das Thema anzuschneiden, also atmete Holly tief durch und sprach es einfach aus. »Ich bin wirklich froh, Johnny. Als Paul uns von deiner Mutter erzählt hat, war das mein Glückstag.«

Sie fragte sich, ob er womöglich eingeschlafen war; seine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt, und sein Kopf bewegte sich leicht hin und her. Aber dann sah er sie an und lächelte. »Paul, hast du gesagt?«

Sie wußte nicht, ob ihr der Name glatt über die Lippen kommen würde, doch es gelang. »Paul Kruger.«

»Ach so.« Er schloß die Augen und wandte sich ab. Schüttelte den Kopf und lächelte sie wieder an. »Du sagst, Paul Kruger hat es dir erzählt?«

»Na ja, genaugenommen hat er es meinem Bruder erzählt und mein Bruder dann mir, als er erfuhr, daß ich nach New York kommen würde.«

»Ach so«, sagte er erneut.

Ich hab's vermasselt, dachte sie. Je schneller ich von hier abhauen kann, desto besser.

Aber dann schien alles wieder in Ordnung zu sein; er lachte und legte den Kopf an ihre Schulter. »Ich hab eine Idee, Brigit. Laß uns zum Haus zurückgehen und nachsehen, was Mama für heute abend geplant hat. Vielleicht können wir ein paar Stunden für uns herausschinden, um gemeinsam essen zu gehen, und dann bin ich auch wieder etwas nüchtern.«

Sie schlenderten die Avenue in Richtung Sechsundfünfzigste Straße entlang. »Geh ruhig schon vor, Johnny«, sagte sie. »Ich wollte noch etwas aus dem Drugstore besorgen.«

Es überraschte sie, daß er nichts dagegen hatte. Er beugte sich zu ihr, küßte sie auf den Hals und ging allein weiter. Trotzdem wurde sie einfach nicht das Gefühl los, daß sie in Schwierigkeiten steckte und ihr Leben nicht mehr viel wert sein würde, sobald sie in das Haus zurückkehrte.

Sie brauchte eine Waffe, mit der sie sich wenigstens verteidigen konnte, falls es eng wurde. Kurz darauf kaufte sie im Drugstore ein Rasiermesser. Es war ein gefährlich aussehendes Ding, und es ließ sie schaudern, aber sie verbarg es in der Tasche ihres Kleides, als gäbe es keinerlei Zweifel, was als nächstes zu tun war.

10.

Als Holly den Flur betrat, stand Annie Riordans Tür offen. Im Radio spielte Orgelmusik. Die alte Frau saß auf einem Schaukelstuhl und blickte von ihrem Strickzeug auf. »Da sind Sie ja! Kommen Sie herein, Brigit, und leisten Sie mir etwas Gesellschaft!«

Sie unterhielten sich eine Weile, und Annie wirkte genauso freundlich wie zuvor. »Johnny ist gerade reingekommen. Er war sternhagelvoll«, sagte sie. »Schämen sollte er sich, mitten in der Woche und am helllichten Tag so viel zu trinken. Was werden Sie nur von ihm denken?«

»Ich mag ihn.«

»Ach, tatsächlich?« sagte Annie, und irgend etwas an ihrem Tonfall ließ bei Holly die Alarmglocken läuten. Aber dann lächelte die alte Frau auf ihre mütterliche Weise. »Er mag Sie auch. Er möchte, daß Sie sich bei uns wohl fühlen. Ist Ihnen das kleine Zimmer nicht ein wenig zu schlicht?«

»Nein, es geht schon. Wenn ich einen Job finde, kaufe ich mir ein Radio.«

»Bis dahin können Sie gern eines von meinen haben. Nehmen Sie das kleine aus der Küche. Ich benutze es sowieso nur selten.«

Sie sprachen über den bevorstehenden Abend. Genau wie am Vortag würden etwas später einige Leute von außerhalb herkommen. »Ich könnte wieder Ihre Hilfe gebrauchen, ungefähr ab neun Uhr.«

»Natürlich.«

»Und was machen Sie bis dahin?«

Eine seltsame Frage, dachte Holly... Als ob es von Bedeutung wäre, wo ich mich aufhalte. »Vielleicht lege ich mich ein wenig hin«, sagte sie. »Johnny sagte, wir würden heute abend unter Umständen gemeinsam essen gehen.«

»Rechnen Sie nicht mit ihm. Im Moment liegt er flach und schnarcht.«

Oben setzte Holly sich mit klopfendem Herzen auf die Bettkante. Ihr kamen immer mehr Zweifel an ihrem Vorhaben. Sie schaltete das Radio ein, legte sich hin und schloß die Finger um das Rasiermesser in ihrer Tasche. Immer wieder mußte sie an Jack denken, aber sie stellte das Radio bewußt nicht auf WHAR ein, als hätten die Wände Ohren und würden an ihrer Senderwahl erkennen können, wer sie war.

Nach einer Weile tat das Bier auch bei ihr seine Wirkung, und sie schlief ein. Als sie deutlich später wieder aufwachte, schaute sie als erstes auf die Uhr. Halb acht und kein Johnny.

Sie mußte sich Gedanken um ihre Flucht machen. Ihr riskanter Vorstoß hatte zu nichts geführt, doch ihr blieb womöglich noch ein wenig Zeit. Wieviel durfte sie wagen? Wo verlief die Grenze zwischen Mut und Dummheit? Sie würde Annies heutige Sitzung abwarten, und sofern sie dann noch nicht erfahren hatte, was sie wissen wollte, würde sie mitten in der Nacht verschwinden.

Auf einmal kam ihr noch ein erschreckender Gedanke. Und wenn Johnny nun mißtrauisch geworden war und den echten Paul Kruger anrief? Whitemarsh oder wie auch immer man ihn unten in Jersey nannte. Ihr Leben wäre keinen falschen Nickel mehr wert. Whitemarsh war vielleicht schon unterwegs hierher... Dielen knarrten, Schritte waren auf dem Flur zu hören. Jedes dieser Geräusche konnte bedeuten, daß Whitemarsh kam, um sie zu töten.

Die Schritte gingen an ihrem Zimmer vorbei, aber das Herz schlug ihr immer noch bis zum Hals.

Sollte Sie nicht lieber gleich verschwinden? Einfach nur die Treppe herunter und dann zur Tür hinaus. Auf der Straße wäre sie in Sicherheit. Andererseits war sie schon so weit gekommen. Nur fünf weitere Minuten mit Johnny, und sie würde Bescheid wissen. Bloß ein Name, irgendein Hinweis. Falls diese Leute nicht wissen, daß er ein Mörder ist, erzählen sie es mir eventuell.

Es wäre verdammt schade, nun in übertriebene Panik zu verfallen, wo die Antwort in greifbarer Nähe liegen könnte.

Gleich würde Jacks Sendung anfangen; es war kurz vor acht. Sie wollte nicht zuhören, falls jemand an ihre Tür klopfte, aber die Versuchung war zu groß. Sie holte das kleine Radio zu sich ins Bett und zog sich die Decke über den Kopf, als wäre sie ein kleines Kind, das sich über die Anweisungen der Mutter hinwegsetzte. Dann stellte sie Harfords Frequenz ein und hörte das Ende eines Symphoniekonzerts, einer Network-Show aus Rochester. Plötzlich war sie ganz aufgeregt und dachte: Viel Glück, Liebster - als spiele es eine Rolle. Doch natürlich spielte es eine Rolle; sie wollte unbedingt, daß seine Sendung ein Erfolg wurde. Es würde seine letzte Show sein, also sollte er sich stets mit Freude daran erinnern können.

Dann ging es los, und sie wurde sofort davon gepackt, hockte gemeinsam mit den farbigen Soldaten vor achtzig Jahren dort im Sand. Die Geschichte wirkte völlig lebensnah, obwohl Holly eine genaue Vorstellung davon hatte, was sich in diesem Moment drüben beim Sender abspielte, in dem großen Studio

voller Lichter und Menschen. Kidd, der von der Rückwand aus zuschaute; Harford oben auf seinem Balkon; und Jack... vielmehr Jordan, der die Regieanweisungen gab. Wie hatte er es nur geschafft, daß diese kürzlich noch so unerfahrenen Neger nun dermaßen glaubwürdig klangen? Wie hatte er die Zeit gefunden, Livias Kanonendonner so perfekt auf Zyllas Partitur abzustimmen? Er entwickelt sich zu einem Meister seines Fachs, dachte Holly; seine Show ist genauso professionell und spannend wie das Beste, was die großen Sendernetze zu bieten haben. Sie hörte sich den Abspann an und wurde ganz stolz. Wartete noch die Erwähnung seines Namens ab, der direkt auf die Schauspieler folgte, schaltete dann das Radio aus und saß schweigend da.

Während sie langsam in die Wirklichkeit zurückfand, wuchs ihre Besorgnis wieder an. Inzwischen war es dunkel im Zimmer; in den Schluchten der Großstadt brach die Nacht stets etwas früher herein. Von unten hörte sie Stimmen und neue Geräusche. Gelächter schien durch die Wände zu dringen, von weither, aber deutlich zu vernehmen: ein Mann, der über etwas lachte, das ihr ewig verborgen bleiben würde. Eine Tür fiel ins Schloß; dann, einige Minuten darauf, Schritte.

Jemand kam, um sie zu holen.

11.

Das Treffen fand in kleinerem Rahmen statt; anwesend waren lediglich zwei Männer von außerhalb und ein paar der gestrigen Teilnehmer. Um neun Uhr tauchte unversehens Johnny auf. Er war stocknüchtern, und von der fröhlichen Verspieltheit, die Holly noch vor kurzem an ihm beobachtet hatte, war nicht das geringste mehr übrig. Die wenigen Blicke, die er ihr zuwarf, wirkten verärgert - kein gutes Zeichen, dachte sie, aber dann lieferte Annie ihr eine einleuchtende Erklärung. »Es liegt nicht

an Ihnen, Brigit, sondern nur daran, daß er diese beiden Kerle noch nie ausstehen konnte. Das ist eine rein persönliche Angelegenheit. So etwas kommt manchmal vor, wenn starke Männer gegensätzliche Vorstellungen davon haben, was getan werden sollte.«

»Wenn er die beiden nicht mag, wieso dürfen sie dann in Ihr Haus kommen?«

Anme war über die Frage regelrecht schockiert. »Aber es sind doch trotzdem unsere Jungs, meine Liebe.«

Als Holly mit dem Tablett nach oben kam, konnte sie die Männer fluchen hören.

»Das ist eine beschissene Lüge, Brennan!« brüllte Johnny. »Erzähl diesen Mist jemand anderem!«

Sie klopfte an die Tür, und sofort wurde es ruhig, wenngleich die Stimmung im Raum überaus angespannt blieb.

»Laß es dir schmecken, Brennan«, sagte Johnny. »Iß dich satt, und trink einen kräftigen Schluck. Niemand soll behaupten können, bei Annie Riordan gäbe es nichts Anständiges zu essen.«

»Annie kümmert sich immer gut um ihre Leute, das weiß jeder«, erwiderte Brennan, ein Bär von einem Mann. »Du bist derjenige, der mit finsterer Miene dasitzt. Trink einen mit, wie es sich gehört, wenn Gäste im Haus sind.«

»Ich habe heute schon genug Bier getrunken. Aber ich will nicht unhöflich sein, also gib mir etwas von dem Brot.«

Als Holly ihm Bier einschenkte, grinste Brennan. »Und wer bist du?«

»Sie heißt Brigit Kelly, und du schaust lieber woandershin.«

Diese Bemerkung stachelte Brennan nur noch mehr an. »Also, Brigit Kelly, dann erzähl uns doch mal, wie ein so hübsches Mädchen ausgerechnet einem häßlichen Vogel wie Riordan in die Hände fallen konnte?«

»Ich schätze, ich habe einfach Glück gehabt«, sagte sie, und alle lachten.

»Da hast du deine Antwort!« donnerte Johnny. Dann, an die anderen gewandt: »Als nächstes wird er noch Männchen machen und ihr das Gesicht ablecken.«

Sie sah Johnny an und hoffte, daß ein neckisches Lächeln ihn aufheitern würde. »Noch hat er mich nicht in die Finger bekommen«, sagte sie, ohne sich zu Brennan umzudrehen. Alle lachten auf - und brachen in lautes Johlen aus, als sie hinzufügte: »Aber er ist so bezaubernd, also wer weiß?«

Johnny lachte nun mit den anderen, und Holly schlenderte betont langsam aus dem Raum. Auf dem Flur hielt sie kurz inne, um zu überlegen. Dann ging sie nach unten, und der Korridor war leer; einen Augenblick lang befand sich nichts zwischen ihr und dem Ausgang. Sie ging an Annies Wohnung vorbei, und niemand rief sie oder wollte sie aufhalten. Dann öffnete sie die Haustür und trat hinaus in die kühle New Yorker Nacht.

Unschlüssig verharrte sie auf der obersten Stufe. Niemand war hinter ihr her, sie hatte sich alles bloß eingebildet. Und doch warnte sie ihre innere Stimme. Geh weiter, sagte sie, geh nicht wieder hinein. Aber man hatte sie nach draußen gelassen, was bewies, daß ihre Befürchtungen unbegründet waren. In seinem Rausch hatte Johnny Riordan ihr Gespräch vom Nachmittag längst wieder vergessen.

Und Paul Krugers Geheimnis konnte noch immer gelüftet werden, lag weiterhin nur eine Frage entfernt. Der Gedanke ließ sie erschaudern, aber sie wußte, daß sie das Risiko eingehen würde, denn schließlich war sie genau deswegen hergekommen.

Der Abend zog sich in die Länge. Die Männer oben stritten und besprachen ihre Strategien, und die Nacht wich dem frühen Morgen. Zwischendurch kam Holly des öfteren herein, um das Geschirr und die Tablets abzuholen, und bekam so einen Teil der Diskussion mit. Politische Phrasen, kleinliches Geplänkel und immer wieder die Kniffe und Tricks, um noch mehr Geld zu beschaffen. Vor dem Krieg hatte Brennan zehn Jahre in Irland und fast genauso lange in England gelebt. Er hatte

untertauchen müssen, aber sobald die gefahrvolle Überfahrt sich bewerkstelligen ließ, wollte er zurückkehren. Einmal trat Holly ein und hörte ein paar Gesprächsfetzen, bei denen es offenbar um Sprengstoff und Bomben ging, dann verstummtten die Männer abrupt. Sie sammelte die Gläser und Krüge ein und fragte, ob noch mehr Bier gewünscht werde. Kurz darauf ging das Treffen zu Ende, und alle begaben sich auf ihre Zimmer.

Während Holly und Annie noch mit dem Abwasch beschäftigt waren, betrat Johnny die Wohnung und setzte sich. »Schau nicht so wütend drein, John«, sagte seine Mutter. »Brennan mag ja ein Großmaul sein, aber er ist auch ein guter Soldat.«

Dann war es endlich geschafft, und auch der letzte Krug und Teller standen sauber wieder im Schrank. Annie machte das Licht aus und ging zu Bett. Johnny nahm Hollys Hand und führte sie auf den Flur, in Richtung der Treppe, die nach oben zu seinem Zimmer führte. Aber er ging an seinem Zimmer vorbei. »Laß uns nach oben aufs Dach gehen, da ist es schön kühl.«

»Auf der Straße auch. Wir könnten uns auf die Treppe setzen.«

»Was ist los, Brigit? Hast du etwa Höhenangst?«

»Ein bißchen...«

»In deinem Alter sollte man über so etwas hinweg sein. Komm schon, ich möchte dir etwas zeigen.«

Sie stiegen bis in die oberste Etage und zu einem Fenster an der Rückseite hinaus. Über eine klappernde Stahltreppe gelangten sie auf das Dach.

»Ich mag die Stadt bei Nacht«, sagte Holly, nur um irgend etwas zu sagen.

»Der Anblick ist sehr schön. Komm weiter zu der kleinen Brüstung, es ist ganz ungefährlich.«

Aber als sie zögerte, ließ er ihre Hand los und ging allein voran. Sie atmete erleichtert auf. Dann nahm er auf der Balustrade Platz und klopfte auf die Stelle neben sich. »Komm und setz dich.«

»Johnny, ich...«

»Nur für eine Minute. Dann gehen wir wieder hinein und sehen weiter.«

Sie setzte sich neben ihn, er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich. »Das hier ist mein Lieblingsort«, sagte er. »Immer wenn mich etwas bedrückt, komme ich her.«

»Hast du auch jetzt Sorgen?«

»Ja, und zwar nicht zu knapp.«

»Das tut mir leid. Kann ich dir helfen?«

»Natürlich, immerhin bist du der Grund dafür.« Er drückte fester zu. »Erzähl mir von Paul Kruger.«

»He, das tut weh... verdammt, das tut weh, Johnny.«

»Was ist mit Paul Kruger? Wenn ich nicht zu besoffen war, um richtig hinzuhören, hast du gesagt, du würdest ihn gut kennen.«

»Ich sagte, mein Bruder kennt ihn.«

»Und wie heißt dein Bruder?«

»Daniel Kelly«, antwortete sie, ohne zu zögern.

»Was genau hat Paul Kruger deinem Bruder Daniel Kelly erzählt, Birgit? Was hat er über mich und das Haus meiner Mutter behauptet?«

»Nichts... er wollte mir bloß behilflich sein, in New York Fuß zu fassen.«

»Ich sage es nur ungern, meine Liebe, aber das klingt wie großer Blödsinn.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Falls du Paul Kruger kennst, falls du auch nur das Geringste von ihm weißt, Birgit, dann sag mir jetzt, was alle über ihn wissen.«

Sie schloß die Augen und wollte sich an ihn lehnen, aber er packte fester zu und hielt sie auf Abstand.

»Was ist die eine Sache, die alle über ihn wissen, Birgit?«

»Johnny, ich...«

»Was ist die eine Sache, die alle wissen?«

Sie atmete tief durch. »Er stammt aus Südafrika.«

»Ah!... Immerhin das weißt du. Aber was ist die andere Sache, Brigit? Du mußt es wissen. Alle wissen es.«

Er wartete lange ab. »Was ist es, Brigit?«

»Ich kann keine Gedanken lesen, Johnny, ich weiß nicht, was du hören willst.«

»Das hier hat nichts mit Gedankenlesen zu tun. Die Sache ist allgemein bekannt, aber du scheinst es nicht zu wissen. Du machst mich betrunknen und erwähnst einen Namen, aber dann weißt du nichts über den Mann, der sich dahinter verbirgt. Wie kann das sein?« Sein Griff verstärkte sich. »Soll ich es dir sagen? Bist du deswegen hergekommen?«

Wieder wartete er. Und am Ende verriet er ihr es. »Es gibt keinen Paul Kruger.«

Er lehnte sich zurück und schaute zur Straße hinunter. »Der echte Paul Kruger ist vor vierzig Jahren gestorben. Er war ein großer südafrikanischer Freiheitskämpfer. Ihm zu Ehren benutzen wir seinen Namen bis heute. Wir nennen so alle unsere südafrikanischen Freunde. Wenn wir sagen, jemand ist ein Kruger, dann ist dies dasselbe, als würdest du einen Freund aus Indiana einen Hoosier nennen.« Er schniefte. »Das hättest du wissen müssen, Brigit.«

Dann packte er sie plötzlich mit beiden Händen und stieß sie über die Kante.

ZWEI UHR ÖSTLICHER KRIEGSZEIT

1.

Seine Augen waren geschlossen, doch er wußte, daß er bei Waldo im Auto saß und sie sich der Stadt näherten. Irgendwann zwischendurch beschlich ihn der Gedanke, daß ihm eigentlich klar war, wer die Verantwortung für die Morde trug: der Lauf der Geschichte.

Aber wer diente der Geschichte als Handlanger? Wer war ihr williger Schüler, ihr dunkler Ritter und Vollstrecker? Auf seine Bitte hin hatte Becky per Telefon einige Nachforschungen durchgeführt, und eine New Yorker Bibliothekarin hatte sie daraufhin mit den Grundzügen jenes südafrikanischen Krieges vertraut gemacht. Wie sich herausstellte, war Paul Kruger als symbolhaftes Pseudonym eine großartige Wahl, denn in seiner Heimat galt der Namensgeber noch immer als Held. Vier Amtszeiten lang hatte Kruger als Präsident der südafrikanischen Republik gedient und sich stets für die Rechte der Buren stark gemacht, zuletzt auf einer enttäuschend verlaufenen Europareise kurz vor seinem Tod im Jahre 1904. Becky war es außerdem gelungen, ein Exemplar seiner zweibändigen Autobiographie ausfindig zu machen; Dulaney würde es später am heutigen Tag aus einem Buchladen an der Vierten Avenue abholen. Auch über Kitchener, dessen Konzentrationslager in England zu erregten Debatten geführt hatten, gab es umfangreiches Material. Einige berühmte Schriftsteller hatten sich mit dem Thema auseinandergesetzt: Churchill war als Korrespondent vor Ort gewesen; Conan Doyle wurde geadelt, und zwar nicht für Sherlock Holmes, sondern für seine energische Rechtfertigung der englischen Kriegsteilnahme; Kipling, der überzeugte Imperialist, hatte am Ende zugeben müssen: »Diese Bauerntöpel haben uns eine beachtliche Lektion erteilt.«

Vom Lager Germiston existierten mehrere Fotografien. Die Bibliothekarin hatte die Bilder der staubigen Straßen mit den Zelten und dem Stacheldrahtgehege eindringlich beschrieben.

Becky umriß das Problem aus der Sicht des Senders. »Falls wir zu geradlinig vorgehen, ziehen wir stillschweigend einen Vergleich mit Hitler, und falls wir Kürzungen vornehmen, schwächen wir die Story ab.«

Die Parallele zu Hitler sei nicht gerechtfertigt, sagte sie: Kitchner hätte versucht, einen nicht von ihm selbst verursachten Krieg zu beenden, und sich einfach keinerlei Gedanken um die Menschen in diesen Lagern gemacht. Das dürfe man auf keinen Fall mit Hitlers Taten gleichsetzen.

Nachlässigkeit war nicht dasselbe wie Massenmord, aber das bedeutete nur einen schwachen Trost, wenn es die eigene Frau, das eigene Kind oder die eigene Schwester waren, die dort auf der nackten Erde verreckten. Für jemanden, der seine Familie verloren hatte, gewann das Verbrechen eine persönliche Komponente und ließ solche Unterschiede bedeutungslos erscheinen.

Sie fuhren durch Union City auf den Lincoln-Tunnel zu, und er sah die New Yorker Skyline an seinem Fenster vorbeihuschen. Dann wandte er sich an Waldo. »Bitte verzeihen Sie, daß ich ein so schweigsamer Beifahrer gewesen bin.«

»Ich schätze, nach der gestrigen Sendung ist es Ihr gutes Recht, müde zu sein.«

In der Tat hatte Dulaney wenig geschlafen, sowohl letzte als auch vorletzte Nacht. Hollys merkwürdiges Verschwinden hatte ihn verunsichert, und ihr Versprechen, sich am Nachmittag mit ihm zu treffen, war der einzige Lichtblick an diesem Tag.

»Ich hatte bislang kaum Gelegenheit, mit Ihnen darüber zu sprechen«, sagte Waldo. »Es war eine wirklich großartige Show. Wir haben noch die halbe Nacht bei Eli gesessen.«

»Die jungen Leute haben allen Grund, stolz auf sich zu sein.«

»Das habe ich Ihnen auch gesagt. Sie wußten vorher gar nicht, was alles in Ihnen steckt.«

Sie fuhren in den Tunnel ein und erreichten wenige Minuten später die Stadt. Waldo bog nach links in die Neunte Avenue ein.

»Hier irgendwo können Sie mich absetzen«, sagte Dulaney.

»Sie haben sehr viel für uns getan, Jordan«, sagte der alte Mann.

»Nicht so viel wie Sie für mich.«

»Vielen Dank, aber genaugenommen können Sie die Show nun aus eigener Kraft bestreiten.«

»Auf gar keinen Fall, Waldo. Ohne Sie wäre die gestrige Sendung eine Pleite geworden. Nur Sie haben Eli diese überragende Darstellung entlockt. Sie sind die Seele dieser Show, Waldo.«

Jordan streckte die Hand aus, drückte Waldos Arm und fragte sich im stillen, ob sie sich je wiedersehen würden. Kurz darauf stand er an der Straßenecke und blickte dem Wagen hinterher.

Nachdenklich ging er die Avenue hinauf. Ein warmer Nieselregen hatte eingesetzt, ohne daß Jack ihn wirklich bemerkte. Ich bin ganz dicht dran, dachte er und überquerte hastig die Vierundfünfzigste Straße.

Der Anfang von allem lag weit vor Dulaney's Geburt, und seitdem hatten sich noch viele andere Kriege ereignet, so daß der Blick darauf verschleiert wurde. Das Radio diente lediglich als Kanal, als Übermittler der Bilder und Vorfälle einer ganz persönlichen Tragödie. Und genau da war der Mann verwundbar. Sein früheres Leben ließ ihn nicht los, bis er gar nicht mehr anders konnte, als alles aufzuschreiben. Er brachte sein Motiv zu Papier, noch bevor er wußte, daß er March Flack ermorden würde, und es war dieses Motiv, das gefehlt hatte.

Vermutlich ist er sich des Risikos durchaus bewußt, aber es kümmert ihn nicht, sofern er England damit schaden kann. Je größer die peinlichen Auswirkungen, desto größer seine Risikobereitschaft. Falls es ihm möglich wäre, das ganze Land mit in den Abgrund zu reißen, würde er freudig sein Leben opfern.

Er weiß, er hätte den Namen Paul Kruger lieber nicht benutzen sollen, aber die Versuchung dieser symbolischen Geste war zu groß, und daher hinterließ er auf diese Weise

eine kleine Fährte. Harfords Scheck für das Stück war ein notwendiges Übel - das Geld spielte keine Rolle, es konnte ohnehin nicht viel gewesen sein, aber die Transaktion mußte vonstatten gehen, damit der Sender im Besitz der Rechte war und die Produktion in die Wege leiten konnte. Verbucht wurde der Scheck auf Paul Kruger, ausgestellt jedoch auf John Riordan, wohnhaft im selben Haus an der Sechsundfünfzigsten Straße. Ein Ire, wahrscheinlich derselbe Mann, der später Kendall zusammenschlug.

Paul Kruger wurde zum Spion, soviel ist klar. Bei Ausbruch des ersten großen Krieges stand er auf Deutschlands Seite, zumindest bis auch Amerika 1917 Partei ergriff. Was auch immer er tat, es hatte nichts mit Onkel Sam zu tun; sein leidenschaftlicher Wahn richtete sich allein gegen England. Wir werden vielleicht nie erfahren, ob er im ersten Krieg für Deutschland gearbeitet hat, aber ich wette, es war so. Ich glaube, daß Whitemarsh sich als der Deckname herausstellen könnte, unter dem er in Berlin geführt wurde. Wer weiß, was er in all den Jahren für die Deutschen getan hat? Wenn man in der Zeitung etwas über die Aktivitäten von Spionen liest, klingt vieles davon vollkommen harmlos. Es geht zumeist gar nicht um konkrete Sabotage, sondern um die Übermittlung von Informationen. Sie leiten weiter, was ihnen im Alltag zu Ohren kommt. Sie beherbergen und verstecken Gesinnungsgenossen. Sie fotografieren britische Schiffe im New Yorker Hafen und bringen nach Möglichkeit die Abfahrtszeiten und Routen in Erfahrung. Im Krieg ist alles von Bedeutung.

Er hat dieses Stück geschrieben, weil ihm irgendwann klar wurde, welch machtvolles Instrument das Radio sein kann. Zweifellos wollte Mrs. Harford die Rolle der Margaret übernehmen. Aber dann starb Mrs. Harford ganz plötzlich, und das Manuskript blieb im Büro hegen, bis der Programmdirektor wegging und Barnet den Posten übernahm.

Frühsommer 1936. Maitland und Kidd waren damals hier, aber Harford war am Boden zerstört und der Sender auf dem absteigenden Ast. Irgendwann bekam March Flack das Skript in die Finger und geriet völlig außer sich. Ein alter Imperialist,

dessen Held übel verleumdet wurde. Ich kann fast seine Stimme hören. *Das ist eine gottverdammte Lüge. Wofür, zum Teufel, halten Sie uns? Für ein Volk - von Wilden?... Sehen Sie genau hin, alter Knabe, ich werde Ihnen mal vorführen, wie Lord Kitchener wirklich war.* Offenbar hatte er einigen Einfluß auf Barnet. Was aber mußte Whitemarsh davon halten, daß sein Buren-Stück zu den Akten gelegt und statt dessen Kitchener verklärt wurde, in voller Galauniform mit Orden und Abzeichen? Es mußte ihm so vorkommen, als hätte jemand den leibhaftigen Satan heraufbeschworen.

March wurde in einem Anfall wilder Raserei umgebracht. Die späteren Morde dienten alle der Verschleierung der deutschen Operation, obwohl der Täter und dessen persönliches Motiv dieselben blieben. Irgendwie kam Carnahan den Leuten auf die Schliche und beschloß, sich Beweise zu besorgen. Was auch immer ihm dabei in die Finger gefallen ist, hat er mir zur sicheren Verwahrung zugeschickt. Aber jemand hat es bemerkt, und wir wissen, was dann geschehen ist.

Kendall war bloß ein Schauspieler, der nicht begriff, was für eine Rolle er übernommen hatte. Vermutlich wurde er mit deutschem Geld bezahlt. Jetzt weiß ich auch, warum er immer so wild darauf war, unsere Post abzuholen. Aber er hat dieses Päckchen mit dem seltsamen Inhalt nie bekommen; es befindet sich noch immer irgendwo da draußen, wahrscheinlich in einem Lagerraum für unzustellbare Sendungen.

Wenn ich eines über unseren Mann weiß, dann, daß er ein geübter Schütze ist. An jenem Tag in Pinewood hätte er mich dreimal erledigen können. Er wollte mich nicht umbringen, das ist die einzige Erklärung. Vielleicht war es ihm weiterhin möglich, meine Post im Auge zu behalten. ZURÜCK AN ABSENDER - EMPFÄNGER VERSTORBEN würde ihm nicht reichen; wer weiß, wo das Päckchen landen oder wer es dann öffnen würde.

Er wollte mich einschüchtern und lange genug aufhalten, daß ich meinen Zug verpassen würde. Damit er vor mir in die Stadt gelangen konnte, um zu tun, was er tun mußte.

Klingt schlüssig, dachte Dulaney. In der Nähe der Dreiundfünfzigsten Straße blieb er stehen, um alles noch einmal zu überdenken, und kam zu demselben Ergebnis. Weitaus weniger sicher war er, wie er an diesen Riordan herantreten sollte, und so machte er sich auf alles mögliche gefaßt, von Täuschung bis zu Einschüchterung. Als er noch drei Blocks von der besagten Adresse entfernt war, sah er etwas, womit er nicht gerechnet hatte.

Direkt vor dem Haus stand ein Streifenwagen geparkt.

Jack ging in das Cafe, setzte sich an einen Tisch in Fenster Nähe und bestellte etwas zu essen. An einem Samstag mittag war hier kaum etwas los, und er würde anscheinend so lange sitzen bleiben können, wie er wollte.

Zum fünfzigstenmal an jenem Tag dachte er an Holly, verbunden mit einer ganz bestimmten Frage. Was wäre, wenn sie nicht auftauchte? Sie hatte keine Verwandten mehr und war an nichts und niemanden gebunden. Falls sie wollte, konnte sie für alle Zeiten von der Bildfläche verschwinden und irgendwo im riesigen Schmelziegel Amerika untertauchen.

Was würde er tun, falls sie beschloß, die Verabredung platzen zu lassen? Natürlich gab es darauf nur eine einzige Antwort. Versprechen hin oder her, er würde sie finden.

Draußen tat sich nichts. Nur dieser leere Polizeiwagen stand immer noch da und verhieß Unheil. Niemand betrat das Gebäude oder kam daraus zum Vorschein. Man sah lediglich die sonnenbeschienene Straße und das ruhige Haus, und hin und wieder fuhr ein Taxi vorbei.

Die Kellnerin brachte ihm etwas Brot, und während Jack weiter wartete, schweifte er in Gedanken ab.

Die Radiokarriere, die er niemals haben würde, stand plötzlich deutlich vor seinem inneren Auge, eingebettet in die Sendung vom Vorabend.

Gus?

Sagen Sie mir einfach, was Sie brauchen, mein Freund.

Livia?

Die gewaltige Explosion einer Bombe läßt den Raum erzittern, so daß Stallworth mit einem erschrockenen Aufschrei von dem Lautsprecher zurückzuckt.

Miss Teasdale scheint bereit zu sein.

Einige auf der Soundstage lachen nervös. Sie übertönt es mühelos mit einem spektakulären halbminütigen Artillerie-sperreffeuer.

Miss Teasdale ist sogar mehr als bereit.

Maitland bietet an, ihm zur Hand zu gehen, und Jordan ist dankbar für die Hilfe. Diese wichtige Eröffnungssendung wird also zwei Regisseure haben - Jordan wird von der Soundstage aus das Ensemble die Geräusche steuern, während Maitland sich um das Orchester kümmert und den gesamten technischen Ablauf mit Stoner in der Kabine koordiniert. Blake ist immer noch da; er hat im Ort übernachtet und wird den Part des weißen Colonels sowie einige kleinere Farbigenrollen übernehmen. Es ist eine heikle Entscheidung, aber schon im Verlauf der ersten Hörprobe liefert Blake eine so überzeugende Darbietung, daß die Schwarzen ihn akzeptieren. Waldo meldet sich aus der Kabine und bringt die Meinung aller zum Ausdruck.

Er klingt genau wie mein Großvater.

Die ersten Musiker treffen ein.

Je weniger Zeit ihnen bleibt, desto mehr stellt Eli sich als das größte Problem heraus. Er scheint sich nicht von seiner Furcht befreien zu können, seit ihm klargeworden ist, wie sehr diese Show sich von ihren simplen Sonntagssendungen unterscheidet. Er soll den Großteil der Geschichte tragen, und er weiß, daß er noch nicht soweit ist. Und so wartet er auf seinen Einsatz und zittert beim Anblick der Mikrofone.

Aus der Gegensprechanlage der Kabine hört Jordan lautes Atmen. Er blickt auf und sieht Waldo dort stehen.

Waldo?

Der alte Mann schüttelt den Kopf. *Ich sollte mich lieber nicht einmischen.*

Doch, bitte sagen Sie es! Raus mit der Sprache!

Waldo beugt sich vor. *Er ist angespannt, und Sie versuchen, ihn zu beruhigen. Vielleicht würde es besser funktionieren, wenn Sie seine Anspannung für die Rolle nutzen könnten.*

Eine hervorragende Idee! Lassen wir die Leute im Ungewissen! Er soll ruhig nervös sein, sogar während der ruhigen Tagebuchpassagen zu Anfang der Show, damit die Hörer sich fragen: Warum ist dieser Mann nur so schrecklich verängstigt?

Lassen Sie es uns versuchen, Eli. Fangen Sie ganz von vorn an.

Eli fängt an, und Jordan ten Eyck verfolgt den Text anhand der eigenen Manuskriptkopie. Tagebucheintrag, Ruckus Nation, Farbige Infanterie des Vierundfünfzigsten Massachusetts-Regiments, Morris Island, South Carolina, 18. Juli 1863.

Sagen Sie es mit zitterndem Herzen, Eli.

Das sollte kein Problem sein, mein Herz zittert von ganz allein.

Die Textzeile gilt für beide. Jetzt die Stimme von Ruckus Nation.

Ich bin verloren.

Gut, denkt Jordan. Zeig offen deine Angst, Eli.

Man hat uns hier auf diesen kleinen Flecken Sand geschickt, damit wir der Geschichte und der Konföderation den Wert unserer Rasse beweisen. Ich muß dafür mein Leben einsetzen. Dreihundert Jahre lang hat man behauptet, wir seien zu faul und dumm, um etwas anderes als die allerniedrigsten Aufgaben verrichten zu können. Nur der Afrikaner sei für die Feldarbeit im tropischen Klima des Südens geeignet, sagen sie, und ihre Bibel gibt ihnen recht. All ihre Zeitungen haben diese biblisch gestützte Rechtfertigung der Sklaverei abgedruckt. Nur indem ich bereit bin zu sterben, kann ich ihnen beweisen, was für eine Lüge das ist.

Gut, Eli... gut.

Erneut schaut Jordan zu Waldo herüber. Der alte Mann nickt und lächelt matt. Er hat sich sein Geld für diese Woche verdient.

Irgendwann taucht Kidd auf. Er bleibt schweigend im Hintergrund und sieht zu, während die Hörprobe weitergeht. Jordan kann Kidds Wut spüren. Eine zweite unerklärte Abwesenheit ist Grund genug für eine fristlose Entlassung, aber Kidd sagt nichts und geht nach einer Weile wieder. Becky läßt Brötchen und Kaffee bringen, und sie legen eine Pause ein. Die Schwarzen sind zurückhaltend und zögern, aber als Becky ihnen eigenhändig die Brötchen reicht, essen sie mit viel Appetit.

Oben an der Balkonbrüstung blitzt kurz Harfords weißes Gesicht auf, als der Mann sich aus der Dunkelheit vorbeugt, um besser sehen zu können. Falls er tatsächlich so wild darauf ist, Aufmerksamkeit zu erregen, muß er sich in diesem Moment wie im Paradies vorkommen. Kein anderer Sender würde sich an eine solche Show heranwagen. Man wird sie mit Anrufen überschwemmen und unter einem Berg Briefe begraben. Es gehört sich nicht, während eines Krieges das Thema »Rassismus in der Armee« anzuschneiden, und die Verweise auf die Bibel werden die Glaubenseiferer zum Schäumen bringen.

Die Pause ist kurz. Das Orchester fängt an, die Instrumente zu stimmen, und Jordan bemerkt, daß ein Fremder das Studio betreten hat.

Becky steht auf, um ihn zu begrüßen, und er nennt seinen Namen: Palmer von der *New York Times*.

Selbstverständlich möchte er nichts essen. Die Unbestechlichkeit der großen Zeitung darf nicht durch etwas Gebäck gefährdet werden. Er zieht sich mit Becky in den hinteren Teil des Studios zurück. Jordan geht durch den Raum der Geräuschabteilung auf den Flur und nähert sich von dort der Studiotür, so daß er die beiden belauschen kann.

Wer ist dieser Autor und Regisseur, Miss Hart? Und woher kommt er? Ich habe ein ziemlich gutes Gedächtnis, aber der

Name ten Eyck ist mir noch nie begegnet. Er scheint Ihnen ja ein gutes Skript geliefert zu haben.

Wir halten es sogar für ein großartiges Skript. Ich schätze, man könnte ihn als unser Genie bezeichnen.

Wie lange ist er schon hier?

Ich glaube, er ist im Mai hergekommen.

Soll das heißen, er ist als völliger Laie zur Tür hereinspaziert, ohne jede Erfahrung?

Wir brauchten einen Autor, und Mr. Kidd gefiel es, wie er sich hier vorgestellt hat.

Und nun hat er nicht nur dieses Stück verfaßt, sondern führt auch selbst Regie. Und Kidd sagt, da käme noch mehr aus seiner Feder. Eine demnächst beginnende Serie, außerdem ein paar anspruchsvolle Sonderprojekte. Ich kann mir nicht helfen, aber er muß doch irgendeine Art von Lehrzeit bei einem anderen Sender absolviert haben.

Nicht, daß ich wüßte. Aber er verfaßt schon seit vielen Jahren Erzählungen; er weiß also durchaus, wie man mit einer Schreibmaschine umgeht. Vor einiger Zeit hat er sogar einen Roman veröffentlicht.

Jordan zuckt zusammen und hofft, daß sie nicht näher darauf eingehen werden. Natürlich hat er kein Glück.

Wirklich? Wie lautet der Titel?

Jetzt bringen Sie mich in Verlegenheit, Mr. Palmer. Er hat ihn mir nie verraten.

Einen Moment lang herrscht Schweigen. Palmer macht sich Notizen auf einem kleinen Stenoblock.

Ich würde im Anschluß an das Stück gern ein Interview mit ihm führen.

Becky bleibt fast dreißig Sekunden stumm. Dann:

Wissen Sie, er ist nicht allzu erpicht darauf. Verstehen Sie mich nicht falsch, es ist nur so, daß Mr. Brown diese Show schon seit Jahren leitet. Daher möchte Jordan auf keinen Fall den Eindruck erwecken, er würde die Sendung an sich reißen

wollen. Viel lieber wäre ihm, jegliche Publicity würde sich auf Waldo und das Ensemble konzentrieren.

Ich mache keine Publicity. Ich bin Journalist.

Ja, natürlich. Ich habe lediglich sagen wollen...

Hören Sie, ich kenne die Geschichte dieser Sendung und habe in den letzten Jahren gelegentlich am Sonntagmorgen zugehört. Bei allem Respekt für Mr. Brown und seine Leistung - Sie müssen zugeben, daß es sich hierbei um eine ganz andere Liga handelt.

Ja, allerdings.

Stille. Palmer wartet auf ihre Antwort.

Jordan kann förmlich sehen, wie Becky die Achseln zuckt. *Ich kann ihn ja mal fragen.*

Er kehrt auf die Soundstage zurück und wirft einen Blick auf die Uhr. Hinter ihm ertönt Maitlands Stimme aus der Gegensprechanlage. *Wollen Sie eine letzte Lesung abhalten, bevor es losgeht? Es bleibt noch genug Zeit für die heiklen Stellen.*

Ich glaube, die Leute sind soweit. Wir sollten es nicht übertreiben.

Der Raum füllt sich langsam mit Zuschauern, Akquisiteuren, Buchhaltern, Sekretärinnen und schließlich den anderen Aktiven. Die Show hat im Haus schon vorab viel Aufsehen erregt, und alle wollen dabeisein. Pauline und Hazel treten zusammen ein. Rue kommt allein und setzt sich in eine Ecke. Sogar der alte Poindexter und Barnet stehen da und schauen finster drein. Jordan zieht sich kurz in die Kabine zurück, um mit Stoner und Maitland die letzten Einzelheiten zu besprechen. *Ich glaube, wir können loslegen*, sagt er und bedankt sich bei beiden. Stoner klopft ihm auf die Schulter und sagt: *£5 ist ein großartiges Stück, mein Freund*, aber Jordan hört ihm nur mit halbem Ohr zu. Durch die Scheibe sieht er, daß der Reporter der Lokalzeitung eingetroffen ist und mit Palmer von der *Times* spricht.

Waldo lehnt sich geräuschvoll auf seinem Stuhl zurück. *Wie es scheint, werden wir heute abend vor vollem Haus auftreten.*

Maitland runzelt die Stirn. *Erinnern Sie mich daran, daß ich diesen Stuhl ölen lasse, Waldo. Ich hasse es, in einem Radiosender quietschende Stühle herumstehen zu haben.*

Stoner blickt von seinen Reglern auf. Jordan sagt das Nächstliegende: *Hier drinnen kann es doch sowieso niemand hören.*

Aber Maitland läßt sich nicht beirren. *Wenn man einen Stuhl nicht am Boden festnagelt, steht er irgendwann wie - von selbst auf der Soundstage, um dann plötzlich während der Sendung mörderisch laut zu quietschen.*

Eines der Grundprinzipien beim Radio... sorge dafür, daß nicht das geringste unerwünschte Geräusch auftritt.

Dulaney saß nun seit einer Stunde in diesem Cafe, und auf der Straße blieb es gespenstisch ruhig. Die Kellnerin brachte ihm einen kleinen Teller Milchreis, und während er aß, las er zum zehntenmal das Schild im Fenster gegenüber. ZIMMER ZU VERMIETEN - PRO WOCHE ODER MONAT. Bei jedem Buchstaben hielt er kurz inne. Die Langeweile wurde immer unerträglicher.

Als er bereits die dritte Tasse Kaffee trank, ging die Tür auf, ein Polizist kam heraus und blieb oben an der Treppe stehen. Kurz darauf gesellten sich zwei Männer in normalen Anzügen zu ihm. Die drei redeten ein paar Minuten miteinander; dann stieg der uniformierte Beamte in den Streifenwagen und fuhr weg. Die anderen beiden Männer gingen um die Hausecke und blieben zehn Minuten verschwunden.

Die Kellnerin fragte Jack, ob er noch einen Wunsch habe.

»Was geht denn da drüben vor sich?«

»Soweit ich gehört habe, hat es einen Unfall gegeben. Jemand ist letzte Nacht vom Dach gefallen und dabei ums Leben gekommen.«

2.

Jack ging zur Vierten Avenue und holte die Bücher über Paul Kruger ab. Dann ging er weiter bis zur Bibliothek, setzte sich in den William Cullen Bryant Park und begann zu lesen. Den Besuch bei Riordan verschob er auf später.

Als er in seinem alten Viertel eintraf, war es deutlich nach fünfzehn Uhr. Ihm blieb noch jede Menge Zeit, aber er hatte bereits das Gefühl, daß Holly nicht kommen würde.

Er setzte sich auf dieselben Stufen, auf denen sie beide an jenem Sommerabend des Jahres 1939 gesessen hatten, und blickte den Passanten hinterher. Je näher die volle Stunde rückte, desto besorgerter hielt er nach links und rechts Ausschau, suchte entlang des Blocks und darüber hinaus verzweifelt nach ihr. Als er seine Uhr hervorzog, war es bereits halb fünf.

Nie kam er auf den Gedanken, ihr könnte etwas zugestoßen sein. Wenn sie nicht auftauchte, dann allein deswegen, weil sie es sich anders überlegt hatte, aber was hatte das wiederum zu besagen? Spielte sie irgendein Versteckspiel, um ihn von Hartford wegzulocken? Oder hatte sie sich einfach aus dem Staub gemacht, ohne ihm zumindest eine letzte Nachricht zu hinterlassen?

Nein, das konnte nicht sein, und doch wurde diese Befürchtung immer stärker, je mehr Zeit verging. Mittlerweile war es schon nach fünf Uhr. Ihre Worte ließen ihn nicht mehr los. *Du hast es nicht verdient, daß ich dir solchen Kummer bereite... Ich bringe allen nur Pech... Manche Leute sind einfach unheilvoll... Wir stürzen jeden, der uns liebt, ins Verderben... Deshalb werde ich darauf bestehen, daß du dein Versprechen hältst...*

Man konnte nicht behaupten, sie hätte ihn nicht gewarnt.

Er fing an, auf und ab zu laufen. Ging zum Ende des Blocks und schaute die Querstraße hinunter. Kehrte zurück und setzte

sich nervös wieder hin. Ging in die andere Richtung. Drehte um und fing von vorn an. Und noch einmal.

Der Gehsteig lag mittlerweile im Schatten. Erneut wurde Jack klar, wie trostlos ein Leben ohne Holly sein würde. Um sechs Uhr gestand er es sich endlich ein. Holly war fort.

Trotzdem wartete er weiter. Bei Einbruch der Dunkelheit war auch sein letztes bißchen Hoffnung verschwunden. Ihm blieb nur noch, sie zu suchen. Er mußte sie aufspüren, selbst wenn sie ihn ein weiteres Mal zurückweisen und stehenlassen würde.

Er brachte es einfach nicht übers Herz, seinen Platz zu verlassen. Nur noch fünf Minuten, dann würde sie bestimmt atemlos die Straße hinaufgerannt kommen. Aber eine halbe Stunde später saß er immer noch auf der Treppe.

Was geschieht, wenn man alle Hoffnung verliert? überlegte er. Als Autor gelangte er in solchen Phasen fast immer zu irgendeiner Einsicht, die nichts mit dem eigentlichen Anlaß zu tun haben mußte. Wenn man heftig genug leidet, gibt die Seele irgendwann auf. Wenn der Kummer lange genug anhält, bietet der Verstand irgendwann ein kleines Opfer dar, um den Schmerz zu lindern.

Auf einmal wußte er, wie man einen Mörder fangen konnte.

3.

Genauso plötzlich tauchte sie dort auf der Straße auf, ein Trugbild, das in der Dunkelheit näher kam.

Kein Trugbild, ein Wunder. Eine Frau aus Fleisch und Blut kam den Block hinauf. Jack zwang sich trotz seiner grenzenlosen Erleichterung, ruhig sitzen zu bleiben und zu warten.

Sie blieb in vier Metern Entfernung stehen, noch immer im Dunkeln verborgen.

»Holly?«

Er stand auf, und sie wich ein Stück zurück, so daß er sie weiterhin nur undeutlich erkennen konnte. Als sie etwas sagte, war es lediglich sein Name. Bloß »Jack«, aber das reichte aus.

»Was ist los?«

»Mein Gott, was für eine Frage. Ich weiß kaum, wo ich anfangen soll.«

»Komm her, damit ich dich besser sehen kann.«

»Nein, komm du her.«

Er gesellte sich zu ihr, und sie gingen los, zwei einsame Schatten auf der Straße. Sie führte ihn weg aus dem Viertel in Richtung des Parks. Jack spürte, daß etwas sie sehr beschäftigte, und wollte ihr die Möglichkeit lassen, von selbst darauf zu sprechen zu kommen. Mehrere Blocks fiel kein einziges Wort, bis Holly schließlich sagte: »Ich wußte, daß du immer noch hier sein würdest.«

»Ich war schon um vier Uhr hier. Genau wie du geschrieben hast.«

»Ich weiß, ich habe dich gesehen. Ich habe dich eine Weile beobachtet und bin wieder gegangen.«

»Wenigstens bist du zurückgekommen.«

Sie achtete sorgfältig darauf, nicht ins Licht zu treten, und bog mit ihm auf einen finsternen Weg am Rand des Parks ein.

»Was ist denn nur los? Warum darf ich dich nicht ansehen.«

»Ich hatte einen Unfall.«

Er erschrak, und man hörte es ihm sofort an. »Was ist passiert?«

»Nichts Schlimmes. Aber ich bin nicht mehr besonders hübsch.«

»Das ist mir egal.«

»Dann laß uns nicht darüber reden. Es gibt ein paar andere Dinge, die ich dir sagen möchte.«

Sie suchten sich eine abgelegene, dunkle Bank. Holly war ein Schemen neben ihm, und ihre Stimme kam mitten aus dem Nichts, wie an jenem ersten Tag in dem Biergarten.

Es verging ein Moment, bis sie fortfuhr. »Unsere Zeit ist vorbei, Jack.«

Er schwieg. Die Sekunden verstrichen.

»Wir haben beide gewußt, daß dieser Tag kommen würde.«

Er hörte, was sie sagte, aber es war ohne Bedeutung. Was auch immer sie dachte, er würde es ihr ausreden. Er würde ihr erzählen, wie dicht er davorstand, alles zu begreifen, und sie würde erkennen, was zu tun war. Aber als sie weitersprach, löste all sein Selbstvertrauen sich in Wohlgefallen auf.

»Ich kann es nicht länger ertragen.«

Er sah eine verschwommene Bewegung, als sie eine Hand an ihr Gesicht hob. »Es war in Ordnung, solange es nur um mich ging. Es ist mir wirklich egal, was diese Leute mit mir machen, denn sie können mir nicht mehr weh tun. Aber nun bist du hier, und sie werden dich umbringen. Ich weiß es mit absoluter Gewißheit, und ich bin jeden Tag ein Stückchen mehr davon überzeugt.«

Ihre Stimme zitterte leicht. »Ich mache die Augen auf, und es ist da. Heute werden sie ihn ermorden. Heute wird er sterben. Du sitzt mir am Tisch gegenüber, ich sehe dich an, und ich sehe dich tot, begraben wie mein Vater. Ich sehe dieses Grab, und du liegst darin, und mir kommen ganz schreckliche Gedanken. Laß es nicht Jack sein, laß es wieder Daddy sein, nicht Jack, der dort unter der Erde liegt. Ich hasse mich selbst dafür, aber ich kann es nicht abstellen. Wenn ich nach Hause komme und nicht schlafen kann, dann deshalb, weil ich voll finsterner Gedanken bin. Ich war sicher, ich könnte es überwinden, aber ich schaffe es einfach nicht.«

»Sag mir, was zu tun ist«, sagte er. »Wir werden tun, was immer du willst, was auch immer dich glücklich macht.«

»Was ist ›Glück‹? Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Ich werde dir helfen, es herauszufinden.«

»Wie kannst du das, wenn du doch die Ursache dafür bist? Du hast mich wieder verwundbar gemacht, genau wie ich dir prophezeit habe. Bleib bei mir, und du bist ein Gezeichneter, Dulaney.«

»Holly, das ist doch Schwachsinn. Du bist viel zu klug, um so etwas allen Ernstes zu glauben.«

»Womöglich bin ich nicht so klug, wie du meinst. Ich weiß nur, daß ich weggehen muß. An einen Ort, wo ich niemanden kenne und wo mich niemand kennt. Vielleicht nach Seattle oder Kanada. Ich habe mir überlegt, nach dem Krieg eventuell nach Europa auszuwandern. In Frankreich war amerikanischer Swing vor Hitlers Überfall ganz groß im Kommen. Was auch immer ich tue, ich muß weg von hier. Und du, Jack, du hast es vielleicht noch nicht erkannt, aber auch du bist darauf angewiesen, daß ich fortgehe.«

»Davon wirst du mich niemals überzeugen können.«

Er mußte ihr irgendwie begreiflich machen, was er glaubte und wußte. Aber seine Worte klangen ungelassen. »Ich weiß, wie man alldem ein Ende bereitet. Ich kann diesen Kerl erwischen. Dort hegt deine Rettung. Nicht in Kanada... nicht in Frankreich.«

Sie seufzte. »Du bist genau wie ich früher, du kannst es einfach nicht dabei bewenden lassen.«

»Ich kann alles, wenn ich weiß, daß es richtig ist.«

»Dann tu es. Geh weg. Heute in einem Jahr wirst du sehen, wie richtig es war.«

»Verflucht sei heute in einem Jahr. Heute in einem Jahr ist mir egal.«

»Mein armer Liebster, ich weiß, wie sehr du leidest. Aber du wirst es tun, denn ich bitte dich darum. Dies ist das größte

Geschenk, das du mir je machen könntest, Jack. Frieden im Austausch für ein paar Worte.«

Krampfhaft suchte er nach einem rettenden Strohhalm. Wie konnte er etwas Zeit herausschinden? Ihre Meinung ändern? Oder besser noch, wie konnte er ihr leidendes Herz heilen, bevor sie ihn in wenigen Sekunden wegschicken würde? Wie konnte er ihr klarmachen, daß weder ein Jahr noch ein ganzes Leben voller Jahre auch nur das geringste an seinem Elend ändern würden, falls sie ihn jetzt verließ? Daß er in all den rastlosen Jahren ohne sie nur ein Schatten seiner selbst gewesen war? Ihm fiel nichts ein; er konnte nur auf eine Art Pakt hoffen. Er würde sich mit allem einverstanden erklären, falls sie versprach, auf irgendeine Weise mit ihm in Verbindung zu bleiben... ein Brief pro Jahr an irgendein unpersönliches Postfach. In einem Jahr konnte viel passieren, und alles war besser als diese schreckliche Leere ohne sie. Aber als er ihr diesen Vorschlag machte, erntete er nur Schweigen.

»Du verstehst es immer noch nicht«, sagte sie nach einer Weile. »Ich muß ganz von vorn anfangen. Falls es auf dieser Welt noch irgendeinen Halt für mich gibt, muß ich ihn in mir selbst finden. Ich darf an niemanden gebunden sein.« Sie drückte seine Hand. »Ich weiß nicht, Jack, besser kann ich es dir nicht erklären.«

»Na ja, ich habe es dir doch versprochen... wir werden tun, was immer du willst.« Er lehnte sich zurück. »Ich schätze, ich kann mich einfach nicht überwinden, es auszusprechen.«

»Bitte verzeih deiner alten Freundin, und behalt sie in guter Erinnerung. Such dir irgendwo eine Ranch. Schreib dein Buch, mach etwas, das dir Freude bereitet. Versprich mir nur, daß du weder in die kleine Stadt zurückkehren noch dich jemals wieder um diese Angelegenheit kümmern wirst.«

Dann erzählte sie ihm mit stockender Stimme von ihren zwei Tagen bei der Irisch-Republikanischen Armee. Auf einmal befand sie sich wieder mit Riordan auf dem Dach... redete ihm gut zu, schmeichelte ihm, wurde von seinem stählernen Griff gepackt und über die Kante geschoben... hing dann dort, die

Beine noch immer um die Brüstung geschlungen, sein Gesicht so dicht vor ihr, daß sie seinen Atem spüren und riechen konnte.

Wer hat dich hergeschickt, Brigit? Erzähl's mir lieber gleich, mein Schatz, bevor ein tragisches Unglück geschieht.

Sie versuchte, nicht in Panik zu geraten. Dachte an ihren Vater und lächelte zuckersüß.

Du bist so schlau, Johnny, du hast es bemerkt.

Ich bin tot, dachte sie. Falls er sie losließ und ihr einen kleinen Stoß versetzte, würde sie kopfüber auf die Straße stürzen. Aber er packte fester zu und zog sie zurück über die Balustrade. Sein Gesicht war rot vor Wut.

Du wagst es, in mein Haus zu kommen. Mich anzulügen. Uns auszuspionieren. Und ich wollte dich doch lieben.

Er ohrfeigte sie.

Du verdammte kleine Schlampe! Rede, oder ich breche dir das Genick!

Er ging mit den Fäusten auf sie los. Sie konnte sich nicht erinnern, nach dem Rasiermesser gegriffen zu haben, aber er schreckte zurück, und alles war rot. Er wirbelte herum, stolperte. Sie stieß ihn weg, und er kippte schreiend über den Rand des Daches.

»Ich habe nicht nach unten geblickt. Ich wußte, daß er tot war. Direkt bevor es geschah, habe ich es vorausgesehen. Als er sagte, er habe mich lieben wollen.«

Nachdem Holly gegangen war, schien eine seltsame Starre sich über Jacks Seele zu legen, so wie man nach einem Sturz eine plötzliche Lähmung des Körpers erleben konnte. Planlos wanderte er durch die Straßen zurück in sein altes Viertel und dann wieder zu der Bank im Park, als könnte Holly zufällig dort vorbeikommen und sich schlagartig eines anderen besinnen. Aber irgendwann nach Mitternacht gab er es auf. Er durchquerte den Park, kam auf der Ostseite heraus, wandte sich nach Süden und ging weiter, anscheinend ohne Ziel. Die Stadt war riesengroß.

Zwei Leute konnten hier ihr ganzes Leben verbringen und sich doch niemals über den Weg laufen. Morgen würde Holly in der Unendlichkeit verschwunden sein, weiß Gott wohin.

Er ließ sich auf Bänken nieder, stand unter der Hochbahn an der Dritten Avenue, beobachtete die vorbeihuschenden Lichter der Züge, sah mehrere Bars schließen und ging endlos weiter.

Unaufhörlich quälte ihn ein Gedanke: Falls es ihm jetzt gelänge, sie zu finden, würde sie es sich anders überlegen und mit ihm fortgehen, um ein letztes Mal das Schicksal herauszufordern? Noch nie hatte er sich dermaßen haltlos gefühlt... sie hatte nicht nur sich selbst aus seinem Leben entfernt, sondern ihm auch jeglichen Mut genommen.

Mitten in finsterer Nacht fand er sich in Yorktown wieder. Er stand vor dem Mietshaus, in dem das deutsche Mädchen gewohnt hatte. Dann ging er um den Block zu dem baufälligen Hotel, in dem sie und Peter gestorben waren. Es dauerte nicht lange, nur wenige Minuten. Wie weit war es von hier bis zum Haus der Riordans? Dreißig Blocks? Vierzig? Es war eine andere Welt, und doch lag sie im Mikrokosmos dieser Stadt nur einen Spaziergang entfernt. Auf einmal begriff er, was in jener Nacht geschehen sein konnte. Peter hatte sich trotz aller Sorgfalt nachlässig verhalten, war tagelang hierhin und dorthin gegangen, bevor er schließlich ein Zimmer in dieser Absteige mietete. Somit blieb den Iren genug Zeit, ihn aufzuspüren und zu beobachten, um ihrem alten südafrikanischen Freund einen Gefallen zu tun. Solange von Peter keine Gefahr drohte, ließ man ihn in Ruhe, und wäre er nicht gierig geworden, hätte man

ihn auch nicht umgebracht. Falls er einfach das Land verlassen hätte, würde er sich jetzt in Deutschland befinden, und das deutsche Mädchen könnte einen Block entfernt immer noch ihren verrückten Neigungen nachgehen. Aber der Mann, den Peter am meisten fürchtete, wußte die ganze Zeit, wo er steckte.

Dulaney schritt den Weg nun selbst ab, als wolle er bestätigen, wovon er längst überzeugt war. Nach knapp einer Stunde stand er im westlichen Teil der Sechsundfünfzigsten Straße und musterte das Haus der Riordans eine Zeitlang vom Eingang des dunklen Cafes aus.

Bei Tagesanbruch überquerte er den Times Square, wo an einem Sonntagmorgen nur ein paar ziellose Nachtschwärmer wie er selbst unterwegs waren. Eine Hure trat aus der Dunkelheit der U-Bahn-Station und lächelte, als er an ihr vorbeiging.

Als die Stadt zum Leben erwachte, fühlte Jack sich inmitten der vielen Fremden nur um so einsamer. Er betrat einen Imbiß, verspürte aber keinen Hunger. Während er an seinem Kaffee nippte, stellte er sich vor, daß trotz aller Widrigkeiten Holly zur Tür hereinkommen würde. In diesem Moment wurde ihm klar, daß er sie angelogen hatte.

Er würde sie irgendwie ausfindig machen, und als Geschenk würde er ihr den Mann überreichen, der ihren Vater ermordet hatte.

Er rief Becky Hart an. Sie versprach, ihn am Bahnhof von Pinewood abzuholen und zu seinem Wagen zu bringen, der immer noch vor Tom Griffins Haus geparkt war. Einige Stunden später befand Jordan sich wieder in Regina Beach.

5.

Er schließt sich aus und stand am späten Nachmittag auf, um an der offenen Küchentür über seinem Stück zu brüten. Die Konzentration auf die Arbeit ließ die Leere im Haus weniger

schlimm erscheinen, und schon bald erwachte das Japanerskript, das ihm anfangs so große Schwierigkeiten bereitet hatte, zu schwungvollem Leben. Die Wucht des Themas elektrisierte ihn: Die Geschichte und die Menschen waren von vornherein dagewesen, aber zu viele andere Dinge hatten ihn davon abgelenkt, letzt lenkte ihn nichts mehr ab. Die Stärke der Erzählung hatte in den ungeschriebenen Rückblenden gesteckt, und nun durchlebten seine Figuren eine Zeit, die nie wiederkehren würde. Ihr Zuhause war ein freundlicher, heller Ort gewesen, angefüllt mit Lachen und grenzenloser Hoffnung. Dann verschwanden all die Verheißenungen Amerikas in den Bombenexplosionen eines Sonntagmorgens. Das Stück ließ die Karikatur verblassen - den eiskalten, grausamen gelbhäutigen Japaner - und brachte den Menschen zum Vorschein.

Am Ende wird Danny Sakamoto in ein richtiges Gefängnis verlegt, wo er auf einen brutalen Wärter stößt, der alles Japanische aus tiefstem Herzen haßt. Die Aussichten sind düster, die Konsequenzen klar: Danny wird nicht überleben und seine Familie nie wiedersehen. Seine Frau und die beiden kleinen Kinder blicken einer Ungewissen Zukunft entgegen; all ihre Habe wurde ihnen genommen, und halb Amerika, das wegen Pearl Harbor immer noch vor Wut kocht, wird ihr Schicksal lautstark bejubeln. Einige andere werden hingegen darüber nachdenken, sich schämen und fest daran glauben, daß es Amerika ungeachtet des Krieges hätte möglich sein müssen, nicht so tief zu sinken.

Soviel zum künstlerischen Anspruch. Sein eigentliches Ziel war, die Buren auf Sendung zu bringen; diese Nisei stellten lediglich einen Teil der dazu erforderlichen Tarnung dar. Sie würden als zweite Episode der fünfteiligen Serie gesendet werden, gefolgt von den Buren an dritter Stelle. Danach würde Jordan verschwinden - komme, was da wolle, am übernächsten Donnerstag würde er nicht mehr hier sein. Trotzdem mußte er alle Manuskripte fertigstellen; Kidd würde nur dann mit der Ausstrahlung beginnen, wenn ihm das komplette Paket vorlag. Diese Folge war nun bereit für die Vervielfältigung, sobald Kidd sie freigegeben hatte.

Jordan las den Text von neuem durch und verspürte zum erstenmal ein wenig Angst vor der Wirkung des Stücks. Falls er zu weit gegangen war, würde Kidd womöglich Bedenken äußern, und dann müßte Jordan darauf hoffen, daß Harford ihm den Rücken stärkte. Das hier war genau, was Harford angeblich haben wollte: eine zutiefst wahrhaftige Erzählung.

Jordan mußte darauf bauen, daß Harford alle Vorsicht fahrenlassen und das Stück senden würde. Und zwar unbedingt übernächste Woche; es muß umgehend produziert und ausgestrahlt werden, keinesfalls später. Das bedeutete, er mußte sein Andersonville-Skript abschließen, innerhalb von zwei Tagen zwei weitere einstündige Folgen schreiben und dann Kidd davon überzeugen, in mörderischem Tempo die Produktion in Angriff zu nehmen, genauso schnell und leidenschaftlich, wie die Texte entstanden waren. Die Shows mußten an aufeinanderfolgenden Tagen gesendet werden... bei einer wöchentlichen Serie würde es fast bis September dauern, bevor die Buren an die Reihe kamen und Jordan seine Chance erhielt. Aber während er all dies überdachte, wurde ihm auf einmal klar, daß die Sendetermine das geringste seiner Probleme darstellen dürften. Kidd stand die erste volle Woche ohne Unterstützung des Network bevor. Er würde ganz wild darauf sein, eine zugkräftige Serie zu bekommen, und alle Hebel in Bewegung setzen. Außerdem besaß Kidd ausreichend dramatisches Gespür, um zu erkennen, daß ein wöchentlicher Sendetermin dem künstlerischen Anspruch schaden und der Gesamtwirkung der Reihe mehr als abträglich sein würde. Das Timing war perfekt. Fünf Episoden an fünf Abenden, mit der wichtigsten Folge am Mittwoch in einer Woche.

Um achtzehn Uhr begann Jordan mit der Arbeit an der Hitler-Episode, die am Anfang der Serie stehen würde. Was man bislang aus Polen hörte, besaß alle Eigenschaften einer Grusel-Show, und genau so würde er es auch schreiben, als eine Schilderung brutaler Grausamkeit, wie es sie im amerikanischen Radio noch nie gegeben hatte. Morde an Kindern, live, direkt übers Mikrofon. Eine junge Frau, immer wieder brutal mißhandelt. Es spielte keine Rolle, daß er keinen konkreten

Einzelfall kannte... wenn die Nazis fähig waren, ein ganzes Dorf abzuschlachten, war ihnen alles zuzutrauen... wenn sie es fertigbrachten, Kinder zu erschießen oder in Gaskammern zu stecken, konnte ein einfacher Autor ihnen schwerlich unrecht tun. Aber eine andere, umfassendere Frage machte ihm zu schaffen: Wie paßten die Nazis zu seiner Überzeugung, daß alle Menschen im Grunde gleich waren? Hatten die Deutschen etwas an sich, das sie dazu brachte, Wahnsinnigen zu folgen und sich schlimmer als Tiere zu benehmen? Jordan saß ein ganze Weile da, hielt den Stift in der Hand und grübelte beunruhigt. Dann fiel ihm das Massaker am Sand Creek ein, und er erschauderte. Schlagartig verspürte er den fast unbezwingbaren Drang, eine sechste Folge hinzuzufügen. Es war Irrsinn, das wußte er, denn an welcher Stelle sollte er sie einreihen, wie würde sie ihn seinem eigentlichen Ziel näher bringen, und inwiefern konnte man sie überhaupt als Geschichte aus einem Gefangenentaler betrachten? Sein Verstand machte sich mit der Logik eines Autors ans Werk - wenn man den Begriff großzügig auslegte, handelte es sich durchaus um eine Art Gefangenentaler. Diese zweihundert indianischen Frauen und Kinder befanden sich angeblich im Gewahrsam und unter dem Schutz der Armee der Vereinigten Staaten, bis eine Horde von Milizionären unter der Führung eines blutrünstigen Fanatikers sie alle niedermetzte, ihnen die Skalps und Genitalien abschnitt. Colonel John Chivington, ein ehemaliger Methodisten-Prediger, hatte den Befehl dazu erteilt. Lobet den Herrn, und macht keine Gefangenen!

Eine Stunde lang überlegte Jordan hin und her und entschied sich schließlich dagegen: Es würde jede Menge zusätzliche Arbeit bedeuten und die Wirkung der Serie wahrscheinlich kaum verstärken. Kidds und seinen eigenen Absichten wäre am besten gedient, wenn er sich an den ursprünglichen Plan hielt. Um halb acht hatte er den Entwurf einer dermaßen grausamen Geschichte fertiggestellt, daß es ihm schon bei dem Gedanken an eine Radiofassung eiskalt über den Rücken lief. Seme Heldin war eine junge Frau namens Bela; älter als Margaret aus dem Burenkrieg, viel klüger und wesentlich edelmütiger. Bela

war drei-undzwanzig, ihr Mann im Krieg gefallen, und so mußte sie sich ganz allein um ihr kleines Kind kümmern. Jordan wußte sofort, daß sie eine herrliche Figur sein würde, eine von der Art, die ein Eigenleben entwickeln und sich nur mühsam durch den Verfasser bändigen lassen. Ihre Tapferkeit sollte die Hörer anrühren, und am Ende sollten ihnen regelrecht die Herzen brechen, wenn Bela ums Leben kam.

Diese Episode würde nicht leicht zu ertragen sein, aber kaum jemandem dürfte es gelingen, sie einfach abzuschalten. Im Mittelpunkt stand ein Mord... der Nazi bringt ihren kleinen Sohn um, sie ersinnt einen überraschenden Schachzug, um den Nazi zu töten, worauf die anderen Nazis wiederum sie ermorden. Diese Schilderung des Feindes wird Kidds Ziel zugute kommen und uns zum Start der Reihe den Anschein überzeugter Patrioten verleihen.

Jordan setzte sich an die Reiseschreibmaschine und fing an zu tippen. Es war schon dunkel draußen, als er Schritte hörte. Jemand war vom Strand auf die Veranda getreten und näherte sich der offenen Tür.

Pauline Flack schaute zögernd um die Ecke.

»Jordan... ich habe Sie gesucht.«

»Ich war hier und habe gearbeitet.«

»Bei Ihrem Zimmer in der Stadt war ich schon. Dann bin ich zum Sender gegangen und habe schließlich Becky angerufen, aber die wollte mir nichts verraten.«

»Sie ist sehr fürsorglich geworden. Aber ich freue mich, Sie zu sehen.«

»Ich werde Sie nicht lange belästigen. Darf ich hereinkommen?«

»Natürlich.«

Er schob die losen Blätter zu einem Stapel zusammen und legte ihn mit der beschriebenen Seite nach unten auf den Tisch.
»Kann ich Ihnen etwas anbieten? Es müßten ein paar Colas im Kühlschrank sein.«

»Wie nett, daß Sie sich noch an meine geheime Leidenschaft erinnern.«

Er holte die Getränke, setzte sich und sah Pauline über die Schreibmaschine hinweg an. »Ich glaube, ich weiß, weshalb Sie hier sind.«

»Es hat mich furchtbar erschrocken, diese Sache über Tom zu hören.«

»Ich kann Ihnen auch nicht mehr darüber sagen. Ich bin genauso schlau wie Sie.«

»Verzeihung, aber das möchte ich bezweifeln. Zunächst einmal dürften Sie wissen, warum Miss O'Hara ihn überhaupt aufgesucht hat.«

Er zuckte die Achseln. »Ich würde sie ja fragen, aber sie ist weg.«

»Soll das heißen, sie hat Sie verlassen?«

»Es sieht so aus.«

»Und Sie haben keine Ahnung...?« Pauline wirkte plötzlich ganz aufgeregt. »Aber wie kann das sein? Wie können Sie nichts darüber wissen? Das alles ist doch absurd. Tom hat March nicht ermordet.«

»Er behauptet das Gegenteil.«

»Es ist mir egal, was er behauptet. Er versucht ganz offensichtlich, mich zu beschützen.«

»Wovor denn?«

»Er muß aus irgendeinem Grund glauben, ich hätte March umgebracht.«

»Warum sollte er auf diese Idee kommen?«

»Ich hatte die Nase voll von Marchs ewigen Frauengeschichten. Wütend genug war ich, das will ich nicht leugnen. Ich habe Ihnen ja von dem lautstarken Streit an jenem Tag erzählt, und es gab jede Menge Zeugen. Das war kein Geheimnis. Was sonst würde einen Sinn ergeben?«

»Daß Griffin ihn selbst umgebracht hat, aus demselben Grund.« Er sah den Zorn in ihren Augen. »Ich habe nicht

gesagt, daß ich das glaube, aber es ist auf jeden Fall die nächstliegende Vermutung.«

Pauline trank aus und schien gleich in Tränen ausbrechen zu wollen. »Sagen Sie die Wahrheit, Jordan. Verflucht, Sie wissen doch, daß Tom ihn nicht ermordet hat. Wieso wollen Sie es nicht aussprechen?«

»Nein, ich glaube nicht, daß er es gewesen ist.«

»Ich wußte es.«

»Aber was ich glaube, zählt nicht als Beweis. Der Beweis liegt unter der Erde. Wir werden mehr wissen, sobald man das Fundament freigelegt hat.«

»Und wenn man dort nichts findet...«

»... läßt man Griffin frei. Es wird keine Rolle spielen, was er gesagt hat. Falls keine Leiche auftaucht, wird man es als das Gerede eines verrückten alten Mannes abtun.«

Sie sagte nichts und schien tief in Gedanken zu versinken.

»Haben Sie Angst, daß man dort unten etwas finden könnte?«

»Natürlich nicht.« Sie schniefte. »Doch, ein bißchen.«

Sie atmete tief durch. »March ist schon so lange weg, daß ich mich damit abgefunden habe. Es macht mich nervös, wenn jetzt alles wieder aufgewühlt wird.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte Jordan leise.

Sie nahm seine Hand. »Dann gehen Sie für mich zu Tom... Bringen Sie ihn dazu, daß er mit mir redet, bitte! Ich kann ihm nicht helfen, wenn er nicht mit mir sprechen will.«

»Ich schätze, mir gegenüber wird er auch nicht allzu gesprächig sein, Pauline. Ich stehe nicht besonders hoch auf seiner Beliebtheitsskala. Aber falls man mich zu ihm läßt, werde ich es gern versuchen.« Er schob seinen Stuhl zurück. »Na los, ich lade Sie zum Abendessen ein. Mir ist gerade eingefallen, daß ich heute noch überhaupt nichts gegessen habe.«

Er führte sie ins Searchlight aus, das beste Restaurant der Stadt, in dem Harford manchmal an einem für ihn reservierten,

abseits gelegenen Tisch allein zu speisen pflegte. Bei Kerzenlicht und Wein erzählte Pauline ihm von ihren Anfängen als Schauspielerin in London, und weder Griffin noch Flack kamen zur Sprache. Um zehn Uhr war Jack wieder zu Hause. Im Dunkel der Nacht war Holly überall. Er sah ihr Gesicht, gleichgültig, wohin er blickte, und hörte sie fortwährend durch das Haus gehen, das leise im Wind ächzte. Nur harte Arbeit konnte ihm Frieden geben, und so tauchte er wieder in sein Hitler-Skript ein und hatte um Mitternacht die erste Fassung erstellt. Dann schrieb er alles noch mal um und glättete zum Abschluß des Tages die verbleibenden Unebenheiten. Sein letztes Vorhaben für diese Nacht bestärkte ihn in seiner Absicht und ließ ihn ruhen. Er nahm seine *Dark-Silver-Kopien* und verbrannte sie zusammen mit den Originalen im Kamin. Das Verlustgefühl traf ihn wie ein Stich, und vor allem tat es ihm für Becky und für Blake leid. Dann ließ er sich erschöpft in das leere Bett fallen und sank sofort in einen tiefen Schlaf.

6.

Als er am nächsten Morgen unter der Dusche stand, ließ er seine Träume Revue passieren, drehte und wendete sie von allen Seiten und suchte nach einer tieferen Bedeutung.

Sein Frühstück bestand aus einer Orange. Das war genug... falls er mehr aß, würde er riskieren, schlaftrig zu werden, und heute morgen brauchte er unbedingt einen wachen Verstand.

Er packte seine Unterlagen zusammen, schloß das Haus ab und machte sich am Strand entlang auf den Weg. Der Sand war für einen Montagmorgen viel zu weiß und sauber, die Promenade seltsam verlassen, der Platz und die Fahrbahn dahinter waren so reglos wie ein Foto. Jordan ging nicht zu seiner Pension, sondern direkt in die Stadt, vorbei an der Straße mit den Klubs und weiter nach Norden. Zu seiner Linken

ragte das Harford-Gebäude auf, und der Packard stand an seinem üblichen Platz, genauso hell und strahlend, wie er ihm am Tag seiner Ankunft zum erstenmal aufgefallen war. Außerdem stand Kidds Wagen da; ansonsten tat sich nichts, und auch auf dem Dach war niemand zu sehen. Es war noch früh, nicht einmal acht Uhr; bald würden die ersten Angestellten eintreffen, aber vorläufig hielten Harford und Kidd sich allein in dem großen leeren Haus auf und konnten in Ruhe ihre Pläne besprechen.

Als Jordan weiterging, sah er den Deputy des Sheriffs an der Nordwand stehen. Man hatte Sperren und Warnschilder aufgestellt, um Neugierige fernzuhalten, denn es handelte sich inzwischen um einen Tatort. Der Mittwoch schien auf einmal sehr weit entfernt zu liegen.

Jordan bog in die Dünen ab. Es ließ sich nichts daran ändern. Seine einzige Alternative lautete, alles aufzugeben und wegzulaufen, aber wohin sollte er sich wenden?

»Ich muß mit Kidd sprechen«, sagte er zu Becky. »Wann kommt er zurück?«

»Hoffentlich noch heute vormittag. Er ist drüben beim Chef und macht sich Gedanken um die Eröffnungswoche.«

»Es ging alles ein wenig zu schnell. Kidd muß sich um tausend Kleinigkeiten kümmern.«

»Ja, das ist ihm auch klar. Er hat gehofft, etwas Großes aufbieten zu können, aber das wird nicht passieren.«

»Wer weiß?«

Ihr stockte fast der Atem. Sie kannte diesen Tonfall.

»Ich glaube, wir können mit den Straflagern anfangen.«

Ihr Blick wirkte unsicher, als würde sie den Sprung ins kalte Wasser fürchten. »Ich weiß nicht, ob ich mich nun freuen oder lieber hoffen soll, daß Sie nur einen Scherz gemacht haben.«

»Ich habe zwei fertige Skripts für Sie. Nummer drei ist die Buren-Episode, und Nummer vier müßte ich bis heute abend abgeschlossen haben, so daß mir ein paar Tage bleiben, um

das fünfte Stück auszuarbeiten. Aber ich möchte, daß Kidd schon mal diese beiden liest und mir Bescheid gibt.«

Er reichte ihr die Manuskripte. »Das wird auch für den Produzenten der reinste Alptraum. Fünf Shows an fünf Tagen. Wir werden wesentlich mehr Stimmen benötigen, als wir hier zur Verfügung haben.«

»Keine Angst, die kriege ich schon.« Sie nickte.

»Rick Gary kann Ihnen dabei helfen. Er kennt in New York so ziemlich jeden.«

»Ich mache mir eher Sorgen um Zylla. Wie wird er wohl reagieren, wenn ich ihm mitteile, daß er bis nächste Woche fünf komplette Stücke orchestrieren soll.«

»Das dürfte kein Problem sein, er blüht unter solchen Bedingungen regelrecht auf. Aber wir müssen uns beeilen. Gehen Sie gleich zu ihm, sobald Kidd uns grünes Licht gibt.«

Jordan ging durch das stille Gebäude und schloß die Tür zu seinem Büro auf. Eine Weile saß er einfach nur da und dachte an all die kleinen Dinge, die Holly für ihn getan hatte, und an das Leben, das er hier unter anderen Umständen hätte führen können. Dann verdrängte er jegliche Rührsehgkeit und kehrte zu seinen Jungs in Andersonville zurück.

Den ursprünglichen Gedanken an ein Doppelprogramm hatte er wieder fallengelassen. Es wäre viel komplizierter zu verwirklichen, und er hatte keine Zeit, sich den Feinheiten des Themas zu widmen. Niemand außer ihm selbst würde den Unterschied bemerken.

Der Großteil des Stücks war bereits fertig. Er mußte es nur erweitern, die Schlußszene schreiben und dann alles noch einmal schnell überarbeiten. Eine Stunde später klingelte sein Telefon.

»Ich bin's«, sagte Becky, kaum lauter als ein Flüstern. »Ich bin drüben im Bürogebäude. Nebenan sitzen Harford und Kidd und lesen Ihre Skripts. Eines kann ich Ihnen sagen, Jordan, das Konzept hat die beiden umgehauen. Sie wissen ja, wie Kidd ist - er läßt sich nie etwas anmerken. Als ich ihm sagte, Sie

würden fünf Shows für fünf Tage vorlegen, dachte ich, er würde in Ohnmacht fallen. Es sollte mich nicht überraschen, wenn die beiden sich bei nächstbester Gelegenheit vor Ihnen zu Boden werfen und Ihnen die Füße küssen würden. Bloß meine unmaßgebliche Meinung.«

Um elf Uhr klopfte einer der Akquisiteure an seine Tür. Die Empfangsdame sei auf der Suche nach ihm, weil unten in der Lobby jemand mit ihm sprechen wolle. Der Sheriff.

7.

Sie gingen auf den Parkplatz hinaus. Der Sheriff wirkte scharfsinniger, als Jordan erwartet hatte, wollte ihm vorerst aber nur ein paar Fragen stellen.

»Wenn ich recht verstanden habe, ist Miss O'Hara diesem Griffin in den Wald gefolgt.«

»Ja, genau.«

»Und Sie haben die beiden dort aufgespürt, weil Sie nach Miss O'Hara gesucht haben, nicht nach Griffin.«

»Ja.«

»Sie waren beunruhigt, weil sie nicht zur Arbeit erschienen war, ist das richtig?«

»Ja, sie hatte schon am Vorabend gefehlt.«

»Woher wußten Sie, wo Sie mit der Suche beginnen mußten?«

Jordan blieb stehen und stellte einen Fuß auf das Trittbrett des Streifenwagens. »Vielleicht erinnern Sie sich noch«, sagte er. »Sie ist auf der Suche nach ihrem Vater hergekommen.«

»Ja, das weiß ich noch sehr gut. Aber erst da Sie es jetzt erwähnen, erkenne ich die Frau wieder. Sie hat vor ein paar Monaten noch ganz anders ausgesehen. Ich glaube, eine

Zeitlang war sie sogar der Ansicht, Mr. Harford habe etwas mit dem Verschwinden des alten Mannes zu tun gehabt.«

»Und Mr. Griffin womöglich auch.«

»Wie ist sie denn darauf gekommen?«

»Ihr Vater hatte ihr irgendwas geschrieben. Ich bin mir nicht sicher, was genau.«

»Aber was auch immer es war, es hat sie an Griffin denken lassen?«

»Sie wurde zumindest neugierig. Und als ich sie nirgendwo finden konnte, ist es mir wieder eingefallen. Dann habe ich mit Mrs. Flack gesprochen und erfahren, daß auch Griffin verschwunden war. Da wußte ich, wo ich ansetzen mußte.«

»Und dann haben Sie die Fährte der beiden den weiten Weg durch den Wald verfolgt. Das war ziemlich gute Arbeit!«

»Ich bin im Wald aufgewachsen.«

Der Sheriff spuckte ein Stück Kautabak in den Sand. »Wo genau hält Miss O'Hara sich gegenwärtig auf?«

»Ich weiß es nicht. Sie hat am Donnerstag die Stadt verlassen. Ich habe keine Ahnung, wohin sie gegangen ist.«

»Ist das nicht irgendwie merkwürdig? Ich habe gehört, Sie beide hätten sich sehr nahegestanden.«

»Wie es aussieht, hat sich die Sache erledigt.« Jordan verzog das Gesicht. »Wir haben uns getrennt. So läuft das eben manchmal.«

»Aber Sie wohnen immer noch in Ihrem Haus.«

»Ich hoffe immer noch, daß sie zurückkommt. Allerdings ist am Fünfzehnten die Miete fällig. Falls sie bis dahin nicht wieder da ist...«

»Was dann?... Sie haben doch nicht etwa vor, ebenfalls die Stadt zu verlassen, oder?«

»Ich habe hier viel zuviel zu tun. Ich wollte lediglich sagen, daß ich das Haus dann aufgeben muß.«

Der Sheriff nickte. »Klingt logisch. Und falls Sie wider Erwarten doch noch von Miss O'Hara hören, richten Sie ihr bitte aus, daß ich sie sprechen möchte.«

»Natürlich.«

»Noch etwas. Es wäre mir lieb, Sie würden die Stadt nicht verlassen, ohne mir vorher Bescheid zu geben. Ich möchte vielleicht noch einmal mit Ihnen reden, sobald wir diese Mauer ausgegraben haben.«

8.

Ganz ruhig ging er zurück an seine Arbeit und schob in Gedanken alles andere beiseite. Es gab keinen Sheriff, keinen Griffin, weder Harford noch Kidd. Nur seinen Job und die Abrechnung am Mittwoch in einer Woche.

Jordan beendete das Skript, saß schweigend an seinem Tisch und machte sich Gedanken über das nächste Stück.

Was mochte auf Bataan wohl vor sich gehen? Nach einer Weile sah er die Konturen einer Geschichte, aber es handelte sich im Kern um die gleiche Story, die er schon über die Nazis geschrieben hatte. Die Personen waren andere, aber auf Dauer eignete rohe Brutalität sich nur bedingt als dramatischer Kunstgriff.

Becky kam vorbei. Er gab ihr das Andersonville-Skript, und sie ging, ohne ihm zu verraten, weshalb sie überhaupt gekommen war - ganz die perfekte Produzentin, die ihn rundherum abschirmte, wenn er arbeitete.

Niemand störte ihn. Er wußte, daß in diesem Moment Kidd irgendwo sitzen und das Andersonville-Stück lesen würde, aber auch dieses Wissen beeinflußte ihn in keiner Weise.

Manchmal saß er wie im Halbschlaf da; dann schlug er plötzlich die Augen auf und machte sich in rasender

Geschwindigkeit Notizen. Aber irgend etwas war immer falsch, und er warf die Zettel weg, um abermals ruhig zu verharren und nach dem zündenden Gedanken zu suchen... nach irgend etwas, das ihm den Weg weisen würde.

Sein Held mußte ein amerikanischer Kriegsgefangener auf Bataan sein. Er schloß die Augen, und der Junge, den er sah, war Tom. Auf einmal hatte er es: eine Story mit dermaßen starken Figuren, daß der grausame Hintergrund völlig verblaßte.

Er würde eine Geschichte von Holly und Tom schreiben, so wie sie hätte sein sollen. Als Schwerpunkt der Handlung würde ihm ein japanisches Konzentrationslager auf Bataan dienen. Tom würde überleben. So wie es hätte sein sollen.

Er und Holly würden heiraten, so wie sie es hätten tun sollen. Eine stürmische Liebe im Frühjahr 1941, jäh unterbrochen durch das Schreckgespenst des Krieges. Tom hatte sich zur Armee gemeldet, nicht zur Navy, und trug bereits eine Uniform, als sie sich an jenem Tag im Zug nach New York kennenlernten.

In dieser anderen Welt gab es keinen Jack Dulaney; er existierte nicht, sein schädlicher Einfluß wurde sorgfältig gestrichen, komplett entfernt.

Als die beiden im Frühjahr 1941 heirateten, waren Toms beste Freunde ein paar seiner Kameraden, die in Uniform Spalier standen. Hollys Schwester, die niemals ertrunken war, fungierte als erste Brautjungfer.

Drei Wochen nach der Hochzeit wurde Toms Einheit auf die Philippinen verschifft, um pflichtgemäß einer japanischen Aggression entgegenzuwirken.

All diese Jungs. Was mußten sie wohl derzeit alles erdulden?

Tom würde jedenfalls überleben. Der Gedanke an seine Frau würde ihm Halt geben, obwohl er sie kaum einen Monat gekannt hatte. Am Ende würde ein hoffnungsvoller Ausblick stehen, verbunden mit einem Versprechen. Der Krieg muß erst noch gewonnen werden, aber das Blatt wendet sich, und Tom wird sie wiedersehen.

Das war vorerst genug. Jordan würde eine Nacht darüber schlafen und die allzu sentimentalen Aspekte morgen beim Schreiben glätten.

Er machte die Tür auf, und Becky Hart erschien, als hätte sie den ganzen Nachmittag auf dem Flur gewartet. »Wie ist es gelaufen?«

»Etwas holprig«, sagte er. »Aber ich glaube, es wird recht gut.«

»Kidd würde gern mit Ihnen sprechen, bevor Sie gehen.«

»Tja, Jordan, da haben Sie uns aber ein ziemlich beängstigendes Projekt auf den Tisch gelegt.«

Kidd winkte ihn herein. Er lag eine gewisse Anspannung in der Luft, und sie schien allem von Kidd auszugehen, als würde er sich plötzlich vor Jordan fürchten.

»Es stellt unsere Überzeugungen auf die Probe, nicht wahr? Eigentlich ist es genau das, was wir uns im Radio wünschen würden, aber ich meine es durchaus ernst, wenn ich es als beängstigend bezeichne. Für dieses Japaner-Stück wird man uns die Hölle heiß machen.«

»Ich kann es entschärfen, falls es Ihnen zu gewagt erscheint.«

»Nein, es muß gewagt sein, sonst können wir die ganze Sache von vornherein abblasen. Außerdem würde Harford uns in siedendem Öl kochen, falls wir es ändern.« Es verging ein Moment. »Nein, da müssen wir jetzt durch.«

Kidd suchte etwas auf seinem Schreibtisch und zog schließlich den Sendeplan der nächsten Woche hervor. Jordan konnte sehen, daß man von Montag bis Freitag jeweils die Stunde ab einundzwanzig Uhr frei gemacht hatte.

»Ich habe nur einen Einwand, und der betrifft die Reihenfolge der Episoden«, fuhr Kidd fort. »Mir wäre es lieb, wenn wir die Buren auf Dienstag und Andersonville auf Mittwoch vorziehen und dafür die amerikanischen Japaner auf Donnerstag verschieben könnten. Vielleicht wird uns das Bataan-Skript auf

diese Weise etwas Erleichterung verschaffen. Mögen wir am Donnerstag noch wie Japaner-Freunde aussehen, treten wir ihnen schon am Freitag kräftig in den Hintern. Verstehen Sie, was ich sagen will?«

Jordan verstand nur zu gut und empfand trotzdem ein unsinniges Verlustgefühl. Soweit es seine persönliche Beteiligung betraf, würden seine Nisei sich hierdurch zu den beiden anderen Stücken in den Abfalleimer gesellen. Aber im Hinblick auf seine eigentliche Absicht - die Buren - war der frühere Sendetermin wesentlich besser, auch wenn es nur um einen einzigen Tag ging.

Kidd merkte, daß er zögerte. »Falls Sie auf der ursprünglichen Reihenfolge bestehen, können wir es dabei belassen. Es ist *Ihre Serie*.«

»Nein, der Vorschlag ist gut. Ich habe mir nur gerade überlegt, ob diese Änderung Auswirkungen auf das letzte Skript haben sollte.«

Kidd fragte nach dem Abgabetermin. Jordan versprach es ihm für Mittwoch.

»Wir müssen eine Menge Entscheidungen fällen«, sagte Kidd. »Ich werde für Mittwochmorgen eine Sondersitzung der Belegschaft anberaumen. Überlegen Sie sich schon mal, wer an welchen Skripts arbeiten sollte. Dann wissen wir, was wir noch brauchen.«

»Ich möchte gern, daß Miss Hart die Produktion übernimmt. Die gesamte Serie.«

»Sind Sie sicher? Das ist eine ganz schön große Aufgabe, die Sie ihr da zutrauen.«

»Ich glaube, Becky ist ihr gewachsen. Und sie hat sich zweifellos eine Chance verdient.«

»Na gut, wenn Sie unbedingt möchten. Wie sieht's mit der Regie aus? Ich weiß, am liebsten würden Sie alles eigenhändig erledigen, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie das schaffen wollen. Immerhin müssen Sie an den nächsten beiden

Freitagen außerdem noch jeweils eine Farbigen-Show über die Bühne bringen.«

»Die ersten zwei dürften kein Problem darstellen. Vor allem das Buren-Skript wird eine interessante Erfahrung; ich habe noch bei keinem fremden Text Regie geführt. Wie war's mit Maitland für Mittwoch und Freitag?«

»Ich sage ihm gleich Bescheid. Wir lassen die Skripts vervielfältigen, so daß er sich morgen früh sofort mit dem Anderson-ville-Stück vertraut machen kann.«

Jordan stand auf und wollte sich verabschieden.

»Eines noch«, sagte Kidd. »Ich kann Sie nicht gehen lassen, ohne mich zu bedanken. Haben Sie vielen Dank für diese wunderbaren Stücke.« Er lächelte nervös. »Ihnen steht eine großartige Zukunft bevor, Jordan.«

9.

Jordan ging allein am Strand entlang. Er kam an dem Bürogebäude vorbei, wo die Bauarbeiter mit der Ausschachtung begonnen hatten, und sah ganz in der Nähe den Shenff stehen, der rauchte und sich dabei mit dem Mann vom *Beachcomber* unterhielt. Als er weiterging, spürte er die Blicke in seinem Nacken. Er stieg auf die Promenade, ließ den Pier hinter sich, dann den Platz und erreichte das Ende des Plankenwegs. Dort blieb er lange stehen, lehnte sich auf das Geländer und starrte auf das Meer hinaus. Als eine Stunde später plötzlich Rue von irgendwoher auftauchte, stand er immer noch dort.

»Hallo, Fremder. Hast du Lust auf ein wenig Gesellschaft?«

»Sicher«, sagte er ohne große Überzeugung.

»Du siehst so einsam aus, Jordan. Wie ein Mann, dessen sämtliche Freunde am selben Tag gestorben sind.«

Er lächelte. »Na ja, *du* bist doch noch am Leben. Und auch weiterhin meine Freundin, wie ich hoffe.«

Sie wollte ihm einen Arm um die Schultern legen, hielt dann jedoch inne und hakte sich lediglich bei ihm ein. »Du bist mal wieder der Anlaß für wilde Gerüchte. Dein großes Projekt nächste Woche verbreitet sich wie ein Lauffeuer.«

»Ich glaube, für dich dürften ein paar interessante Rollen dabeisein.«

»Das wäre großartig. Aber ich bin nicht hier, um dich um einen Job zu bitten. Ehrlich - ich habe bloß einen Spaziergang gemacht, und dann warst du auf einmal da.«

»Wo ist Jimmy?«

»Er ist nach Hause zu seiner Mutter gefahren, bevor er in den Krieg ziehen muß. Irgendein exotischer Ort namens Boise, Idaho.« Sie seufzte. »Ich schätze, es ist aus zwischen uns. Keine Ahnung, bestimmt ist alles meine Schuld. Ich bin eben ein ziemliches Miststück, das hast du ganz richtig erkannt.«

»Aber ein verflucht hübsches Miststück, und unter der harten Schale hast du ein gutes Herz.«

»Erzähl das bloß nicht herum. Es würde meinen Ruf ruinieren.«

Sie schwieg eine Weile.

»Wir haben gehört, daß du auch nicht mehr mit Miss O'Hara zusammen bist«, sagte sie dann.

»Die Leute in dieser Stadt reden viel zuviel«, stellte er mürrisch fest.

»Ach, wenn die Leute über dich tratschen, kann das nur eines von zwei Dingen bedeuten - daß sie dich entweder lieben oder hassen. Wir machen uns Sorgen um dich, Jordan. Niemand sollte allein sein. Vor allem, wenn er es nicht sein muß.«

In seinem Kopf läutete eine Alarmglocke. »Hör mal, Rue...«

»Keine Angst, Jordan, ich bin nicht hier, um dich aufzureißen. Nicht, daß ich völlig abgeneigt wäre, aber es geht momentan leider nicht.«

Er lächelte sie an. »Ein plötzliches Gebrechen?«

»Lach ruhig, aber ich meine das ernst. Livia hat sich in dich verliebt.«

Nun lachte er wirklich.

»Ehrlich! Sie ist total hinüber, dahingerafft, rettungslos verloren.«

»Ach, hör doch auf!«

»Na gut, aber behaupte hinterher nicht, ich hätte dir nichts gesagt. Und bitte, erzähl niemandem davon. Ich mußte versprechen, nichts zu verraten, aber ich finde, die Leute sollten in solchen Fällen voneinander wissen.«

»Dein Geheimnis ist bei mir sicher«, sagte er leise.

»Das heißt aber nicht, daß du nichts *unternehmen* sollst, um Himmels willen.«

»Was soll ich denn tun? Sie hat mir gegenüber nie auch nur angedeutet...«

»Das ist nicht ihre Art. Aber ich bin ihre beste Freundin, und sie vertraut mir Dinge an, die sie niemals offen herausposaunen würde. Du kannst mir in diesem Punkt ruhig glauben, Jordan. Ich hoffe nur, du bist klug genug, um zu wissen, was zu tun ist.«

Er sagte nichts.

»Schau einfach bei ihr vorbei. Ihr müßt ja nicht gleich miteinander ins Bett gehen, wartet ab, was geschieht. Zufällig weiß ich, daß sie heute abend zu Hause ist.«

Er schüttelte den Kopf. »Das wäre nicht richtig.«

»Wieso nicht? Magst du sie nicht?«

»Natürlich mag ich sie. Das ist ja genau das Problem.«

»Was für ein Problem? Glaubst du immer noch, ich würde mir das nur ausdenken? Zugegeben, es ist kaum vorstellbar, daß ein so wunderbarer Mensch wie sie sich in einen übellaunigen, unberechenbaren Dummkopf wie dich verheben könnte. Also gut, sie hat einen wunden Punkt... na und? Sie ist der absolut beste Mensch, den ich kenne. Du solltest dich glücklich schätzen, jemanden wie sie abzubekommen, und nun sieh dich

an, du merkst es nicht einmal, wenn das Glück an deine Tür klopft.«

Rue wirkte auf einmal sehr ungeduldig, kritzerte etwas auf einen kleinen Zettel und stopfte ihn Jordan in die Tasche. »So, verdammt, das ist *meine* Adresse. Jetzt geh zu Livia, und falls sie nicht total hin und weg ist, kannst du zurückkommen und es mit mir versuchen. Ein solches Angebot bekommt man nicht alle Tage, Jordan.«

Sie lächelte ihn betörend an. »Was habe ich da über fünf Shows an fünf Tagen gehört? Wieviel genau wäre denn für mich drin?«

Jordan stand an der offenen Tür und sah auf das schwarze Meer hinaus. Genaugenommen hatte er, was Livia anging, nicht die Wahrheit gesagt. Es war von vornherein etwas zwischen ihnen gewesen, seit jenem ersten Blick an dem Campingtisch.

Tage- und nächtelang hatten sie zusammengearbeitet, und immer war Livia über die Maßen bemüht gewesen, ihn nach Kräften zu unterstützen. Nun, da er es sich eingestand, verstärkte es nur seine Einsamkeit, anstatt sie zu lindern.

Der Tag war vorbei, der Strand inzwischen fast vollkommen in Dunkelheit gehüllt. Jordan fragte sich, wo Holly wohl sein mochte, und mußte immer wieder an die vielen Menschen denken, die sein Leben so grundlegend verändert hatten: Sie kamen vom Wasser herauf und marschierten wie bei einer kleinen Parade am Haus vorbei... Livia, Becky, Rue, Jimmy und Gus, Maitland und Harford und Kidd, Eastman und Stallworth und Hazel, sogar Poindexter und Barnet. Dann natürlich sein farbiges Ensemble: Eli, Rudo, Emily, Ali. Und Waldo, der Gute. Jordan überlegte, was alles bis nächsten Dienstag erledigt werden mußte; einerseits kam ihm die Zeit bis dahin unendlich kurz vor, andererseits schien der Tag noch in so weiter Ferne zu liegen. Dann flatterten aus der Finsternis die Seiten eines Skripts heran - nicht die des bislang ungeschriebenen Stücks, das bereits vollständig in seinem Kopf existierte, sondern die

der Buren-Episode, die unmittelbar vor der Ausstrahlung überarbeitet werden mußte.

Es würde nur auf die Stichworte ankommen. Was auch immer er tat, die Einsätze der Sprecher durften keinesfalls geändert werden.

Um elf Uhr schaltete er das Licht ein und brachte den ersten Entwurf des Bataan-Skripts zu Papier. Nach zwei anstrengenden Stunden hatte er die Rohfassung fertig und war zuversichtlich, die Arbeit am nächsten Tag abschließen zu können, sofern er früh genug damit anfing. Diese Aussicht war dermaßen zufriedenstellend, daß er hoffte, nun vielleicht etwas Schlaf finden zu können.

Um fünf Uhr morgens stand er wieder auf. Danach folgte die übliche Routine. Die Dusche, die Orange zum Frühstück, das Sammeln der Unterlagen, der Aufbruch zum Sender.

Auf dem Weg durch die Stadt beschlich ihn ein seltsames Gefühl. Die Straße nach Norden war menschenleer, und zu seiner Linken erhob sich das Harford-Gebäude wie eine dunkle Festung. An der Nordwand wölbten sich mehrere Sandhügel. Die Stelle sah verlassen aus, aber als Jordan sich auf gleicher Höhe befand, bemerkte er einen Wagen am Straßenrand. Das Seitenfenster war heruntergekurbelt, am Steuer saß ein Mann und rauchte.

»Guten Morgen, mein Junge. Auf dem Weg zur Arbeit?«

»Guten Morgen, Sheriff.«

»Ich habe mir schon gedacht, daß Sie vielleicht vorbeikommen würden.«

Der Sheriff stieg aus. »Na los, kommen Sie mit.«

Sie stapften durch den Sand bis zum Rand des Gebäudes, wo man unmittelbar an der Mauer eine gewaltige Grube ausgehoben hatte. Der Sheriff blieb stehen und drehte sich um.

»Es geht mir um das Geständnis des alten Mannes. Sie haben es als erste gehört - Sie und Miss O'Hara, die nun leider nicht mehr hier ist. Haben Sie es ihm geglaubt?«

»Es gab keinen Grund, daran zu zweifeln.«

»Mrs. Flack glaubt *nicht* daran. Wie ich gehört habe, hat sie sich am Wochenende zu einer regelrechten Nervensäge entwickelt. Sie meint, sie könne den alten Mann zu einer Änderung seiner Aussage bewegen, wenn er doch nur mit ihr sprechen würde.«

Jordan zuckte mit den Achseln.

»Sie möchte, daß ich Sie mit ihm reden lasse.«

»Ich habe mich damit einverstanden erklärt, obwohl ich nicht glaube, daß es viel nutzen wird.«

»Sie hat erwähnt, Sie wären ebenfalls von Mr. Griffins Unschuld überzeugt.«

»Ja, das habe ich zwar zu ihr gesagt, aber es ist nur so eine Ahnung. Ich kenne den Mann ja kaum.«

»Nun, es kann nicht schaden, oder? Falls es die arme Frau beruhigt, sehe ich keinen Grund, es ihr zu verweigern.« Der Sheriff ließ die Zigarette fallen und trat sie aus. »Aber ich muß zugeben, mein Junge, es sieht wie ein klarer Fall aus.«

Er schaltete eine Taschenlampe ein und leuchtete in die Grube. Dort unten ragte ein menschlicher Schädel halb aus dem Betonfundament. Neben dem skelettierten Gesicht konnte man die Überreste einer Offiziersmütze erkennen, gefolgt von weiteren Knochen. An den Rippen hingen Fragmente einer Uniform, darunter auch mehrere Ordensbänder, die von Kitcheiners glanzvollem Dienst im Auftrag der Krone zeugten. Danach zusätzliche Stoffetzen... offenbar die Hose, und schließlich eine halb freigelegte Schuhspitze.

Der Sheriff starrte ihn an. »Was ist los, mein Junge? Hat es Ihnen die Sprache verschlagen? Sagen Sie Mr. Flack guten Tag.«

An jenem Morgen kam Jordan kaum mit der Arbeit voran. Immer wieder mußte er an die Leiche in dem Fundament denken. Um elf hatte er erst zwei Szenen fertig, die zudem längst nicht so gut wie die anderen vier Stücke waren. Dann rief der Sheriff an und bat ihn zu kommen. Gegen Mittag würde ihn ein Wagen abholen.

Er stieg ein, als hätte er nichts zu befürchten. Als er das Gefängnis betrat, saß Pauline bereits in der Nähe des Schreibtisches auf einem Stuhl und sah klein und blaß aus. »Man hat March gefunden«, sagte sie. »Er lag genau an der Stelle, die Tom genannt hat.«

Er merkte ihr an, daß ihr Glaube an die Unschuld des alten Mannes erschüttert worden war. Gnffins Behauptung, er habe March ermordet, weil er es nicht mehr ertragen konnte, zu sehen, wie Pauhne von ihrem Mann gequält wurde, schien schlüssig zu sein. Jordan wußte, falls dieser Versuch fehlgeschlug, würde sie aufgeben.

Der Sheriff führte sie beide nach hinten in den verriegelten Zellenkorridor, berührte Pauhne am Arm und bedeutete ihr, keinen Laut von sich zu geben. Dann ging Jordan weiter bis zu der Zelle, während die anderen beiden zurückblieben.

»Mr. Griffin.«

Der Mann schlug die Augen auf. »Was machen Sie denn hier?«

»Man hat Mr. Flack gefunden.«

»Natürlich hat man das. Was haben Sie erwartet?«

»Er lag genau an der Stelle, die Sie genannt haben.«

»Selbstverständlich. Wenn man jemandem eine Kugel ins Herz schießt und dann eine Ladung Beton auf den Kopf schüttet, steht der Betreffende nicht so leicht wieder auf.«

»Ist es so abgelaufen?«

»Was wollen Sie? Warum sind Sie hier?«

Jordan fühlte sich plötzlich völlig befreit, als wären Pauline und der Sheriff weggegangen. Er konnte alles sagen, jede Frage stellen, und nichts davon würde seine eigenen Pläne

beeinträchtigen. »Ich bin hier, weil Mrs. Flack mich darum gebeten hat. Sie ist sehr unglücklich, und sie glaubt nicht, daß Sie der Täter gewesen sind.«

»Sie wird darüber hinwegkommen. Und irgendwann wird sie begreifen, weshalb ich es getan habe.«

»Sie weiß es jetzt schon. Sie versuchen, Pauline zu beschützen.«

Der alte Mann stand von der Pritsche auf. Er zitterte. »Das darf sie nicht sagen! Was ist los mit Ihnen? Habe ich nicht genau beschrieben, was passiert ist?«

Jordan wurde mutiger. »Sie behaupten, Mrs. Flacks Freund zu sein, aber Sie verursachen ihr großen Kummer. Falls Sie auf Ihrer Geschichte beharren, wird Pauline selbst ein Geständnis ablegen.«

»Nein! Das dürfen Sie nicht zulassen!«

»Ich kann sie nicht davon abhalten. Und mit irgendwelchen Lügen werden Sie ihr bestimmt nicht weiterhelfen.«

»Was ist mit Ihnen, sind Sie dämlich? Sie wissen, daß ich es war. Ich habe doch den *Fundort* der Leiche gekannt.«

»Man wird annehmen, Sie beide hätten den Mord gemeinsam begangen. Es sei denn, Sie rücken endlich mit der Wahrheit heraus.«

Der alte Mann kochte vor Wut. Mit einem Aufschrei sprang er auf Jordan zu und streckte die Arme durch die Gitter. Dann hielt schlagartig inne, und Jordan bemerkte, daß rechts neben ihm Pauline aufgetaucht war.

»Du solltest nicht hier sein«, sagte Griffin. »Das ist nicht richtig.«

»Tom, um *Gottes* willen, sag die Wahrheit. Ich habe March nicht umgebracht! Ich habe *nichts* zu verbergen! Wie soll ich ertragen, was du hier veranstaltest?«

Der alte Mann brach in Tränen aus. Jordan zog sich zu dem Sheriff zurück und ließ die beiden allein. Es dauerte eine Weile, aber schließlich erzählte Griffin die ganze Geschichte.

Am Tag der Kitchener-Show kam es zu einem furchtbaren Streit. Pauline platzte der Kragen, und sie schüttete March ein Glas Bier ins Gesicht. An jenem Abend blieb Griffin noch lange in der Stadt, zog durch mehrere Kneipen, trank Bier und spielte Flipper, um seinen Zorn abzureagieren.

Als er sich endlich auf den Heimweg machte, war es schon spät. Er kam an der Baustelle vorbei, wo Harfords neues Bürogebäude errichtet wurde. Zunächst dachte er nicht weiter darüber nach, aber die tiefe Grube blieb ihm im Gedächtnis haften.

Er befand sich irgendwo in den Dünen, als er die Schüsse hörte - lediglich ein gedämpfter Knall, gefolgt von einem weiteren, aber Griffin hatte im Krieg gekämpft und wußte sofort, worum es sich handelte. Es war eine bewölkte, windige Nacht. Die Böen aus Richtung Meer trugen die Geräusche bis ins Marschland. Außer dem roten Blinklicht des Sendemasts konnte Griffin kaum etwas erkennen, und er kam nur deswegen so gut voran, weil ihm die Wege vertraut waren.

Er hielt auf den Sender zu, und dort am Rand des Geländes fand er March Flack mit einer Kugel im Herzen und einer im Kopf. Von diesem Moment an konnte er nur noch an Pauline denken.

Er zog den Körper in die Dünen. Mitten in der Nacht brauchte er keine Entdeckung zu befürchten, aber bis Tagesanbruch mußte ihm etwas einfallen. Er dachte an Harfords Baustelle in drei Kilometern Entfernung; ein kräftiger junger Mann hätte es womöglich unter größter Anstrengung bis dorthin geschafft, aber er mit seinem kranken Bein sah kaum eine Chance. Dennoch brachte er soviel Kraft und Entschlossenheit auf wie schon seit vielen Jahren nicht mehr und zerrte die Leiche weiter.

Irgendwann fiel ihm ein, daß er zufällig gesehen hatte, wie ein Handwerker eine Schubkarre in den Geräteschuppen stellte. Er holte sie, und keine fünf Minuten später hatte er March, der sogar mit seiner stämmigen Statur Kitchener glich, hineingewuchtet und sich nach Osten aufgemacht.

Er wußte nicht, wie lange es dauerte, aber er mußte mindestens zwei Stunden lang geschoben, gezogen und geflucht haben, bis er endlich sein Ziel erreichte und March in der Grube ablud. Aus der Baubaracke stahl er einen Sack Zement, schüttete ihn über der Leiche aus und bedeckte die Stelle außerdem mit einer dünnen Schicht Sand.

Mehr konnte er nicht tun. Falls man den Toten fand, würde Tom sich schuldig bekennen und Pauline die Qualen der Haft ersparen.

Doch er hatte Glück. Der Sheriff ließ sich mit den Ermittlungen Zeit und leitete erst nach einer vollen Woche eine umfassende Suchaktion ein. Bis dahin lag March Flack längst im gegossenen Fundament begraben.

Deshalb war der Spürhund immer wieder zu dem Schuppen zurückgekehrt. Auch dann hätte der Sheriff eventuell noch Blutspuren an der Schubkarre feststellen können, aber er glaubte seinem eigenen Hund nicht, als der ständig den Sendemast anheulte. Der Fall wurde offiziell zu den Akten gelegt.

11.

Der Rest des Tages verlief etwas besser. Um siebzehn Uhr war Jordan mit dem Skript fertig, und obwohl es ihm noch immer wie eine zweitklassige Arbeit vorkam, hatte er es wenigstens komplett zu Papier gebracht. Als er sein Büro verließ, stand Becky vor ihm.

»Kidd möchte, daß Sie sich dies hier anschauen, bevor Sie gehen. Wir haben heute morgen davon erfahren und jemanden in die Stadt geschickt, um es zu besorgen.«

Es war die Radiosparte der *Times*: ein halbes Dutzend kurzer Meldungen von ein und demselben Verfasser sowie ein größerer Artikel mit fettgedruckter schwarzer Überschrift.

WER IST JORDAN TEN EYCK?

von Gerald Marshall Palmer

Damit war klar, was folgen würde. Unten an der Küste von New Jersey sei beim Sender WHAR ein geheimnisvoller, aber durchaus talentierter Mann aufgetaucht, um den Hörern freitagabends ein verlockendes Rundfunkmenü zu kredenzen. Ten Eyck, der offenbar keinerlei Branchenerfahrung besaß, habe zunächst Überleitungstexte geschrieben, bis man vor einigen Wochen seine große Begabung für dramatische Stoffe entdeckte. Nun, nach einer spektakulären Kriegsanleihen-Show und einem halben Dutzend Neger-Stücken, habe dieser unbekannte Wunderknabe für die unmittelbare Zukunft angeblich noch größere, aufsehenerregendere Konzepte abgeliefert, darunter eine halbstündige wöchentliche Serie in der Tradition von *One Man's Family* sowie einige Sonderprojekte, die womöglich schon nächste Woche gesendet würden.

Jordan überflog den Rest und las den letzten Absatz laut. »Dieser Mann existiert wirklich, ist aber bislang nicht zu einem Interview bereit. Es heißt, er habe Vorjahren einen Roman veröffentlicht, aber dem Buchkritiker der *Times* ist sein Name kein Begriff, und sogar in dem riesigen Bestand der New York Public Library ließ der Titel sich nicht aufspüren. Wir bleiben am Ball.«

»Das bedeutet, er wird weitere Nachforschungen anstellen«, sagte Becky achselzuckend. »Es dürfte Ihnen nicht gelingen, ihm ewig aus dem Weg zu gehen.«

»Ja, das wird mir auch allmählich klar.«

»Ich weiß, daß es Ihnen nicht gefällt, aber für unsere Eröffnungswoche könnten wir uns keine bessere Werbung wünschen. Die Leute sind ganz wild auf Geheimnisse, und Kidd möchte das ausnutzen. Aus diesem Grund würde er Palmer gern Kopien der Lagergeschichten schicken, damit wir am nächsten Sonntag eine noch viel größere Story bekommen.«

Jordan dachte darüber nach, während sie den Flur entlanggingen. Eigentlich war es ohne Belang. »Lassen wir

Palmer einen Blick auf das erste Skript und auf das Stück über die Nisei werfen. Das dürfte ausreichen, um ihn neugierig zu machen.«

»Oh, Sie sind ein echter Schatz! Vielleicht ist dies der richtige Zeitpunkt, um noch eine Bitte zu äußern... Wie wäre es, wenn Sie ihm *doch* ein Interview geben würden, Jordan? Falls es Ihnen gelingt, ihn auf unsere Seite zu ziehen, kann er eine Menge für uns tun.«

Er lächelte sie an, plötzlich ein Muster an Großmut. »Na gut, ich werde mit dem Mann reden. Aber erst im Anschluß an die Serie. Sagen Sie Mr. Palmer, es wäre mir ein Vergnügen, ihn am Freitag nächster Woche zu Tode zu langweilen.«

Nun kamen die schwierigen, wirklich einsamen Stunden, die so ganz anders waren als die ungestörten Arbeitsphasen, die Becky ihm beim Sender ermöglichte. Im Büro konnte er sich abschotten, solange er dies wünschte, aber er wußte stets, daß nur wenige Schritte entfernt andere Menschen waren. Jetzt aber mußte er in ein leeres Haus zurückkehren, irgendwie den Abend überstehen, zumindest ein paar Stunden schlafen und morgen wieder von vorn beginnen. Noch sieben weitere Tage.

Auf dem Parkplatz traf er Stoner und Maitland, die bei Stoners Pickup standen und sich angeregt unterhielten. Maitland hatte das Andersonville-Skript erhalten und Stoner soeben vorgeschwärmt, wie großartig es sei und wie geehrt er sich fühle, dabei Regie zu führen. Doch Jordan empfand eine seltsame Distanz, als hätte jemand anders den Text geschrieben.

Die beiden hofften, demnächst ein weiteres Treffen der Rechtschaffenen organisieren zu können, wieder draußen am Strand, sobald die Serie vorbei war. Stoner gab zu bedenken, daß sich mittlerweile kaum ein Abend mehr finden dürfte, an dem alle Zeit hatten, aber Maitland blieb hartnäckig. Sie sollten diese Zusammenkünfte keineswegs einschlafen lassen, dafür seien sie viel zu wichtig; noch nie habe er so viel rohe kreative Energie erlebt, und all ihre gegenwärtigen Projekte ließen sich letztlich auf jenen ersten Abend zurückführen. Stoner schlug

einen Sonntagnachmittag in zwei Wochen vor. Jordan stimmte zu. »Sonntag in zwei Wochen paßt mir gut, GUS. Geben Sie mir Bescheid, und ich komme.«

12.

Die Sondersitzung der Belegschaft wurde für Mittwochmorgen um sieben Uhr einberufen. Der gesamte kreative Stab war anwesend, und aus New York war auf Beckys Einladung ein halbes Dutzend Schauspieler angereist. Sie verteilte Kopien der vier fertigen Skripts, und eine Stunde lang wurde kein Wort mehr gesprochen, weil alle die Texte lasen. Um acht Uhr kam Kidd herein und übernahm die Leitung der Versammlung.

»Sie alle wissen nun, was wir vorhaben. In diesen vier Stücken treten siebenunddreißig Figuren auf, ein fünftes Skript folgt noch, und sämtliche Rollen müssen bis übermorgen besetzt sein. Die genaue Zuordnung wird im Rahmen der Hörproben geregelt, mit zwei Ausnahmen. Die Hauptrollen für das Japaner-Stück am Donnerstag wurden bereits an Rick Gary und Susan Daniels vergeben. Beide kennen sich sehr gut mit dem japanischen Akzent aus und haben begeistert zugesagt.«

Hazel meldete sich wütend zu Wort. »Wie kann es sein, daß Gary und Daniels das Skript früher als wir anderen zu Gesicht bekommen haben?«

»Ich habe es ihnen gestern abend am Telefon vorgelesen«, erklärte Becky.

»Es muß toll sein, für dermaßen wichtig erachtet zu werden. Ich hätte gern an der Hörprobe für die japanische Ehefrau teilgenommen«, sagte Hazel.

»Tut mir leid, aber in diesem Fall war das nicht möglich. Falls wir mehr Zeit hätten, würde ich jedermann für die Rolle vorsprechen lassen, einschließlich unserer Telefonistin. Aber

ich kann von einer Darstellerin wie Susan Daniels nicht verlangen, auf gut Glück herzukommen. Wir haben ihr schon einmal eine Absage erteilt. Falls wir es noch mal tun, wird sie vermutlich niemals hier arbeiten wollen.«

»Warum bewerben Sie sich nicht für die Schwester in dem Buren-Stück?« fragte Becky.

»Warum halten Sie nicht die Klappe, meine Liebe? Mit Ihnen habe ich nicht geredet. Sie mögen sich ja als neue Produzentin unglaublich wichtig vorkommen, Herzchen, aber ich weiß, was ich kann. Mir braucht niemand zu erzählen, für welche Rollen ich mich eigne.«

»Ganz recht, ich bin die Produzentin, Hazel, und ich sage Ihnen, daß diese beiden Rollen nicht zur Disposition stehen. Falls Sie an dem Buren-Stück interessiert sind, werden Sie dort bestimmt erstklassige Arbeit leisten.«

»Nein, die Rolle will ich nicht.«

Eastman, der auf der anderen Seite des Raums stand, seufzte

laut. Stallworth räusperte sich. »Bin ich denn der einzige, dem diese Reihe Kopfzerbrechen bereitet? Die Buren-Folge untergräbt ganz eindeutig unsere Kriegsanstrengungen, und was dieses Japaner-Stück anbelangt... Tut mir leid, Jordan, aber ich halte es für eine gottverdammte Schande. Es wundert mich, daß Gary und Daniels für ein solch antiamerikanisches Machwerk ihren guten Ruf riskieren.«

Kidd kam Jordan mit der Antwort zuvor. »Das Stück ist nicht antiamerikanisch, Mr. Stallworth, ganz im Gegenteil. Diese Japaner sind immerhin amerikanische Staatsbürger, und kaum jemand tritt für ihre Rechte ein. Susan Daniels ist eine der prominentesten Kritikerinnen dieser Umsiedlungspolitik. Wie Sie sich vielleicht erinnern, hat sie erst letzten Monat einen entsprechenden Brief an die *Times* geschrieben.«

»Falls sie beruflichen Selbstmord begehen möchte, ist das ihre Sache. Aber ich mußte mich zu Wort melden, denn ich glaube, wir schlagen hier eine sehr bedenkliche Richtung ein.«

»Mr. Harford ist bereit, das Risiko einzugehen. MISS Daniels ebenfalls. Wer anderer Meinung ist, braucht nicht an der Produktion mitzuwirken. Wir werden es niemandem verübeln.«

Becky hatte die New Yorker Schauspieler schon im Vorfeld entsprechend ausgewählt, und so verließ am Ende nur Stallworth den Raum.

»Heute vormittag kommen noch ein paar weitere Leute hinzu«, sagte Becky.

»Gut«, sagte Kidd. »Sobald sie da sind, sollen sie gleich zu uns stoßen.« Er wandte sich an die Gruppe. »Die Hörproben für das erste Skript fangen sofort an. Solange Mr. ten Eyck das letzte Stück noch nicht fertiggestellt hat, wird Miss Hart die Leitung übernehmen. Wann würden Sie sich gern mit dem Ensemble treffen, Jordan?«

»Heute abend.«

»Diejenigen unter Ihnen, die von Miss Hart ausgewählt werden, finden sich bitte um neunzehn Uhr wieder hier ein. Wer Interesse an dem Andersonville-Skript hat, sollte sich mit Mr. Maitland absprechen. Die Proben für die Buren-Episode beginnen im Anschluß an die Mittagspause, wiederum unter der Aufsicht von Miss Hart.«

13.

Im Laufe des Vormittags schrieb Jordan das Bataan-Skript noch zweimal um. Dann nahm er sich ein weiteres Mal das Buren-Stück vor und fing an, sich am Rand Notizen zu machen.

Das Mittagessen nahm er gemeinsam mit Livia und Stoner ein. Sie gönnten sich nur eine knappe Pause, so daß Jordan in weniger als einer Stunde wieder am Schreibtisch sitzen würde. Zwischendurch gesellte Becky sich kurz zu ihnen, brach aber bald wieder auf, um sich mit dem Buren-Ensemble zu treffen.

Stoner verschwand wenige Minuten später. Alle hatten es eilig. Livia würde bis in den späten Abend an den Effekten für die Polen-Show arbeiten. »Ich würde heute gern an der Besprechung teilnehmen, sofern du nichts dagegen hast.«

»Sehr gern. Deine Einschätzung ist mir sehr wichtig.«

Sie lachte unbekümmert, aber ihre Wangen waren rot. »Bei Gelegenheit möchte ich mich gern einmal privat mit dir unterhalten, Jordan«, sagte sie. »Wenn du ein wenig Zeit hast.«

»Ja, das sollten wir unbedingt tun.«

Diese Lüge würde ihn lange verfolgen. Schon am ersten Tag kam sie ihm zu den merkwürdigsten Anlässen wieder in den Sinn.

Er überarbeitete ein letztes Mal das Bataan-Skript, war um fünfzehn Uhr damit fertig und schickte es Kidd zur Lektüre. Es war nicht so kraftvoll wie das Eröffnungsstück, doch immerhin verfolgte es auch ein anderes Ziel, sollte eher inspirieren als aufschrecken. Zwischen den Zeilen schimmerten sowohl sein alter Freund Tom als auch die quälende Sehnsucht nach Holly durch. Es überraschte ihn nicht, als Kidd anrief und sagte, diese Episode gefalle ihm am besten.

Schließlich wurde sie vervielfältigt... und somit waren alle Texte sendefertig, mit einer kleinen Ausnahme.

Um sechzehn Uhr schlich Jordan sich ins Studio und nahm in einer der hinteren Reihen Platz. Becky bemerkte ihn sofort, aber er bedeutete ihr, sie solle fortfahren, und nach einer Weile hatte sie ihn wieder vergessen und leitete die Probe mit Selbstvertrauen und Autorität. Rue stand am Mikrofon und las die Rolle des leidgeprüften Burenmädchen. Einer der New Yorker Darsteller hatte den Part ihres Bruders übernommen, und auch darüber hinaus befanden sich ein paar neue Gesichter in der Gruppe. Aus der Stadt waren inzwischen weitere Schauspieler eingetroffen: Rick Gary hatte ihnen ein kleines Mädchen geschickt, das jünger als Rue aussah und in der Rückblende ganz hervorragend als ihre Mutter fungierte. Sie hieß Jane Shoemaker und mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um das Mikrofon zu erreichen. Sie klang recht

mütterlich, beherrschte außerdem Niederländisch, was für die hiesigen Zwecke als Afnkaans durchgehen konnte, und sollte die einleitenden Worte Margarets sprechen, bevor die Überblendung auf Rue und ins Englische erfolgen würde.

Zufrieden verfolgte Jordan noch einen weiteren Durchlauf der Probe und überließ Becky sowohl die gesamte Leitung als auch die Zuordnung der einzelnen Rollen. Beim Abendessen erzählte sie ihm von der vormittäglichen Hörprobe für das Hitler-Stück. »Für den Part der Bela hatte ich extra zwei Schauspielerinnen aus New York herkommen lassen. Dann tauchte Hazel auf, und ich ließ sie ebenfalls vorsprechen. Sie hat eine so grandiose Leistung abgeliefert, daß ich gar nicht anders konnte, als sie zu engagieren. Daher wird sie heute abend dabeisein. Ich weiß, daß die Arbeit mit ihr furchtbar anstrengend ist, tut mir leid, aber es mußte sein, also schimpfen Sie mit mir, oder jagen mich meinetwegen mit einem Knüppel vom Hof.«

Jordan lachte und sagte, er würde schon mit Hazel klarkommen.

Auf dem Rückweg zum Sender war Becky regelrecht übermütig. »O Mann, wie ich das liebel Vor mir aus könnte das noch die ganze Nacht und morgen den ganzen Tag und danach noch das ganze Wochenende so weitergehen!«

»Vielleicht wird es das.«

Aber die Probe verlief absolut glatt. Hazel zeigte sich von ihrer besten Seite, und auch die Leute aus New York hinterließen einen guten Eindruck. Jordan sah von der ersten Reihe aus zu. Livia saß neben ihm, gab hin und wieder einen Kommentar ab und machte sich in ihrem Skript Notizen. Zylla hatte bereits die Musikuntermalung im Kopf. Er saß auf Liviias anderer Seite, summte vor sich hin, während die anderen lasen, und brach an einem Punkt sogar in lautstarken Gesang aus, worauf die Darsteller innehielten und ihm lachend Beifall spendeten. Am Ende waren alle froh über die erbrachte Leistung, und Jordan lud die ganze Truppe in eine Bar ein und bezahlte die erste Runde.

Wo war nur die Zeit geblieben? Auf einmal brach der nächste Tag an, abermals voller Herausforderungen. Unterwegs kam Jordan an der Grube vorbei, wo man mit Hilfe eines Archäologen von der Universität vorsichtig March Flacks Überreste aus dem Fundament holte. Dreißig Minuten später tauchte Jordan wieder in seine Welt ein. Becky war allgegenwärtig, verschwand abends als letzte und kam morgens als erste in den Sender. Sie verkrochen sich zusammen in ihrem Büro und gingen die Details jedes einzelnen Stücks durch - die bereits zugewiesenen Rollen, die Schauspieler, die noch einmal vorsprechen würden, eine Reihe neuer Textänderungen, den Klang bestimmter Worte und die Musik, die sie fast wirklich zu hören glaubten, während sie dort in dem kleinen Raum arbeiteten. Dann drangen echte Geräusche an ihre Ohren: die Schritte der Ensemblemitglieder, die auf den Korridor und in das große Studio einbogen. Es würde ein randvoller Tag werden, hektisch und ohne Pausen. Um acht Uhr standen weitere Rollenproben des Nazi-Skripts auf dem Programm, um neun die erste komplette Lesung mit allen Beteiligten, um elf das gleiche für das Buren-Stück; den Ni-sei würden sie sich später am Nachmittag und am Abend widmen. Irgendwo anders arbeitete in diesem Moment Maitland mit seinem Andersonville-Ensemble und machte sich erste Gedanken über Bataan. So und nicht anders. So war das Leben beim Radio.

14.

Freitag. Jordans bislang arbeitsreichster Tag. Den ganzen Morgen machte er sich Gedanken um die Besetzung der Nisei-Episode. Sie mußte echt wirken, obwohl er selbst nicht mehr dasein würde, um es mitzuerleben. Dann fingen endlich die Lesungen an. Jordan überlegte genau, für wen er sich entscheiden sollte, denn das Stück war ihm ebenso wichtig wie

die anderen, bei denen er tatsächlich Regie führen würde. Er wollte jede Rolle im Kontext hören, nicht nur die fragmentarischen Beispieldialoge, die ansonsten bei Hörproben üblich waren. Zunächst konnte Jane Shoemaker für Susan Daniels einspringen und lieferte als japanische Ehefrau eine gute Leistung ab. Aber sie würde um dreizehn Uhr nach New York abreisen und dort andere Auftritte absolvieren müssen. Erst am Dienstag, dem Tag der Buren-Show, durfte man sie zurückerobern.

Gegen Mittag trafen die Neger ein. Sie verharren an der Tür und waren überrascht, das Studio voller Leute und hell erleuchtet vorzufinden. Jordan winkte sie herein. Sie nahmen gemeinsam am Rand Platz und beobachteten das Geschehen mit den verzückten Augen einer Gruppe Schaulustiger bei einem öffentlichen Feuerwerk. Er sagte ihnen, er müsse noch einige Schauspieler anhören, was ein oder zwei weitere Stunden dauern könne, aber ihnen bliebe danach noch ausreichend Zeit für die Vorbereitung der Abendsendung.

Dennoch war es ein echter Verlust, als Jane Shoemaker aufbrach. Becky, der es wohl niemals gelingen würde, Sarah Bernhardt in den Schatten zu stellen, wollte den Text der Ehefrau mit flacher Stimme von ihrem Tisch aus lesen. Aber als Jordan sich an der Soundstage umwandte, fiel sein Blick auf das Gesicht der einzigen echten Schauspielerin im Raum. Ali Marek saß zehn Reihen entfernt und ließ ihn nicht aus den Augen. Ohne lange darüber nachzudenken, trat Jordan einen Schritt vor und rief sie zu sich.

Sie kam sofort. Natürlich war sie einverstanden, was auch immer er von ihr verlangte. Hätte er sie gebeten, wie ein Reptil bäuchlings auf die Soundstage zu kriechen, hätte sie es getan. Dann beugte sie sich zu ihm, flüsterte etwas und hielt das Mikrofon dabei mit der Hand zu. Er schüttelte den Kopf. »Stellen Sie sich die Frau nicht als Japanerin vor, sondern als verzweifelte Amerikanerin. Und es gibt zehn Dollar dafür, genau wie für unsere Sendung.«

Sie mußte lächeln. Als sie mit der Lesung anfing, betrat Palmer von der *Times* den Raum und setzte sich in die

hinterste Reihe. Ali sah ihn nicht, denn sie war vollständig auf den Text konzentriert und mit den Augen immer schon zwei Zeilen weiter als mit der Stimme.

»Sie klingen gut«, sagte Jordan. »Machen Sie weiter, und wenn sie soweit sind, fügen sie einen leichten japanischen Akzent hinzu.«

Schon der erste Versuch gelang fast hundertprozentig.

»Prima«, sagte Jordan. Mit ein wenig Anleitung würde Ali in dieser Rolle auch auf Sendung bestehen können. Er wandte sich an Becky. »Rufen Sie den nächsten Schauspieler herein, und fangen Sie oben auf Seite sechs an.«

Ein schmaler, etwa vierzigjähriger Mann mit schütterem Haar trat ein. Er wirkte erstaunt, am gegenüberliegenden Mikrofon eine tiefschwarze Frau zu erblicken, aber er folgte ruhig Beckys Anweisungen und schlug die verlangte Seite seines Manuskriptes auf. Er sprach für die Rolle eines Wärters im Lager vor. Seine äußere Erscheinung wirkte für die Szene genauso unpassend wie Alis dunkle Hautfarbe, aber er hatte, worauf es ankam: eine tiefe, forschere Stimme, die so gar nicht seinem hageren Gesicht entsprach. Palmer machte sich unterdessen hastige Notizen. So, jetzt bin ich dran, dachte Jordan; er hat Blut geleckt und wird nicht aufgeben, bis er mich für seine Zeitung festnageln kann. Aber Palmer kam nicht auf ihn zu. Ihre Blicke trafen sich nur gelegentlich, und nach einer Weile betrachtete Jordan ihn als eine Art zweiten Harford. Ein ständiger Begleiter, ein Beobachter aus der Ferne.

Bis sechzehn Uhr hatten sie die Nebenrollen des Nisei-Stücks besetzt, und die farbige Belegschaft fing mit der Vorbereitung der abendlichen *Freedom-Show* an. Palmer rührte sich nicht von der Stelle - der Kerl mußte Nieren aus Stahl haben, daß er es so lange dort aushielt. Was auch immer Jordan sagte, ob er nun Eli eine erklärende Anweisung gab oder Emily gut zuredete, er wußte, Palmer würde es mitschreiben. Sein Selbstbewußtsein war stark wie nie zuvor; er hatte keinerlei Zweifel, weder am Inhalt noch am Erfolg der Farbigen-Show. Die erste

Lesung verlief schnell und glatt. Alle kannten ihren Text; sie hatten die Rollen bereits im Verlauf der Woche in New York einstudiert. Eli klang diesmal sehr viel kraftvoller und gleichmäßiger und wagte es sogar, einige Verbesserungen am Skript vorzuschlagen.

»Versuchen wir es mal mit Ihrer Variante und hören uns an, wie sie klingt«, sagte Jordan. Nach diesem zweiten Anlauf entschied Eli sich aus eigenem Ermessen doch lieber wieder für die ursprüngliche Version.

Dann folgte die Generalprobe mit vollem Orchester und Geräuschen, eine Stunde danach die eigentliche Sendung. Palmer blieb die ganze Zeit an seinem Platz. Irgendwann im Verlauf des abschließenden Blutbads, als die Schwarzen bei ihrem Ansturm am Strand niedergemetzelt wurden, sahen er und Jordan sich in die Augen. Keiner wandte den Blick ab, bis die Musik ertönte und die Show zu Ende ging. In dem nachfolgenden Getümmel schaute Jordan kurz zur Seite, und als er sich wieder umwandte, war Palmer verschwunden.

An der Telefontafel in der dunklen Lobby blinkten, als alles vorbei war, sämtliche Lichter. »He, Jordan, sehen Sie, was hier los ist? Möchten Sie vielleicht ein paar der Anrufe entgegennehmen?«

»Sehr komisch, MISS Hart. Ich habe mich heute schon genug gequält.«

Sie wollte ihn zu einem Drink einladen, aber er bat darum, es auf einen anderen Tag zu verschieben. Er mußte heute abend noch etwas erledigen. Die wichtigste Angelegenheit von allen.

15.

Wie schreibt man ein Skript um, ohne die Stichworte anzutasten? Wie kann man mit nur minimalen Veränderungen trotzdem verheerenden Schaden anrichten? Es muß sein wie

ein Schlagloch in einer Straße oder ein vorbeihuschendes Gespenst, so daß sogar die beteiligten Darsteller erst hinterher nachvollziehen können, daß der Text genau das Gegenteil von dem aussagt, was sie einstudiert haben.

Wie schafft man das und wahrt dennoch die künstlerische Integrität des Stücks? Man darf es nicht zerbrechen, sondern nur leicht biegen - je realistischer es ist, desto mehr wird es weh tun. Derjenige, der es selbst erlebt hat und jedes einzelne Wort kennt, wird vor Wut außer sich sein. Genau wie an jenem Abend vor sechs Jahren, nur daß diesmal ich es bin, auf den er losgehen wird.

Jordan rechnete mit einer langen Nacht, aber das Skript beantwortete die Fragen von selbst. Margaret, die Zwillingschwester des Verfassers, würde den Mann am tiefsten treffen können.

Die erste Änderung nahm Jordan auf Seite drei vor.

MARGARET: Ich habe mich in einen britischen Soldaten verliebt.

Eine englische Kompanie hatte einen Monat lang auf der Farm Quartier bezogen. Niemand ist gegen seine Gefühle gefeit, und manchmal geschehen die unwahrscheinlichsten Dinge. Das hier brauchte nicht dem prüfenden Blick eines Historikers standzuhalten, es mußte nur echt klingen.

MARGARET: Ich habe sie alle betrogen... Mama, Poppy, Jan, Lar. Wenn er bei mir war, konnte ich an nichts anderes mehr denken.

Der Afrikaans-Teil zur Eröffnung würde wegfallen und sie von vornherein englisch sprechen. Dann, kurz vor dem Ende, noch eine Änderung bei Kruin, dem alten Farbigen.

Margaret wurde nicht vergewaltigt. Es gab keine abtrünnige britische Einheit. Die Schwangerschaft resultierte aus Margarets freier Entscheidung. Ihr britischer Soldat war ein Ehrenmann. Er liebte sie. Versprach, sie nach dem Krieg zu sich zu holen, und erfuhr weder von dem Kind noch von ihrem weiteren Schicksal.

Es dauerte nur ein paar Minuten und erwies sich als die einfachste Überarbeitung in der Geschichte des Radios.

Die neuen Textzeilen entsprachen im Umfang exakt den dafür gestrichenen Passagen. Alles war genauso und doch komplett verändert; das allermeiste war intakt geblieben. Die Einsätze des Orchesters und der Geräusche würden während der Proben zu den gleichen Zeitpunkten erfolgen wie während der Sendung.

Jordan schaltete das Licht aus und ging zu Bett.

Bei Tagesanbruch schlug er die Augen auf und versank für lange Zeit tief in Gedanken. Nach einer Weile stieg ein Bild vor ihm auf. Es war Carnahan, der vor dem Postamt stand, mit einer Hand zum Abschied winkte und in der anderen seinen Hut hielt. An jenem Tag hatte er mit Livia und den Kindern ein Picknick veranstaltet. Er wollte noch etwas abschicken.

Dulaney setzte sich auf. Er war schlagartig hellwach.

Wo war das Päckchen geblieben?

Carnahan stieg aus dem Wagen. In diesem Moment sah er die Schroeders, die hinter ihnen auf den Parkplatz des Postamts einbogen. Als er kurz darauf Livia nachwinkte, hielt er in keiner seiner Hände ein Päckchen.

Er hatte es in ihrem Wagen gelassen.

16.

Es war halb sieben. Livia kam in einem dünnen Bademantel zur Tür und sah noch sehr verschlafen aus. Ihr Haar stand wild und ungebürstet in alle Richtungen ab, doch sogar um diese Zeit freute sie sich, ihn zu sehen. Das würde sich gleich ändern.

Sie ging zurück ins Haus und schloß die Tür zum Schlafzimmer ihrer Söhne. Als sie das Kaffeewasser aufsetzte, beschlich sie bereits ein erster Verdacht.

»Ich habe so eine Ahnung, daß dies hier kein Freundschaftsbesuch ist.«

»Richtig«, sagte Jordan. »Ich möchte mit dir noch einmal über Carnahan sprechen.«

Die Freude über seinen Besuch verflüchtigte sich rasch.

»Was willst du?... Es ist doch längst alles gesagt.«

»Ich habe über dieses Päckchen nachgedacht. Genaugenommen habe ich sogar davon geträumt.«

Sie fragte nicht, welches Päckchen er meinte. Dann schenkte sie ihm einen Kaffee ein, nahm gegenüber am Tisch Platz und sah ihn an, als hätten sie sich noch nie getroffen.

»Das Päckchen, das er an jenem Tag bei sich hatte, war für mich bestimmt.«

Sie sagte nichts.

»Er hat es im Wagen gelassen. Er hat die Schroeders hinter euch bemerkt und mußte sich innerhalb weniger Sekunden entscheiden. Ich glaube, der Ernst der Situation war ihm trotzdem nicht vollständig bewußt. Er hat vermutlich geglaubt, er könne die beiden hinhalten und das Päckchen später am Abend bei dir abholen.«

»Das alles klingt ziemlich konfus, Jordan. Ich weiß wirklich nicht, wovon du da redest.«

Er beugte sich vor und sah ihr ruhig in die Augen. »Ich heiße nicht Jordan.«

Sie starrte ihn an. Dann schüttelte sie verärgert den Kopf.

»Ich habe mir den Namen Jordan ten Eyck ausgedacht, als ich zum erstenmal in die Stadt kam.«

»Na, das ist ja großartig. Alles ist gelogen. Wunderbar.«

»Was ich dir über Carnahan und mich erzählt habe, ist die Wahrheit.«

»Woher soll ich das wissen? Ich weiß ja nicht mal, wer du bist.«

»Doch, du weißt, daß ich die Wahrheit sage, und dir wird langsam klar, wie mein Name lautet.«

»Hältst du mich für eine Hellseherin?«

»Ich glaube, der Name stand auf dem Päckchen.«

Es verging ein Moment.

»Also, wie heißt du tatsächlich?«

»Jack Dulaney.«

»Das behauptest du. Aber du hast uns seit deiner Ankunft belogen. Wieso sollte ich dir jetzt vertrauen?«

Plötzlich wußte er, was er ihr erzählen mußte. »Miss O'Hara ist Carnahans Tochter. Vor drei Jahren in New York waren wir alle gute Freunde. Die beiden stammen aus Sadler, Pennsylvania. Holly ist auf der Suche nach ihrem Vater hergekommen... weil sie glaubte, man habe ihn umgebracht.«

Livia wurde blaß vor Schreck. »Also ist er nicht einfach nur verschwunden?«

»Nein.«

»Warum hat sie nicht mit mir geredet? Warum hat sie mir nicht verraten, wer sie ist?«

»Sie ist eine komplizierte Frau.« Dann erinnerte er sie an den letzten Heiligabend. »An dem Tag hat sie mit dir gesprochen. Du hast sie hineingebeten, aber sie wollte nicht. Sie stand draußen in der Kälte und hat euch bei eurer Weihnachtsfeier beobachtet.«

»Mein Gott, das war seine Tochter? Holly O'Hara ist seine Tochter?«

Er nickte.

»Ich habe seitdem bestimmt hundertmal an diese Frau gedacht. Ich konnte kaum ihr Gesicht erkennen, aber da war etwas zwischen uns, das konnte ich spüren. Und sie schien so furchtbar einsam zu sein. Sie ging mir einfach nicht aus dem

Kopf.« Livia erschauderte. »Ich möchte mit ihr reden. Wo ist sie jetzt?«

»Ich wünschte, ich wüßte es.«

Er ließ einige Momente vergehen, bevor er ruhig und mit sorgsam gewählten Worten fortfuhr. »Hör zu, Livia, und benutz bitte das gesunde Urteilsvermögen, das ich an dir so zu schätzen gelernt habe. Was auch immer sich in diesem Päckchen befindet, stellt für eine gewisse Person eine tödliche Bedrohung dar. Es sind schon vier Menschen deswegen ermordet worden. Solange es sich in deinem Besitz befindet, bist du und sind womöglich auch deine Kinder in großer Gefahr.«

»O Gott!« Sie erschauderte ein weiteres Mal. Als sie weitersprach, war ihre Stimme voller Angst und Zorn. »Wer bist du? Mein Gott, wer *bist* du?«

»Ich bin lediglich ein Mensch wie du. Ein Freund auf der Suche nach Antworten.«

»Bist du ein Bulle?«

Er schüttelte den Kopf und lachte bekümmert auf.

Sie blieb lange stumm.

»Er ist tot, nicht wahr? Sie hatte recht. Er ist tot.«

Jack nickte.

Livia begann zu weinen.

»Frag bitte nicht weiter«, sagte er. »Ich werde versuchen, dir später mehr zu erzählen, falls möglich.«

Sie wandte sich unter Tränen von ihm ab. »Mein Gott, sie haben ihn *umgebracht!*« Sie stand auf, ging zum Spülbecken und starre hinaus auf die Dünen.

»Livia, hilf mir. Ich brauche dieses Päckchen.«

Abermals ein Moment Stille. Sie schien ihn nicht gehört zu haben. Dann ging sie vom Fenster weg, schenkte sich selbst etwas Kaffee ein und ließ die dampfende Tasse dort am Spülbecken stehen. Sie setzte sich wieder und schwieg für eine weitere Minute.

»Livia?«

Ihr Blick zuckte hoch, und sie sah Jack ins Gesicht. »Nach unserem letzten Gespräch war mir irgendwie unwohl zumute, so als wäre mir eine schwarze Katze über den Weg gelaufen. Als ich an jenem Abend nach Hause kam, habe ich es aus dem Schrank geholt. Es hatte mehr als sechs Monate ungeöffnet da drinnen gelegen, und auf einmal, ich weiß auch nicht warum, wollte ich es nicht mehr im Haus haben.« Sie schniefte. »Vielleicht bin ich ja doch eine Hellseherin.«

Sie schaute zur Seite, entdeckte ihre Kaffeetasse, ging hin, um sie zu holen, und verharrte einen Moment, ohne zu trinken.

»Ich wußte nicht, was ich tun sollte«, sagte sie. »Ich konnte es nicht einfach wegwerfen. Lange Zeit habe ich bloß dagesessen und es angestarrt. Dann habe ich es aufgemacht.«

Sie kehrte zum Tisch zurück und setzte sich. »Es war nicht viel, aber es hat gereicht, um mir Angst einzujagen. Ein paar nicht entwickelte Filmrollen. Ein kurzer Brief. Eine Aufnahmeplatte.«

»Was stand in dem Brief?«

»Er hat eines Abends im Sendergebäude zufällig jemanden deutsch sprechen gehört. Es war keine Probe für ein Stück, sondern eine echte Unterhaltung, ein längeres Gespräch zwischen drei Leuten. Ich mußte sofort an die Schroeders denken, aber wer war die dritte Person? Es gelang ihm, das Aufzeichnungsgerät in Gang zu setzen und einen Teil der Unterredung auf dieser Platte festzuhalten.«

»Die Namen der Leute hat er nicht genannt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Du solltest die Fotos entwickeln lassen, darauf wären sie abgebildet. Dann solltest du eine vertrauenswürdige Person auf treiben, die nicht *etwa dich* dem FBI melden würde, und dir die Aufnahme übersetzen lassen. Danach würdest du alles begreifen.«

»Hast du all das getan?«

»Nein. Ich habe etwas gemacht, das du wahrscheinlich für unglaublich dumm halten wirst. Ich habe alles wieder eingepackt und das Päckchen abgeschickt.«

Sie sah ihn traurig und trotzig zugleich an. »Immerhin war genau das Carnahans Absicht gewesen. Also habe ich es für ihn getan.«

Dulaney spürte, daß er Kopfschmerzen bekam. Nun war das Päckchen also wirklich unterwegs und jagte ihm quer durchs ganze Land hinterher.

17.

Die Neuigkeit drückte auf seine Stimmung, während er am Strand zurückfuhr. Dann bog er auf den Parkplatz des Senders ein, und das Gefühl verschwand. Er war nicht schlimmer dran als zuvor: Es mußte ihm lediglich gelingen, bis Dienstag am Leben zu bleiben.

Für den Morgen hatte Jordan abschließende Probelesungen für alle drei Stücke anberaumt, um die letzten Nebenrollen zu besetzen. Er arbeitete ohne Mittagspause durch und ließ um vierzehn Uhr eine komplette Lesung der für Montag vorgesehenen Eröffnungsepisode durchführen. Das Ergebnis fiel sensationell aus. Hazel war süperb. Sie sprach mit einem nahezu makellosen polnischen Akzent und erfüllte die Figur mit einer Leidenschaft, die beinahe der von Jordan ten Eyck beim Verfassen des Manuskripts gleichkam. Ihr Verhalten war absolut professionell. Sie hinterfragte keine seiner Regieanweisungen und nahm sich sogar die Zeit, Rue mit ein paar Tips zur slawischen Aussprache behilflich zu sein. Rue spielte eine Nebenfigur, eine Frau aus dem Ghetto. Ihr stand eine arbeitsreiche Woche bevor. Am Dienstag würde sie das Burenmädchen Margaret verkörpern, am Donnerstag eines der

japanischen Kinder in dem Internierungslager. Maitland hatte ihr ebenfalls eine Rolle zugedacht, und zwar in der Abschlußfolge am Freitag. Jane Shoemaker war dort als Holly vorgesehen, Rue als die nicht ertrunkene Schwester. Sie würde zur Hochzeit kommen und dem Brautpaar ein glückliches, langes Leben zu zweit wünschen, bevor der Held auf die Philippinen verschifft wurde.

Am späten Nachmittag waren sie fertig. Jordan hätte gern das ganze Wochenende durchgearbeitet, aber es gab nichts mehr zu tun.

»Verdammter, wir haben's tatsächlich geschafft«, stieß Becky seufzend hervor. Die gesamte Reihe war sendebereit. Es würden keine weiteren Lesungen mehr stattfinden. Als nächstes stand die Generalprobe des Hitler-Stücks auf dem Programm, Montag um neunzehn Uhr.

Auf der Soundstage wurde es plötzlich still. Nur fünf Leute - Jordan, Livia, Becky, Stoner und Rue - blieben im Studio zurück, um ein wenig Ordnung zu schaffen und aufzuräumen. Bald war auch das erledigt, und bis Montagabend galt es noch jede Menge Zeit zu überbrücken. Den anderen ging es genauso: Als Becky fragte, ob sie am Abend schon verplant seien, stellte sich zu Jordans Überraschung heraus, daß niemand sich etwas vorgenommen hatte. Einige Zeit später waren sie immer noch zusammen, gingen am Strand spazieren, lachten über harmlose Scherze und schlügen irgendwie die Zeit tot. Allen spukte die bevorstehende Woche im Kopf herum, aber keiner von ihnen verspürte das Bedürfnis, darüber zu reden. Sie tranken Bier auf der Promenade und aßen gemeinsam auf der Dachterrasse zu Abend. Kein einziges Mal fiel das Wort »Radio«.

Die Saison hatte den Höhepunkt überschritten, der Andrang spürbar nachgelassen. Sie waren ganz allein auf dem Dach. Rue schob die Tische beiseite und fütterte die Jukebox am unteren Ende der Stufen. Dann tanzten sie abwechselnd miteinander, ließen Jordans Behauptung, er habe zwei linke Füße, nicht gelten, und lachten, als sie sich als wahr herausstellte. Die Platte wechselte, und die Klänge von Harry

James' »You Made Me Love You« stiegen in den nächtlichen Sternenhimmel. Livia und Jordan waren an der Reihe. »Ich werde einfach nicht schlau aus dir, Jordan oder Jack, wie auch immer du heißen magst«, sagte sie. »Verrat mir etwas! Wirst du auch mit einemmal verschwinden?«

»Was für eine Frage«, sagte er, gab jedoch trotzdem eine Antwort. »Das könnte passieren.«

»Wirst du mich anrufen? Mit mir in Verbindung bleiben? Bitte sag nur dann ja, wenn du es ehrlich meinst.«

»Ich bin eigentlich ein ehrlicher Mensch. Die Lügen in letzter Zeit ließen sich nicht vermeiden, aber ich habe mich alles andere als wohl dabei gefühlt.«

»Dann ruf mich an. Das ist alles. Falls du tatsächlich beschließt, dich aus dem Staub zu machen, ruf mich irgendwann

an, und laß mich wissen, wo du steckst. Und was, zum Teufel, geschehen ist.«

Auch am späten Abend waren sie alle immer noch zusammen. »Ich liebe euch, ihr Blödmänner«, sagte Rue, und alle lachten. »Fragt mich nicht nach dem Grund, denn ihr seid echte Nervensägen, aber ich liebe euch.«

»Ich glaube, die Lady hatte ein Bier zuviel«, sagte Becky, und alle lachten schon wieder. Sie standen mittlerweile vor ihrem kleinen Strandbungalow, nicht weit von Hollys Haus entfernt. »Kommt alle mit rein, ich mache uns Kaffee und schicke euch behütet auf den Heimweg.«

Aber dann hatte es doch noch niemand eilig mit dem Aufbruch, und so plauderten sie beschwingt weiter. Stoner mußte seine Show moderieren, aber bis dahin blieben noch mehr als zwei Stunden Zeit.

Das Telefon klingelte, Becky nahm den Hörer ab. »Ja, Sir«, sagte sie und erstarrte dann, als habe jemand ihr einen Schock versetzt.

»Das war Kidd«, erzählte sie, als sie wieder aufgelegt hatte. »Wir sind auf der Titelseite.«

Keiner begriff, was sie damit meinte.

»Palmers Artikel steht auf der Titelseite der *Times* vom Sonntag.«

Langsam wurde es ihnen klar. Stoner stieß einen leisen Pfiff aus. »O Gott.«

»Wir haben's auf die Titelseite geschafft«, sagte Becky.

»Wir sind berühmt!« rief Rue.

»Kidd sagt, es stehen lauter solche Worte wie ›kraftvoll‹ und ›bahnbrechend‹ dann. ›Em legendärer Radiosender findet zu seinen aufrüttelnden Wurzeln zurück.‹ ›Die Eröffnungswoche wird mit Sicherheit heftige Kontroversen auslösen.‹«

»Ich schätze, das bedeutet, wir werden ziemlich viel Publikum haben«, sagte Jordan.

»Machen Sie Scherze?« Stoners Stimme zitterte. »Die halbe Welt wird uns am Montagabend zuhören.«

18.

Der Sonntag dauerte endlos. Jordan stand ihn irgendwie durch.

Am Montagmorgen kam er um halb acht zur Arbeit, setzte sich mit dem Buren-Skript in sein Büro und wartete darauf, daß der Rest der Belegschaft eintreffen würde. Ihm stand ein besonders heikler Punkt seines Plans bevor. Er kannte den normalen Dienstweg und war deshalb noch nie zuvor im Mimeographen-Raum gewesen. Es verhielt sich damit ähnlich wie bei einer Zeitung, wo der Artikel eines Reporters zunächst durch die Hände mehrerer Redakteure ging. Der Reporter begab sich niemals direkt zum Schriftsetzer, und beim Radio ging der Autor niemals direkt in die Vervielfältigungsabteilung. Ein Skript mußte immer erst der Programmleitung vorgelegt werden, wo es gelesen, besprochen und dann nach oben

geschickt wurde. Er hatte einen Vorteil: Dieses Skript war bereits genehmigt worden.

Um genau acht Uhr brachte er seine drei geänderten Seiten quer durch das Gebäude zu dem kleinen Raum an der nordwestlichen Ecke. Als er eintrat, nickte ihm eine Frau zu, die er bisher nur vom Sehen kannte. Sie war Mitte Vierzig, und laut ihrem Namensschild hieß sie Harriet Simms.

»Mr. ten Eyck, nicht wahr? Was verschlägt Sie hierher?«

»Ich brauche bloß ein paar Abzüge dieser Seiten. Man hat mir gesagt, Sie seien dafür die richtige Ansprechpartnerin.«

»In der Tat. Brauchen Sie die Abzüge sofort?«

Er lächelte sie treuherzig an. »Am liebsten gestern.«

»Na, dann setzen Sie sich. Es dauert ungefähr eine halbe Stunde.«

Er war zu nervös, um zu sitzen, und so blieb er im Eingang stehen, während sie die Matrizen anfertigte und dabei hoffentlich nicht über den Wortlaut des Textes nachdachte, den sie dort abtippte.

»Wie viele Abzüge?«

»Zwölf sollten reichen.«

Von draußen auf dem Flur hörte er die Stimmen weiterer Kollegen, die zur Arbeit kamen. Die Geräusche gingen im Rattern des Mimeographen unter, als Harriet die Kopien anfertigte.

»So, bitte sehr, mein Lieber.«

»Das war wirklich nett von Ihnen, Harriet. Am besten nehme ich die Matrizen auch gleich mit.«

Nun wirkte sie zum erstenmal mißtrauisch. Er zuckte mit den Achseln. »Wir nehmen andauernd Änderungen vor, und ich muß womöglich noch einmal herkommen. Ich möchte sichergehen, daß die einzelnen Versionen sauber getrennt bleiben und nicht miteinander vermischt werden können.«

Eigentlich ergab das überhaupt keinen Sinn, aber Harnet händigte ihm dennoch die Matrizen aus.

Jordan bedankte sich und ging.

Als er den Raum verließ, stand nur wenige Meter entfernt Barnet auf dem Korridor und sprach mit einer der Sekretärinnen.

»Stimmt etwas nicht?«

»Alles in Ordnung. Ich habe lediglich ein paar Änderungen vervielfältigen lassen.«

Barnets Blick richtete sich auf die Matrizen in seiner Hand. »Falls es ein Problem gibt, kann ich vielleicht behilflich sein. Dafür bin ich schließlich da.«

»Danke, aber es gibt kein Problem.«

»Netter Artikel, übrigens«, sagte Barnet noch, als Jordan bereits weitergegangen war.

Er blieb stehen und drehte sich um.

»In der *Times*«, sagte Barnet.

»Ja, allerdings. Ich scheine gegenwärtig ein richtiger Glückspilz zu sein.«

In seinem Büro zerschnitt Jordan die Matrizen, verbrannte sie im Abfalleimer und zerdrückte die Asche. Dann steckte er die Kopien in einen Aktenordner und schloß diesen im Schrank ein. Bis zur Generalprobe des Hitler-Stücks blieb nichts mehr zu tun. Er aß mit Maitland zu Mittag und besprach einige Details der bevorstehenden Regiearbeit. Den ganzen Nachmittag über wuchs sein Verlustgefühl immer stärker an. Er saß hinter verschlossener Tür in seinem Büro und gab vor, an einem Manuskript zu arbeiten, damit Becky und der Rest der Welt ihn in Ruhe ließen.

Die Show ging reibungslos über die Bühne. Jordan spürte regelrecht, wie ihre kraftvolle Botschaft durch den Äther drang.

Zylla hatte sich bei der Musik selbst übertroffen. Hazel war perfekt, Livia und ihre Geräusche absolut brillant.

Der Zuschauerraum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Am Ende des Stücks lehnte Harford sich über die Balkonbrüstung und lächelte zu ihm herunter. Und im hinteren Teil des Studios entdeckte er die beiden Reporter: Butterfield vom *Beacbcomber* und Palmer von der *Times*.

Dann war es vorbei, und die lange Nacht begann.

Dann war auch die vorbei.

Nach zwei Stunden Schlaf öffnete er die Augen. Es war Dienstag.

19.

Er hatte die Generalprobe der Buren-Episode für den späten Nachmittag angesetzt. Der Termin lag fünf Stunden vor der eigentlichen Sendung, was ziemlich lästig war, weil auf diese Weise Ensemble und Orchester zweimal zusammenkommen mußten, aber es ließ sich nicht ändern. Als Begründung hatte er den Leuten irgendeine faule Ausrede geliefert, aber niemand war stutzig geworden. Anscheinend konnte er sich zur Zeit so gut wie alles erlauben.

Das Ziel dieser Aktion war, Rue eine glaubhafte Erklärung für die Änderung des Textes zu liefern, den sie letztlich vortragen würde. Sie durfte keinen Verdacht schöpfen, bis sie sich mit dem Skript vor der Nase auf Sendung befand und nicht mehr reagieren konnte. Es war ein schmutziger Trick, der ihn normalerweise zu einer gewaltigen Wiedergutmachung verpflichtet hätte, wäre da nicht dieses eine kleine Detail gewesen: Nach heute abend würde er sie niemals wiedersehen.

Den Vormittag verwandte er auf einen letzten Rundgang durch das Haus und die Vorbereitung seiner hastigen Flucht. Er würde ein paar Andenken an sein kurzes gemeinsames Leben

mit Holly mitnehmen. Das Kopftuch, das sie an jenem Tag am Strand getragen hatte, als sie hm zu dem Biergarten gefolgt war. Das Foto, das er aus ihrem Haus in Sadler gerettet hatte. Natürlich die Uhr ihres Vaters. In der Küchenschublade fand er Carnahans letzte Postkarte und verspürte einen kleinen Stich im Herzen. Die Karte wirkte wie eine letzte Bestätigung von Hollys Absichten, als sei es ihren Worten irgendwie nicht gelungen, dies klar zum Ausdruck zu bringen. Sie würde nie zurückkehren... sie würde nicht einmal *mehr zurückblicken*.

Zum erstenmal überhaupt öffnete er ihren Schrank. Holly hatte all ihre Abendkleider dagelassen. Er nahm sie heraus, legte sie sorgfältig zusammen, verstaute sie in einem Karton, den er dann in den Kofferraum seines Wagens stellte. Nachdem nun nichts mehr auf ihre Anwesenheit hinwies, wickelte er seine geladene Pistole in einen Lappen und legte sie unter den Fahrersitz. Dann schloß er das Haus ab und schob den Schlüssel unter der Tür durch.

Als Jordan beim Sender eintraf, war es früher Nachmittag. Becky hatte ihm einen Zettel an die Tür geklebt, eine Zusammenfassung der Pressestimmen zur gestrigen Hitler-Show. Alle New Yorker Zeitungen waren voll des Lobes. Dank der Titelgeschichte in der *Times* hatten die Journalisten die Sendung aufmerksam verfolgt; es war kein einziger Verriß dabei. Allerdings besaß dieses Stück eine dermaßen starke patriotische Tendenz, daß kaum ein Kritiker es gewagt hätte, eventuelle Schwächen zu bemängeln.

Um fünfzehn Uhr ging Jordan nach unten. Das große Studio war noch leer. Er schritt die Soundstage ab, klatschte ein paarmal in die Hände und nahm einige Änderungen an den Wandbehängen vor.

Blake traf als erster ein. Er spielte die Hauptrolle, den aufrichtigen Bauernjungen, der durch drei Jahre Krieg in einen kaltblütigen Killer verwandelt wurde. Jordan ging zum Tisch der Produzentin, um nach den Texten zu sehen, konnte sie aber nicht finden und wurde plötzlich nervös. Um halb vier kam Palmer und nahm in der letzten Reihe Platz. Dann tauchte Becky auf, den Arm voller Manuskripte. Jeder würde einen

eigenen Ordner mit losen Blättern bekommen... leicht zu lesen, leicht zu verändern. Einer nach dem anderen traten nun auch die restlichen Darsteller zur Tür herein, und um vier Uhr saßen die Musiker an ihren Plätzen. Maitland wollte als Zuschauer dabeisein; er war bei Stoner in der Kabine, weil er wußte, daß Jordan von der Soundstage aus Regie führen würde. Im Eingang erschien Kidd, betrat dann den Raum und zog die Tür hinter sich zu. Oben auf dem Balkon beugte Harford sich aus der Dunkelheit vor.

Jordan rief sein Ensemble zusammen. »Okay, mal sehen, ob wir es gleich beim erstenmal hinbekommen. Wir machen einen kompletten Durchlauf ohne Pause.«

Er nickte Zylla zu, und die Musik setzte ein. Becky betätigte die Stoppuhr, und eine Stunde später waren sie fertig. Eine fehlerfreie Generalprobe des gesamten Stücks, genau wie er es angeordnet hatte. »Neunundfünfzig fünfzehn«, sagte Becky.

»Gut. Die Darsteller versehen ihr jeweiliges Skript jetzt bitte mit dem eigenen Namen und legen es hier bei Miss Hart auf den Tisch. Ich möchte nicht, daß Sie den Text noch einmal lesen oder auch nur daran denken, bevor wir auf Sendung gehen.«

Als Jordan das Studio verließ, nahm er die Ordner mit. In seinem Büro tauschte er überall die drei Seiten aus und verbrannte die Originale. Dann wartete er.

Er saß dort und wartete knapp vier Stunden.

Um halb neun klopfte Becky an seine Tür. Er saß völlig reglos da. Sie klopfte noch einmal und rief seinen Namen. Dann rüttelte sie am Türknauf, und kurz darauf hörte er sie weglaufen.

Jordan zwang sich, an Ort und Stelle zu verharren. Alle dort unten sollten über sein Ausbleiben nun immer mehr in Panik geraten, je näher die volle Stunde rückte. Er wollte es absolut ausreizen, bis zu dem Punkt, an dem man in Erwägung ziehen mußte, die Show kurzfristig abzusetzen. Genau bis dahin, auf gar keinen Fall darüber hinaus.

Er konnte fast vor sich sehen, wie ein völliges Durcheinander entstand. Becky, die ihn überall suchte. Maitland, der aus der Kabine stürmte und anbot, für ihn einzuspringen, sofern jemand die Manuskripte auftreiben würde. Leute liefen umher, das Orchester stimmte die Instrumente, Kidd schäumte vor Wut, und Harford bekam Angst. Und alle waren sie hilflos der tickenden Uhr ausgeliefert.

Um Viertel vor neun nahm er die Ordner und verließ sein Büro.

Nun durfte er keine Sekunde mehr verschwenden. Er lief die gewundene Treppe hinunter, öffnete die nach draußen führende Feuertür, klemmte einen Stuhl hinein, damit sie nicht ins Schloß fallen würde, und eilte weiter zum Studio.

Chaos, genau wie er erwartet hatte.

Er bahnte sich einen Weg durch die Menge. Becky tauchte vor ihm auf und schrie etwas, aber ihre Stimme ging im allgemeinen Lärm unter. Er sah Kidd und Harford, Rue, Maitland, Stoner, Zylla.

Zylla klopfte mit dem Taktstock auf den Notenständer, und die Musiker verstummten. Jordan ging zur Soundstage und verteilte die Texte. Es war sechs Minuten vor neun.

Er nahm die Schauspieler beiseite und bedeutete Becky mit einer Geste, sie solle sich zurückziehen. Sie warf ihm einen gekränkten Blick zu und setzte sich an ihren Tisch.

Dann die große Lüge. »Wir haben eine Notiz des Autors gefunden, in der einige beabsichtigte Textänderungen vermerkt waren.« Er sah Rue an. »Das meiste davon betrifft deine Figur... Seite drei und vier. Es dürfte dir keine Schwierigkeiten bereiten. Konzentrier dich nur wie gehabt auf den Text, dann geht auch alles glatt.«

Sie nickte ernst wie ein guter Soldat.

Jane Shoemaker teilte er mit, daß ihr Einstieg auf afrikaans und die Überblendung entfallen würden. Auch bei dem New Yorker Darsteller, der Kruin sprach, habe es ein paar Änderungen gegeben. »Lesen Sie einfach, was da steht.«

Er sah auf die Uhr. »Ansonsten ist alles gleichgeblieben.«

Fünfundsiebzig Sekunden vor Sendebegmn hasteten alle an ihre Mikrofone, und im Studio wurde es totenstill. Noch eine Minute.

Jordan atmete tief durch. Das letzte Gesicht, das er bewußt wahrnahm, gehörte Livia. Er lächelte und spreizte die Finger zum Siegeszeichen.

»Zehn Sekunden.«

Die rote Lampe leuchtete auf. Jordan gab Eastman das Signal, und die Sendung fing an.

Fingerzeig auf Zylla. Die Musik setzte ein.

Fingerzeig auf Rue.

Keine Stimme auf afrikaans! Keine Überblendung!... Irgendjemand mußte sich in diesem Moment erschrecken, aber Jordan hatte keine Zeit, sich umzusehen. Livia brachte die ersten Geräusche... die staubigen, vom Wind gepeitschten Wege im Lager Germiston... die flatternden Zeltplanen... die gedämpften Laute der Hitze, der Trostlosigkeit, des Stumpfsinns. Rue sprach ganz allein die ersten beiden Seiten, mit dem Blick wie üblich der Stimme um zwei Zeilen voraus. Als sie umblätterte, bemerkte sie es sofort. In dieser halben Sekunde begriff sie alles. Sie wußte, was die Änderung für ihre Figur bedeuten würde, für den Bruder, für das gesamte Stück und dessen Aussage. Sie registrierte es schneller, als sie es hätte sagen können, und Jordan konnte es in ihrem Gesicht ablesen. Sie sprach die letzte Zeile der zweiten Seite und sah ihn hilfesuchend an.

Sie würde stocken. Sie schüttelte den Kopf und vollführte eine kleine abwehrende Geste. Jordan sah ihr mitten ins Gesicht und gab ihr mit der Hand das Signal zum Weitermachen. Sie las die Zeile ohne jeglichen Aussetzer.

»Ich habe mich in einen britischen Soldaten verliebt.«

Sie zitterte und atmete tief durch, was laut Skript gar nicht vorgesehen war. Dann sah sie ihn wieder an, beinahe flehentlich, und er beschwore sie mit seiner inständigsten Miene. Sie

senkte den Blick auf das Skript und hob bis zum Ende kein einziges Mal mehr den Kopf.

»Ich habe sie alle betrogen.«

Das reichte. Auch wenn sie die Sendung nun abbrachen, es spielte keine Rolle mehr, der Schaden war angerichtet.

Jordan schaute zur Tür, wo noch immer die rote Lampe brannte. Auf der Soundstage hatte die Show ihren natürlichen Rhythmus gefunden. Als nach zwanzig Minuten das erste Zwischenstück des Orchesters einsetzte, ließ er den Blick durch den Raum schweifen und sah die Umrisse vieler Personen, doch sie waren nur flüchtige Schatten.

Die nächsten zwanzig Minuten entsprachen unverändert dem alten Skript. Dann der dritte Schock, vorgetragen mit Kruins Stimme. Margaret war nie vergewaltigt worden. Ihre Mutter, ihre jüngere Schwester... auch ihnen war nichts dergleichen geschehen. Die Soldaten hatten sie nach Norden mitgenommen. Die Abschlußszenen flogen nur so dahin, und der Mord an den beiden britischen Offizieren verlieh dem Ende einen schalen Beigeschmack.

Musik erfüllte das Studio, und aus den Umrissen wurden Leute.

Becky, zu schockiert, um sich bewegen zu können. Rue, den Blick zu Boden gerichtet und kein bißchen stolz auf ihre überragende Darbietung. Kidd im Hintergrund des Raumes, die Hände vor das Gesicht geschlagen. Und Harford noch immer an der Balkonbrüstung, an genau derselben Stelle wie eine Stunde zuvor.

Dulaney schleuderte ihnen das Skript entgegen und ging hinaus, während die Seiten zu Boden flatterten.

Draußen auf dem Parkplatz holte er seinen Revolver unter dem Sitz hervor. Er steckte ihn sich in den Gürtel, ging um das Gebäude herum, zog die Feuertür auf und trat ein.

Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß, und er stand im Dunkeln.

20.

Er tastete sich bis zum Korridor am Fuß der Treppe vor. Dort blieb er stehen und schaute vom Geräteraum aus zu den Studios und der Lobby. Die Türen zu Studio A standen weit offen, so daß ein heller Lichtstrahl auf den Gang fiel, aber niemand schien den Raum bislang verlassen zu haben. Der Anblick ließ eher an ein Begräbnis als an das Ende einer großen Radioshow denken, und es war sehr still, als hätten die hundert Leute sich einfach in Luft aufgelöst.

Dann tauchte Kidd dort im Licht auf. Er ging ein paar Schritte und kehrte wieder um, als habe er völlig die Orientierung verloren.

»Haben Sie gesehen, wohin er gegangen ist?«

Becky klang, als würde sie weinen. »Ich glaube, nach rechts, Sir. Durch die Lobby nach draußen...«

Kidd fuhr herum und verschwand durch die Doppeltür in die Lobby. Becky kam ins Licht, eine kleine, traurige Gestalt. Im Hintergrund ertönte leises Stimmengewirr, als die Leute schließlich zu reden begannen. Dann hörte man jemanden husten und die Musiker ihre Instrumente einpacken.

Palmer erschien in der Tür. »Miss Hart... dürfte ich fragen... was hier gerade passiert ist?«

»Nicht jetzt, Mr. Palmer. Bitte.«

»Das Stück wirkte irgendwie... ungelenk. Im Vergleich zu den beiden Skripts, die ich gelesen habe, schien es ihm an Zusammenhalt und Kraft zu mangeln.«

»Ja, Sir, das stimmt.«

»Man konnte das Potential spüren. Und dann schien es einfach so...«

»... im Sand zu verlaufen«, sagte sie.

»Ja, genau. Und dann am Ende dieser Wutausbruch von Mr. ten Eyck, als habe jemand gegen seinen Willen daran herumgepfuscht.«

»Falls jemand daran herumgepfuscht hat, dann Mr. ten Eyck persönlich.«

»Aber warum?«

»Das müssen Sie ihn schon selbst fragen. Entschuldigen Sie mich bitte, ich kann im Moment nicht weitersprechen.«

Rue kam hinaus. Sie und Becky sahen sich einen Moment lang an.

»Ich schätze, ich gehe mit einigen von den New Yorkern in die Sandbar, um mich gründlich zu betrinken«, sagte Rue dann. »Kommst du mit?«

»Das würde ich gern, aber ich sollte vorher lieber fragen, ob Kidd mich noch braucht«, sagte Becky. »Ich komme nach.«

Nun brach auch der Rest der Leute auf. Jack sah, wie Maitland sich seitlich durch die Menge drängte, um eine Weile allein zu verharren. Dann warf der alte Regisseur einen letzten langen Blick in das Studio, drehte sich um und ging.

Dulaney schlich zurück zu der Feuertür, klemmte wieder den Stuhl hinein und huschte nach draußen. Dann schob er sich dicht an der Hauswand entlang, so daß er im Schatten blieb, bis er die Fahrzeuge auf dem südlichen Parkplatz sehen konnte. Maitland kam den Weg entlang. Als er seinen Wagen erreicht hatte, rief Dulaney ihn beim Namen.

Maitland ging zu der Hausecke. Sein Gesicht wurde halb von den Laternen des Parkplatzes beschienen. »Jordan?«

»Ja, ich bin's.«

Dulaney spürte keinen Zorn bei dem alten Mann, nur eine Art trauriger Bestürzung. Maitland schirmte die Augen mit der Hand ab. »Um Gottes willen, was ist da drinnen nur schiefgelaufen?«

»Der Anlaß dafür liegt schon sehr lange zurück.«

»Aber, verdammt, wissen Sie eigentlich, was Sie sich damit angetan haben?«

»Ich schätze, das weiß ich besser als jeder andere.«

»Sie hätten ein... Ach, Gott allein weiß, was aus Ihnen hätte werden können. Und Sie werfen es einfach weg.«

»Ich vermute, es hat eben nicht sein sollen.«

Maitland schüttelte den Kopf. »Ich verstehe Sie nicht, Jordan.«

»Das spielt nun auch keine Rolle mehr. Ich wollte mich nur verabschieden. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Nein, bitte... ich bin zu alt, um für irgend jemanden der Komplize im Dienste einer größeren Sache zu sein, also behalten Sie Ihren Dank freundlicherweise für sich.«

Er drehte sich um und ging weg.

Der Sender leerte sich schnell, als wollten die Menschen sich möglichst rasch von den Vorfällen des Abends distanzieren. Nach zehn Minuten waren die Musiker samt ihrer Instrumente verschwunden, die Schauspieler hatten sich auf dem Parkplatz versammelt, um auf die letzten noch fehlenden Trinkgefährten zu warten, und Palmer, der mit jedem gesprochen und nichts in Erfahrung gebracht hatte, stand allein unter einer Laterne und war in eine silbrige Wolke Tabakrauch gehüllt. Immer wieder ging die Tür auf, und die Nachzügler kamen zum Vorschein... Livia und Becky, die sich zu den Darstellern gesellten und dann mit ihnen in mehreren Wagen aufbrachen... Barnet und Poindexter, die auf den nördlichen Parkplatz abbogen. Palmer ging ihnen ein paar Schritte hinterher und schien es sich dann anders zu überlegen. Als sie den Rand des Gebäudes erreichten, sagte Poindexter etwas, und Barnets überspanntes Gelächter schnitt wie ein Messer durch die Finsternis. Die beiden wirken nicht gerade unglücklich, dachte Dulaney. Aber er hatte auch nicht wirklich damit gerechnet.

Palmer verharrte noch eine Minute vor dem Eingang und ging dann ebenfalls.

Nun standen nur noch wenige Fahrzeuge auf dem Parkplatz. Sein eigener Wagen. Der von Kidd. Harfords Packard. Stoners

Pickup. Und ein Auto, das vermutlich einem der Toningenieure gehörte.

Dulaney ging durch die Feuertür wieder hinein und folgte dem dunklen Flur zu Kidds Büro.

Er hörte ihre Stimmen und sah das Licht durch die offene Tür fallen.

»Ich weiß, daß Sie wütend sind, Jethro«, sagte Harford. »Aber wir müssen mit dem Mann reden, damit wir begreifen können, was geschehen ist.«

»Wut beschreibt nicht einmal ansatzweise, was ich gerade empfinde«, erwiderte Kidd. »Es ist mir egal, was er sagt. Es gibt keine Entschuldigung für das, was er getan hat.«

»Auf Entschuldigungen kann ich verzichten. Was ich erfahren möchte, ist der Grund.«

»Ich werde Ihnen den Grund verraten. Der Kerl hat nicht mehr alle Tassen im Schrank, das ist der Grund - wenn er zufällig mal nicht für ein paar Tage spurlos verschwindet, zieht er auf Sendung irgendeine verrückte Nummer ab. Ich weiß, wie sehr Sie ihn mögen, weil er Ihnen gibt, was Sie wollen. Aber was nützt das alles, wenn man sich nicht auf ihn verlassen kann?«

»Ich sage doch nur, daß es meiner Meinung nach einen Anlaß für all das gibt«, wiederholte Harford geduldig. »Ich möchte, daß er mir ins Gesicht sieht und mir seinen Beweggrund erklärt. Dann können wir eine Entscheidung treffen.«

»Ich habe bereits eine Entscheidung getroffen. Ich werde ihm nie wieder vertrauen.«

»Machen Sie es doch nicht schlimmer, als es ist. Es ist nur eine einzige Show.«

»Ich kann gar nicht glauben, was Sie da sagen. Diese Buren-Show war immerhin der Anlaß für die gesamte Reihe.«

»Nach Ihrer Ansicht, Jethro, nicht nach meiner. Ich bin jederzeit bereit, eine schlechte Sendung abzuschreiben, wenn ich dafür vier gute bekommen kann... und langfristig gesehen vielleicht sogar fünfzig.«

»Das war das eine große Skript in unseren Akten, das nie zur Aufführung gelangt ist. Schon als ich es vor vielen Jahren zum erstenmal gelesen habe, wollte ich es unbedingt produzieren.«

»Es ist immer noch ein großartiges Skript, diese Tatsache hat sich nicht geändert. Wir können jederzeit einen zweiten Anlauf starten und diesmal die ursprüngliche Fassung verwenden. Aber es ist nur eine einzige Show. Bedenken Sie, was für Material Jack Dulaney uns allem im letzten Monat geliefert hat. Außerdem erscheinen mir die Buren und ihr Krieg offen gestanden nicht mehr sehr bedeutend. Sein Nisei-Sknpt ist genauso kraftvoll und für die heutige Zeit weitaus vielseitiger.«

Sie schwiegen einen Moment.

»Ich möchte mit der Reihe fortfahren«, sagte Harford. »Als wäre überhaupt nichts passiert. Wir machen morgen mit Andersonville weiter, genau wie geplant.«

»Was ist mit Donnerstag? Maitland wird auch dort die Regie übernehmen müssen. Ich werde nicht mehr mit Dulaney arbeiten.«

»Sagen Sie das nicht, Jethro.« Harfords Stimme besaß plötzlich einen warnenden Unterton. »Sprechen Sie hier keine Ultimaten aus, bevor wir nicht mit dem Mann geredet haben.«

»Falls Sie wollen, daß einer von uns beiden seinen Hut nehmen soll, dann können wir das auch gleich regeln.«

»Ach, seien Sie doch kein Narr. Wir wollten den Charakter des Radios in diesem Land verändern, wissen Sie das noch? Wir wollten all den Werbeleuten und Dummköpfen den Boden unter den Füßen wegziehen, die Zensur herausfordern, die Moralprediger bekämpfen. Wissen Sie das noch, Jethro? Wo, zum Teufel, könnten Sie denn sonst einen so auf regenden Job finden? Falls Sie etwas bewirken wollen, brauchen Sie Leute wie Jack Dulaney. Leidenschaftliche, schwer in den Griff zu bekommende Leute - ohne die geht es nicht. Und wo wollen Sie noch so einen wie ihn finden?«

Kidd sagte nichts.

»Wir müssen mit dem Mann reden«, stellte Harford fest.
»Haben Sie eine Ahnung, wo er sein könnte?«

»Sein Wagen steht noch auf dem Parkplatz.«

»Dann lassen Sie uns nach ihm suchen und uns anhören, was er zu sagen hat.«

Dulaney zog sich zurück. Er ging zur Treppe und lief nach oben.

Zwanzig Minuten später kam Kidd aus dem dunklen Korridor in das Großraumbüro.

»Jordan?«

Der Boden knarrte, als er dem Gang zu Jordans altem Schreibtisch folgte.

»Jordan? Wo haben Sie sich verkrochen, Sie Mistkerl?«

Er verließ den Raum, und Dulaney trat aus dem finsternen Besprechungszimmer. Draußen auf dem Flur kam Harford vorbei. »Er ist weder in seinem Büro noch im Studio. Vielleicht ist er zu Fuß in die Stadt gegangen oder bei jemandem mitgefahren, weil sein Wagen nicht ansprang.«

»Vielleicht«, sagte Kidd.

»Wir werden ihn morgen früh weitersuchen.«

Fünfzehn Minuten später verließen sie das Gebäude. Dulaney stand an einem Fenster hinter dem Vorhang und sah sie wegfahren. Er blieb lange dort stehen und schaute nach Süden über die Dünen.

Als er sich dem kleinen Studio im ersten Stock näherte, hörte er Tanzmusik aus den Lautsprechern. Er wußte, daß es sich um ein vorgefertigtes Programm auf Schallplatte handelte - nicht ganz das, was Kidd sich für den späten Abend der Eröffnungswoche gewünscht hätte, aber er mußte jede Menge Programmplätze füllen und hatte nur eine begrenzte Anzahl von Live-Darbietungen zur Verfügung. Im Studio saß Joe Carella ganz allein neben dem Abspielgerät und überbrückte die kurzen Pausen mit vorbereiteten Überleitungstexten. Laut der Wanduhr über seinem Kopf war es zehn Minuten nach elf.

»Wo ist Gus?« fragte Dulaney.

»Hallo, Mr. ten Eyck.« Joe schaute zur Uhr. »Er müßte jede Minute hier sein. Ich mache um halb zwölf Schluß.«

Dulaney ging nach unten, um in der Lobby zu warten. Worauf, das wußte er selbst nicht so genau. Er hatte auf einmal das Gefühl, er habe sich verkalkuliert und nichts würde geschehen, aber es hielt nur eine Minute an. Es wird auf jeden Fall etwas geschehen, er hat mich nur noch nicht gefunden. Und er will allein sein, wenn es soweit ist.

Dieser ganze Haß mußte sich irgendwie entladen.

Er ging nach draußen, blieb aber im Schatten des Gebäudes. Der Himmel war durch eine dichte Wolkendecke verhüllt, genau wie in jener Nacht vor sechs Jahren. Nebel kam auf. Aus irgendeinem Grund fühlte Jack sich von den Dünen angezogen, hin zu dem Weg, den March Flack hatte einschlagen wollen. Er ging los und knöpfte sein Hemd auf. Die Waffe drückte kühl gegen seine Haut. Ungefähr hier mußte es passiert sein, am hinteren Ende des Grundstücks, wo die Dünen anfingen. Er schaute zurück. Der Sender sah aus wie irgendein Vorposten in der Antarktis, ein Kreis aus Licht, an dessen Rand dünne Nebelschwaden wogten.

Dulaney ging weiter. Es war jetzt sehr dunkel, und der Dunst wurde mit jedem Schritt dichter. Er erreichte einen Punkt, an dem er nichts mehr erkennen konnte, weder den Sender hinter ihm noch die Stadt vor ihm. Dann rissen die Schwaden auf, und er sah die Lichter des Hotels, in dem er zu Anfang seines Aufenthalts übernachtet hatte. Er setzte sich in den Sand und behielt die Straße im Blick. Heute abend war nichts los. In beide Richtungen fuhr niemand vorbei, und Mitternacht rückte immer näher. Die Lichter in dem Hotel gingen nacheinander aus, bis nur noch das Zimmer erleuchtet war, in dem er selbst gewohnt hatte. Ihn überkam das merkwürdige Gefühl, er habe eine Reise in die Vergangenheit vollführt, um sich selbst zu beobachten.

Eine ganze Weile saß er dort. Dann kam der Wagen.

Ein einzelnes Fahrzeug, das mit hoher Geschwindigkeit auf der Küstenstraße nach Norden fuhr. Da hatte es jemand sehr eilig, entweder aus der Stadt zu verschwinden oder zum Sender zu gelangen.

Jack schlug den Rückweg ein. Erneut verschluckte ihn der Nebel, und er verlangsamte sein Tempo. Er mußte aufpassen. Vorsichtig tastete er sich voran, und zehn Minuten später erreichte er den Rand des Geländes. Das Gebäude sah verlassen aus... Carellas Wagen war weg, auch Stoners Pickup war verschwunden, und auf dem südlichen Parkplatz stand somit nur noch Dulaney's eigenes Fahrzeug. Er schlug einen großen Bogen und näherte sich aus der entgegengesetzten Richtung. Es war genau, wie er vermutet hatte: Auf der Nordseite parkte im Schatten der Hauswand ein Auto. Es kam ihm bekannt vor, aber er konnte es nicht auf Anhieb einem Besitzer zuordnen. Er huschte an der Mauer entlang und legte eine Hand auf die Motorhaube. Sie war warm.

Diesmal benutzte er seinen Schlüssel, um hineinzugelangen, und schlich durch die Lobby. In der Ferne hörte er Stoners leise Stimme aus den Lautsprechern. Es war fünf nach zwölf, und Stoners Show hatte gerade erst begonnen. Dulaney öffnete die Tür, die zu den Studios führte, und spähte vorsichtig in den dunklen Gang. Es war nichts zu sehen, und außer Stoners Stimme drang kein Geräusch an seine Ohren. Er ging zum Treppenhaus. Die Stufen knarrten unter seinem Gewicht, ebenso der Boden, als Jack oben ankam. Er richtete sich auf und ging dicht an der Wand weiter, vorbei an seinem Büro und bis zum Studio.

Niemand da.

Ihm kamen schlagartig zwei völlig unterschiedliche Gedanken: Der erste besagte, daß Stoner aus der Kabine der Aufnahmleitung sendete, gleich um die Ecke von hier, in der Nähe des offenen Balkons; der zweite, daß Stoner überhaupt nicht sendete.

Variante zwei setzte sich durch. Stoner war nicht hier.

Jack öffnete die schalldichte Tür. Der Studiolautsprecher war aufgedreht, und er konnte Stoner atmen hören. Dann hörte er den Stuhl quietschen, und er begriff, was ihm schon längst hätte auffallen müssen.

Es gab in diesem Studio keinen quietschenden Stuhl.

Aber unten in Studio A stand einer... in der Kabine der Aufnahmleitung.

Und in Stoners Schuppen auf dem Dach des Verwaltungsgebäudes.

Dulaney zog die Waffe, trat ein und ließ die Tür einen kleinen Spalt offen. Stoners Stimme erfüllte mit ihrem hypnotischen Widerhall den ganzen Raum. Er las ein Gedicht vor, irgendwas von Whitman, dachte Jack. Absolut fehlerlos und mit leidenschaftlichem Vortrag. Er ging um den Tisch herum und schaute zu dem Abspielgerät, auf dessen Teller sich eine Platte drehte.

Stoner in Wachs gefräst.

Ein kleiner Radiozauber. Oben auf dem Dach nahm er die gesprochenen Passagen der Show auf... gleich mehrere Segmente im voraus... kurze Stücke, lange Stücke... was auch immer er brauchte. Dann konnte er vortäuschen, hier am Mikrofon zu sitzen, während er sich in Wahrheit ganz woanders aufhielt.

In Pennsylvania, um Kendall zu erdrosseln.

In Yorkville, um Peter und das Mädchen zu töten.

Er benötigte lediglich einen Komplizen, der bereit war, die Platten aufzulegen.

Dulaney erinnerte sich an den Abend des Tages, an dem er Stoner kennengelernt hatte. Die Fahrt zur Müllhalde... die Abfalltonnen... alte Platten mit Klangeffekten, hatte Stoner behauptet, unbrauchbar wegen zu vieler Kratzer. In ein paar Tagen bekommen wir einige neue Exemplare, hatte Stoner gesagt. Aber das waren gar keine Platten mit Klangeffekten, nicht wahr, Gus?... Erst viele Wochen später hatte Livia ihm stolz den renovierten Raum der Geräuschabteilung präsentiert

und erzählt, daß man endlich dazu gekommen sei, in New York neue Platten mit Effekten zu bestellen. Nein, das damals waren deine Platten, um mindestens zwei komplette Sendungen abzudecken, während du in Pennsylvania warst.

Wenn ein Mord erledigt werden muß, sollte ein Mann das lieber selbst in die Hand nehmen.

Jack hob den Tonarm. Stoner verstummte abrupt, und im Raum war es furchtbar still. Er ließ die Nadel auf die Platte fallen, und Stoner sprach wieder. Er stieß die Platte mit dem Finger an, und Stoner übersprang eine Rille. Na, wie gefällt dir deine heutige Sendung, Gus? dachte er. Vielleicht hört der Boß ja auch zu.

Er versetzte dem Tonarm einen kleinen Schubs, worauf die Nadel quer über die Platte rutschte. Auf einmal las Stoner wieder Whitman vor. Dann hörte Jack ein anderes Geräusch von irgendwo außerhalb des Studios. Er eilte an dem leeren Stuhl vorbei und verschwand hinter einem Vorsprung.

Eine Tür ging auf. Er konnte es durch die gegenüberliegende Scheibe sehen. Dort waren auf dieser Etage die Toiletten. Jemand kam... eine der Türen schwang hin und her.

Die Damentoilette.

Hazel betrat das Studio. Mit weit aufgerissenen Augen hielt sie kurz inne, als habe eine plötzliche Vorahnung sie befallen.

Dann schüttelte sie den Kopf, setzte sich in das Dreieck zwischen den Tischen und beobachtete die sich drehende Platte. Sie wartete auf ihr Stichwort.

Stoner hörte auf zu sprechen, sie hob den Tonarm und wechselte zu der Musikplatte, die sich bereits auf dem anderen Abspielgerät drehte. Dulaney schlich zurück um die Ecke und blieb ein kurzes Stück hinter Hazel stehen.

»Sehr gut, Hazel«, sagte er. »Sie sind ja eine richtige Expertin.«

Sie fuhr herum und stürzte. Der Stuhl krachte gegen den Tisch, und Hazel lag ausgestreckt am Boden.

»Jordan! Mein Gott, haben Sie mich erschreckt! Was machen Sie hier?«

Sie stand langsam auf, wich einen Schritt vor ihm zurück. Sie zitterte mittlerweile. Die Angst war ihr deutlich anzusehen.

»Wo steckt Gus?« fragte er.

»Er ist hier.« Eine lächerliche Lüge, das wurde selbst ihr sofort klar. »Er mußte nur kurz weg. Er kommt gleich wieder.«

»Das ist gut. Ich muß ihn nämlich ein paar Sachen fragen.«

»Was für Sachen?« Hazel rückte auf unsicheren Beinen an den Tisch heran und stützte sich darauf ab. »Was für Sachen?« wiederholte sie.

»Zunächst mal, was er mit diesen Deutschen mitten in der Nacht gemacht hat.«

Sie preßte eine Hand an die Brust und sackte in den Knien ein. Dann sah sie sich nach dem Stuhl um und schien gar nicht zu registrieren, daß sie ihn umgeworfen hatte. Dulaney stellte ihn für sie auf. Dabei bemerkte sie die Waffe, die in seinem Gürtel steckte.

»Was haben Sie damit vor?«

Er sagte nichts, sondern zog sich nur wieder ein Stück zurück. Die Musikplatte war durchgelaufen, und die Nadel des Tonarms sauste immerfort um die Spindel herum.

»Wir hören ja gar nichts mehr, Hazel«, sagte Jack. Sie packte hektisch die nächste Sprechplatte, konnte aber mit zitternden Fingern das Loch nicht finden. Schließlich nahm er ihr die Platte aus der Hand und steckte sie auf die Spindel. Dann ließ er den Tonarm willkürlich irgendwo fallen, so daß Stoner plötzlich mitten im Satz und völlig ohne Zusammenhang zu sprechen begann.

»Das ist die falsche Stelle!« schrie sie. »Verdammmt, was ist los mit Ihnen? Sie haben an der falschen Stelle angefangen!«

»Das spielt doch jetzt eigentlich keine Rolle mehr, oder?«

Hazel starre die Platte an und ließ sie weiterlaufen. Während sie überlegte, was als nächstes zu tun war, schien ihre Panik

etwas nachzulassen; dann wurde es wieder schlimmer, als würde ein Pendel in die andere Richtung ausschlagen.

»Ich schwöre, wir haben es nicht getan. Das müssen Sie mir glauben, Jordan, wir würden niemals gegen unser Land arbeiten. Es war Peters Schuld. Peter und George waren dafür verantwortlich.«

»Wofür?«

»Na, sie waren Spione, was denn sonst? Wir haben die beiden hinters Licht geführt. Haben so getan, als wären wir ihre Freunde, um Beweise gegen sie sammeln zu können.«

»Beweise wofür?«

»Ach, stellen Sie sich doch nicht dümmer, als Sie sind. Die Nazis wollten hier an der Küste Saboteure an Land setzen. Genau wie in New York und Florida. Sie sollten von einem U-Boot aus per Schlauchboot herrudern...«

Ihr wurde schwindlig. Sie beugte sich vor und atmete in die gewölbten Hände.

»Schon gut, Hazel«, sagte Jack leise. »Sie müssen mir nichts erzählen.«

»Aber natürlich muß ich das. Wie sonst wollen Sie der Polizei berichten, was wirklich geschehen ist? Das müssen Sie mir versprechen, Jordan. Es war allein Peters Aufgabe.«

»Also erzählen Sie. Was hat Peter gemacht?«

»Er sollte die Leute an Land lotsen und ihnen dann dabei helfen, ihr Zeug zu verstecken. Sie würden Bomben mitbringen und Gift und Nitroglyzerin... und jede Menge Geld. Einen riesigen Haufen amerikanisches Bargeld. Es hieß, sie hätten fünfzigtausend Dollar dabei. Außerdem würden sie eine erste Zuflucht benötigen... bis sie ins Inland weiterziehen konnten, wo es sicherer war.«

Sie sah müde aus. Eine Ader an ihrem Hals pochte.

»Oh, ich kann Ihnen noch viel mehr erzählen. Dann werden Sie begreifen, was wir durchgemacht haben. Was für Helden wir sind. Hier war nur der erste Zwischenhalt. Die Nazis haben eine ganze Kette von Schlupfwinkeln überall im Land. Sobald

die Männer gelandet wären, würden sie weiß Gott wohin verschwinden. Und Peter sollte sie herlotsen.«

»Wie ist das gemeint?«

»Die Botschaften sollten in den kurzen Zwischenbemerkungen übermittelt werden. War die Küstenwache unterwegs, würde er sagen ›Nach östlicher Kriegszeit ist es jetzt genau halb eins... oder wie spät auch immer es gerade sein möchte. Falls freie Bahn war, würde er es andersherum formulieren. ›Es ist jetzt halb eins östlicher Kriegszeit.‹ Die genaue Form sollte von Woche zu Woche geändert werden, damit es nicht irgendwann auffallen würde.«

»Und der Kapitän eines deutschen U-Boots könnte das Signal noch hundert Meilen vor der Küste empfangen.«

Hazel war wieder in Tränen ausgebrochen. »Wir wollten die Leute melden. Ich schwöre es Ihnen, Jordan.«

»Aber sicher«, sagte er. »Es gibt da allerdings ein kleines Problem, Hazel. Nicht Peter hat die Sendungen moderiert, sondern Gus.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es war Gus. Er ist ein Mörder, und er tötet jeden, der ihm in die Quere kommt. Er hat Carnahan und Kendall umgebracht, Peter und das deutsche Mädchen. Und Sie müssen es gewußt haben. Mein Gott, Hazel, lieben Sie ihn denn wirklich so sehr?«

In ihre Angst mischte sich Wut. »Was, zum Teufel, wissen Sie denn schon von Liebe? Er hat alles für mich getan. Ohne ihn wäre auch ich vor vierzig Jahren ums Leben gekommen, genau wie Margaret.«

Sie sahen einander schweigend an, während Jack allmählich begriff, was das zu bedeuten hatte. »Mein Gott, Sie sind die Schwester... Sie sind die fehlende Schwester.«

Überraschend flink packte Hazel den Dorn, auf dem die Nachrichtenzettel aufgespießt wurden, und rammte ihn Dulaney in die Schulter. Er stieß sie weg. Sie prallte gegen den Plattenspieler, worauf die Nadel hängenblieb, sprang und

wieder hängenblieb. Aus dem Lautsprecher erklang abgehackt Stoners Stimme.

»Es ist zwei Uhr östlicher Kriegszeit... östlicher Kriegszeit... östlicher Kriegszeit...«

»Ich hoffe, er bringt Sie um! Sie und diese Schlampe, die mitten auf Sendung unsere Margaret besudelt hat!«

Dulaney erstarrte. Seine Haut wurde taub, und die Erkenntnis war wie ein Schlag ins Gesicht. *Er ist hinter Rue her.*

Er rannte zur Tür. Hinter sich konnte er Hazel ins Mikrofon brüllen hören: »Lauf, Jan, lauf, er kommt dich holen!«

Als er seinen Wagen erreichte und das Radio einschaltete, schluchzte sie nur noch und brach immer wieder in wirres Geschrei aus, das nicht den geringsten Sinn ergab.

21.

Einen knappen Kilometer vom Sender entfernt baute er einen Unfall. Er raste die langgestreckte Steigung hinauf, als der Wagen auf einem nassen Sandfleck ins Schlingern geriet und ausbrach. Das Fahrzeug kam von der Straße ab, kippte über den Rand der Düne und blieb mit einem scheußlichen Knirschen auf der Seite liegen.

Jack kroch zum Beifahrerfenster hinaus und lief los. Hinter ihm drehten sich die Räder des Wagens in der Luft, und aus dem Radio gellten Hazels wahnsinnige Schreie.

Er rannte.

Die kleine Rue. Er wußte nicht einmal, wo sie wohnte, und konnte sich nur noch daran erinnern, was er belauscht hatte. Vor zwei Stunden waren sie alle zur Sandbar aufgebrochen.

Vorbei am Hotel. Ein hektischer Gedanke, ob er nicht lieber hineingehen und das Telefon benutzen sollte. Den Sheriff verständigen, in der Sandbar anrufen. Aber er konnte sich nicht

überwinden, seinen Schritt zu verlangsamen, und das Hotel fiel hinter ihm in der Nacht zurück.

Die lange gerade Straße entlang bis in die Stadt. Seine Schuhe hämmerten mit hohlem Klappern auf den feuchten Asphalt. Es war keine Menschenseele zu sehen, und die Häuser versanken im Nebel. Als würde er in eine Wolke laufen. Ein schwacher

Schimmer vor ihm versprach das Ende des Weges. Vorbei an der Straße, in der Pauline wohnte. Jetzt war es nicht mehr weit.

Es schien ewig zu dauern.

Die Neonreklame hing mitten im Dunst. Sandbar. Nur wenige Autos davor. Drinnen niemand, den er kannte. Er blieb an der Tür stehen, zitternd vor Angst und Wut, und bemühte sich keuchend, wieder zu Atem zu kommen.

Er fragte an der Bar. Die Leute waren vor vierzig Minuten aufgebrochen. Vierzig Minuten. Vom Münztelefon aus wollte er Becky anrufen, aber bei ihr war besetzt.

Wieder raus auf die Straße, so schnell wie nur möglich. Vorbei an der erleuchteten Ausschachtung beim Harford-Gebäude, nach Süden quer durch die Stadt zu Beckys Haus.

Ihr Wagen stand dort, aber im Haus war es dunkel. Er umrundete es und hämmerte an die Fenster. Niemand da. Wie konnte das sein? Er stand im weichen Sand und überlegte, was er nun tun sollte.

Der Wind trug einen Gesprächsfetzen zu ihm herüber. Draußen im Nebel redete jemand.

Zwei Stimmen, weiter unten am Strand... Becky und einer der New Yorker Schauspieler. Es klang nach Blake. Als Jack näher kam, hörte er, daß die beiden sich über die Buren-Show unterhielten und zu ergründen versuchten, was schiefgegangen war und wie es passieren konnte, daß Jordan den Verstand verloren hatte. »Es ist, als wäre er einfach... übergeschnappt.«

Dulaney legte den Revolver auf den harten Sand. Es war besser, Becky bekäme die Waffe nicht zu Gesicht. Da standen die beiden, zwei Schemen im Schein einer Taschenlampe.

»Becky...«

Sie verstummten. Er spürte, wie erschrocken sie waren.

»Ich habe versucht, Sie anzurufen, aber es war besetzt.«

»Mein Telefon hängt an einem Gemeinschaftsanschluß«, sagte sie kühl.

»Wo ist Rue?«

»Was wollen Sie von ihr? Haben Sie ihr heute abend **nicht** schon genug angetan?«

»Rues Leben ist in Gefahr«, sagte er, und das hörte sich sogar für ihn selbst ziemlich verrückt an.

Falls es ihm nur irgendwie gelänge, alles in einem verständlichen Satz zusammenzufassen, würden sie ihm glauben müssen. Aber es gab keinen solchen Satz.

»Die Buren-Geschichte schildert wahre Begebenheiten. Der Junge... er ist längst kein Junge mehr... aber immer noch ein Mörder. Er ist schon seit Jahren hier. Hat für die Deutschen gearbeitet, weil er die Briten haßt. Sie haben das Skript gelesen, Sie kennen den Grund. Er hat March Flack umgebracht. Dann hat er Carnahan, Kendall und Peter ermordet. Jetzt ist er hinter Rue her.«

Becky sagte nichts.

»Ich habe das Skript verändert, um ihn wütend zu machen. Ich dachte, er würde nur auf mich losgehen.« Er bemühte sich, ihr ins Gesicht zu sehen. »Becky... es ist Gus.«

»Nein.« Sie wich zurück. »Ich glaube Ihnen nicht.«

»Es ist Gus. Falls ich Rue nicht finde, wird er sie umbringen.«

»Gus liebt Rue. Er würde ihr niemals weh tun.«

Dulaney sah Blake an, ein Schatten im Halbdunkel. »Um Gottes willen, will mir denn keiner von euch helfen? Er wird sie töten.«

»Sie war bei uns«, sagte Blake. »Sie ist erst vor ein paar Minuten nach Hause aufgebrochen. Vermutlich ist sie im Augenblick immer noch zu Fuß am Strand unterwegs.«

»Wissen Sie, wo sie wohnt?«

Blake nickte. »Ein paar der Darsteller wollten sich bei ihr treffen... um zu feiern... falls das Stück gut über die Bühne gegangen wäre.«

»Verraten Sie es ihm nicht«, drängte Becky. »Sagen Sie kein weiteres Wort.«

»Ich muß«, widersprach Blake. »Ich kann nicht anders. Ich habe diese Figur verkörpert, und ich glaube ihm.«

»Mein Gott, ihr seid beide verrückt.«

»Vielleicht. Aber ich habe diese Rolle gespielt, und es war fast so, als würde er in mich hineinkriechen. Schon bei der Generalprobe konnte ich spüren, wie er mich aus der Kabine beobachtet hat. Und als wir dann auf Sendung waren... Ich werde nie diese Augen vergessen. Während des Zwischenspiels habe ich ihm in die Augen gesehen, und da hätte es mir beinahe die Kehle zugeschnürt.«

»Ich rufe die Polizei.«

Becky eilte davon.

»Kennen Sie das Apartmenthaus an der Surfside Road?« fragte Blake.

Die Straße lag am Stadtrand. Dulaney war hundertmal daran vorbeigekommen, ohne je richtig darauf zu achten. »Sie wohnt im Obergeschoß«, sagte Blake. »Die Nummer weiß ich nicht, aber ihr Name müßte auf dem Briefkasten stehen.«

Dulaney tastete sich zu seiner Waffe zurück. Er hörte Blakes inzwischen zitterige Stimme, wie sie ihm aus der Dunkelheit eine letzte Frage stellte. »Wollen Sie, daß ich mitkomme?«

»Nein, schon in Ordnung.«

22.

Jack rannte auf der Straße zurück; als die Stadt sich aus dem Dunst schälte, verlangsamte er das Tempo und schlich

vorsichtig weiter. Die Schwaden rissen hier immer wieder auf, so daß streckenweise recht gute Sicht herrschte.

Etwa hundert Meter vor sich sah er das Apartmenthaus, erst als trüben Umriß im Nebel, dann als neues Gebäude aus Stahlbeton und hellen Ziegeln, zwei Etagen hoch, mit Treppen an beiden Enden und langen Außengängen vor den Wohnungen, ähnlich wie in einem Motel. Pro Stockwerk gab es sechs Apartments, jeweils drei unmittelbar nebeneinander, getrennt durch einen Mittelgang, der zur Rückseite des Gebäudes führte. Dulaney blieb in einiger Entfernung stehen. Er wußte, daß sein Gegner ein geübter Schütze war, der ihn mit einem Gewehr aus nahezu beliebiger Distanz erwischen würde.

Auf der Vorderseite des Hauses gab es keinerlei Deckung, und eine Laterne erhellt sowohl den Hof als auch die Straße und den Pfad, der vom Strand heraufführte. Um die Rückseite überblicken zu können, mußte Jack das offene Gelände durchqueren oder einen weiten Bogen schlagen. Reglos verharzte er einen Moment. Dann verfluchte er seine Unentschlossenheit und lief um die Südseite herum, gerade noch innerhalb des dunklen Rings, der das Grundstück umgab.

Hinten war es besser; hier gab es Bäume, dichtes Unterholz und einen Fußweg. Von hier hatte er den größten Teil der Vorderseite ebenfalls im Blick, außerdem ein Stück Straße und jenseits davon die niedrigen Sandhügel in Richtung Strand. In keiner der oberen Wohnungen brannte Licht - Rue lag entweder bereits im Bett oder war noch gar nicht eingetroffen. Dulaney folgte dem Weg in nördlicher Richtung, um mehr von der Straße sehen zu können. Dann geschahen einige Dinge gleichzeitig. Ein Wagen fuhr vorbei. Im Licht der Scheinwerfer sah Jack etwas aufblinken. Und praktisch in derselben Sekunde kam Rue den Pfad vom Strand hinauf.

Er lief weiter nach Norden und fand plötzlich seine schlimmste Befürchtung bestätigt. Was da eben zwischen den Sträuchern aufgeblinkt hatte, war Stoners Pickup, der weit abseits der Straße und gut versteckt zwischen zwei Bäumen stand. Die Haube war kalt. Gus mußte schon seit geraumer Zeit irgendwo hier lauern.

Dulaney suchte die nähere Umgebung ab, konnte aber nichts Genaues erkennen. Eine neue Nebelbank war aufgezogen, und Rue wirkte wie ein Gespenst aus einem schlechten Film; ihre Konturen waren unscharf, schienen zu wabern und zu verlaufen. Sie betrat die Straße, und Dulaney verspürte einen Schauder, als sie völlig ungeschützt die Fahrbahn überquerte. Er konnte sich nicht rühren, durfte nicht rufen - weil er fürchtete, Stoner würde sie in diesem Fall sofort töten -, er konnte lediglich stillhalten und hoffen, daß sie lebendig ihre Wohnung erreichte.

Sie trat unter das Vordach, blieb kurz stehen, kam wieder hervor und blätterte dabei ihre Post durch. Dann stieg sie ein paar Stufen hinauf, hielt inne und las etwas im Schein der Laterne. Dulaney schloß zitternd die Augen. Als er sie wieder öffnete, stand Rue immer noch dort. Auf einmal durchzuckte ihn ein neuer Gedanke. *Er ist überhaupt nicht hier draußen...er ist in der Wohnung.*

Nichts sonst ergab einen Sinn, falls Stoner tatsächlich vor hatte, Rue zu töten. Und wenn er uns beide will, hier sind wir, wieso schießt er nicht? Dulaney war einen Schritt ins Licht vorgetreten und ging nun weiter. Das Herz schlug ihm vor lauter Angst um sie beide bis zum Hals, aber noch immer peitschte kein Schuß auf, traf keine Kugel seinen Körper. Er hörte Rue die Stufen hinaufgehen und rannte um die Ecke des Gebäudes, so daß man ihn aus Richtung der Sandhügel, der Straße und der im Norden gelegenen Bäume sehen konnte, nicht jedoch aus Richtung der Außengänge und Wohnungen.

Dann schlich er sich die gegenüberliegende Treppe hinauf, den Revolver schußbereit in der Hand.

Rue hatte das obere Stockwerk erreicht und kam in seine Richtung. Er nahm die letzten Stufen mit großen Schritten und sah sie an den ersten drei Apartments vorbeigehen. Sie hatte ihn noch nicht bemerkt, weil sie weiterhin in der Post blätterte. Lautlos betrat er den Außengang der ersten Etage und richtete sich auf. Die Waffe hielt er hinter seinem Oberschenkel verborgen. Dann hob Rue den Kopf, sah Dulaney und blieb erschrocken stehen. Er hielt sich den Zeigefinger an die Lippen

und bedeutete ihr, sie möge ein Stück zurückweichen. Sie musterte ihn verwirrt und schien sich nach den Ereignissen des Abends unsicher zu sein, ob er ein Freund war oder nicht. Dann öffnete sie den Mund, als wolle sie etwas sagen. Abermals hielt er sie davon ab, indem er mit weit aufgerissenen Augen den Finger in einer hektischen Bewegung zum Mund hob. Sie trat auf ihn zu, und er schaffte es nicht, sie rechtzeitig zurückzuwinken. Im selben Moment wurde ihm klar, daß er sich erneut geirrt hatte: Stoner wartete nicht in der Wohnung, sondern in dem dunklen Mittelgang. Rue kam auf gleiche Höhe, und schon stürzte Gus sich auf sie, warf ihr ein Seil um den Hals und riß sie von den Beinen. Offenbar hatte Jack aufgeschrien: Stoner fuhr herum, so daß Rue sich zwischen ihnen befand. Die Post flog ihr in hohem Bogen aus der Hand, das Seil schnitt tief in ihre Haut, und Dulaney rannte los. Er sah, daß in Stoners Gürtel eine Pistole steckte - Gus würde Rue loslassen müssen, um danach zu greifen. Irrtum. Stoner war stark; er wickelte sich das Seil um eine Hand, zerrte Rue daran hoch und wollte mit der anderen Hand die Waffe ziehen. Dulaney holte aus und hieb ihm den Kolben des Revolvers gegen den Kopf. Dann packte Jack das Seil und löste die Schlinge um Rues Hals. Sie fiel zu Boden, und er sah, daß Stoner die Pistole hob. Dulaney schoß, zweimal.

Stoner wurde herumgerissen, und unter seinem Kopf breitete sich eine Blutlache aus.

Jack stieß die Waffe mit dem Fuß beiseite. Er drehte sich zu Rue um, aber sie schrie und zuckte verängstigt vor ihm zurück.

»Es ist alles gut«, sagte er. »Es ist alles wieder gut.«

Doch sie wollte ihn auf keinen Fall in ihre Nähe lassen.

Hinter mehreren Fenstern ging das Licht an. Unten bog soeben der Wagen des Sheriffs vor das Haus ein.

»Der Sheriff ist da«, sagte Dulaney. »Ich gehe nach unten und hole ihn.«

Aber er lief die hintere Treppe hinunter und verschwand zwischen den Bäumen.

Er rannte nach Norden. Nachdem er einige Zeit und Entfernung hinter sich gebracht hatte, verlangsamte er das Tempo. Er versuchte an andere Dinge zu denken als an den Mann, den er getötet hatte.

Die Stadt fiel hinter ihm zurück, die Straße ging weiter. Nach seiner Schätzung mußte es ungefähr zwei Uhr sein: die perfekte Nacht für eine Landung. Niemand patrouillierte vor der Küste, keine berittene Streife bewachte den Strand, und alles war in dichten Nebel gehüllt. Wären Hitlers Soldaten nicht anderweitig beschäftigt gewesen, er hätte heute morgen eine ganze Armee hier anlanden können.

Zum letztenmal stieg Jack die große Düne hinauf und sah zur Linken das Blinklicht des Sendemasts. Unten auf dem Parkplatz huschten verschwommene Schemen umher... Autos, Menschen. Etwas blitzte immer wieder auf - vermutlich ein Krankenwagen. Jack blieb lange Zeit dort stehen, obwohl er um die Gefahr wußte, aber die Wehmut in seinem Herzen war einfach zu stark. Sein ganzes Leben hatte sich verändert, doch am Ende ging er, wie er gekommen war: voll Ungewißheit und allein in einer nebligen Nacht.

Sein Wagen lag genauso da, wie er ihn zurückgelassen hatte. Der Motor lief noch, die Räder drehten sich, und aus dem Radio erklang ein ernstes Klavierstück.

Beethovens *Mondscheinsonate*.

Die Musik wurde ausgeblendet, und eine Stimme meldete sich zu Wort. »Damit ist der Sendetag von WHAR beendet...« Kidd sagte höchstpersönlich das Programmende an.

Dieser Tag würde allen noch lange in Erinnerung bleiben.

Jack zog den Zündschlüssel ab, zerrte am Deckel des Kofferraums und gab es auf.

Er würde die Kleider, die Schuhe und all die anderen Kleinigkeiten ihres kurzen gemeinsamen Lebens hier zurücklassen. Nur die Uhr und die Postkarte würde er mitnehmen, etwas Geld und die Kleidung, die er am Leib trug. Und das fleckige Foto, das er in Sadler gefunden hatte.

Das Bild würde ihm helfen, Holly aufzuspüren.

Er mußte sie finden. Ihre Vorahnung hatte sich nicht bewahrheitet; es war ihm gelungen, den Fluch zu durchbrechen. Sie mußte es erfahren.

Anfangen würde er in Seattle. Aber er wußte, daß sie überall stecken konnte.

Es spielte keine Rolle. Er würde sie finden.

Er wandte sich nach Westen und ging den langgezogenen Hang zur Brücke hinunter. Der Nebel riß kurz auf, und er konnte fast die Lichter der Stadt sehen. Auf der Brücke blieb er stehen, und aus dem kleinen Fluß stieg eine Schar neuer Gespenster zu ihm auf... Livia, Rue, Harford, Kidd, Maitland, Ali, Eli, Becky und Waldo.

Und Stoner... der arme, gequälte Mistkerl Stoner.

Jack schaute noch einmal hin und sah nur graue Landschaft. Die Stadt und die Menschen waren verschwunden, als hätte er sie lediglich geträumt.

KODA

Hier endet die Geschichte von Jordan ten Eyck, auf einer nebligen Brücke im dritten Jahr des Krieges. Keine Person

dieses Namens trat je wieder öffentlich in Erscheinung, und mit ihr verschwand auch der Mann in der Nacht, den man früher als Jack Dulaney gekannt hatte.

Dulaney verfaßte kein weiteres Buch und wurde auch nie mehr mit einem Verbrechen in Zusammenhang gebracht. Sein Name geriet schnell in Vergessenheit, außer bei einer Handvoll von Leuten, darunter womöglich auch eine alte Dame in South Carolina, die 1951 verstarb.

Die Ereignisse rund um Harfords Radiosender im Sommer des Jahres 1942 wurden zum Gegenstand mehrerer Untersuchungen. Gerald Marshall Palmer veröffentlichte einen Artikel in der *New York Times*, der eine definitive Verbindung zwischen Eyck und Dulaney herstellte, von dessen Flucht aus einer kalifornischen Straßenbaukolonne erzählte und bis zu seinen Wurzeln in Charleston zurückreichte.

Im März 1943 erschien eine Reportage im *Beachcomber*, in der die von Palmer recherchierten Erkenntnisse mit ein paar aufsehenerregenden Tatsachen verbunden wurden, die soeben erst bekanntgeworden waren. Auf Bitte der Behörden von New Jersey hatte die Polizei in Pennsylvania das ehemalige Haus der noch allseits bekannten Sängerin Miss Holly O'Hara durchsucht und in einem Kriechgang die sterblichen Überreste eines vermißten Schauspielers namens Marty Kendall gefunden. Da die ausschlaggebende Information von einer Radioschauspielerin stammte, die als Patientin in der geschlossenen Abteilung einer Nervenheilanstalt untergebracht war, galten weder Miss O'Hara noch Jack Dulaney als dringend tatverdächtig. Der Sheriff hierzu: »Natürlich würden wir trotzdem gern mit den beiden reden. Miss O'Hara hat anscheinend in einem New Yorker Mietshaus gewohnt, in dem letztes Jahr ein Mann durch einen Sturz vom Dach ums Leben gekommen ist, und warum wir Du-laney sprechen wollen, muß ich wohl kaum erklären. Aber ich rechne nicht unbedingt damit, daß einer von beiden plötzlich zur Tür hereinkommt.«

In der Folgezeit wärmte der *Beachcomber* die Geschichte alle ein oder zwei Jahre wieder auf, bis die Redaktion 1957 aus wirtschaftlichen Gründen den Betrieb einstellen mußte.

1962 wurde ein Buch veröffentlicht, das sich mit Hitlers Plänen auseinandersetzte, in den Vereinigten Staaten während des Krieges einen Sabotagering aufzubauen. Die Affäre Stoner, wie man sie in Pressekreisen betitelt hatte, wurde in einem eigenen anschaulichen Kapitel abgehandelt. Der Schwerpunkt des Werks lag allerdings auf den beiden tatsächlich geglückten Landeoperationen in Florida und New York sowie auf den rechtsstaatlichen Fragen, die sich aus dem seltsamen Geheimprozeß gegen die acht Saboteure - zwei von ihnen amerikanische Staatsbürger - ergaben, in dessen Folge sechs der Angeklagten umgehend hingerichtet wurden. Was in New Jersey eventuell geplant, aber niemals ausgeführt wurde, blieb letzten Endes reine Spekulation.

1968 wurde die Geschichte erneut aufgegriffen, diesmal von einem Magazin, das dem *New Yorker* nacheifern wollte. Als einziger Beitrag einer kompletten Ausgabe erschien ein langer Artikel von etwa zwanzigtausend Worten Umfang, der von manchen als Metafiktion, von anderen als »New Journalism« und von wiederum anderen als Scheißdreck bezeichnet wurde. Der Reporter hatte mit vielen der noch lebenden Beteiligten weitschweifige Interviews geführt, einige über mehrere Tage hinweg, und dann versucht, den Hergang der Geschehnisse aus all den verschiedenen Blickwinkeln zu rekonstruieren. Angesichts der Streiche, die das menschliche Gedächtnis gemeinhin zu spielen pflegt, war dies ein riskantes Unterfangen, aber in den Händen des geübten Verfassers wurde zumindest eine angenehm lesbare Erzählung daraus.

Die Geschichte war in vielerlei Hinsicht eindrucksvoll, vor allem in der anschaulichen Darstellung des Radios als *zentralem* Dreh- und Angelpunkt, nicht nur als zufälligem Hintergrund der Ereignisse. Im Radio der sechziger Jahre spielten dramatische Stoffe längst keine Rolle mehr, und so übte die Reportage eine gewisse Anziehungskraft auf all diejenigen aus, die sich nach der Schlichtheit und Unschuld jener vermeintlich unbeschwert guten alten Zeit sehnten. Die »gute alte Zeit« wirkt immer schlicht und unschuldig, wenn man sie nicht selbst erlebt hat.

Erstaunlich, wie schnell alles vorbeiging. Wie etwas so Großes und Dynamisches auf ein Medium plappernder Diskjockeys und eingebildeter, wichtigtuerischer Talkmaster reduziert werden konnte. Innerhalb weniger Jahre hatte das Radio, wie die Leute von WHAR es kannten, aufgehört zu existieren. Harford starb, und sein Sender wechselte zweimal hintereinander den Besitzer. 1955 hieß die Station WROK, »The Big Rock«, und in dem kleinen Studio im Obergeschoß saß eine neue Generation sehr anderer Radioleute an den Reglern. Sie spielten Rock-and-Roll-Platten, redeten über ihre Musik, ohne wirklich etwas zu sagen, und füllten den Äther mit pausenlosem Lärm.

Im letzten Teil des Artikels wurde versucht, den weiteren Lebensweg der ehemaligen WHAR-Mitarbeiter nachzuvollziehen. Anfangs hatten einige von ihnen noch Kontakt zueinander gehalten, doch am Ende schließen auch diese Verbindungen ein. »Ich kann gar nicht glauben, wie wichtig wir füreinander waren«, sagte Rue Nicholas, die mittlerweile in Connecticut lebte. »Wie können Menschen nur so wichtig füreinander sein und sich dann einfach aus den Augen verlieren?«

Vielleicht hatte nur das Radio sie zusammengehalten.

In den frühen fünfziger Jahren verstarben die älteren Mitglieder der Gruppe, angefangen mit Maitland und Stallworth. Kidd wechselte zum noch jungen Fernsehen. Hazel verlebte den Rest ihrer Tage in einem Sanatorium. Rue heiratete einen Filmproduzenten, gab die eigene Berufstätigkeit auf und bekam drei Kinder. Ihr früherer Freund Jimmy Brinker war als normaler Soldat zur Armee gegangen. Er kehrte mit einem Verwundetenabzeichen zurück und konnte eine erfolgreiche Schauspielkarriere in Hollywood starten. Hin und wieder lief er dort Ah Marek über den Weg, die bisweilen engagiert wurde, wenn man ein schwarzes Gesicht benötigte, ansonsten aber nur selten Rollenangebote bekam.

Waldo starb 1958. Eli marschierte mit Martin Luther King in Selma und wurde viele Male verhaftet. Im selben Jahr, 1965, trat Becky Hart dem Friedenskorps bei und befand sich zum

Erscheinungszeitpunkt des Berichts noch immer irgendwo in Afrika.

Bei allen ließ sich der Verbleib irgendwie klären, nur bei Jordan und Livia nicht. Livia und ihre zwei Söhne hatten die Insel 1946 verlassen, und niemand hatte je wieder etwas von ihnen gehört.

An einem heißen Sommertag des Jahres 1971 bog ein großer Transporter in die Auffahrt ein und hielt auf dem nördlichen Parkplatz. Die beiden Männer trugen Cowboyhüte, und von hinten im Wagen hörte man Pferdegeräusche. Der jüngere Mann, der dreißig, aber genausogut auch vierzig Jahre alt sein konnte, öffnete die Heckklappe des Lastwagens, um nach den Tieren zu sehen. Der ältere Mann, graubärtig und sehr viel größer, ging um das Gebäude herum und trat ein. Eine junge Empfangsdame blickte von ihrer Telefontafel auf.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«

Er erzählte ihr, er wolle sich nur ein wenig umsehen. »Ich habe hier früher mal gearbeitet.«

Schon nach wenigen Minuten ging er wieder. Kaum etwas war noch wie damals. Das große Studio im Erdgeschoß hatte man herausgerissen und durch eine Reihe von Besprechungsräumen ersetzt. Man braucht kein solches Studio, wenn man lediglich Schallplatten auflegen will.

»Nun, wie war's?« fragte der junge Mann, als sie wegfuhrten.

Der Ältere schüttelte den Kopf und erwiderte nichts.

Beileibe nicht nur der Sender hatte sich verändert. Die Straße zur Insel besaß inzwischen vier Fahrspuren, und unter den Bäumen zu beiden Seiten standen Häuser, eine Tankstelle und unten in der Nähe der Brücke sogar ein großer Supermarkt. Die Brücke selbst war ein schimmerndes Bauwerk aus Stahl und Zement, und die Stadt war gewachsen, hatte sich rund um das Sendergebäude ausgebreitet und die Dünen mit Wohnhäusern überzogen.

Sie fuhren nach Süden die Küste hinunter. Die Änderungen waren gewaltig. Wälder hatten sich in Vergnügungsparks verwandelt. Entlang der neuen Schnellstraße waren Motels aus dem Boden geschossen, und die vielen kleinen Städte und Vororte schienen gar kein Ende mehr zu nehmen.

»Halt hier an«, sagte der ältere Mann.

Er stieg aus und überquerte die Bahnschienen und die schmale Parallelstraße. Er stand mitten auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums. Nach einer Weile gesellte der jüngere Mann sich zu ihm.

»Hier ist er begraben«, sagte der Ältere. »Ich kann nicht genau sagen, wo. Aber ungefähr hier muß es sein.«

Er nahm seinen Hut ab und wischte sich über die Stirn. »Laß uns von hier verschwinden. Ich möchte endlich die Pferde abladen.«

Er hieß jetzt Ringer und war Besitzer eines Rennstalls. Nach vielen Jahren im Westen hatte er beschlossen, sein Glück auf den kleinen Bahnen in West Virginia, Maryland und Rhode Island zu versuchen. Er hatte Erfolg gehabt. Seine Spezialität waren vermeintlich alte und ausgediente Pferde, denen er irgendwie doch noch neues Leben einzuhauen vermochte.

Er hatte gutes Geld verdient, aber der Osten gefiel ihm nicht mehr. Nächstes Jahr würde er sich vielleicht wirklich nach Kalifornien wagen. Niemand suchte dort mehr nach ihm.

Die meisten der Pferde hatte er mit den anderen vorausgeschickt. Die Fahrt dauerte drei Tage. Jeden Abend hielten sie an einem Stall, schlügen ihr Nachtlager auf und fuhren am frühen Morgen weiter.

Im Radio liefen andauernd Berichte über Vietnam. 1968 hatte man in einem Ort namens My Lai dreihundert alte Männer und Kinder abgeschlachtet und dieses Verbrechen dann mehr als ein Jahr geheimgehalten. Nun übernahm ein Mann namens Calley die Verantwortung dafür, aber es gab beunruhigende Gerüchte, nach denen dieses Blutbad auf Befehl von oben erfolgt war, weil gewisse Offiziere hohe Verluste des Feindes melden wollten.

»Es hat sich nichts geändert«, sagte der ältere Mann. »Die Menschen sind überall gleich.«

»Wie gut, daß ich nie einberufen wurde«, sagte der junge Mann. »Ich schwöre bei Gott, ich würde eher nach Kanada fliehen, als in diesem verdammten Krieg zu kämpfen.«

»In gewisser Weise ist es genauso wie damals im Burenkrieg. Ein mächtiges, arrogantes Land mischt sich irgendwo ein, obwohl es dort nichts verloren hat. Es glaubt, innerhalb eines Monats den Sieg erringen zu können. Wenn dann die Jungs in Leichensäcken nach Hause kommen, wird es der Sache überdrüssig. Wir scheinen nie dazuzulernen.«

Sie fuhren durch Kansas und weiter nach Nebraska.

»Und? Bist du es jetzt endlich losgeworden?« fragte der junge Mann irgendwann unterwegs.

Der ältere Mann lachte.

»Ich glaube, es wäre leichter gewesen, wenn Mama dich begleitet hätte.«

»Nein. Sie war so klug, es nicht zu tun.«

Sie beeilten sich. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten sie Ak-Sar-Ben, die Rennbahn.

»Ich lade die Pferde ab«, sagte der ältere Mann. »Geh du schon zur Wohnung, und sag deiner Mutter, daß wir hier sind.«

Um einundzwanzig Uhr war alles geschafft. Er saß allein in der Gerätekammer, umgeben vom Heute und dennoch versunken in der Vergangenheit. Es passierte ihm ein dutzendmal pro Woche... er beschlug gerade ein Pferd oder stand mit der Stoppuhr in der Hand an der Gegengeraden und befand sich plötzlich an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit, in einer Welt der Soundstages und schalldichten Kabinen und der grenzenlosen Kraft von Geschichten, die ohne Bilder erzählt wurden. Tausend kreative Möglichkeiten schossen ihm durch den Sinn.

Er hörte ein Geräusch aus dem Stall; ihre Stimme, als sie stehenblieb, um den alten Mustang zu streicheln. Er spürte sie zur Tür hereinkommen, sah ihren Schatten, als sie ins Licht trat, fühlte ihre Hände auf seinen Schultern. »Du sentimental alter Kerl«, sagte sie, und er lachte, neigte den Kopf und küßte ihre Hand.

Schweigend saßen sie dort und tranken das Bier, das sie mitgebracht hatte. Sie überließ ihn seinen Gedanken. Sie

wußte, wohin er gegangen war, und sie saß auch eine ganze Weile später noch neben ihm, als er in die Gegenwart zurückkehrte. Er starre das Bild an, das an der Wand hing, ein gerahmtes Foto von ihnen beiden, aufgenommen auf der Ranch, die sie in Idaho gekauft hatten. Ihre Gesichter waren Silhouetten vor der untergehenden Sonne. Ihr Sohn hatte ihnen das Foto geschenkt und seine Lieblingszeilen des Dichters Thomas Hornsby Ferril daruntergeschrieben. *Jenseits des Sonnenuntergangs liegt die Weisheit von morgen. Und heute wird lange, lange vergangen sein.*

Anmerkungen zum geschichtlichen Hintergrund

Mehr als achtundzwanzigtausend Frauen und Kinder der Buren kamen in Kitcheners Lagern ums Leben. Nicht weniger als zweiundzwanzigtausend britische Soldaten wurden in Särgen nach Hause geschickt.

Eine der Hauptfiguren dieses Romans basiert teilweise auf dem Leben von Fritz Duquesne, beschrieben in der von Clement Wood im Jahre 1932 verfaßten Biographie *The Man Who Killed Kitchener*.

Irland blieb während des Zweiten Weltkriegs neutral. Churchill war empört, als die Iren britischen Geleitschiffen die Einfahrt in ihre Häfen verwehrten. Dublin wurde manchmal als Schlupfwinkel deutscher Spione bezeichnet.

Wie der Verfasser bestätigen kann, hat es tatsächlich einst ein Rennpferd namens Dark Silver gegeben.

Jack Dulanneys Radioshow wurde eindeutig von *Destination Freedom* inspiriert, Richard Durhams bahnbrechender Serie bei WMAQ, Chicago. Durham war ein schwarzer Autor von großem künstlerischen Mut und brauchte keine lenkende weiße Hand, um seine kraftvollen Stücke zu verfassen.

S & L Zentaur 03•06•21